This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08159428 9

Rom.

I.

Vierte Auflage.

1141 C

Illustrirte

Jugend- und Hausbibliothek.

Mit

vielen Tonbildern, zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen,
Karten u. s. w.

Dritte Serie.

Dritter und vierter Band.

Rom.

Anfang, Fortgang, Ausbreitung und Verfall des Weltreiches der Römer.

Von

Dr. Wilhelm Wägner.

Vollständig in zwei Bänden.

Vierte verbesserte Auflage.

Mit zahlreichen, in den Text gedruckten Illustrationen und Zeichnungen von H. Leutemann, G. Mehlender, H. Vogel u. A., vielen Tonbildern und mehreren Karten.

Leipzig und Berlin.

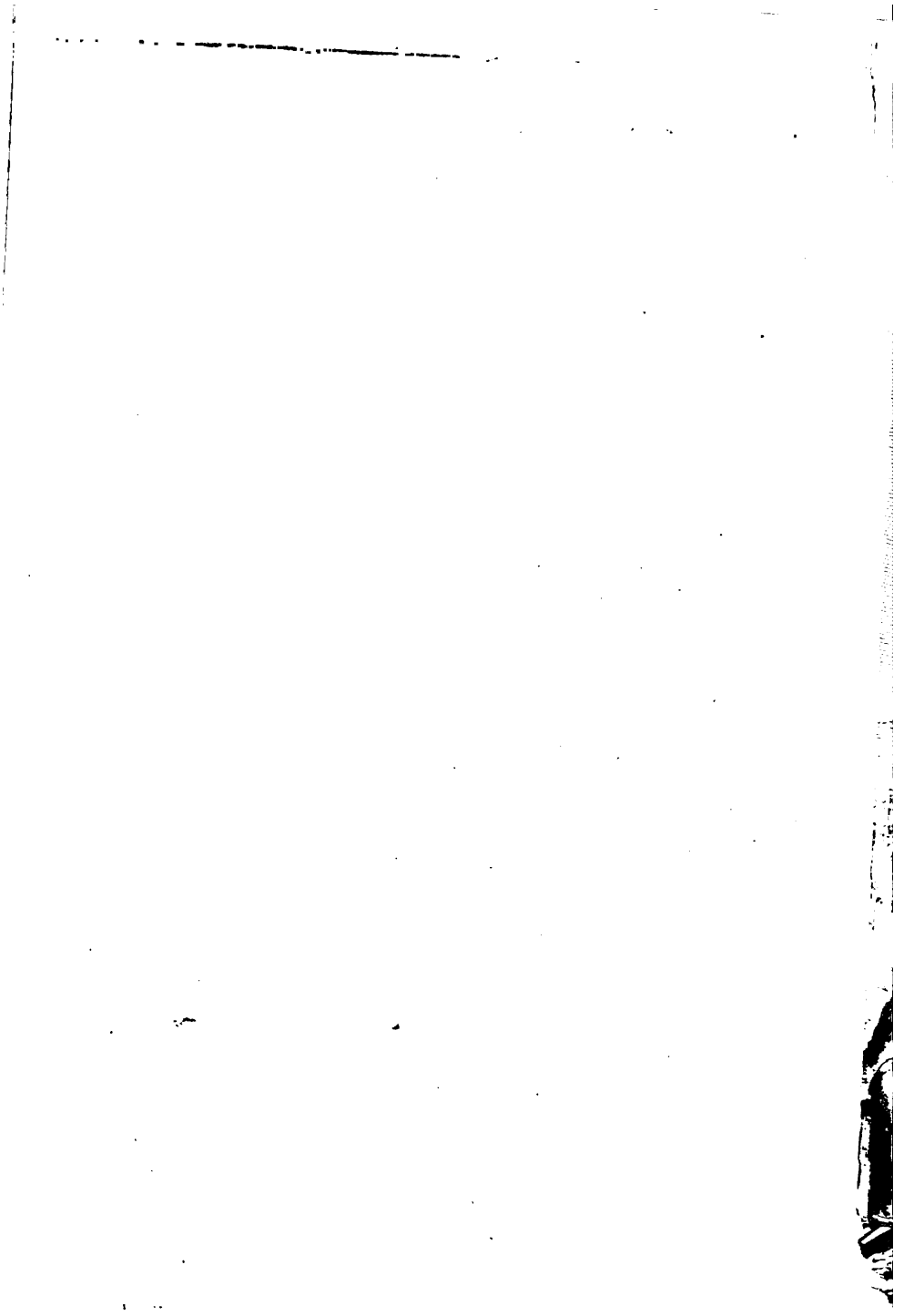
Verlag und Druck von Otto Spamer.

1882.

Rom I. 4. Aufl. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Marius auf den Trümmern von Karthago.

Zeichnung von Hermann Vogel.



Zeichnung von Hermann Vogel.

ROM
von
Dr WAEGNER.
Leipzig
Otto Spamer
SPQR

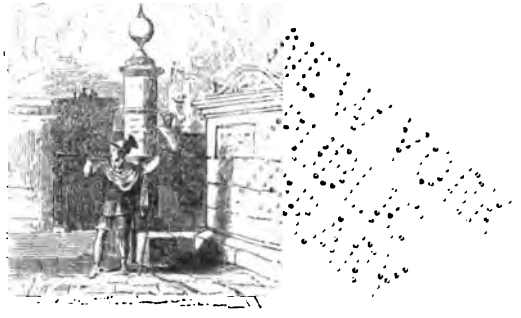
Rom.

Anfang, Fortgang, Ausbreitung und Verfall
des
Weltreiches der Römer.

Für Freunde des klaſſiſchen Alterthums, insbeſondere für die deutſche Jugend.

Von
Dr. Wilhelm Wägner,
Großh. Heſſiſcher Kirchenrath, Ritter des Ludwigsordens ꝛc.

Vierte vielfach verbeſſerte Auflage,
bearbeitet
in Verbindung mit **Dr. B. Volz,** Gymnaſial-Direktor
in Potsdam.



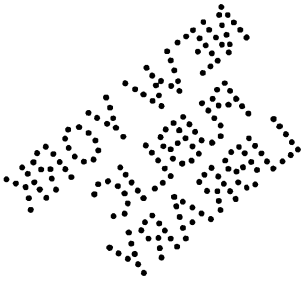
Erſter Band.

Mit 220 Text-Abbildungen, einem Titelbild und einem Frontiſpiz von L. Leutemann, G. Reißlender, H. Vogel u. A., ſamt Karte des alten Italiens.

Leipzig und Berlin.
Verlag und Druck von Otto Spamer.
1882.

3538

Verfaſſer und Verleger behalten ſich das Überſetzungsrecht ausdrücklich vor.



Vorwort

zur dritten Auflage.

Das Bedürfnis einer dritten Auflage des vorliegenden Werkes „Rom“ hat dem Verfasser zu großer Befriedigung gereicht. Er glaubt darin eine Anerkennung seiner Bestrebungen von seiten des urteilsfähigen Publikums zu finden, die Anerkennung, daß er zur Förderung geistiger Interessen ein Scherflein beigetragen habe. Eine solche Wirksamkeit erschien ihm gleich anfangs bei seinen verschiedenen historischen Arbeiten als eine würdige Aufgabe, wodurch er dem Vaterlande vielleicht nicht unwichtige Dienste leiste, und jetzt, da das Deutsche Reich groß, geeinigt und in Ehren aufgerichtet steht, hält er dieses Ziel um so fester im Auge. Der Verfasser darf sich daher begnügen, über Abfassung, Inhalt und Zweck des Buches in gedrängter, übersichtlicher Zusammenfassung nur das anzuführen, was er zum Teil im Vorwort zu den früheren Auflagen ausführlicher besprochen hat.

Der Verfasser war lange Jahre als Lehrer an einer höhern Anstalt mit dem Vortrag der Weltgeschichte beschäftigt. Er setzte auch später in anderer amtlicher Stellung seine historischen Studien fort und sammelte wertvolles Material. Da kam ihm nun der befreundete Verleger, sein ehemaliger Schüler, mit dem Vorschlag entgegen, er möge für seinen Verlag eine Geschichte der Griechen und Römer auf Grund seiner Lehrvorträge schreiben. Das Buch sollte etwa dreißig Druckbogen nicht übersteigen. Als man jedoch das Werk in Angriff nahm, sah man bald, daß nach diesem Plan entweder nur ein trockenes Lehrbuch, oder eine lose verbundene Zusammenstellung von Biographien und einzelnen hervorragenden Begebenheiten gewonnen werde. Das lag aber weder in der Absicht des Autors noch des Verlegers. Es sollte ein lebensvolles Bild von dem Denken und Dichten, dem Thun und Schaffen, Kämpfen, Dulden, Siegen und Untergehen der zwei berühmtesten Nationen des Altertums geboten werden. Da mußten denn die alten Quellen nachgelesen, mit den neueren Forschungen eines Grote, Duncker, Niebuhr, Schwegler, des geistvollen Mommsen u. a. verglichen und in möglichst ansprechende Form gebracht werden, damit Alt und Jung das Buch mit Vorliebe zur Hand nehme. So ist denn unser „Hellas“ zu zwei, „Rom“ zu drei Bänden angeschwollen.

Du kannst, lieber Leser, dieses Buch getrost zur Hand nehmen, wenn du die redliche Absicht hast, auf dem Boden der Wirklichkeit aus der Betrachtung menschlicher Kämpfe, Leiden und Freuden für deine eigene Lebensaufgabe Einsicht, Lebensfrische und Ausdauer zu gewinnen. Weiß doch niemand, in welche Verhältnisse ihn die im Verborgenen waltende Macht versetzen wird. Zwar — so können wir bei der dritten Auflage unseres „Rom“ hinzufügen — zwar ist die Einigung unseres Vaterlandes auf den Feldern, wo das Schwert die Entscheidung bringt, ruhmvoll und glücklich zum Abschluß gekommen und das Deutsche Kaiserreich steht aufgerichtet und verherrlicht unter den civilisirten Nationen der Erde; doch du kennst ja die Kläger und Kläffer im Innern, die Finsterlinge, die an seinen Grundfesten zu rütteln versuchen; du hörst das Krächzen der Raben aus dunkeln Klüften, die gerne die alte Zwietracht wecken möchten, und das Zetern des nachbarlichen Feindes nach Rache. Da müssen die Edeln der Nation wacker und jeder muß auf seinem Posten zur Wehr bereit sein, ruft doch die Geschichte ihnen zu: „Bewahrt unter allem Wechsel des Geschickes die Ehrenhaftigkeit der Gesinnung und die Mannhaftigkeit der That! Weicht nicht von dem, was Ehre und Pflicht fordern!“ Wenn die Schläge des Schicksals euern Mut zu beugen drohen, so mögen die Heldengestalten aus der alten Römerzeit auferstehen und von ihren Kämpfen, ihren Opfern auf dem Altar des Vaterlandes und von ihren endlichen Siegen berichten, damit ihr lernt, unbekümmert um die Götzen der gedankenlosen Menge, im Sturme auszuharren, den Weg des Rechtes und der Ehre zu verfolgen und der Gemeinwohlfahrt jedes mögliche Opfer zu bringen.

Der Verfasser ist auch bei Herstellung der dritten Auflage bemüht gewesen, das Werk dem Ideale näher zu bringen, das ihm vorschwebte. Er hat zu dem Ende neuere Forschungen zu Rate gezogen, Winke und Ausstellungen einer unparteiischen Kritik berücksichtigt und namentlich in pragmatischer Weise Ursachen und ihre notwendigen Folgen hervorgehoben.

Das Buch ist, wie sich der Geschichtskundige überzeugen wird, nach Anlage, Fassung und Richtung selbständig und eigentümlich. Der Autor geht seinen besondern Weg, unbeirrt durch den Vorgang selbst anerkannter Koryphäen der Wissenschaft, wenn er nach reiflicher Erwägung ihnen nicht beistimmen kann. Er berief sich im frühern Vorwort auf eigene Anschauung, wozu ihm seine Reisen Gelegenheit gaben. Er hat sich über seine letztjährigen Wanderungen eingehend in seinem Werke „Nordisch-germanische Vorzeit“ ausgesprochen. Manches von dem, was er geschaut, wird auch im letzten Bande von „Rom“ Erwähnung finden, damit man begreift, wie es kam, daß die schwachen germanischen Stämme so hartnäckig und mit siegreichem Erfolge unter Anführung ihrer Helden den weltbezwingenden Römern Widerstand leisten konnten.

Der Verfasser darf sich wohl darauf berufen, daß das Buch auch im Ausland Anerkennung gefunden hat, da es in mehrere neuere Sprachen bald nach

seinem Erscheinen übersetzt wurde. Unterdessen ist ihm auch, wie früher die ersten Bände, so auch der dritte Band von der Verlagsbuchhandlung der französischen Ausgabe (Berger-Levrault in Paris) zugesandt worden.

Mit dem Dank, welchen er mehreren Freunden schuldet, die ihn in seinen literarischen Bestrebungen seit Jahren unterstützten, verbindet der Verfasser die Anerkennung der Bestrebungen des Herrn Verlegers, auch diese Auflage unseres Werkes würdig herzustellen. Seine verlegerische Thätigkeit ist zwar von solchen Erfolgen begleitet gewesen, daß es fast überflüssig erscheint, hier des weiteren davon zu reden. Indessen ist es noch nicht allgemein bekannt geworden, wie er, obgleich von körperlichen Leiden schwer heimgesucht, seinen Berufsgeschäften dennoch ausdauernd obliegt und sich zu diesem Zweck auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft heimisch gemacht hat. Er weiß mit Kennerblick die besten Vorlagen auszuwählen und hat auch für die dritte Auflage unseres „Rom" minder gelungene Illustrationen durch bessere ersetzt, wobei aber, wenn irgend möglich, Antiken und neuere, großartige Kunstwerke zu Vorlagen dienten. Sämtliche Zeichnungen wurden in der artistischen Anstalt der Verlagshandlung von Otto Spamer xylographirt.

Wohlan denn, lieber Leser, tritt ein in das Pantheon der römischen Geschichte, wo dir nicht unbeseelte Bilder von Erz und Stein entgegen starren, noch nebelhafte Gebilde poetischer Phantasie dich umgaukeln, sondern wo lebensvolle Gestalten aus dem Dunkel der Vergangenheit hervortreten. Sie berichten dir von den Zuständen in früherer Zeit in nahen und fernen Ländern und erzählen dir, wie die Helden Roms mannhaft des Tages Last und Sorge getragen und Saaten für kommende Geschlechter ausgestreut haben.

Kettenheim, am Sedansfeste 1875.

Der Verfasser.

Vorwort

zur vierten Auflage.

Über Entstehung, Herstellung und Zweck unseres „Rom" hat sich der Verfasser in dem hier vorgedruckten Vorwort zur vorigen Auflage ausgesprochen. Das Bedürfnis einer vierten Auflage scheint ihm ein Beweis, daß das Buch bisher seinem Zweck wohl entsprochen habe. Es wurde auch diesmal alle Sorgfalt aufgewendet, um des Beifalls des Publikums für diese Auflage gleichfalls sicher sein zu dürfen. Zu solchem Zwecke ist das Buch nach der Seite der Illustrationen hin ein teilweise ganz neues, und dank dem Entgegenkommen des Verlegers ein vielfach verbessertes geworden.

Durch länger andauernde Erkrankung ward dem Verfasser der Wunsch nach Unterstützung bei der Durchsicht der neuen Auflage nahe gelegt. Der Verleger gewann für dieselbe den Herrn Gymnasialdirektor Dr. B. Volz in Potsdam, für dessen Mitwirkung wir demselben unsern herzlichen Dank aussprechen. — Unser verehrter Mitarbeiter, mit der Form und dem Tone des Buches im ganzen durchaus einverstanden, ist bemüht gewesen, durch Verbesserungen, Einschaltungen wie teilweise auch Kürzungen, soweit es erforderlich schien, das Werk zu fördern. Auch der Vermehrung und Berichtigung der Illustrationen ist seine Sorgfalt zugewendet gewesen. — So ist das Buch in manchem Betracht ein anderes geworden, und doch dasselbe geblieben.

Die amtliche Orthographie, welche jetzt von der großen Mehrzahl der deutschen Unterrichtsanstalten befolgt wird, nunmehr auch in der neuen Auflage durchzuführen, erschien angemessen; ebenso empfahl es sich aus praktischen Gründen, die früheren drei Bände jetzt, unserm „Hellas" entsprechend, in zwei allerdings stärkere Bände umzugestalten. Trotz zahlreicher Einschaltungen und neu hinzugetretener Illustrationen ist unser Werk nicht teurer, es konnte im Gegenteil, infolge stattgehabter Formatvergrößerung, auf zwei Bände beschränkt, um ein Fünftel billiger im Preise gestellt werden. Schon infolge dieses die Anschaffung erleichternden Umstandes hofft der Verleger das Buch mit noch größerem Beifall als bisher aufgenommen zu sehen.

So übergeben wir denn unser „Rom", das Werk vieljähriger Sorge und Mühe, abermals dem Publikum mit der frohen Hoffnung, daß es nicht bloß Unterhaltung in müßigen Stunden gewähren, sondern daß die darin dargestellten Charaktere und Thaten die Herzen der Jugend erheben und tüchtiger zum Kampfe in den Schranken des bewegten Lebens machen werden. Der Verfasser darf mit Befriedigung sagen, daß die deutsche Jugend das Werk seiner Mühen und Hoffnungen lieb gewonnen und mit Eifer studirt hat. Möchte dies auch für die Folge so sein und für den Unterzeichneten als Zeichen gelten dürfen, daß seine Absicht bei Abfassung des Werkes in Erfüllung gehe, und daß er mit dieser geistigen Gabe ein Scherflein auf dem Altar des teuren Vaterlandes niedergelegt habe, das einen Beitrag zur allgemeinen Wohlfahrt liefere.

So gehe denn unser „Rom" von neuem hinaus in die Welt und verdiene den Dank wißbegieriger Menschen jedes Alters und Geschlechts; es trage dazu bei, die Menschenwelt in ihren Höhen und Tiefen kennen zu lernen.

Möchte der, welcher über den Sternen wohnt, unserm Streben Erhörung winken!

Kettenheim, am Sedanfeste 1881.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis

von

W. Wägners „Rom“.

Erster Band.

Seite

Einleitung 3

Erster Abschnitt.

Wanderung nach und durch Italien.

Reise über die Alpen (7). Panorama der italienischen Landschaft (8). Rom (16). Unteritalien (17). Sizilien (20) 7

Das alte Italien.

Land und Volk. Älteste Bevölkerung: illyrische, latinische und umbrisch-sabellische Völkerschaften (24). Rasener oder Etrusker (25). — Gebirge, Flüsse und Seen (26) 23

Früheste Kulturzustände. Ursprüngliche staatliche Einrichtungen und deren Fortentwicklung (34). — Religion. Älteste Gottheiten der Italiker (36), der Etrusker (37), der Sabiner (38) und Römer. Jupiter, Mars, Quirinus (39), Janus, Juno, Vesta. Einfluß der religiösen Vorstellungen der Hellenen (40). Die unterirdische Schattenwelt: Manen, Lemuren, Larven, Lamien (41). — Bauweise (42). Erste Anfänge, Burgen (43), Befestigungen, Wohnungen (44), öffentliche Gebäude, Tempel (45), Grabanlagen (47). — Bildende Künste (48). Malerei (50). — Altitalien und Griechenland (51) 33

Altlatinische Sagen. Janus und Saturnus (54). Picus und Faunus (55). Latinus und Äneas (56). Des Äneas Nachkommen (57). Romulus und Remus (59). Gründung Roms (60) 53

Zweiter Abschnitt.

Die römischen Könige.

1. **Romulus.** Sagenhafte Anfänge Roms (61). Raub der Sabinerinnen. Tatius (63). Kampf gegen die Sabiner und Versöhnung (64). Mythe von Romulus und Remus (65) 61
2. **Numa Pompilius.** Sein Umgang mit der Nymphe Egeria (66). Staatliche und religiöse Einrichtungen (67). Salier (68). Fetialen. Janustempel (69) 66
3. **Tullus Hostilius.** Kampf gegen Alba Longa. Curiatier und Horatier (72). Krieg gegen Veji und Fidenä und mit den Sabellern (74) 71
4. **Ancus Marcius.** Kampf gegen Latiner, Sabiner, Etrusker und Volsker. Tarquinius Priscus, Reiteranführer (75) 75
5. **Lucius Tarquinius Priscus.** Herrschaft der Etrusker (78). Ramner, Titier und Lucerer. Kriege gegen die Latiner und Sabiner (79). Befestigung und Verschönerung von Rom (80). Tempelbau auf dem Kapitol. Entwässerung des Forums (82). Servius Tullius (84). Widerstand der Geschlechter (86) 77

Seite

6. **Servius Tullius.** Tempelbau auf dem Aventinus. Bündnis mit Latium. Beruhigung der Sabiner (87). Vollendung der Befestigungen. Kurien und Pflegschaften. Klienten (88). Tribus und Tribunen (89). Klassenbesteuerung (90). Wert des römischen As (91). Lucius und Aruns Tarquinius (92). Ermordung des Servius Tullius (94) 87

7. **Lucius Tarquinius Superbus.** Erhöhung der königlichen Macht (95). Krieg gegen die Sabiner und Volsker. Bündnis mit den Hernikern. Feriae latinae (96). Einnahme von Gabii (97). Bauten (98). Die sibyllinischen Bücher (99). Gesandtschaft nach Delphi. Junius Brutus (100). Belagerung von Ardea (101). Tod der Lucretia (102). Flucht des Tarquinius (103) 95

Kulturzustand unter den Königen.

Häusliches Leben (105). Ackerbau, Jagd, Fischerei. Kleidung (106). Staatseinrichtungen (107). — Kriegswesen: Heer, Rüstung, Waffen (112). Reiterei (114) 105

Dritter Abschnitt.

Rom als Freistaat.

Erste Periode: bis zum Decemvirat, 509—449 v. Chr.

Vorherrschaft der Geschlechter. Prätoren. Junius Brutus und Tarquinius Collatinus (116). Verschwörung der Vitellier und Aquilier (118). Ergänzung des Senats (119). Publius Valerius. Neue Gesetzesakte. Quästoren (120). Horatius Pulvius (121). Porsena (122). Horatius Cocles. Mucius Scävola (123). Friede mit den Etruskern (124). Volkszählung. Krieg gegen Latium (125). Appius Claudius. Diktatur (126). Titus Lartius, Diktator (127). Schlacht am See Regillus (128). Unterdrückung der Plebejer (129). — Widerstand derselben (131). Volkstribunen. Erster Auszug nach dem heiligen Berge (132). Das Veto (134). Verbrüderung mit Latium (135). Spurius Cassius (136). Ackergesetz desselben. Die Fabier (137). Ihr Untergang (139). Innere Kämpfe. Volero Publilius. Ernennung der Tribunen (140). Einfall der Volsker und Äquer (142). Coriolanus (143). Sein Zug gegen Rom (144). Versöhnung (146). Bedrängnisse Roms (147). Lucius Quinctius Cincinnatus und Cäso Quinctius. Überfall des Kapitols (148). Cincinnatus Diktator (149). Sieg über die Äquer (150) 115

Das Decemvirat. Geschriebene Gesetze (152). Appius Claudius. Die ehernen Tafeln (154). Gewaltherrschaft der Decemvirn (157). Krieg gegen die Sabiner und Äquer (159). Lucius Siccius Dentatus (160). Verginia (161). Tod derselben (162). Zweiter Auszug nach dem heiligen Berge (165). Übergang zu gesetzlicher Freiheit (166). Verurteilung des Appius Claudius (168) 152

Kulturzustände. Bürgerliches Leben (169). Ackerbau (170). Kleidung (171). Öffentliche Feste und Spiele (173). Poesie und Musik (174). Gespensterglaube (177). Sänger und Spielleute (178). Gewerbe und Verkehr: Handwerker (181), Kaufläden (182). Leichenbestattungen (184). Kriegswesen (185): Veränderungen in den Waffen, der Aufstellung und Heerverfassung (186), Kriegszucht (188), Sold (189) 169

Zweite Periode: bis zum Abzug der Gallier, 449—389 v. Chr.

Innere Kämpfe. Minderung der Standesunterschiede (192). Finanzwesen. Censoren (195). Schreiberzunft (196). Langjähriger Notstand infolge von Naturereignissen. Spurius Mälius (197). Konsulartribunen. Erneuerte Anregung der Ackergesetzfrage (199) 191

Kämpfe nach außen. Krieg gegen die Äquer und Sabiner (201). Sieg über die Äquer und Volsker (202). Erhebung der Etrusker (203). Zerstörung von Fidenä. Rom gegen Veji (204). Niederlagen der Römer (207). Marcus Furius Camillus (208). Ableitung des Albanersees (210). Eroberung von Veji (211). Ackerverteilung (212). Verbannung des Camillus (214) . 201

Die Gallier. Wanderungen derselben. Aruns bei Brennus (216). Einbruch der Gallier (217). Niederlage an der Allia. Brennus in Rom (220). Tod des Konsular Marcus Papirius (221). Kampf auf dem Kapitol und Belagerung desselben (222). Rettung durch die Gänse (224). Diktatur des Camillus (225). Abzug der Gallier (226) 215

Dritte Periode: bis zu den Punischen Kriegen, 389—264 v. Chr.

Kriege gegen die Nachbarvölker. Sage von der Volksflucht (228). Veränderungen im Kriegswesen (229). Sieg über Volsker und Etrurier (230), über die Präneſtiner (231) 227

Kämpfe der Stände unter ſich um Gleichberechtigung. Strenge Anwendung der alten Schuldgeſetze (231). Marcus Manlius Capitolinus (232). Sein Tod (234). Gaius Licinius Stolo und Lucius Sextius (235). Das Liciniſche Ackergeſetz. Ordnung des Schuldenweſens (236). Errichtung der Prätur. Die kuruliſche Ädilität (238). Lucius Sextius, erſter plebejiſcher Konſul (239). Erneuerung der Wuchergeſetze (240). Geſetz gegen Amtserſchleichung (241). Aufhebung der Schuldknechtſchaft. Gerichtstage (242). Zulaſſung der Plebejer zur Prieſterwürde (243). Kolonien (244) 231

Kriege gegen Gallier, Samniten und Latiner. Strenges Hausregiment (245). Opfertod des Marcus Curtius. Beſiegung der Herniker (246). Neuer Einbruch der Gallier (247). Titus Manlius Torquatus. Gegen die Etrusker (248). Kelten und griechiſche Piraten. Marcus Valerius. Rom gegen Samniten und Latiner (249). Kampf am Gaurusgebirge (251). Sieg des Publius Decius (252). Aufſtand des Kriegsvolkes in Capua (253). Erfolge der Latiner (254). Krieg gegen den latiniſchen Bund. Hinrichtung des Titus Manlius (255). Tod des Decius Mus (257). Unterwerfung der Latiner (258). Erſtürmung von Pedum. Züchtigung der Latiner und Campaner (259) 245

Zweiter Krieg gegen die Samniten und deren Verbündete. Alexander von Epirus. Vorbereitungen zu neuen Angriffen gegen Samnium (260). Wiederausbruch der Feindſeligkeiten. Vernichtung von Paläopolis. Unterwerfung von Neapolis. Lucius Papirius Curſor und Quintus Fabius Maximus Rullianus (261). Fabius in Apulien. Papius Brutulus' Tod (264). Die Caudiniſchen Engpäſſe (265). Papirius Curſor und Publilius Philo. Waffenruhe (268). Ende derſelben (269). Wechſelndes Kriegsglück (270). Krieg in Etrurien (271). Niederlage der Bundesgenoſſenſchaft (273) . . 260

Dritter Krieg gegen die Samniten und ihre Bundesgenoſſen. Tarent (275). Quintus Fabius Rullianus (276). Schlacht bei Sentinum (278). Fall von Aquilonia (279). Manius Curius Dentatus. Das Cäritiſche Recht. Krieg in Etrurien (280). Vernichtung der Senonen und Niederlage der Boier (281). Matronenſtreit in Rom (282) 274

Pyrrhus von Epirus gegen Rom. Gaius Fabricius gegen die Lucaner (285). Bündnis der Tarentiner mit Pyrrhus (286). Schlacht bei Heraklea (287). Cineas in Rom (288). Zug des Pyrrhus gegen Rom. Schlacht bei Asculum (290). Pyrrhus in Sizilien. Sieg der Römer bei Benevent (292). Pyrrhus' Tod. Unterwerfung der Samniten (294). Herſtellung einer Seemacht. Räuber in Rhegium (296) 283

Kulturzuſtände. Bürgerliche Verhältniſſe (297). Sklavenweſen (298). Straßenbauten (300). Waſſerleitungen (302). Kunſtleiſtungen. Lebensweiſe des Römers (304). Das römiſche Haus (305). Speiſezeiten (311). Kindererziehung. Religion (312). Münzweſen. Verkehr. Garten- und Obſtbau (314). Roſenzucht (315). Papier (316) 297

Vierter Abschnitt.

Rom und Karthago.

Erste Periode: Zeit des ersten Punischen Krieges, 264—241 v. Chr. Seite

Die Phöniker. Sidon und Tyrus. Kolonien (318), Seefahrten, Handelsverkehr, Bauten, Religion der Phöniker (319). Karthago (320). Regierungsweise. Kriegszug des Agathokles nach Afrika (323) 317

Die Römer in Sizilien und Afrika. König Hiero von Syrakus. Die Mamertiner (325). Erste Landung der Römer in Sizilien. Die ersten Kriegsjahre (327). Hannibal, Gisgons Sohn, in Agrigent belagert (329). Hanno (332). Einnahme von Agrigent (333). Hamilkar (334). Seesieg des Duilius (335). Landung der Römer in Afrika. Seeschlacht bei Eknomus (336). Regulus (337). Niederlage der Römer (340). Der Krieg in Sizilien. Regulus als Gesandter der Karthager in Rom (342). Sein Tod. Belagerung von Lilybäum (344). Publius Claudius Pulcher (345). Adherbal (346). Hamilkar Barkas (347). Sein Lager auf dem Berg Erkte (348). Schlacht bei den Ägatischen Inseln (350). Friedensschluß (353) 325

Kriege gegen Gallier, Ligurer und Illyrier. Sizilien eine römische Provinz (355). Die Gallier gegen Rom (356). Unterwerfung derselben (357). Unsicherheit zur See (358). Krieg gegen die illyrischen Seeräuber (359) . . 354

Zweite Periode: Zeit des zweiten Punischen Krieges, 219—201 v. Chr.

Die Karthager in Afrika und Hispanien. Hamilkar Barkas (363). Hasdrubal, dessen Schwiegersohn. Hannibals Gelübde. Hamilkar in Hispanien (364) . 361

Hannibal. Neukarthago. Hasdrubals Tod (367). Hannibal Oberfeldherr (368). Belagerung von Sagunt (369). Dessen Eroberung und Zerstörung (370). Hannibals Heerfahrt über die Alpen (375). Rast in Oberitalien (383). Schlacht am Ticinus (385) und an der Trebia (388). Kämpfe in Hispanien (391). Hannibals Zug über die Apenninen (393). Schlacht am Trasimenischen See (394). Q. Fabius Maximus Cunctator (398). Hannibal bei Casilinum (400). Fortgang des Krieges in Hispanien (403). Schlacht bei Cannä (405). Folgen derselben (414). Der Krieg in Unteritalien (418). Bündnis Hannibals mit Philipp V. von Makedonien (420) und mit Sizilien (421). Die Scipionen in Hispanien (422). Marcellus vor Syrakus (423). Archimedes (424). Erster Krieg mit Philipp von Makedonien (425). Fortgesetzter Krieg in Italien (426). Hannibal vor Rom (428). Capuas Fall (429). Erstürmung von Syrakus. Tod des Archimedes (432). Friede mit Philipp von Makedonien. Untergang des P. Scipio und Cn. Scipio in Hispanien (434) . . 366

P. Cornelius Scipio Africanus Major. Eroberung von Neukarthago (438). Bei Bäcula. Hasdrubal Barkas (440). Quinctius' Tod vor Tarent (441). Tod des Marcellus (443). M. Livius Salinator und C. Claudius Nero (444). Schlacht am Metaurus (445). Hasdrubal Barkas' Tod (446). P. C. Scipio in Afrika (447). Masinissa. Syphax. Sophonisbe (448). Punische Gesandte in Rom (454). Die Entscheidungsschlacht bei Zama und Naragara (456). Friedensschluß (458). Verbrennung der karthagischen Flotte (460). Scipios Triumphzug in Rom (461) 437

Dritte Periode: Die Römer in Europa, Asien und Afrika, 201—133 v. Chr.

Kriege gegen Makedonien und Syrien. Philipp V. von Makedonien (464). Rom und der Achäische Bund. Die Römer gegen Makedonien (465). Erhebung der Kelten (466). Titus Quinctius Flamininus (467). Niederlage der Makedonier bei Kynoskephalä (469). Friedensschluß (470). Marcus Porcius Cato in Hispanien (473). Antiochus III. von Syrien (474). Hannibal in Antiochien (476). Antiochus Bundesfeldherr der Ätolier. Seine Niederlage (477). Lucius Cornelius Scipio Asiaticus (478). Sein Sieg bei Magnesia (480). Friedensschluß (482). Anklage gegen die beiden Scipio (483).

Tod des Scipio Africanus (485). Streit zwischen Eumenes und Prusias. Tod Hannibals (486). Tod des Philopömen (487). Philipp von Makedonien (488) und seine Söhne Perseus und Demetrius (489). Perseus gegen die Römer (491). L. Ämilius Paulus (495). Perseus' Niederlage bei Pydna (496). Makedoniens Teilung in vier Republiken (498). Unterwerfung der syrischen Fürsten (499) 463

Dritter Punischer Krieg. Masinissa gegen Karthago (501). Marcus Porcius Cato in Karthago. Beschreibung der Stadt (502). Belagerung von Karthago (506). Verkündigung des Senatsbeschlusses (508). P. Cornelius Scipio Ämilianus Africanus Minor (511). Erstürmung der Byrsa (514). Zerstörung von Karthago (516) 501

Zerstörung von Korinth und Numantia. Krieg gegen die Achäer (517). Zerstörung von Korinth (519). Viriathus (520). Ermordung desselben. Untergang von Numantia (524). Scipio Ämilianus in Hispanien (525). Die Römer in Kleinasien (528) 517

Kulturzustand. Bürgerliches Leben. Schilderung von Rom, seiner Tempel und anderer Bauten (529). Ein Gastmahl (531). Bei M. Porcius Cato (534). Hochzeit (535). Die Frauen (536). Familienleben (537). Handwerker (538). Landwirtschaft (539). Geschäftsverkehr. Gesetzgebung (542). Kriegswesen. Entwicklung der römischen Heeresordnung (547). Belagerungsmaschinen (549). Religion (552). Öffentliche Spiele und Feste (555). Wissenschaft und Poesie (558). Komödie und Tragödie (559). Livius Andronicus. Cn. Nävius. Q. Ennius (560). Lucilius. T. Maccius Plautus (561). Terentius Afer. Pacuvius. Attius (563). Masken (564). Rechtswissenschaft und Beredsamkeit (565). Polybius und andere Geschichtschreiber (567). Architektur. Tempelbauten (569) 529

Druckfehler.

Seite	17	Zeile	22	von	unten	statt imenkette lies ninenkette
„	103	„	12	„	„	„ Signia Circeji lies Signia, Circeji
„	123	„	10	„	oben	„ Herminus lies Herminius
„	238	„	1	„	unten	„ Adile lies Adilen
„	286	„	1	„	oben	„ Thenter lies Theater
„	292	„	15	„	unten	„ Samnium lies Benevent
„	418	„	18	„	„	„ O. Fabius lies Q. Fabius
„	425	„	7	„	oben	„ Anagus lies Anapus
„	441	„	3	„	„	„ Bernitwilligkeit lies Bereitwilligkeit
„	535	„	9	„	oben	„ hunt lies hanat
„	567	„	22	„	„	„ Victor lies Pictor

Tonbilder.

Frontispiz.
Martus auf den Trümmern Karthagos . . . . . Titelbild.
Karte des „alten Italien“ . . . . . am Schlusse des Bandes.

Illustrationen-Verzeichnis.

Bildnisse. Seite

Ancus Marcius 75
Antiochus III. von Syrien . . . 475
Archimedes 425
Brutus, Junius, ... 101
Flamininus, T. Quinctius, . . . 467
Hamilkar Barkas 347
Hannibal . . . . . 367 u. 457
Hiero II. von Syrakus 327
Horatius Cocles 121
Lucretia (nach einer Gemme) . . . 100
Marcellus 419
Masinissa 449
Numa Pompilius 70
Perseus von Makedonien 491
Philipp V. von Makedonien . . . 466
Plautus 562
Prusias von Bithynien 486
Pyrrhus (a. d. Kapitolmuseum zu Rom) 295
Regulus 339
Romulus und Tatius 65
Scipio Africanus Major, P. C., . 437
Scipio Asiaticus, L. Cornelius, . . 479
Tatius, s. Romulus.
Terentius, P., ... 558

Gewerbe, Handel und Landbau.

Etruskisches As und altrömisches As 51
Verkauf von Statuetten der Laren . 53
Jagd und Fischerei 105
Der römische Pflug in verschiedenen Perioden 107
Heimkehr vom Felde 109
Landbau und Landleute 297
Römischer Sklavenbagno 299
Quadrone, Unze, Sesterze, Denar . 315
Münze von Karthago 324
Münze von Sagunt 366
Soldmünze für die punischen Krieger 392
Handwerker . . . . . 540 u. 541
Römischer Spezereiladen (Ausgrabung von Pompeji) 546

Häusliches und öffentliches Leben.

Kurulischer Sessel 104
Römer und Römerin 108
Eine Römerin spinnend (nach einem altrömischen Relief) 111
Die Erteilung der Toga virilis . . 169
Römische Fußbekleidung 171
Festzug nach dem Cirkus zu den Spielen 175
Auszug der lustigen Musikanten . . 179
Atellanenmasken 180
Häusliche Leichenfeier 185

Seite

Bettler und Klient 193
Suovetaurilia (nach einem antiken Basrelief im Louvre) 201
Niederlassung der Gallier 215
Todesstrafe für Staatsverbrecher: Sturz vom Tarpejischen Felsen . 233
Triumphzug des P. Cornelius Scipio Africanus 462
In einer Schenke am Forum romanum 531
Römische Frauen beim Toilettenhändler 537
Bulla eines römischen Knaben . . 539
Fragment aus dem Senatsbeschluß über die Bacchanalien 554
Im Cirkus 555
Faustkämpfer 556
Tierkämpfer 557
Tragische Masken 564
Scene aus der „Andria" des Terenz 565
Ein römisches Buch (aus Pompeji) . 567

Kriegswesen.

Römische Waffen aus verschiedenen Perioden 113
Centurio 186
Schleuderer, Fußsoldat, Liktor, Reiter 187
Olivenkrone 190
Verwundeter Krieger (n. e. Gemme) 200
Gallische Reiter 219
Pila verschiedener Formen 228
Die Manipularaufstellung 229
Keltische Waffen und Halskette . . 244
Samnitische Krieger 251
Kampf zwischen Römern und Barbaren 274
Römische Denkmünze auf den Sieg von Benevent 296
Das Riesenschiff des Hiero von Syrakus 329
Belagerung von Agrigent 331
Alte Trireme (nach dem Modell Napoleons III.) 334
Aufstellung der Elefanten vor der karthagischen Schlachtordnung . . 341
Belagerungssturm 371
Lager der Karthager. Numidier und balearische Schleuderer 405
Aufstellung der Römer und Karthager bei Cannä 410
Campanische Krieger 420
Kampf zweier Schiffe. Die Römer entern 443
Heeresaufstellung bei Naragara . . 455
Einschließung von Numantia . . . 527
Einexerziren der römischen Rekruten 547
Früheste Heeresaufstellung 547

	Seite
Manipular-Aufstellung	548
Quincunxialstellung	548
Quincunxialstellung des Regulus	548
Aufstellung zu fünf Kohorten	549
Pfeilwurfmaschine und Bedienungsmannschaft	549
Römische Feldzeichen, Fähnlein, Feldmusik, Ketten und Ringe	550
Römische Balliste mit Winkelspannung	551

Kultus, Religion und Mythe.

Victoria (aus Pompeji)	3
Larenopfer	23
Feierliches Jupiteropfer	33
Minerva	34
Saturn, Juno, Jupiter	35
Dämonen, eine Seele fortschleppend (n. e. etruskischen Wandgemälde)	37
Diana	38
Mars und Cupido (nach der Statue in der Villa Ludovisi)	39
Saturn	54
Janus	55
Ein römischer Augur	68
Salier oder Ancillier, Schildträger des Mars (n. e. Florent. Gemme)	69
Das Palladium	82
Tempeldienst der Vestalinnen	85
Hausaltar des Quirinus	114
Ceres (nach einem alten Gemälde im bourbonischen Museum)	133
Etruskische Menschenopfer	245
Heilige Hühner	261
Vestalinnen	313
Hauskapelle	316

Kunst: Baukunst, Skulptur, Malerei.

Victoria (pompej. Wandgemälde)	3
Dämonen, eine Seele fortschleppend (etruskisches Wandgemälde)	37
Mars und Cupido (Statue in der Villa Ludovisi)	39
Etruskische Gräber zu Tarquinii	42
Überreste altitalischer Bauten	43
Grundriß eines etruskischen Tempels	44
Gräberstadt	45
Etruskischer Sarkophag (aus der Sammlung Castellari)	46
Restaurirtes Inneres eines Grabes zu Volaterrä	47
Kunstreiche Vasen und Geräte	49
Etruskische Aschenkiste	52
Äneas und Latinus (eingravirt auf einer Bronzekiste aus Präneste)	60
Der geschlossene Janustempel	71
Cloaca maxima	83
Tempelbau auf dem Aventinus	89
Eine Römerin spinnend (altrömisches Relief)	111
Die Tiberbrücke (Pons sublicius)	123
Tumuli	181
Plan des römischen Normalhauses	182
Konsulargräber zu Palazzuola	183
Suovetaurilia (antikes Basrelief)	201
Abzugskanal des Albanersees	209
Tempel der Eintracht	239
Samnitische Krieger (Vasenbilder)	251
Tempel der Pudicitia	281
Pyrrhus (Statue im Kapitolmuseum)	295
Grabdenkmäler der Via Appia	301
Das Atrium	306
Das Vestibulum	307
Plan des römischen Normalhauses	308
Durchschnitt des römischen Hauses	309
Triclinium funebre	311
Römische Gerätschaften, Geschirre, Vasen u. s. w.	313
Säule des Duilius	335
Ein römischer Ritterring	415
Vom silbernen Discus des Schildes des Scipio (Museum von Paris)	461
Plan des phönikischen Karthago	504
Die beiden Häfen von Karthago	505
Aufgang zum Apollotempel zu Cumä	543
Inneres des Jupiter-Stator-Tempels	553
Jupiter-Stator-Tempel	568
Etruskische Säule	570
Dorische Säule der Römer	571
Jonische Säule der Römer	572
Korinthische Säule vom Jupiter-Stator-Tempel in Rom	573
Forum von Pompeji aus späterer Zeit	574
Einfache Bogenstellung und Bogenstellung zwischen Säulen	575
Vesta-Tempel zu Tibur	576

Scenen.

Numa Pompilius bei der Nymphe Egeria	67
Auszug der Horatier	73
Ancus Marcius ehrt den Tarquinius Priscus	77
Tarquinius Superbus entledigt sich des Servius Tullius	93
Brutus verurteilt seine Söhne	115
Untergang der Fabier	139
Die Frauen Roms vor Coriolan	145
Cincinnatus	150
Tod der Verginia	163
Camillus zieht in die Verbannung	213

	Seite
Die Gallier in Rom: Tod des Konsular Papirius	223
Zug der Gallier	225
Des Marcus Curtius Opfertod	247
Demütigung der Römer in den Caudinischen Engpässen	265
Der blinde Appius Claudius und Cineas, der Gesandte des Pyrrhus, in der Ratsversammlung	289
Die Schlacht bei Asculum	293
Römischer Sklavenbagno	299
Atilius Regulus kehrt in die Gefangenschaft der Karthager zurück	343
Publius Claudius Pulcher und das Orakel der heiligen Hühner	345
Sieg der Römer über die punische Flotte bei den Ägatischen Inseln	351
Römische Gesandte vor der illyrischen Königin	359
Landung der Karthager in Hispanien	361
Hamilkar Barkas läßt seinen Sohn Hannibal den Römern ewige Feindschaft schwören	365
Überschreitung der Rhone und Überschiffung der Elefanten auf Flachböten	377
Hannibals Alpenübergang	379
Keltische Krieger vor Hannibal	387
Stürme und Not beim Übergang über die Apenninen	393
Hannibals Kriegslist bei Casilinum	401
Die bei Cannä besiegten Römer ihres Schmuckes beraubt vor Hannibal	413
Fulvius Flaccus zu Cales, über die Capuaner Gericht haltend	431
Tod des Archimedes	433
Sophonisbes und Masinissas Vermählung	453
Scipio läßt die karthagische Flotte verbrennen	459
Empfang des Konsuls Flamininus in Griechenland	471
Boten der Völker und Könige Kleinasiens vor dem römischen Senate	481
Tod des Hannibal	487
Marsch durch die thessalischen Schluchten	493
Zerstörung von Karthago. Erstürmung der Byrsa	515
Zerstörung von Korinth	517
Wegführung der Kunstschätze aus Griechenland durch die Römer	521

Denkwürdige Stätten.

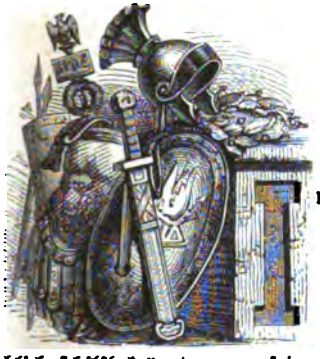
	Seite
Villa Serbelloni am Comersee	7
Isola bella im Langensee	1
Der Gardasee bei Garignano	19
Canale grande zu Venedig	10
Das heutige Florenz	13
Das Forum von Rom	15
Golf von Neapel	19
Ätna	21
Cyklopen-Inseln mit dem Ätna	22
Soracte	25
Die Tiber bei Rom	27
Der Gran Sasso	29
Der See von Nemi	31
Alba Longa	57
Der kapitolinische Hügel	81
Rom unter den Königen	95
Grotte der Sibylle	97
Anxur, Stadt der Volsker	99
Tusculum	127
Das Thal der Cremera	141
Die Stadt Veji	205
Gaurusgebirge	227
Die Caudinischen Pässe bei Caserta	267
Benevent	283
Wasserfälle von Terni	303
Der Berg Erkte	317
Karthago	321
Ruinen von Agrigent	325
Am Fuße der Alpen	354
Das ehemalige Enna	360
Murviedro, das alte Sagunt	369
Alpenlandschaft mit Gletscher	374
Die Montblanc-Kette	375
Am Trasimenischen See	397
Das Blachfeld von Cannä	409
Ruinen des alten Capua	417
Amphitheater des alten Syrakus	423
Der Festplatz der isthmischen Spiele	470
Thessalische Ebene mit dem Olympos	495
Utika (ideale Ansicht)	500
Ruinen von Karthago	501

Einführungsbild: Seite 1.
Anfangsvignetten: S. 61, 191, 437, 463, 529, 558, 569.
Initial: Seite 3.
Schlußvignetten: Seite 214, 436.

ROM
I.
VON DEN
ÄLTESTEN ZEITEN
BIS ZUM ENDE
DER PUNISCHEN KRIEGE.

Sie rangen in der heißen Schlacht
Um Ehr' und Sieg und Herrschermacht,
Die Helden Roms mit Schwert und Speer!
Ihr bleichen Schatten, tretet her
Aus eurer Gräber tiefer Kluft,
Von Staub umweht und Moderluft,
Berichtet aus vergang'ner Zeit
Von Siegeslust und herbem Leid!
Herauf aus eurer Gräber Nacht
In alter Macht! Erwacht! erwacht!

Victoria (nach einem pompejanischen Wandgemälde).



Einleitung.

Im unsicheren Dämmerschein der Sage liegen die Anfänge der römischen Geschichte. Hirten trieben damals noch auf jenen Hügeln und Niederungen, die heutigen Tages die ewige Stadt mit ihren Domen, Palästen und verwitterten Trümmern bedeckt, ihre Herden zur Weide. Vater Tiberinus schlich schilfbekränzt, wenn seine Wasser schwollen, durch die Niederungen. Der weitschauende Janus auf hoher Burg und Saturn, vom fernen Osten kommend, brachten eine goldene Zeit. Wandervölker durchziehen die Halbinsel und gründen sich Wohnsitze. Schwärme aus Latiums Bergen und aus dem Sabinerland bauen sich auf den Hügeln am Tiberflusse an; sie gründen Rom. Sie kämpfen mit einander; sie vertragen sich zu einem Gemeinwesen. Die Sieger besitzen das Feld und richten Gesetze auf; die Unterworfenen und Einwanderer aus der Fremde sind rechtlos; als darauf Herrscher im Glanze königlicher Macht sich erheben, werden sie von den stolzen Geschlechtern gestürzt. Ketten klirren, Geißelschläge schallen, aber unter dem Drucke wird die rechtlose Menge mündig; sie erringt gleiche Berechtigung. Da dringen Barbarenheere heran. Rom geht in

Flammen unter, doch das Kapitol bleibt bewahrt, und aus Schutt und Asche erhebt sich wieder die Siebenhügelstadt in ihrer Macht und schreitet vorwärts von Sieg zu Sieg über die Völker Italiens. Schlicht und einfach leben Roms Bürger nach althergebrachter Sitte; in langumhüllender Toga stehen sie auf dem Forum, die Wohlfahrt der Stadt erwägend; in purpurumsäumtem Gewande ratschlagen die Männer des Senats, einer Versammlung von Königen vergleichbar, über Gesetz und Recht, über Krieg und Frieden. Und wenn die Pflichten ihres Amtes erfüllt sind, wandern sie hinaus auf ihr Feldgut und ziehen Furchen und kehren abends nach vollbrachter Arbeit in die ländliche Wohnung zurück, wo die ehrbare Hausfrau dem einfachen Haushalt vorsteht und die Kinder erzieht in frommer, löblicher Sitte.

So bleibt durch viele Jahre die alte Zucht und Ordnung bestehen, während nach außen kein Stillstand bemerkbar ist. Schiffe werden gebaut, der meerbeherrschenden Nebenbuhlerin Carthago Trotz zu bieten. Im fernen Süden kämpfen Roms Flotten und Heere um Ruhm und Herrschaft. Noch einmal erbebt die stolze Stadt; ein sieggekrönter Held bahnt sich durch Schnee und Eis der Alpen einen Weg in das Herz von Italien. Vor seinem Genie und seinen abgehärteten Kriegern sinken die Legionen in den Staub; aber er steht allein, ohne Hülfe von seiner Vaterstadt, ohne Unterstützung von den gleich ihm bedrohten Königen. Sein Untergang entscheidet über die Weltherrschaft. Die römischen Imperatoren schreiten unaufhaltsam über zertrümmerte Throne, gebrochene Städte, zertretene Nationen und führen die blutigen Trophäen im prangenden Aufzug zum Kapitol. Römisches Gesetz und Recht, römische Sprache, römische Willkür und Habsucht herrschen weit und breit in den Ländern, die das Mittelmeer bespült, bis tief in das Innere der drei umgrenzenden Erdteile. Aber die stolzen Sieger sind selbst Knechte der Habgier geworden; Sinnengenuß ist ihr Ziel; ganz Rom ist feil, wenn nur ein Käufer sich findet.

Und siehe, im eigenen Schoße gebiert sich die ewige Stadt ihre Herren. Männer, groß durch Genie und entflammt von Ehrgeiz, ringen um den höchsten Preis, um die Herrschaft über Rom und die geknechtete Welt. Die Legionen der Söldner folgen willig dem Meistbietenden in den blutigen Kampf; das Lager ist ihre Heimat, Krieg und Beute ihre Losung. Auf beiden Seiten schweben die Adler, auf beiden Seiten blinkt das römische Schwert. Aus dem blutigen Gewühle erhebt sich eine einzige Heldengestalt, furchtbar, unwiderstehlich in der Schlacht, gütig den Besiegten, zum Herrschen berufen. Der Sieger greift nach dem funkelnden Diadem und fällt durch Mörderhände. Aber das entartete Volk, dem Müßiggang ergeben, allen Lastern dienstbar, kann die Freiheit nicht mehr ertragen. „Brot und Spiele!“ ruft der Pöbel, „Glanz und Wohlleben!“ begehren die reichen Schwelger, und sie kriechen und küssen den Staub vor dem Gestirn, das in dem neuen glücklichen Herrscher aufgegangen ist und der bewegten Römerwelt vom langen Bruderkriege endlich wieder zu rasten vergönnt.

Der Waffenlärm ist verhallt; nur an der fernen Grenze des Reiches tönt noch der Kriegsruf im Kampfe mit den freien Söhnen der Wildnis, die ihr ärmliches Gut wider den Andrang der Legionen mutig vertheidigen. Aber die Herrscher und ihre Günstlinge begehren ihre fürstlichen Hallen zu schmücken, die

Freudentafel zu verschönern durch geistige Genüsse; da fällt ein Lichtglanz von jener Geistessonne herüber, die einst das gottgeliebte Hellas verklärt hat, und entzündet in edeln Naturen den Trieb, auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft Preiswürdiges zu schaffen. Lieder erklingen um den Thron der Weltbeherrscher, nicht hohe, gewaltige, berauschende Vaterlands- und Freiheitsgesänge, doch lieblich anzuhören durch Wohllaut und Fülle der Sprache. Sie preisen die Natur und die Lust des Landlebens und die alten Zeiten; sie verherrlichen den Herrscher und die Wohlthat des Friedens; sie scherzen über die Entartung des Volkes oder geißeln mit bitterm Wort die neuen Laster. Auch was in früherer Zeit die Kunst der Rede geschaffen, was die Geschichte aufbewahrt hat von den Thaten der Helden, wird geordnet, in schöne Form gebracht. Kühne Bauwerke, würdig des Römergeistes, werden aufgeführt; Meißel und Pinsel schaffen hehre Göttergestalten nach dem erhabenen Muster griechischer Schöpfungen und anmutigen Schmuck für die Freudensäle der Großen.

Jedoch nicht lange dauert die Blüte; unter dem grausamen Druck der Willkürherrschaft muß sie verwelken. Die Herren der Welt schwingen die Geißel des Despotismus über die Völker; aber sie werden selbst oft Opfer der Gewalt. Söldnerhorden stürzen und erheben sie. — Das düstere Bild des Verfalls der Römerwelt umfaßt Jahrhunderte, in denen nur hier und da eine glänzende Gestalt sich hervorhebt. Das Ende naht; der Riesenbau bricht Stück für Stück zusammen. An den Grenzen stehen Barbaren in der Kraft frischer Jugend; ihre Banner wehen, ihre Waffen blitzen, sie ziehen über den Rhein und die Donau, über die Alpen, Pyrenäen und Meere und teilen sich in den Raub des zerstörten Reiches.

So erscheint in ihren Grundzügen die römische Geschichte, fast einem Märchen gleich, einem Traume kühner Phantasie; und sie ist auch eine Dichtung, eine Dichtung des ewigen Geistes, dessen Gedanken im Leben Körper und Form gewinnen. Es war aber nicht bloß praktischer Verstand, Entschlossenheit und Ausdauer, was, wie wir bisher betrachtet, den Römer zur schwindelnden Höhe emportrug; er ging seinen eigenen stolzen, kühnen Gang, auf dem wir ihm zu folgen vielleicht weder den Willen noch die Mittel haben. In der Idee des Staates war all sein Denken, Wollen und Schaffen begriffen. Der Staat war seine Welt, für die er lebte, kämpfte, zu sterben bereit war. Roma's Glanz zu erhöhen, ihre Grenzen mit siegender Gewalt auszubreiten, danach strebte der stolze Sinn des Römers, nicht selten rücksichtslos in der Wahl und Anwendung der Mittel, mit eiserner Willenskraft, oft mit Verleugnung der heiligsten Gefühle, selbst der Freundes- und Verwandtenliebe. An der Idee von der Fortdauer seines Staates hielt er von Anfang an fest, sie stand ihm unter Siegen und Niederlagen, wie dem Schiffer der Polarstern, auf seinem Pfade vor Augen. Als er aber mit klugem Rat und gewaltiger That von Erfolg zu Erfolg fortschritt, verband sich damit der Glaube an die Bestimmung Roms zur Weltherrschaft. Diesem Glauben unterlagen die schwächeren Nachbarn wie die mächtigsten Reiche, die Krämerseelen in den Handelsstaaten, die verkommenen Nachfolger Alexanders, die verweichlichten Herrscher in Asien.

Rom zwang sie alle unter das gemeinsame Joch, kettete sie alle an seinen Triumphwagen. Nachdem aber die Aufgabe der Siebenhügelstadt, die Gründung

einer Weltmonarchie, gelöst war, schwand die Begeisterung, die den Römer bisher mit unbeugsamer Kraft und preiswürdiger Opferfreudigkeit beseelt hatte. Er wollte nun auch der Früchte seines Schaffens froh werden. Er setzte sich an die Freudentafel des Genusses und meinte, er sei glücklich, bis ihn der Ekel der Uebersättigung und die Langeweile des Müßiggangs ergriff, bis ihm die überreizten Sinne den Dienst versagten, bis er sich in seiner geistigen Öde und Verlassenheit vergeblich nach einem Gegenstande umsah, der des Lebens und Strebens würdig sei.

Still ist indessen fern im Osten ein heller Stern aufgegangen über einer kleinen, auf zwei Höhen ruhenden Stadt. Die Stadt ist Bethlehem: du kennst wohl den Stern und weißt seine Erscheinung zu deuten. Aber der Mann auf dem Throne der Welt sieht ihn nicht, denn er ist berauscht von irdischer Größe und Herrlichkeit. Nur Hirten und Weise aus Morgenland erkennen ihn, und Fischer, Zöllner und arme Handwerker werden von seinem Lichte geweckt und zu Thaten beseelt. Sie gürten ihre Gewänder und schreiten am Wanderstabe durch die Städte und Provinzen des römischen Reiches. Sie bezwingen die Welt in anderer Weise, als die kriegerischen Legionen, und vergießen ihr Blut mit höherem Mute, als die Helden von Thermopylä und Zama. Das Blut der Märtyrer wird die Saat der christlichen Kirche, deren zarte Wurzeln im Laufe weniger Jahrhunderte den Felsen des Römertums sprengen, die Welt des Altertums umgestalten.

Mit dieser geistigen Umwälzung geht eine andere, welche die äußeren, staatlichen Verhältnisse betrifft, Hand in Hand. Rom hat seine Bestimmung erfüllt; sein Glanz ist erblichen. Während seines Riesenleibes Bau greisenhaft zu wanken beginnt, ergreift ein seltsamer Wandertrieb die Nationen, nicht bloß die, welche an den Grenzen des Reiches lagern, sondern auch die des fernen Nordens und die Nomadenvölker der Steppen von Hochasien. Sie wollen ihre rauhe Heimat mit anderen, wohnlicheren Sitzen vertauschen. Sie begehren, nachdem sie Jahrhunderte hindurch in ihren Einöden namen- und thatenlos gehaust, auf dem Schauplatze zu erscheinen, wo die Geschicke des Menschengeschlechts unter Siegen und Niederlagen entschieden werden. Wie verheerende Ströme überfluten sie die Provinzen des morschen Reiches und Rom selbst, zerstören die alte Ordnung, die eigenartige, hohe Kultur des Altertums. Einzelne riesige Gestalten steigen aus den Wogen dieser Völkerwanderung hervor, groß und gewaltig, meist zerstörend, selten fähig Dauerndes zu schaffen. Sie gehen in der wilden Strömung wieder unter, der Wellenschlag der Bewegung spült über sie weg, so daß selten eine Spur ihrer Schöpfungen übrig bleibt. Es ist der stürmische Vorfrühling einer neuen, werdenden Zeit.

Wie die Sage mit ihrem Dunkel die Anfänge Roms verhüllt, daß nur unsichere Umrisse sichtbar werden, so fällt der Ausgang der weltbeherrschenden Stadt in die Dämmerung der Völkerwanderung, so kämpfen über ihren Trümmern die Führer und Helden jugendfrischer Stämme, deren Schicksale gleichfalls die Sage mit ihrem Zauber umsäumt. Neue Formen gebiert, neue Bildungen die ewig kreisende Zeit: aus den Trümmern Roms erhebt sich das Mittelalter, romantisch, ritterlich, die Heldenzeit unserer deutschen Altvordern.

Villa Serbelloni am Comerſee.

Erſter Abſchnitt.

Wanderung nach und durch Italien.

Kennſt du das Land, wo die Citronen blüh'n,
Im dunklen Laub die Goldorangen glüh'n,
Ein milder Wind vom blauen Himmel weht,
Wo ſtill die Myrt' und hoch der Lorbeer ſteht?
Kennſt du es wohl? Dahin! dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, zieh'n!

Goethe.

Mittagwärts, nach Italien, wanderten ehemals Völker des Nordens, Alemannen, Goten, Langobarden, um Schätze und Herrſchaft zu erlangen. Sie gewannen Sieg und Ruhm und vergingen doch nach kurzer Blüte, wie die Alpenroſe verwelkt, wenn man ſie aus der friſchen Bergluft in die heiße Niederung verpflanzt. Nach Italien zog einſt der Hohenſtaufen edles Geſchlecht, Vater, Sohn, Enkel und Enkelkind, um ſich das kaiſerliche Diadem aufs Haupt zu ſetzen, und ſie fanden faſt alle ein frühes Grab in der heißen Erde. Wir aber, ungeſchreckt durch das vergoſſene Blut der Helden, ergreifen getroſt den Wanderſtab und

pilgern nach dem Lande, „wo die Citronen blüh'n, im dunklen Laub die Goldorangen glüh'n". Wir wollen die Stätten sehen, wo vor Jahrtausenden das Römervolk seinen Anfang nahm, wuchs und erstarkte. Die bewaldeten Bergketten zur Linken, den Rheinstrom zur Rechten, ziehen wir leicht und frei dahin. Von jenseits blickt Straßburg mit seinem stolzen Münster herüber. Diesseits grüßt uns das herzige Schwabenvolk. Wir möchten gern verweilen und den Hohenstaufen besteigen, wo das ruhmvolle Kaisergeschlecht seine Wiege hatte. Aber die Zeit drängt; wir müssen weiter. Und so schreiten wir fort über Thäler und Höhen. Schon ist die Sonne untergegangen; aber vor uns glänzt und glüht die Alpenwelt, die riesige Grenzscheide zwischen unserm Vaterlande und den Ländern Italiens. Wir wandern darauf zu, wir steigen durch Eis und Schnee über den Riesenwall, vorüber an donnernden Kaskaden, an klaffenden Abgründen, an Halden voll Alpenrosen, die keine Menschenhand gepflegt hat. Jetzt führt der Weg bergabwärts durch steile Felsenthäler, dem brausenden Wildwasser entlang; milde Luft weht uns entgegen; wir athmen Wohlgerüche des Südens, wir erblicken Rebengelände, Maulbeerpflanzungen, Casinen, wohlgebaute Dörfer, fröhlich schwatzende Menschen mit lebhaften, feurigen Augen: wir sind in Italien. Da blitzen aus umkränzenden Felsen und reich bepflanzten Höhen, gleich funkelnden Juwelen, klare Seen hervor, und weiterhin breitet sich die lombardische Ebene, der Fruchtgarten Italiens, mit ihren prangenden Städten aus.

Wir folgen dem Laufe des Alpensohnes, des Tessin oder Ticino, und wenden zunächst uns westwärts dem Langensee zu, dem Lago maggiore der Italiener. Steile Vorberge der Alpen umgeben den oberen Teil des blaugrünen Gewässers, sanftere, allmählich sich verflachende Hügel den Ostrand und den untern Teil. Dunkle Nadelforste wechseln am Ufer mit Laubwald, Kastanienhainen, Weinbergen, Citronen- und Orangenterrassen, und dazwischen schauen Dörflein und altersgraue, epheuumrankte Burgtrümmer auf das bewegte Leben der Gegenwart hin. Aber der schönste Schmuck des lang hingestreckten Sees sind die vier Borromeischen Inseln, welche in der Bucht von Gravellona wie Blumensträuße aus den klaren Wassern emporsteigen. Wir besuchen die größte derselben, Isola bella, wo die Luft ringsum von aromatischen Düften erfüllt ist. Sie gleicht einem Zaubergarten; denn Alles, was Natur und menschliche Kunst schaffen kann, um ein Elysium auf Erden hervorzubringen, findet sich hier vereinigt. Auf gewundenen Pfaden schreiten wir aufwärts zwischen rothblühenden Oleandern, Feigengebüschen, Alleen, mannigfaltigen Baumgruppen und Blumenbeeten. Myrten- und Jasminlauben, laden zur Ruhe, Springbrunnen und stille Weiher, umgeben von Trauerweiden, Aloen und seltenen Gewächsen, die aus fernen Ländern hierher verpflanzt wurden, erfreuen durch Farbe und Duft die Lustwandelnden auf der glücklichen Insel. Singvögel beleben die Büsche, Fasane, Papageien, Pfauen und Perlhühner wiegen sich auf den Zweigen der Bäume oder treiben sich auf dem grünen Rasen umher und beachten nicht die Aussicht über den glänzenden See, den starre Felsenwände, grüne Hügel, Villen un' Dörfer einfassen. Wir laben uns an solchem Schauspiel und blicken hinüb' nach den grauen Berghäuptern, die aus der riesigen Alpenwelt uns anstarre, und denken an unser Vaterland, das hinter ihnen friedlich ausgebreitet ru'

an den Vater Rhein, an seine Felsen, seine Rebenhöhen, seine Burgen, Städte und Dörfer, wo unsere Lieben wohnen, und fühlen freudig, daß auch dort Mutter Natur des Schönen die Fülle gespendet hat.

Doch weiter! Über die Ausläufer der Alpen hinweg, vorbei an dem vielbuchtigen Luganersee führt ostwärts unser Weg zu dem herrlichen See von Como. Auch ihn umgeben nördlich steile, mächtige Granitberge, an deren Rand Menschenhände kühne Galerien ausgemeißelt haben, damit Reisende und Waren bequeme Straßen finden, während südlich sanftere Hügel die blauen Fluten begrenzen.

Isola bella im Langensee.

Üppige Vegetation, Dörfer und glänzende Villen, in Terrassen über einander emporragend, bedecken die reizenden Ufer; Barken und Gondeln wiegen sich auf den Wellen; von jähen Felswänden stürzen Gießbäche in den See, daß seine Wasser schäumend aufwallen und wie die Brandung des Meeres an die Ufer schlagen.

Welle drängt sich an Welle; man glaubt, wenn die Sonne auf diese Kaskaden scheint, eine Brücke von Krystall und Perlen vor sich zu sehen, die in allen Farben des Regenbogens leuchtet und blitzt. Endlich landen wir in Como. Ein buntbewegtes Leben erfüllt die mit Marmorpaläſten und altertümlichen Kuppeln geschmückte Stadt, die sich halbmondförmig um das Ende des Sees herumzieht.

In der Landschaft, die sich östlich vom Comersee ausbreitet, führt uns die Straße nach Bergamo, das an einem Hügel in Terrassen emporsteigt und mit seinen alten Mauern an frühere Zeiten erinnert. Welcher Verkehr, welche Lebensluſt herrscht hier während der Messe, die jährlich abgehalten wird! Die Einwohner sind überhaupt als gar schlaue Leute bekannt: wenigstens redet in der italienischen Volkskomödie der Arlecchino stets in der Mundart der Bergamasken.

Weiterhin breiten sich in grünen Thälern die Seen von Iseo und Idro aus, bis endlich der weite Spiegel des Gardasees einen großartigen Abschluß dieser Reihe von lieblichen Binnengewässern bildet. Umgeben von grauen Felsen, reichbepflanzten Thälern und Terrassen, duftigen Fruchtgärten und Limonienhainen, ladet er uns zur Fahrt auf seinen bewegten Wellen ein. Bräunliche Fischer, auf leichten Barken schaukelnd, singen muntere Weisen. Wir gleiten an der Festung Peschiera vorüber, wir besuchen die Halbinsel Sermione, auf der Catull, des alten Rom genialster Dichter, geboren wurde, das schmucke Salò im Schoße dunkler Orangenhaine und endlich Garignano an schroffem Felsenufer. —

Der Gardasee bei Garignano.

Da öffnen sich Bergspalten und tiefe Buchten und gewähren die Aussicht auf hochliegende Dörfer, da reifen die Limonien in Menge, da bricht aus der Schlucht des Lebrothales der Penal, um in jähem Sprunge, noch einmal aufleuchtend im Juwelenglanz, zu dem See in der Tiefe sich hinabzustürzen.

Wir verlassen nun die nördlichen, von Seen und Bergen durchzogenen Marken der Halbinsel und wenden uns zu der Ebene, die sich zu beiden Seiten des Po zwischen den eisgekrönten Alpen und den kuppelartigen Höhen des Apennin mit ihren Städten und üppigen Pflanzungen hinlagert. Hier gründete in uralter Zeit das Volk der Tusker Städte und Staaten, bis es den wilden Kelten unterlag, die sich wieder nach harten Kämpfen den Römern unterwerfen mußten. Hierher wälzten sich die Ströme der Völkerwanderung. Die barbarischen Horden der Hunnen verbreiteten den Schrecken ihres Namens durch

Mord und Brand. Die Ostgoten unter ihrem großen Theoderich, den die Sage Dietrich nennt, hatten hier den Mittelpunkt ihres weiten, rasch erstehenden, rasch vergehenden Reiches. Ihre Erben waren die Langobarden. Sie gaben dem Lande den Namen. Von ihnen entstammen jene lombardischen Staaten, welche während des Mittelalters zu so großem Ansehen gelangten.

Unmittelbar am Ausgange der Berge liegt nicht sehr entfernt vom Gardasee, von Festungswerken eingeschlossen, von der reißenden Etsch durchströmt, Verona. Hier erhebt sich, an die Römerzeit erinnernd, das wohlerhaltene Amphitheater, hier ruht auf seinem steinernen Bette der große Can della Scala, der einst, mit Bogen und Köcher gerüstet, seinen Feinden Schrecken einflößte, den Dichtern und Künstlern aber Huld und frohen Lebensgenuß gewährte.

Canale grande zu Venedig. (Siehe S. 12.)

Am südlichen Ende der Stadt zeigt man noch das Grab, das die von Shakespeare verklärten Liebenden Romeo und Julia umschlossen haben soll. Nach dem Untergange des römischen Reiches führte Theoderich seine Ostgoten nach Verona, wo er in einer furchtbaren Schlacht über Odoaker, den Beherrscher von Italien, siegte. Er wird darum in alten Heldenliedern als Dietrich von Bern, d. i. Verona, gepriesen. Im Mittelalter herrschte hier das Geschlecht der Scaliger, ebenso ruhmvoll durch kriegerische Thaten wie durch Beförderung der Künste und Wissenschaften.

Östlich von Verona liegt Vicenza, mit Palästen des berühmten Palladio geschmückt, und Padua, der Geburtsort des römischen Geschichtschreibers Livius. Viel könnten wir berichten von der Lieblichkeit der Berischen Höhen, an

deren Fuße Vicenza liegt, von Mantua, der Heimatsstadt Vergils, von Brescia und anderen Städten; aber wir eilen dem Meere zu, wo seine ehemalige Beherrscherin, vergangener Größe gedenkend, träumerisch ihr Haupt aus den Fluten erhebt.

Als die rauhen Langobarden die östlichen Alpen überstiegen und gegen Italien gewaltthätig herandrängten, flüchteten sich in Angst und Bedrängnis die Küstenbewohner auf die vom Meere angeschwemmten Inseln. Während der Fehden des Mittelalters wuchsen die Ansiedlungen in eine Stadt zusammen, die durch ihre gesicherte, dem Handel günstige Lage allmählich groß und mächtig wurde. So entstand, wie aus dem Meere emporsteigend, die Stadt Venedig. Ihre Flotten beherrschten das Adriatische und Mittelländische Meer, ihre Feldherren kämpften in unzähligen Schlachten wider Genuesen und Türken, sie eroberten Provinzen und Königreiche; ihr Doge gebot über weite Länder; ihre Handelsschiffe holten die Schätze des Morgenlandes und trugen dorthin die Erzeugnisse des Gewerbfleißes, während Künstler bemüht waren, die Vaterstadt mit Werken des Genies zu schmücken. Die halborientalische Marcuskirche, der Dogenpalast mit seinen Prachtsälen und historischen Erinnerungen, die altertümliche Rialtobrücke, das großartige Seearsenal, der Canale grande mit seiner Doppelreihe herrlicher Paläste, die stillen Lagunen und das Brausen des Meeres, das einst die Galeeren Venedigs in ferne Gewässer und zum Siege trug: Alles mahnt uns an die große Vergangenheit Venedigs.

Zauberisch ruht die Stadt im Schoße der auf und niederwogenden Fluten; träumend von den Thaten der Helden, fährt man in der schwarzen Gondel auf dem großen Kanal zwischen den marmorglänzenden Palästen hin und lauscht dem Gesange der Gondolieri, wenn sie ihre Barkarolen oder Tasso's melodische Stanzen singen.

Von selbst fast lenken von den Lagunen Venedigs die Gedanken sich auf die alte Nebenbuhlerin der Stadt des heilgen Marcus. An der entgegengesetzten Seite Italiens, am Mittelmeergestade thront sie von Bergen umkränzt, das stolze Genua. Diese Stadt erhob sich im Mittelalter aus kleinem Anfang zu einer Macht, die Meere und Länder beherrschte; auch Genua sandte seine Flotten bis in die entlegensten Buchten des Schwarzen Meeres, um Waren und Reichtümer zu holen. Obgleich eng und winklig gebaut, strahlen doch die Prachtbauten der Straßen Balbi und die Strada nuova, die Paläste Durazzo, Doria und viele andere von Marmor und geben der amphitheatralisch emporsteigenden Stadt das prächtige Ansehen, welches ihr den Beinamen „die Stolze" eingetragen hat.

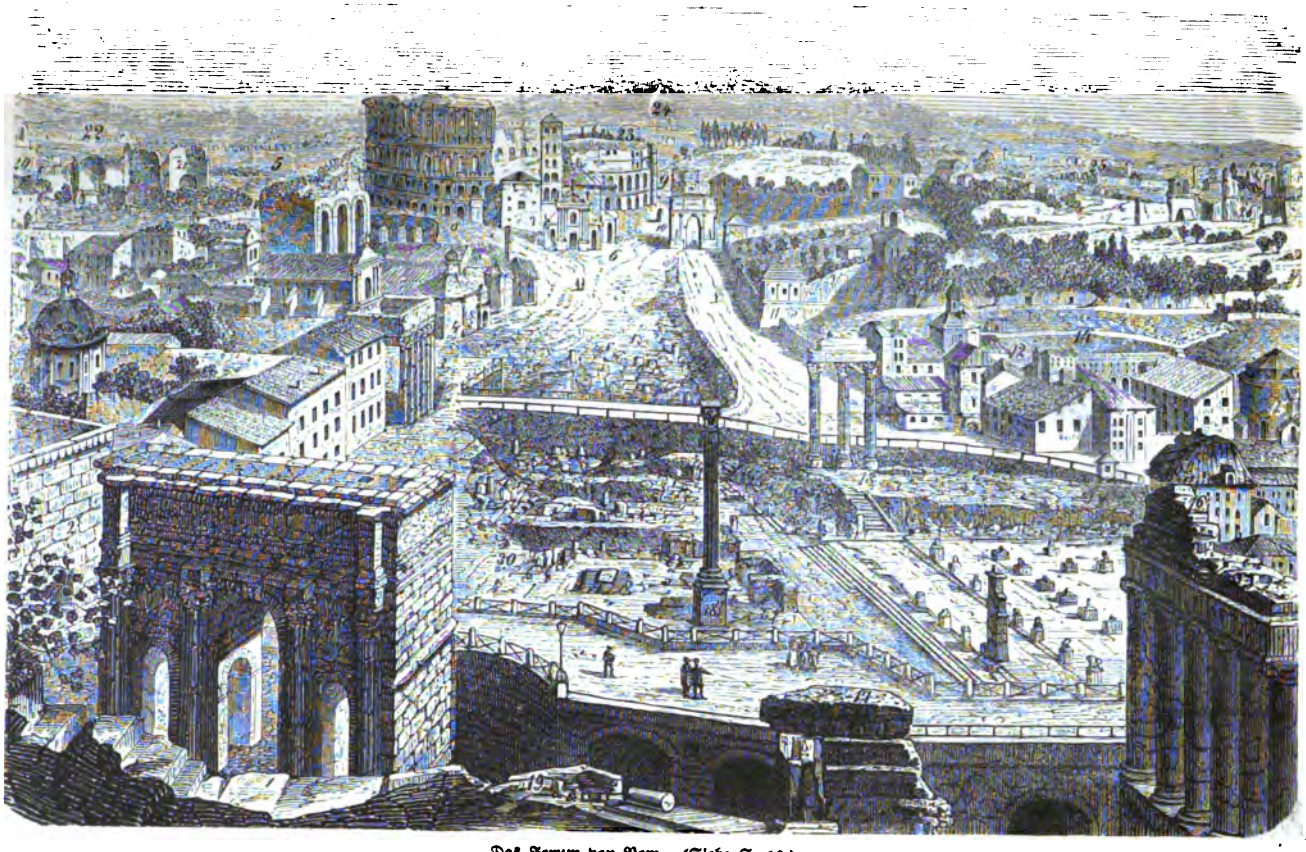
Noch einmal wenden wir uns rückwärts nach der Po-Ebene. Da liegt Pavia am Ticino, von Fruchtgärten und sumpfigen Reisfeldern umgeben, aber mit Prachtbauten geschmückt. Schon in der römischen Kaiserzeit war diese Stadt bedeutend und mit starken Ringmauern versehen. Sie widerstand während der Völkerwanderung den wiederholten Stürmen der Barbaren. Alboin, der König der Langobarden, eroberte sie erst nach jahrelanger Belagerung und fand später darin im Übermute des Sieges seinen Tod. Seine Nachfolger wählten die Stadt zu ihrer Residenz. Noch im Mittelalter empfingen die deutschen Herrscher, ehe sie nach Rom zur Kaiserkrönung zogen, hier oder im nahen Monza die langobardische, die eiserne Krone. Deswegen hielten die Bürger fest in ihrer Treue zu dem Kaiserhause, wurden aber dafür von dem mächtigen Mailand so hart bedrängt, daß ihre Vaterstadt Glanz und Ansehen einbüßte.

Das heutige Florenz.

Beide Städte, Mailand und Pavia, gerieten nach dem Verfalle des Kaisertums unter die Botmäßigkeit des fürstlichen Hauses Visconti. Die neuen Herren gelangten zu großem Reichtum; sie erbauten mit ihren Schätzen den großen Dom zu Mailand und die bilder- und statuenreiche Kartause bei Pavia.

Wir überschreiten nun den breiten Po. In der jenseitigen Ebene liegen Parma und Reggio, beide berühmt durch den Maler Antonio Allegri, genannt Correggio, denn unweit Reggio ist er geboren, in Parma aber schuf er seine Bilder voll Anmut und Harmonie. — Ferner besuchen wir Ferrara, das einst, als Wohnsitz des herzoglichen Hauses Este, als Sammelplatz der größten italienischen Gelehrten und Dichter blühte. Hier ist noch das bescheidene Haus, in welchem Ariosto, der Dichter des „Rasenden Roland", wohnte, hier auch die kleine Zelle, in welcher der gemütskranke Tasso, der Sänger des „Befreiten Jerusalem", sieben Jahre vertrauerte. In fruchtbarer Gegend erhebt sich das alte Bologna, wo einst König Enzio (Heinz), der Letzte aus dem Stamme der edlen Hohenstaufen, bis an seinen Tod in Gefangenschaft war, wo eine eigene Malerschule blühte und die Wissenschaften mit großem Fleiße gepflegt wurden. Noch jetzt ist die Stadt groß an Umfang und ausgezeichnet durch Altertümer, wie durch reich mit Kunstwerken geschmückte Kirchen. Wir berühren noch das feste Ancona mit seinem großartigen Hafendamm und Ravenna, die Residenz der letzten römischen Kaiser und des großen Theoderich; wir betrachten dort den Triumphbogen aus der Römerzeit, hier die merkwürdige Rotonda, das Grabmal des Ostgotenkönigs; dann wandern wir über den Apennin in die fruchtbaren Thäler, die der Arno und die Tiber durchströmen.

In ältester Zeit wohnten in diesen Thälern und Ebenen die kunstverständigen Tusker in zwölf Staaten. Sie unterlagen nach langem Kampfe der römischen Übermacht. Als Roms Herrschaft zu Ende gegangen und die Schreckniſse der Völkerwanderung vorübergerauscht waren, erhoben sich diese Städte, wie die in Oberitalien, zu Macht und Reichtum. Vor allen stand Florenz durch die Freiheitsliebe und den kriegerischen Mut seiner Bürger in hohem Ansehen. Wir betreten es mit einem Gefühle von Ehrfurcht, denn es ist der Geburtsort vieler bedeutender Männer, die sich durch Schöpfungen ihres Genies unsterblich gemacht haben. Dante, der Dichter der „Göttlichen Komödie", der große Staatsmann Machiavelli, die Meister Ghiberti und Brunelleschi waren hier geboren; in Chiusi, das zum Stadtgebiet gehört, erblickte der in allen Zweigen der Kunst gleich ausgezeichnete Michel Angelo das Licht der Welt; auch die Fürsten aus der Familie der Medici, die Beförderer der edelsten Kultur, hatten in Florenz ihre Wiege. Die festen, massiven Gebäude, die mit Statuen geschmückten Plätze, die reichen Sammlungen von Antiken und Kunstwerken geben Zeugnis von dem blühenden Zustande dieser Hauptstadt Toscanas. Wir gehen vorüber an Siena, der frühern Rivalin von Florenz, wie an der blühenden Seestadt Livorno und verweilen bei Pisa unweit der Arnomündung. Mächtig zu Wasser und zu Lande führte Pisa's tapfere Bürgerschaft rühmliche Kriege mit den Genuesen und Florentinern, bis sie der Übermacht der Mediceer erlag. Aber auch Meister, die mit Pinsel, Meißel und Richtmaß unvergängliche Werke schufen, und vor Allen den berühmten Astronomen Galilei nennt Pisa mit Stolz seine Kinder.



Das Forum von Rom. (Siehe S. 16.)

Wir verlassen die tuskischen Städte und verfolgen südwärts durch die ungesunden, versumpften Maremmen die wohlunterhaltene Landstraße. Dort strömt die gelbliche Tiber, zwischen Parallelketten des Apennin sich durchwindend, der Ebene zu. Drei Meilen vor ihrem Ausfluß ins Meer erheben sich auf beiden Seiten schwache Hügel; auf ihrem Rücken und in den dazwischen gelagerten Niederungen ruht die Siebenhügelstadt, das ewige Rom, heute wie vor zweitausend Jahren Italiens Hauptstadt. Auf dem rechten Tiberufer, wo noch zur Zeit der Gründung Tusker wohnten, steigt die riesige Kuppel der Peterskirche empor. Am Abhange des vatikanischen Hügels erhebt sich in Form eines Kreuzes das ungeheure Gebäude mit seinem unendlichen Reichtum an Säulen und Bildwerk; die Mitte ziert der Hauptaltar, überwölbt von einem ehernen Baldachin, den vier gewundene, 38 m hohe Säulen tragen. Ein freier, länglich runder Platz, von Säulengängen umgeben, einen ägyptischen Obelisken und zwei kunstreiche Springbrunnen umschließend, führt nach dem Portal und gewährt die freie Ansicht des großartigen Gotteshauses.

In demselben Stadttheile erblickt man den Vatikan, jenen riesigen Palast, dessen Zimmer und Säle unermeßliche Kunstschätze umschließen. Da sind die Loggien und Stanzen, geschmückt mit Gemälden von Raffael und seinen Schülern, das Pio-Clementinische Museum, wo der Apoll von Belvedere, Laokoon, Antinous und andere Meisterwerke des Altertums aufbewahrt werden, die Sixtinische Kapelle, deren ganze hintere Wand das „Jüngste Gericht“ von Michel Angelo einnimmt. Der Vatikan ist jetzt so ziemlich der einzige Überrest des Kirchenstaates, und die Residenz des Papstes. Ein bedeckter Gang verbindet denselben mit der Engelsburg, einem turmartigen Kastell an der Tiberbrücke, dem alten Grabmal des Kaisers Hadrian. Wir gehen über die Brücke und ersteigen das Kapitol, das jetzt nach Michel Angelos Entwurf auf beiden Seiten mit Palästen geschmückt ist. Nördlich erkennt man das Forum Trajans, das die wohlerhaltene Trajanssäule ziert; südlich führt eine Treppe nach dem altberühmten Forum der Römer. Es heißt jetzt campo vaccino (Kuhfeld) und ist verödet, so daß es zum Teil als Viehweide benutzt wird. Das umstehende Bild zeigt das römische Forum in seiner gegenwärtigen Gestalt, ein Bild, das allerdings von dem glänzenden Zustand der Vorzeit bedeutend abweicht. Die wichtigsten, zum Teil freilich nur in schwachen Trümmern vorhandenen Baudenkmäler sind darauf durch Nummern bezeichnet: 1. Triumphbogen des Septimius Severus; 2. Säule Hadrians; 3. Tempel des Antonin und der Faustina, jetzt Kirche S. Lorenzo (die Via sacra bildet den Mittelpunkt der Ansicht); 4. Tempel des Remus; 5. Tempel des Friedens; 6. Kirche des heiligen Franciscus; 7. Tempel der Venus und Roma; 8. Colosseum; 9. Triumphbogen des Constantin; 10. Triumphbogen des Titus; 11. Farnesische Gärten; 12. Kirche S. Maria liberatrice, gegenüber Tempel des Castor und Pollux; 13. Tempel des Jupiter stator; 14. Curia; 15. Tempel des Romulus; 16. Tempel der Fortuna; 17. Tempel des Jupiter tonans; 18. Phocassäule; 19. Tempel der Concordia; 20. Tempel der Minerva medica; 21. Bäder des Titus; 22. Wasserleitung des Claudius; 23. Lateran; 24. Tusculum; 25. Via Appia; 26. Bäder des Caracalla: 27. Mons Aventinus; 28. Mons Palatinus; 29. Ruinen der Kaiserpaläste; 30. Forum. —

Ringsum sieht man Kirchen und Säulen, Triumphbogen und Trümmer aus alter Zeit. Ziemlich gut erhalten ist besonders der Triumphbogen des Titus auf der südlichen Seite des Platzes. Dagegen sind völlig verwüstet die Stätten der alten Kaiserpaläste, die aus verwilderten Gärten vom Palatin auf den ehemaligen Versammlungsplatz des römischen Volkes herabblicken. Ebenso ist in traurigem Verfall das Colosseum Vespasians, das größte Amphitheater des Altertums, das 80- bis 90000 Zuschauer gefaßt haben soll. Die äußere Mauer ist mit vier Säulenreihen übereinander verziert; in der Arena, wo einst die Gladiatoren kämpften, steht eine kleine Kirche, errichtet zum Andenken an christliche Märtyrer, die man hier den wilden Tieren preisgab.

Solche Werke und Trümmer aus dem Altertum sieht man in Rom überall zwischen neueren Palästen, Kirchen und Kunstschätzen. Die Umgegend der Stadt (campagna di Roma) ist öde und ungesund. Ebenso sind die Umgebungen der Landstraßen längs des Meeres durch die Pontinischen Sümpfe wegen der hier herrschenden Fieber fast unbewohnt.

Wir wenden uns östlich nach dem lieblichen Tivoli, wo der Teverone, der Anio der Alten, in prächtigen Kaskaden der Tiber zuströmt, und nach den von vulkanischen Kräften emporgetriebenen Albaner Bergen mit ihren Hainen, Wiesen, Seen und Fruchtgärten. Die ganze Gegend ist von Trümmern aus dem Altertum überlagert, zwischen denen Villen und Landsitze vornehmer Römer liegen. Noch erwähnen wir der schön gebauten Stadt Urbino nördlich im Innern des Landes, in welcher der große Meister Raffael geboren ward.

Von Urbino führt unser Weg südwärts durch das Hochgebirge der Apeninnenkette. Die Sibylla, der Velin, der Gran Sasso erheben bis zu 2900 m ihre altersgrauen Häupter und tragen den größten Teil des Jahres hindurch ihre weit sichtbaren Kronen von Schnee. Wälder, grüne Matten, klare Seen, Bäche, Wasserfälle und ein kräftiger, betriebsamer Menschenschlag erinnern hier an die nördlichen Alpen, während in den milden Thälern unter dem südlichen Himmel Wein und Südfrüchte gedeihen. Ein solches Thal ist das von Scurcola, geschmückt mit allen Reizen des Südens, bekannt durch den Sieg, welchen der grausame Karl von Anjou nicht durch das Schwert, sondern durch Arglist über den jungen Hohenstaufen Konrad, den die Italiener kosend Conradino nannten, errang. Östlich glänzt zwischen den Bergen der See von Celano (lacus Fucinus) hervor. Hier beginnt Unteritalien, wo Himmel, Erde und Meer im Glanze der südlichen Sonne strahlen, wo kein Winterfrost das Wachstum der Pflanzen stört, wo das ganze Jahr hindurch Orangen und Oliven grünen, blühen, duften und Früchte tragen. Die Natur ist dieselbe geblieben, nur die Menschen haben sich verändert.

In alten Zeiten wohnten in den Bergen des innern Landes kräftige Volksstämme. An den Küsten siedelten sich die Griechen an, bauten Städte und Tempel, schufen Werke der Kunst, heilsame Gesetze und verständige Einrichtungen. Alle diese Völker und Siedler gerieten nach langen Kämpfen unter Roms Botmäßigkeit. Zur Zeit der Völkerwanderung verwüsteten Westgoten und Vandalen das ganze Land, bis Theoderichs Herrschaft Frieden brachte. Seine Nachfolger unterlagen nicht den Waffen Belisars, sondern der überlegenen

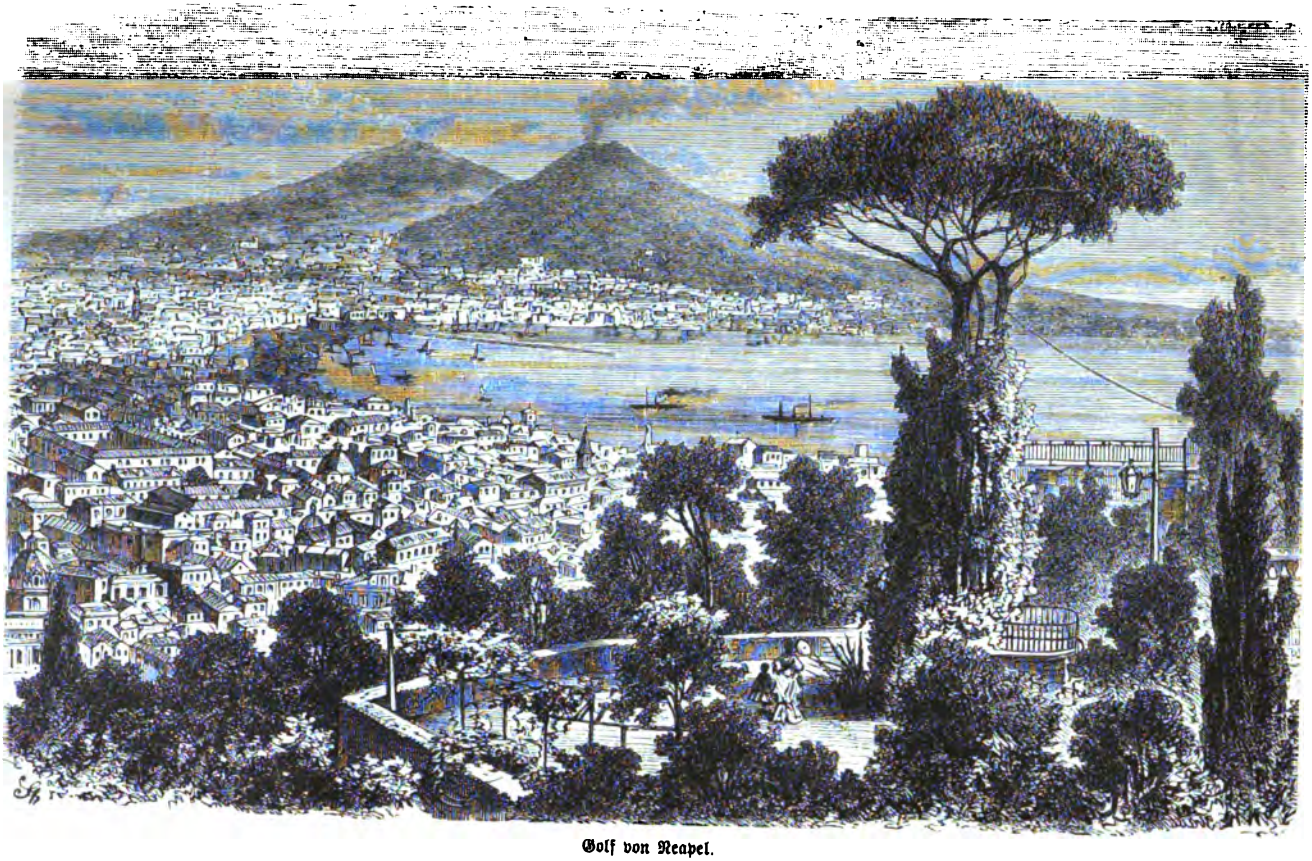
Berechnung des Byzantiners Narses. Indessen blieben die Kaiser in Konstantinopel nicht lange im ungestörten Besitze der reichen Provinz. Die Langobarden eroberten Benevent und andere Teile, die Sarazenen beunruhigten die Küste und breiteten ihre Herrschaft aus. Diesen fortdauernden Kämpfen machten die kriegerischen Normannen ein Ende, indem sie Apulien und Sizilien zu einem Königreiche vereinigten. Ihre Erben waren die staufischen Kaiser. Durch päpstliche Übertragung und Gewalt überkam Karl von Anjou das Reich im 13. Jahrhundert. Doch verlor er in den blutigen Tagen der Sizilianischen Vesper die schöne Insel. Nach vielen Kriegen und Verwirrungen wurde das ganze Land ein Bestandteil der spanischen Monarchie. Im achtzehnten Jahrhundert bekam es die jüngeren Söhne des spanischen Königshauses zu Regenten, neue, aber nicht bessere Herren. Das Volk seufzte unter dem Drucke des Despotismus, seine Blüte verwelkte, seine Betriebsamkeit erlahmte, Ackerbau, Handel und Wohlstand gerieten in Verfall.

Zur Zeit der Anfänge Roms waren die schönen Thäler dicht bevölkert und wohl angebaut, und noch gegenwärtig würde der fruchtbare Boden eine zahlreiche Bevölkerung ernähren, wenn ihn fleißige Hände anbauten. Denn die frische Bergluft mildert die Sommerhitze, und von den Höhen rinnen noch immer die Quellen, Bäche und Flüsse, welche das Land befruchten.

Unter diesen Gewässern ist der Velinus am bekanntesten, der, von hoher Bergscheide niederströmend, in uralter Zeit das Thal versumpfte, bis ihm Menschenhand einen Weg durch den Felsen sprengte. Seitdem bildet er einen großartigen Wasserfall und ergießt sich, mit dem Nar vereinigt, in die Tiber, die, gleichfalls dem Hochgebirge entspringend, in einer Breite von 125 m die Siebenhügelstadt durchströmt und sich in zwei Armen in das Meer ergießt.

Wir betreten nunmehr das fruchtbare Campanien, wo die Verkommenheit und Verödung weniger sichtbar ist. Unter allem Wechsel der menschlichen Zustände spendet hier die gütige Natur noch immer ihre reichen Gaben, und ist auch das alte, üppige Capua verfallen, so erhebt sich in größerer Ausdehnung das von Bergen umkränzte Neapel am Ufer des strahlenden Meeres. Auch der Boden trägt noch immer Granaten, Feigen, Mandeln, Rebenpflanzungen und duftige Orangenhaine; noch erhebt im Osten der Stadt der Vesuv sein Haupt, noch zieht westlich die Straße, zum Teil in Felsen gesprengt, durch die phlegräischen Gefilde, am Averner- und Lucrinersee und der Sibyllengrotte vorüber nach dem Vorgebirge Misenum, und viele Trümmer der Orte Puteoli, Cumä, Bajä bezeugen die alte Herrlichkeit. Jedoch seufzend unter dem Drucke des Grundbesitzers geht der Landmann an seine Arbeit; nur der leichtlebige Lazzarone hat seinen Frohsinn sich bewahrt. Leicht gewinnt er des Lebens Unterhalt; daher denkt er nicht an Sorgen und Beschwerden, sondern an die schmackhaften Maccaroni und an das Puppenspiel, das abends aufgethan wird.

Am Eingang des prächtigen Golfs von Neapel ruhen auf den Wellen, wie riesige Wächter, auf der einen Seite die anmutigen Eilande Procida und Ischia, auf der andern die starren Felsen von Capri. Gegenüber, im Innern des Meerbusens, lagern am Fuße des Vesuvs Portici, Resina und andere Orte zum Teil über den Römerstädten Herculaneum, Pompeji und Stabiä.



Golf von Neapel.

Diese begrub einst (79 n. Chr.) der Vulkan. Ansehnlicher ist Salerno, mit einem Dome aus der Zeit der Normannen und einer ehemals blühenden Schule der Medizin. Auf der andern Seite der Halbinsel, am Adriatischen Meere, erhebt das Vorgebirge Gargano (Garganus) sein bewaldetes Haupt, da breitet sich die Ebene aus, die der Ofanto (Aufidus) durchströmt. Auch Brindisi betrachten wir, das alte Brundusium, dessen geräumiger Hafen einst die römischen Flotten aufnahm, während es heute eine wichtige Station des Dampfschiffverkehrs ist; ferner Taranto auf einer Felseninsel am Meerbusen gleiches Namens, wo noch immer weitläufige Ruinen die Größe der alten Griechenstadt verraten. Denn Tarentum, auch Taras genannt, war eine griechische Pflanzstadt, nach einer Sage von den im messenischen Kriege aus ihrem Vaterlande verbannten Spartanern erbaut. Die günstige Lage, hellenische Kunstfertigkeit, Betriebsamkeit und lebhafter Verkehr mit den benachbarten Volksstämmen waren hier die Quelle unermeßlicher Schätze, aber auch die Ursache maßloser Schwelgerei und Verweichlichung.

Dennoch stand der kleine Staat in hohem Ansehen; allein seine Macht beruhte nicht auf der Schlagfertigkeit einheimischer Heere, sondern auf Söldnerscharen, die er nach Bedürfnis anwarb. Die alte Stadt bedeckte eine kleine Insel am Gestade, deren nordwestlichen Teil die fast unbezwingliche Burg mit hohem Felsen bekrönte, und erstreckte sich noch weiter auf die gegenüberliegende anmutige und fruchtbare Küstenebene des Festlandes.

Fruchtbar, von Waldgebirgen überlagert, von Quellen und Bächen bewässert, Öl, feurigen Wein, alle Gewächse des Südens, selbst Aloe und Dattelpalmen hervorbringend, ist Kalabrien, die westliche Landzunge der Halbinsel. Aber das Land ist wüste, denn die Einwohner sind verwildert, wie die alten Bruttier, die vor Jahrtausenden hier wohnten, es waren, ohne Betriebsamkeit, Gewerbe und Handel. Die alten Städte sind längst verfallen, und nur Reggio erinnert durch ausgebreiteten Verkehr noch an das lebhafte Treiben in der griechischen Pflanzstadt Rhegion.

In demselben Zustande ist die Insel Sizilien, einst die Kornkammer Roms, jetzt durch Fruchtbarkeit des Bodens und durch Klima noch ebenso geeignet zur Hervorbringung der edelsten Produkte, aber verwahrlost und verödet. Wir fahren von Reggio über die Meerenge nach Messina. Die Seeungeheuer Charybdis und Scylla, die einst dem listenreichen Odysseus in der Meerenge auflauerten, haben ihre Furchtbarkeit gänzlich verloren. Doch wird noch jetzt eine Stelle am Eingang in den Hafen von Messina, wo das Wasser beständig Wellen schlägt, für den Strudel der Charybdis gehalten. Wir landen in Messina; da ist Bewegung, da ist Verkehr, denn die Stadt ist für den Handel äußerst günstig gelegen und hat besonders großartige Seidenmanufakturen. Obgleich durch Erdbeben wiederholt fast ganz zerstört, ist sie doch wieder aufgebaut und durch die geschäftliche Thätigkeit, durch einlaufende und absegelnde Schiffe belebt. Noch bedeutender ist Palermo, die Hauptstadt der Insel. Sie liegt in reich angebauter Ebene an einem Meerbusen, den ein Kranz von Bergen teils in sanft ansteigenden Abstufungen, teils in schroffen, zackigen Felsenmassen umgiebt.

Besonders wild und romantisch erhebt sich der Monte Pelegrino, den Meerbusen nach der einen Seite abschließend. Auch Trapani am Fuße des

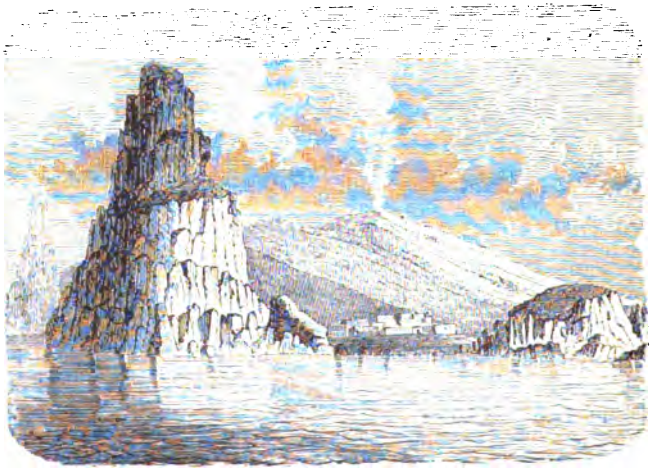
hohen San Giuliano ist betriebsam. Da wohnen tüchtige Seeleute, die eifrig Korallen und Thunfische aus dem Schoße des Meeres holen, und geschickte Arbeiter, die für den lebhaften Verkehr Perlmutter, Korallen, Wolle und Baumwolle zubereiten. Fernab liegt Catania an der östlichen Küste, eine freundliche und reinliche Stadt, über welche schon mehrmals der benachbarte Ätna seine Lavaströme ausgoß, die aber die betriebsamen Einwohner, begünstigt durch die Fruchtbarkeit des Bodens, stets schöner wieder aufbauten.

Ätna.

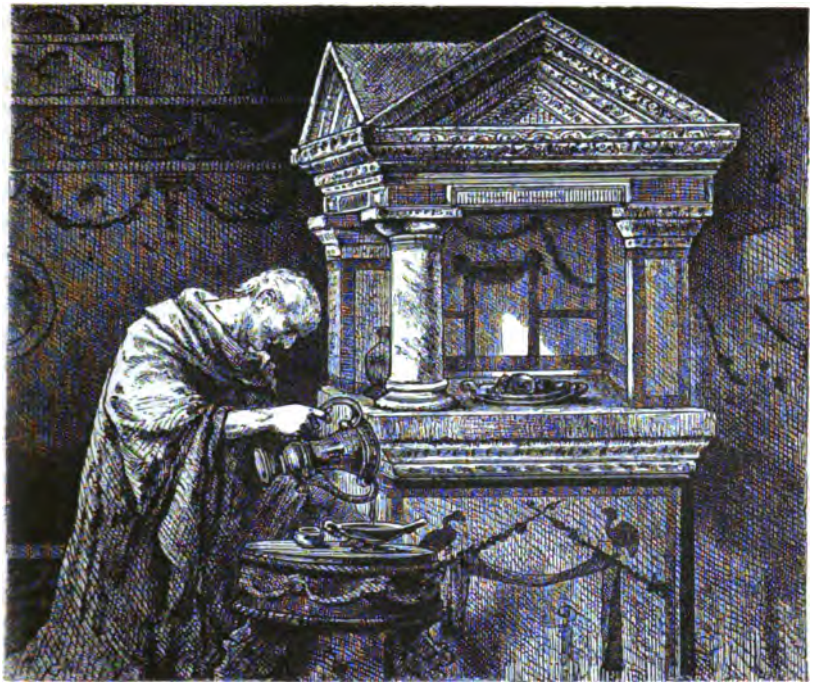
Groß und herrlich ist die Natur auf dieser von Gebirgen überlagerten Insel und spendet, wo die Menschenhand thätig ist, eine Fülle von edlen Früchten, wie im Altertum, als hellenische Siedler den Boden bauten, mächtige Städte gründeten, Tempel und Kunstwerke schufen, als Syrakus, Agrigent, Selinus, Segesta, Catana an Bevölkerung, Reichtum und Kunstsinn mit den Städten des Mutterlandes wetteiferten. Jetzt wohnt hier ein unwissendes, verkommenes Geschlecht. Noch im Mittelalter, besonders unter den Staufen, waren die Sizilianer vorgeschritten und tüchtig in Gewerbfleiß und Handel, kühn und waffenkundig. Sie schüttelten in der blutigen Vesper das Joch des grausamen

Karl von Anjou ab und behaupteten ihre Selbständigkeit mit den Waffen in der Hand. Erst unter der eisernen Herrschaft Spaniens ward jede freiere Regung, jeder höhere Aufschwung unterdrückt. Daher haben sich auch die alten Städte, zumal der Weltverkehr seit dem Beginn der Neuzeit von dem Mittelmeere sich ablenkte, nicht wieder aus ihrem Verfall erhoben; daher ist das heutige Siragossa auf die kleine Insel Ortygia beschränkt, während das alte Syrakus fünf Städte umschloß und zu Wasser und zu Lande siegreich wider Griechen und Barbaren kämpfte; daher beherbergt Girgenti an der südlichen Küste, umgeben von den Trümmern des einst mächtigen Agrigent, eine armselige, im Schmutz versunkene Bevölkerung. So wechseln Zeiten und Menschen; aber auf alle Veränderungen der fortrollenden Jahrhunderte blickt der eisumgürtete, dampfende Gipfel des Ätna in ungeschwächter Kraft, gießt Feuerströme über die Umgebung und erschüttert die Insel. Wenn der Reisende mühsam durch Fruchtfelder, Waldung, über Schnee und Eis, Lava und Asche die gewaltige Höhe des Vulkans erstiegen hat, so umfaßt sein Auge die umschlungenen Berglabyrinthe, die Gestade, die vor ihm liegenden Basaltfelsen der Cyklopen-Eilande und weithin das umwallende Meer, strahlend im Glanze des südlichen Himmels.

Wir sind am Ziele unserer Wanderung durch Italien, wie es sich im Laufe der Zeit gestaltet hat. Wird Italien, in unseren Tagen zur Einheit und Freiheit gelangt, gelangt durch sein savoyisches Fürstenhaus, ein altes deutsches Grafengeschlecht, nunmehr auch zu dem regeren Streben, zu der höheren Gesittung zurückkehren, die einst auf der schönen Halbinsel eine blühende Stätte hatte? Getroster Hoffnung überlassen wir das dem Lenker der Völkergeschicke, und wenden uns nunmehr zu der Vergangenheit zurück, um das alte Hesperien kennen zu lernen, wie es vor und in der Zeit der Gründung Roms beschaffen war.



Cyklopen-Inseln mit dem Ätna im Hintergrunde.



Larenopfer. Zeichnung von Hermann Vogel.

Das alte Italien.

1.

Land und Volk.

Aus fernen Sitzen kommen hergezogen,
Wie Meereswellen, dort die Menschenwogen.

Von Wundergärten der Hesperiden, die abendwärts lagen, waren in früher Zeit dunkle Sagen nach Hellas gedrungen. Die alten Dichter wußten viel von dem schönen Lande zu berichten, wie daselbst unter einem glücklichen Himmel goldene Äpfel reiften, wie Herakles eine Anzahl dieser kostbaren Früchte geholt habe, und andere Sagen, die alle ihren Grund in den Erzählungen abenteuerlicher Schiffer hatten. Daß sich diese Dichtungen auf Italien bezogen, unterliegt keinem Zweifel. In der Folge wurde man natürlich besser mit dem schönen Abendlande bekannt; denn da fuhren teils einzelne Kauffahrer hinüber, um Handel zu treiben, teils unternahmen ganze Schwärme wanderlustiger Griechen

die Fahrt, um sich an der Küste von Unteritalien und Sizilien niederzulassen. Sie fanden indes schon eine ziemlich zahlreiche Bevölkerung dort vor.

Die Ostküste von Italien hatten Völkerschaften inne, welche wahrscheinlich zu dem illyrischen Stamme gehörten. Im Mündungsgebiete des Po und der benachbarten Alpenflüsse saßen Veneter, in der südlichen Hälfte der Ostküste Messapier, Japygen und einige kleinere Völker. Nirgends jedoch hatten sie die Apenninen überschritten.

Näher verwandt den griechischen Einwanderern waren diejenigen Völkerschaften, welche das Gebirge selbst und die Westseite des Landes in Besitz genommen hatten. Erst spät hatten diese italischen Urvölker von den Vorvätern der Griechen sich getrennt und waren auf dem Landwege um das Adriatische Meer herum nach Italien gelangt. Hier bildeten sie, nach Süden und Westen vordringend, zwei gesonderte Stammesgruppen, welche verschiedene Dialekte derselben Sprache redeten.

Die westliche Gruppe war die latinische, deren in Süditalien vorgedrungene Glieder allmählich dem griechischen Einflusse erlagen, sodaß nur der latinische Stamm, in den Gegenden südlich von der Tiber wohnend, zu einer höheren geschichtlichen Entwicklung in eigenartigem Leben aufstieg.

Den am fernsten wohnenden Zweig dieser Gruppe bildeten die Sikuler, welche bis zu der nach ihnen benannten Insel Sizilien vorgedrungen waren.

Die zweite Gruppe, die der umbrisch-sabellischen Völkerschaften, hatte ursprünglich ihre Sitze in Norditalien zwischen den Venetern und den am obern Po und in dem ligurischen Apennin wohnenden Ligurern, einem Volke, das nach seiner Sprache den Kelten zuzugehören scheint.

Der gewaltige Andrang des fremdartigen Volkes der Rasener, welche von dem Südfuße der rhätischen Alpen her in Italien einbrachen, war es, welcher die umbrisch-sabellischen Völker nötigte, nach der Mitte und dem Süden der Halbinsel vorzurücken. Was von ihnen nicht auswanderte, geriet in die Hörigkeit der fremden Herren.

Der umbrische Zweig überschritt den Po und setzte sich an der Ostküste fest. Der sabellische Zweig dagegen, in welchem die Sabiner das Hauptvolk bildeten, nahm die Thäler und Hochflächen des Binnenlandes in Besitz. Hier weideten sie ihre Herden, bauten feste Städte auf den Höhen und bewahrten in ihrer Abgeschlossenheit den ererbten frommen Sinn, die einfache häusliche Sitte, Freiheitsliebe und kriegerischen Mut. Als aber die wachsende Bevölkerung ringsum Berge und Thäler erfüllte, da sandte sie „geweihte Lenze“ aus, das heißt, sie weihte den Göttern die heranwachsende Jugend, daß dieselbe unter ihrem Schutze in ferne Länder ziehe und Niederlassungen gründe. Die Götter aber waren den kriegerischen Scharen günstig; Mars zumal, wie die Sage erzählt, führte die streitbaren Lenze durch seine heiligen Tiere. Dem ersten Zug ließ er einen Specht vorausflattern, der ihn östlich in das fruchtbare Land Picenum bis an das Adriatische Meer geleitete; einen Stier bestellte er als Führer des zweiten Zuges nach Südwesten in das Gebiet der Opiker und weiter über die taburnischen Berge bis nach Campanien; ein Wolf aber zog dem dritten Schwarme voran in das Hirpinerland. Dieser letzte Zug war der mächtigste und breitete

sich über das Gebirge aus und weiter nach dem Adriatischen Meere und bis in die südöstliche Spitze der Halbinsel. Es ist dies der edle Stamm des samnitischen Volkes, eine zahlreiche Eidgenossenschaft, die den Kampf für die Freiheit fast bis zur gänzlichen Vernichtung fortsetzte.

Die Zunahme der Bevölkerung, vielleicht auch das weitere Vordrängen der Rasener, zwang die sabellischen Stämme noch zu weiteren Wanderungen. Sie folgten dem Laufe des Velinus, besetzten das Thalgebiet des Nar und zogen endlich die Tiber entlang bis in die Ebene von Latium, wo sie mit den Latinern bald freundlich, bald feindlich in Verkehr traten. So erstanden den Latinern im Laufe der Zeiten zahlreiche Feinde.

Soracte.

Diesseits ihres Tiberflusses hatten sie mit umbrischen Volskern und mit sabellischen Sabinern und Äquern nicht selten zu kämpfen, jenseits traten ihnen die Rasener entgegen.

Diese bald Tusker, bald Etrusker genannt, hatten zwei Staaten gebildet, den einen in der reichen Ebene am Po und Adriatischen Meere, den andern am Arno und Umbro zwischen den Apenninen und dem westlichen Meere. Jeder derselben bestand aus zwölf durch Bundesgenossenschaft zusammenhängenden Hauptstaaten. Sie waren völlig aristokratisch eingerichtet, hatten die ursprüngliche Bevölkerung bezwungen und in ein Hörigkeitsverhältnis versetzt. In der nördlichen Bundesgenossenschaft blühten besonders die Städte Mantua und Felsina oder Bononia (Bologna). Die Macht dieses Staates ward früh gebrochen durch Keltenschwärme, welche nach Uebersteigung der Alpen das ganze

Land überfluteten, die tuskischen Städte zerstörten und eigene Niederlassungen gründeten. Die alte Bevölkerung, soweit dieselbe dem Schwert und der Sklaverei entging, floh teils rückwärts nach dem heimatlichen Rhätien, teils über die Apenninen in das eigentliche Etrurien oder Tuskien (Toscana).

Im Laufe der Zeit gelangte dieser südlichere tuskische Bundesstaat zu ansehnlicher Macht. Zu Wasser und zu Lande ward der etruskische Name berühmt und gefürchtet. Die Heere Tuskiens kämpften nicht selten siegreich gegen Umbrer, Sabiner und Latiner, seine Flotten aber durchirrten die Meere, teils Raub, teils Handelsgewinn suchend, teils auch Niederlassungen gründend. So errichteten Etrusker eine dem Mutterstaate nachgebildete Herrschaft in Kampanien; so hatten sie Kolonien auf den Inseln Korsika und Sardinien, und selbst in Spanien kommen Städte tuskischen Namens vor. Im eigenen Lande aber erhoben sich ihre durch Burgen und Mauern geschirmten Städte zu einer seltenen Blüte. Volaterrä, auf einem Gebirgskamm liegend und drei Thäler beherrschend, hatte zu Populonia seinen Seehafen. Wahrscheinlich war auch von dieser Stadt die Insel Äthalia (Elba) abhängig. Am östlichen Seitenarm der Apenninen erhob sich über den Thälern des Clanis und Trasimenischen Sees das mächtige Cortona oder Croton, ferner etwas südlicher Clusium, eine Zeit lang die vornehmste Stadt Etruriens, der Wohnsitz des mächtigen Königs Porsena. Auf Höhen oder Tufffelsen, die zum Teil durch Kunst schroff zugehauen waren, lagen im südlichen Teile des Landes zwischen der Tiber und dem Meere die bedeutenden Städte Tarquinii, Cäre, Falerii, Veji, Capena am Fuße des Soracte, und weiter aufwärts an dieser Höhe der Hain der Feronia, wo am Feste der Göttin zahlreiche Scharen nicht blos aus Etrurien, sondern auch aus dem Sabinerland und aus Latium zu Lustbarkeiten und zum Verkehr zusammenströmten. Hier, an dem isolirten, die Ebene überschauenden Berge, wo drei Volksstämme angrenzten, war die große Messe Mittelitaliens. Alle diese Völkerströme hatten sich über Hesperiens Fluren ergossen und rangen in fortwährenden Kämpfen, Siegen und Niederlagen um Besitz und Existenz: und das Land war der Mühe und des Kampfes wohl wert.

Langhin erstreckt es sich in das Meer, dessen blaue Fluten von drei Seiten seine Küsten bespülen. Den größten Teil des Jahres glänzt darüber der Himmel ungetrübt durch Wolken und Dünste, sodaß am Tage die Sonne und nachts die Sterne in einem viel helleren Glanze leuchten, als in unseren nördlichen Gegenden. In der Tiefe arbeiten geheimnisvolle Kräfte und schaffen wohl hin und wieder die Schreckniſse des Erdbebens, der feuerspeienden Berge und giftiger Ausdünstungen, fördern aber auch eine höhere Fruchtbarkeit. Nordwärts schirmt der mächtige Granitwall der Alpen in einem weiten Bogen das Land gegen rauhe Winde. Da, wo er sich westlich dem Meere nähert, schließt sich eine andere Gebirgskette an. Es sind die Apenninen. Dieser ganze, hier und da bis nahe an die Schneeregion sich erhebende Gebirgszug begrenzt südlich die reiche, vom Po (Padus) durchströmte Ebene. Der Ostküste nahe rückend, erstreckt er sich hierauf der Länge nach durch die ganze Halbinsel. Er überspringt sodann die Meerenge, welche Sizilien vom Festlande trennt, und durchläuft diese Insel.

Die Tiber bei Rom.

Der Hauptzug der Apenninen umschließt nach der östlichen Seite wenige Thäler, die in gleicher Richtung laufen; er entsendet dagegen verschiedene Zweige nach dem adriatischen Meere, zwischen denen sich mehr oder weniger ausgedehnte, von niederrinnenden Flüßchen bewässerte Ebenen lagern.

Anders verhält es sich auf der westlichen Seite der Apenninenkette. Hier streben verschiedene Gebirgszüge südwärts, zum Teil parallel mit der Hauptkette. Der erste Seitenast bildet mit denselben einen spitzen Winkel, in dem die Tiber entspringt, und begleitet diesen Fluß auf seinem rechten Ufer, bis derselbe eine westliche Richtung nimmt. Ein anderer Nebenzweig erstreckt sich in gleicher Richtung nach Süden und erreicht unterhalb des Flüßchens Umbro (Ombrone) das Meer, in welches er weit vorspringt.

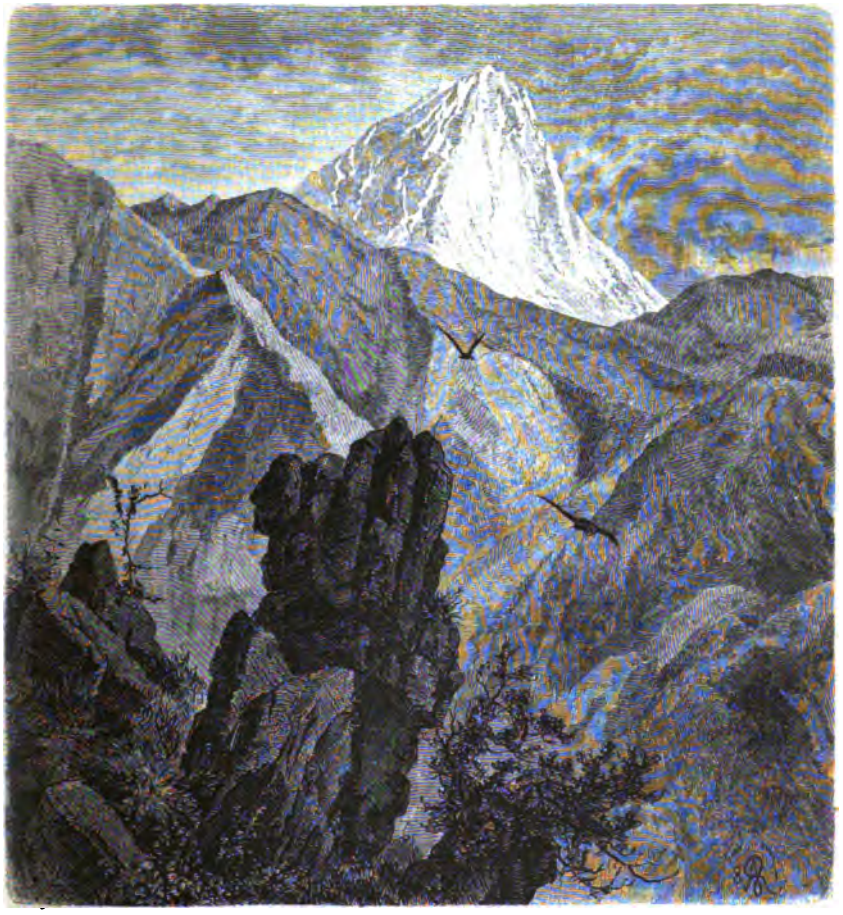
Der Arnus (Arno), am oberen Apennin entspringend, bricht sich westlich einen Weg durch dieses Gebirge, das mit dem vorigen eine vom Clanisbache durchzogene, der Tiber zugeneigte Niederung bildet. In dieses Thalgebiet gehört der östlich und südlich von Höhen umlagerte See Trasimenus (See von Perugia).

Ein drittes Seitengebirge erhebt sich zwischen dem Arnus und Umbro und umschließt die Niederungen am Tyrrhenischen Meer, die, jetzt Maremmen genannt, wegen ihrer stehenden Wasser und bösen Luft übel berüchtigt sind.

Südlich von diesen Höhen haben in vorgeschichtlicher Zeit vulkanische Gewalten das Land zu einer Hochebene emporgetrieben und mit vulkanischem Tuff und Lava überlagert. Die Krater der feuerspeienden Berge, die einst hier thätig waren, sind zu Seen eingestürzt, deren hohe Lavaränder den Ursprung verraten. So breitet sich nördlich der Volsinische See (See von Bolsena) aus, südlicher der Ciminische (See von Vico), an dem das finstere Ciminische Waldgebirge beginnt, und endlich der Sabatinus (See von Bracciano). Alte Sagen berichten von ansehnlichen Städten, die einst unter gewaltigen Erderschütterungen versunken und von den Ciminischen und Sabatinischen Gewässern bedeckt seien. Diesen Seen und den sie umgebenden Hügeln entströmen reichlich Quellen und Bäche. Sie ergießen sich teils in die größeren Flüsse, teils unmittelbar ins Meer. Die vulkanische Beschaffenheit des Landes verraten endlich viele schwefelreiche Gewässer, wie der Vadimonische See, der sich östlich vom Sabatinus gebildet hat. — Dagegen erhebt sich, wie eine Insel aus dem nach der Tiber gesenkten Lande, das Kalkgebirge Soracte, um welches der Strom sich windet, um in westlicher Richtung nach dem Meere zu fließen.

Die Hauptkette der Apenninen begleitet anfangs die obere Tiber, zieht sich aber, nachdem sie den Nar ihr zugesendet, in südöstlicher Richtung weiter. Sie verzweigt sich hierauf und schwillt zu immer höheren Massen an. Durch Seitenäste mit der ersten Parallelkette verbunden, setzt sie sich nach der Unterbrechung durch die Thäler der Tiber und des Nar südlich fort. Domartig steigen hier aus der mannigfaltig verschlungenen Gebirgslandschaft einzelne Gipfel empor, namentlich östlich die Sibylla und der Gran Sasso, im Altertum Vater Apennin genannt, westlich der Velinus, und erreichen eine Höhe von fast 3000 m. Sie sind den größten Teil des Jahres mit Schnee bedeckt, an ihren Abhängen aber und in den eingeschlossenen Thälern und Hochebenen vereinigt sich die Frische der Alpennatur mit dem Farbenglanze mittäglicher Gegenden. Da reifen

Südfrüchte, köſtliche Trauben, Oliven und Weizen, während zugleich ſaftige Wieſen ſich ausbreiten und Eichen und Pinien, wie im Norden, ihre kräftigen Wipfel erheben. Niederrieſelnde Quellen und Bäche durchziehen, wie Silberfäden, das üppige Gelände und eilen den größeren Flüſſen und den ſtillen, waldumrauſchten Gewäſſern klarer Seen zu.



Der Gran Saſſo.

Eine zahlreiche Bevölkerung erfüllt noch jetzt, wie ehemals, die fruchtbaren Gefilde. Sie bewohnt teils die zahlreichen Meierhöfe des Tieflandes, teils die Städte und Dörfer, welche zumeiſt an den Abhängen und auf Hügeln angelegt ſind. — Zwiſchen den hochragenden Domen des Gran Saſſo auf der einen und des Velinus auf der andern Seite lagert ſich die reiche Hochebene von Amiternum. Der Aternus durchſtrömt dieſelbe der Länge nach und biegt

dann östlich um den Fuß des Gran Sasso nach dem adriatischen Meere, das er in nordöstlicher Richtung erreicht. Von hier gelangt man westlich über ein hohes Gebirgsjoch in die Reatina, ein ringsum von Hochgebirgen umlagertes Thal. Jahrhunderte hindurch war dasselbe ein ungesunder, unwirtbarer Sumpf, bis Menschenhand den Wassern des Velinus nördlich einen Ausgang durch die Bergwand brach, sodaß dieser Fluß seitdem in prächtiger Kaskade dem Nar zuströmen kann. Da ward die Reatina, wie das südlich einmündende Saltusthal, ein fruchtreicher Garten, den man die „tauige Flur" von Italien nannte. Von dem milden Himmel und der Feuchtigkeit des Bodens begünstigt, wachsen hier die abgemähten Gräser und Kräuter fast über Nacht wieder empor und gewähren zahlreichen Herden gedeihliche Nahrung.

Wenn man die südlichen Höhen übersteigt, so gelangt man in die nicht weniger merkwürdige Hochebene des Fuciner Sees. Von einem Kranz von Bergen umgeben, nimmt sie die Mitte der Halbinsel ein. Das Gebirge tritt im Süden und Osten bis an den klaren Wasserspiegel vor, erhebt sich aber nördlich und westlich von dem flachen Seeufer in allmählich ansteigenden Terrassen. Auch hier findet sich eine große Fülle von Bodenerzeugnissen.

Garten und Ackerfeld, unterbrochen von Olivenpflanzungen, Rebenanlagen und schattigen Hainen, höher hinauf ausgedehnte Matten und Waldungen, die wie grüne Kränze die kahlen Steinhäupter der Berge schmücken, lagern sich um den stillen, tiefblauen See, den nicht selten im Winter eine Eisrinde bedeckt.

Von ähnlicher Beschaffenheit ist das Thal von Sulmo. Es ist noch enger umschlossen als das Thal des Fucinus, und von diesem durch einen hohen Bergwall, den Imeus, geschieden. — Unter mannigfaltigen Verschlingungen mit den Parallelketten geht der Hauptzug der Apenninen in südöstlicher Richtung weiter bis zu dem Gebirgsknoten des Hirpinus, wo ein Seitenast westlich dem Tyrrhenischen Meere zustrebt und daselbst das Vorgebirge der Minerva (unfern von Surrentum) bildet. Auch das Hirpinerland, umgeben von wilden, zackigen Bergen, birgt in seinem Schoße einen klaren See, fruchtbare Gefilde, Matten und Haine. Niedere Höhenzüge führen darauf zu dem vulkanischen Gebirge des Vultur, von dem sie in flachen Rücken in die dürren Ebenen Apuliens und des weiter südlich gelegenen alten Kalabriens verlaufen.

Zwei Parallelketten sind dem soeben beschriebenen mächtigen Gebirgswall vorgelagert: das äquisch-hernikische Gebirge und das der Volsker und Aurunker. Sie führen, wie ebenso viele Stufen, nach den Niederungen am Tyrrhenischen Meere und sind durch das Thal des Trerus oder Tolerus, der dem Liris zuströmt, voneinander getrennt. Sie verflachen sich nördlich nach der Tiber und dem Anio (Teverone) und westlich nach dem Meere und geben weit ausgedehnten Ebenen Raum. Die westliche Ebene ist das Land der Volsker, einst der fruchtbare Wohnsitz dieser zahlreichen und kriegerischen Völkerschaft, jetzt durch stehende Wasser versumpft und ungesund; die nördliche ist das altberühmte Latium, die Wiege des Römervolkes. Die Ebenen, welche den untern Lauf des Tiberstroms auf beiden Seiten umgeben, sind nicht völlig flach, sondern von vulkanischen Tuffhügeln bald in längeren, bald in kürzeren Schwingungen überlagert, ähnlich den von mäßigem Luftzug bewegten Meereswellen. Wie sich nun auf dem rechten

Tiberufer das isolirte Gebirge Soracte erhebt, so steigt aus der latinischen Ebene in kühneren Formen das albanische Gebirge empor. Unmerklich erhöht sich der Boden von allen Seiten erst zu Hügeln und dann zu Felsmassen, welche in Höhen von 400 bis 600 m eine fast kreisförmige, hier und da durchbrochene Wand bilden. Die Form wie die Beschaffenheit des Gesteins zeigt, daß hier in vorgeschichtlicher Zeit vulkanische Kräfte thätig gewesen sind, die den Boden im Umfange von 6 bis 7 Meilen emporgehoben und in dem bemerkten Felsenwall den Rand des Kraters gebildet haben.

Der See von Nemi.

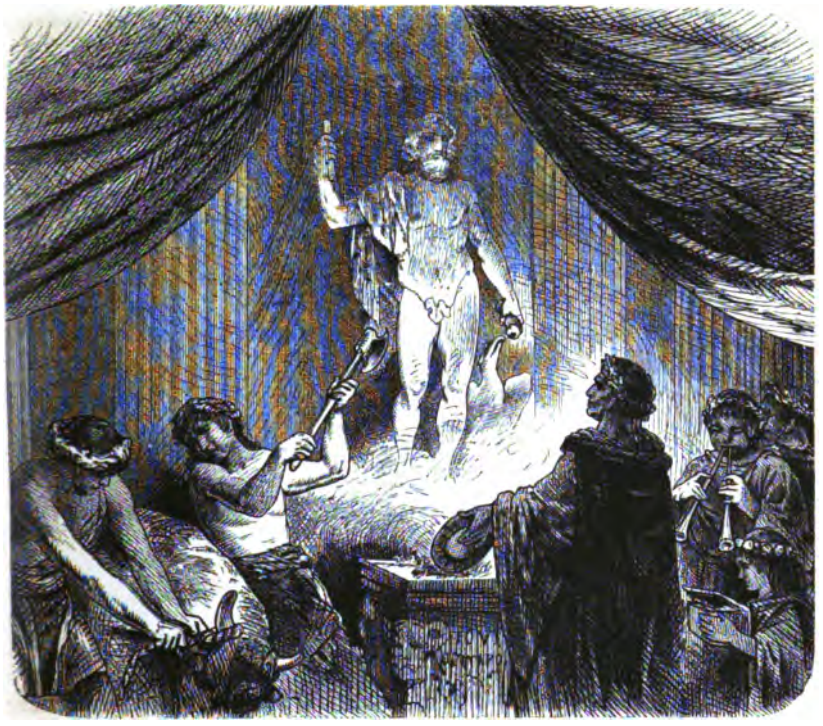
Derselbe fällt nach innen steil herunter, aber aus dem dadurch entstandenen Thale strebt schroff und freistehend ein zweiter Kraterrand empor, einen Wiesengrund umschließend. Dieser innere Kegel bekrönt, von der Ebene aus gesehen, das Ganze wie eine Domkuppel. Westlich, nach dem Meere hin, ist der Kegel eingestürzt; daselbst bildeten sich drei länglich runde Krater, die sich mit Wasser füllten. Ein von Menschenhand durch Felsen gehauener Kanal hat den größten von diesen Seen, den von Aricia, entwässert und in ein fruchtbares Wiesenthal verwandelt; noch aber spiegeln sich Berge und Fluren in dem weiten Becken des albaner Sees, während der von Nemi wie ein Juwel aus dem umgebenden Waldesdickicht hervorblitzt. Nach einer Sage pflegte die Göttin des Waldes ihr Bild in seinem klaren Spiegel zu beschauen, wenn sie, vom Jagen ermüdet, hier ausruhte. Die

Lavaströme, welche den drei Kratern entquollen, kann man noch jetzt bis in die Ebene verfolgen; auch sind noch kleinere Seen, wie der sagenberühmte Regillus, und manche Vertiefungen umher bemerkbar, aus welchen einst das unterirdische Feuer hervorbrach. Bis zu einer Höhe von 900 m türmt sich der südliche Rand des innern Kraters auf. Er heißt jetzt Monte Cavo (der hohle Berg) und gewährt eine Aussicht über das Gebirge mit seinen Höhen und Thälern, Wäldern, Seen und Bächen und östlich zu den gewaltigen Kuppen des Apennins, nördlich über die Tiberebene bis zu dem ciminischen Bergwald, südlich und westlich auf die langgestreckte Linie der Volskerberge, die vorgelagerte Ebene und die blauen Wogen des Tyrrhenischen Meeres.

Weiter nach Südosten, wenn man die Aurunkerberge und den raschen Liris überschritten hat, gelangt man nach Campanien, dem Fruchtgarten Italiens, wo alljährlich die üppigen Saaten gedeihen, wo kein Winterfrost die Oliven- und Orangenpflanzungen zerstört. Von Seitenketten des Apennins und vom Meere umschlossen, vom Volturnus und einigen kleineren Flüssen bewässert, lagern sich die fruchtbaren Gefilde um Städte und Städtchen, während am weiten Meerbusen von Neapel vulkanische Kräfte thätig waren und die phlegräische Hochebene, das Gaurusgebirge mit seinen zu Seen eingesunkenen Kratern und östlicher den Vesuv gebildet haben.

Unter den westlich gelegenen Seen ist besonders der Avernus merkwürdig, in dessen Nähe sich die Trümmer des alten Cumä erheben. Er galt im Altertum für unergründlich; eine schauerliche Höhle an seinem Ufer hielt man für die Wohnung der prophetischen Sibylla. Bis weit ins Meer erstreckte sich die Wirkung der in der Tiefe schaffenden Gewalten und bahnte sich in den Höhen der Inseln Prochyta und Änaria (Ischia) Ausgänge für ihre Feuerströme. Noch ist die Esse Vulcans nicht erloschen, noch schüttelt Typhon, nach der Mythe hier begraben, von Zeit zu Zeit seine riesigen Glieder. Das zeigen die Ausbrüche des Vesuv und nicht ungewöhnliche Erderschütterungen; aber dies verscheucht nicht die Menschen von den fruchtreichen Fluren. Über den Stätten der Zerstörung, über den versunkenen Wohnplätzen des Altertums wohnen sorglos die Geschlechter der Gegenwart.

Weniger merkwürdig für die Geschichte sind die südlicher gelegenen Landschaften der Halbinsel, die der Apennin bis zur südlichsten Spitze durchzieht. Dann setzt das Gebirge nach Sizilien über, den Nordrand der Insel dicht begleitend. Einzelne geschichtlich merkwürdige Berge treten aus dem Kamme heraus. Um den ins Meer vortretenden zackigen Ercte (jetzt Monte Pelegrino bei Palermo) und um den hohen Eryx (jetzt Monte Giuliano) an der Westspitze wütete jahrelang der Kampf gegen die Karthager. Im Osten aber erhebt einsam der gewaltige Ätna, sein Haupt über alle Berge Trinakriens, wirbelnden Rauch fast ununterbrochen aus seiner Esse emporsendend.



Feierliches Jupiteropfer. Nach Hermann Vogel.

2.

Früheste Kulturzustände.

In Etrurien entwickelten sich mit geordneten Staatseinrichtungen am frühesten Gewerbe und Kunst. Von hier gingen sie allmählich zu den anderen Völkern Mittelitaliens über, wie mancherlei Erscheinungen in der sittlichen, künstlerischen und staatlichen Entwicklung aller dieser Stämme erkennen lassen, die auf tuskischen Einfluß hindeuten. Doch ist auch hellenische Einwirkung unverkennbar, was teils aus den Ansiedlungen hellenischer Kolonisten an den Küsten zu erklären, teils auch auf die gemeinschaftliche Abstammung der Völker Griechenlands und Italiens zurückzuführen ist.

Die Vergleichung der Sprachen lehrt, daß die arischen Völker schon, bevor sie sich trennten und teils nach Indien, teils westwärts nach Europa wandten — und von diesen letzteren bildeten die Griechen mit den Italikern einen hervorragend wichtigen Zweig — eine nicht geringe Kultur besaßen. Schon verstanden sie sich auf den Anbau des Getreides und züchteten geeignete Tiere für den Bedarf des Lebens. Denn die Benennungen der zahmen Tiere sind im Sanskrit, im Lateinischen und Griechischen ähnlich. Ebenso verraten die Ausdrücke

für Wagen und andere Gerätschaften, Teile des Hauses oder der Wanderhütte, Boote und Ruder in ihren Lauten die gleiche Abstammung. Auch die Benennungen von Kupfer, Silber, Gold scheinen ähnlich gebildet und zeigen, daß jenen Urvölkern die Metallbenutzung nicht unbekannt war. Ferner waren die Elemente der Wissenschaft und Religion vor der Völkerscheidung schon vorhanden. Die Zahlen bis hundert lauten ähnlich; Gott heißt im Sanskrit devas, im Lateinischen deus, im Griechischen θεός, Uranus heißt bei den Indiern Varunas.

Bevor sich der griechisch-italische Zweig trennte, war er schon mit dem Ackerbau, vielleicht sogar mit dem Weinbau bekannt und hatte wenigstens eine Zeit lang feste Wohnsitze gehabt. Die Übereinstimmung der Ausdrücke für die Getreidearten, den Pflug, den Wein, die häuslichen Einrichtungen deuten offenbar darauf hin. Damit verband sich die sittliche Ordnung des ehelichen Lebens, der Bestand der Geschlechter, das heißt der Nachkommen und Angehörigen eines und desselben Stammvaters. Dieser Geschlechtsverband ist bei den Griechen wie bei den Italikern die Grundlage der Staatenbildung. In der weitern Entwicklung gingen dagegen beide Völker auseinander. In Griechenland behaupteten die Geschlechter noch lange ihre Geltung und Bedeutung im Staate; in Italien traten sie frühzeitig gegen das gleichberechtigte Bürgertum zurück; dort emanzipirte sich bald der Einzelne von der häuslichen Hörigkeit, hier erst in der Zeit des Verfalls.

Minerva.

Die ursprünglichen staatlichen Einrichtungen zeigen bei den Griechen wie bei den Italikern dieselben Formen; ein Namensoberhaupt, durch Wahl oder Umstände erhoben, ein Rat der Edlen oder Alten, eine Versammlung der waffenfähigen Freien sind hier wie dort vorhanden und finden sich auch in der Verfassung der alten Germanen wieder, soweit uns dieselbe bekannt ist. Aus dieser Grundlage entwickelte sich in Italien der Staat zu einer Einheit, in welcher sich das Besondere dem Allgemeinen unterordnete.

Der italische Staat erstarrte nicht in den einmal festgesetzten Formen, wie dies in Sparta der Fall war, noch suchte er eine ideale, unhaltbare Freiheit und Gleichheit aller seiner Angehörigen zu verwirklichen, wie in Athen; sondern mit praktischem Verstand und energischer Beharrlichkeit baute der Italiker seine Verfassung auf, in welcher alle Bürger zu gleicher Berechtigung gelangten, ohne daß die Unterschiede der Stände, des Vermögens und des Talents völlig ausgeglichen wurden. Er entwickelte und verwendete alle Kräfte für die Gesamtzwecke und bereitete dadurch die ungeheuren Erfolge vor, deren Endergebnis die Weltherrschaft war.

Indessen nicht alle italischen Völker zeigten diese Tüchtigkeit der politischen Gestaltung, sondern nur das römische. Die Eidgenossenschaften der Latiner, Sabiner und Samniten waren so lose verbunden, wie die griechischen Staatenvereine;

aber Rom überwältigte und vereinigte sie unter seiner Herrschaft und stellte dadurch die Einheit Italiens her; in Griechenland dagegen hielten sich Sparta, Athen und später Theben einander die Wage, wodurch die innere Entzweiung Griechenlands unterhalten und sein Untergang herbeigeführt wurde.

Wir müssen, um dies zu verstehen, den Kulturzustand des alten Mittelitaliens überhaupt näher betrachten. Die Bevölkerung wohnte teils in Städten, teils zerstreut auf dem Lande. Sie beschäftigte sich vorzugsweise mit Ackerbau und Viehwirtschaft; doch blühten besonders in den großen Städten Etruriens frühzeitig schon Handwerke, Gewerbe und Künste, während die sabellischen Völker mehr dem Hirtenleben geneigt waren.

Saturn (alttitalischer Saatengott).

Juno.

Jupiter.

Die staatliche Verbindung der einzelnen Völker war ein loses Bundesverhältnis, das nur bei sehr wichtigen Angelegenheiten in gemeinschaftlichen Unternehmungen hervortrat. Die Bürgerschaften der Städte bildeten den Kern, die herrschende Klasse der Einwohner, das Landvolk war, wenigstens in Etrurien, in völliger Abhängigkeit; nicht ganz unähnlich dem Verhältnis in den dorischen Staaten Griechenlands zwischen den siegreichen Doriern und den unterworfenen Landbewohnern. Die Regierung war in den Händen der alten und reichen Geschlechter. Die übrige Bürgerschaft hatte zwar in den Volksversammlungen daran Anteil, aber sie spielte doch eine ziemlich unbedeutende und stumme Rolle. An der Spitze der Regierung und der Rechtspflege stand ein Oberhaupt, bei den Etruskern Lucumo, bei den anderen Völkern Rex, d. h. Lenker, genannt. Besaß der Fürst Einsicht, kriegerisches Geschick und Reichtum an Äckern, Sklaven und

Herden, so stand er in großem Ansehen und erhob zuweilen seine Macht zu einer unumschränkten, im entgegengesetzten Falle hatte er wenig Einfluß. Auch in diesen Einrichtungen erkennt man die Grundzüge der Verfassung wieder, welche in Altgriechenland nach den homerischen Gesängen bestand. Denn auch auf Ithaka durften die Freier es wagen, die Gemahlin ihres Königs zu bedrängen, das königliche Haus zu berauben; die Bürgerschaft sah ruhig dem Unwesen zu, hörte stumm und teilnahmlos die Klagen des Telemachos an und ging nach abgehaltener Versammlung wieder unbekümmert an ihre Geschäfte. Der heimkehrende Odysseus mußte sich selbst mit starker Hand Recht verschaffen.

Religion. Ein ähnliches Verhältnis dürfte sich in Bezug auf den religiösen Glauben herausstellen; doch schieden sich darin frühe die Vorstellungen nach der durch Wohnort und Schicksale bedingten Anschauungsweise der Völker. Dem religiösen Glauben des wandernden Urvolks lag eine Vergötterung der Naturkräfte zu Grunde; diese Naturkräfte waren ihm aber Ausflüsse eines ewigen, Alles durchdringenden und belebenden Wesens, das jedoch selbst in unzerstörbarer Ruhe beharre und am Ende aller Tage das Entstandene und Geschaffene geläutert und gereinigt wieder in sich aufnehme. Von dieser allumfassenden Gottheit war den Griechen wie den Italikern nur der Glaube an die dunkel und unbewußt waltende Macht des Schicksals geblieben. Die übrigen formlosen Wesen ihres Glaubens begannen die Griechen bald als bestimmte Persönlichkeiten sich vorzustellen, und ihr Gefühl für Schönheit verklärte diese Gebilde durch den Zauber des Ideals, ihre Kunst umgab sie mit den Reizen überirdischer Majestät und Herrlichkeit. Ebenso wußte die schaffende Phantasie der Hellenen nicht blos die Thaten und Schicksale ihrer Götter in vielverschlungenen Mythen auszuprägen und zugleich verehrte Vorfahren, Wohlthäter ihres Geschlechts, zu den Götterfitzen zu erheben, sondern sie drangen in die Rätsel der Entstehung der Weltordnung ein, über deren Ursachen und Hergang sie ausführlich Bericht zu erstatten wußten.

Der Italiker war, seinem Stammgenossen gegenüber, eine mehr prosaische und praktische Natur. Soviel er von den Glaubensschätzen aus der östlichen Heimat auf der langen Wanderung sich erhalten hatte, das bewahrte er treu, weil er zum Gedeihen seiner Herden und Felder sowie zu seinen Siegen auf dem Schlachtfelde die Hülfe der Götter nicht entbehren konnte. Er vermehrte sie allenfalls durch einige Mythen aus den Zeiten seiner Niederlassung in Hesperien; aber zur klaren Durchbildung der verehrten göttlichen Persönlichkeiten gelangte er erst in später Zeit mit Hülfe der Griechen. Die Wesen seines Glaubens waren mehr oder weniger Begriffe geblieben, ihre Unterscheidung war nicht bestimmt durchgeführt, ihre sinnliche Erscheinung unerörtert gelassen. Gottheit war ihm in allen Dingen vorhanden, trat mit ihnen ins Dasein, gewann Form und Wesen und hörte mit ihnen auf. Wenn ihm in den späteren Sagen ausgezeichnete Vorfahren göttlicher Ehre würdig erschienen, so vermehrte er nicht mit ihnen die Bevölkerung des Himmels oder der Unterwelt, sondern er glaubte, die Gottheit sei in der Gestalt dieses oder jenes Heroen erschienen, um ihre heilsamen Beschlüsse in Ausführung zu bringen, und sei dann wieder in ihren Götterfitz zurückgekehrt. Bei diesem Glauben, der tief in

seinem Bewußtsein wurzelte, dachte er gar nicht daran, sich die Entstehung und, wenn man so sagen darf, die Familienverhältnisse, oder gar die Abenteuer und Kämpfe seiner Götter vorzustellen, und ebenso fremd blieben ihm die Grübeleien über das Entstehen und Vergehen der Welt.

Nur die später eingewanderten Rasener oder Tusker brachten solche geheimnisvolle Lehren in ihre neue Heimat mit. Nach ihrem Glauben walten die verhüllten, das heißt verborgenen Mächte über Himmel und Erde; die zwölf sichtbaren Götter sind ihnen untergeordnet und forschen in wichtigen Dingen nach ihren Beschlüssen, welche sie vollbringen und auch im Blitz, im Vogelflug und in den Eingeweiden der Opfertiere den Menschen offenbaren. Die Unterwelt, wohin die Seelen der Verstorbenen kommen, ist ein grauenhafter Ort; ein tierartiger Greis mit Flügeln und einem gewaltigen Hammer führt die Toten an den Ort ihrer Bestimmung, namentlich die Verdammten zu ihrer Qual, wo ähnliche Dämone sie empfangen.

Dämonen eine Seele fortschleppend. (Nach einem etruskischen Wandgemälde.)

Dergleichen Vorstellungen finden sich in den kunstreich ausgeschmückten Gräbern der Etrusker abgebildet. Daß letztere durch ihren lebhaften Verkehr mit den Griechen im Mutterlande sowie mit den hellenischen Kolonien in Italien frühzeitig viele Vorstellungen aus der griechischen Mythologie aufnahmen, ist unverkennbar; allein nicht wenige religiöse Ideen waren auch Gemeingut, das beide Nationalitäten aus der gemeinsamen Urheimat mitgebracht hatten, wie solches durch die Übereinstimmung mit den Vorstellungen der germanischen Stämme bezeugt wird. Die verhüllten, geheimnisvollen Mächte der Rasener erinnern an die germanischen Nornen, besonders an die Wurd oder Urd, deren Heiligtum noch im Teutoburger Walde im Namen Urds- oder Wurdsholz nachweisbar ist. Die zwölf sichtbaren oder unteren Götter der Rasener entsprechen ebenso den zwölf olympischen wie den zwölf Asen. Vielleicht erinnert sogar der grauenhafte unterweltliche Greis an die schreckliche Hel und sein

Hammer an die furchtbare Waffe Donars. Dagegen scheint der Blitze schleudernde Jupiter der Etrusker identisch mit dem griechischen Zeus, Juno, die Burggöttin von Veji, die Schirmherrin der Städte und des ehelichen Lebens mit Hera, Minerva (Menerfa), die Göttin des sinnigen Denkens, des Handwerks der weiblichen Weberei und der Weisheit im Krieg und im Frieden mit Pallas Athene. Vertumnus, der Segner der Früchte, der Obst- und Weinernte, der auch die Jahreszeiten hervorruft, entspricht dem griechischen Dionysos. Zu seiner Ehre wurden im Oktober die Vertumnalien gefeiert, wie bei den Hellenen dem Spender der herbstlichen Fülle dramatische und orgiastische Spiele (Spiele mit Tanz). Wenn bei den Griechen in ältester Zeit Menschenopfer vorkommen, so bestand dieser Gebrauch noch weit länger bei den Etruskern, deren Gemütsart sich zum Finstern neigte, die den Glauben an Dämonen und spukhafte Wesen festhielten und weiter ausbildeten. Außer dem schrecklichen Greis mit Flügeln und Hammer, welcher die Seelen der Abgeschiedenen in der Unterwelt aufnahm, herrschten noch daselbst die stummen, geheimnisvollen Mächte Manbus und Mania, und eigene Plagegeister waren bereit, mit Schlägel und Schlangen die armen Seelen zu peinigen. Was nun die kosmogenischen Vorstellungen der Rasener betrifft, so dachten sie sich die Welt mit ihren sichtbaren und vielgestaltig erscheinenden Göttern als eine solche, welche entstanden sei und auch nach vielen Zeitabschnitten oder Jahrhunderten endlich wieder untergehen werde.

Diana.

Weniger bekannt sind uns die Lehren und der Glaube der übrigen altitalischen Stämme mit Ausnahme der Römer, mit deren religiöser Anschauung in den Grundzügen die der stammverwandten Latiner übereinstimmen mochte. Die Sabiner verehrten einen Gott Sancus oder Semo Sancus, das heißt einen heiligen Schutzgeist, der wohl gleichbedeutend ist mit dem Dius Fidius zu Rom, dem Gott der Treue, dem Schirmherrn auf allen Wanderungen. An der ferentinischen Quelle, die den albanischen Bergen entströmt, befand sich ein Heiligtum der von ganz Latium verehrten Naturgöttin Diana. Hier pflegten sich alljährlich die latinischen Völkerschaften zu versammeln, um in dem Schatten des Waldes unter dem Beistand der unsichtbar gegenwärtigen Göttin Beschlüsse über gemeinschaftliche Angelegenheiten zu fassen und namentlich einen Heerführer für den ganzen Bund zu ernennen.

Auf der andern Seite des Bergrückens, im Thale von Aricia, da, wo nach Trockenlegung des Thales ein tiefer, stiller See übrig geblieben war, genoß in einem heiligen Haine die Göttin gleichfalls ausgebreitete Verehrung. Daselbst bestand die barbarische Sitte, daß der Priester, den man Hainkönig nannte, mit den Waffen in der Hand sein Amt bewahren mußte, indem jeder berechtigt war, ihn zum Zweikampf auf Tod und Leben aufzufordern und nach seiner Erlegung die priesterliche Würde des Hainkönigs selbst zu übernehmen.

Was die Römer betrifft, so waren sie von tiefem religiösen Gefühl durchdrungen. Mit frommer Andacht brachten sie anfangs an einfachen Altären den Wesen ihres Glaubens Opfer. Verhüllten Antlitzes beteten sie zu ihren Göttern; denn sie fürchteten sich, den Gott zu schauen. Lange Menschenalter hindurch sollen sie kein Bild ihrer Götter gehabt haben. Als aber nach innen und außen der Staat geordnet, reich und mächtig wurde, da genügte ihnen nicht mehr der Dienst an aufgemauerten Altären und in hölzernen Heiligtümern, da errichteten sie Götterbilder und erbauten großartige Tempel, in welchen Einzelne oder bei festlicher Gelegenheit die Gemeinde durch Opfer und Gebete den Schutz der himmlischen Mächte erflehten. Sie glaubten, daß besonders drei Gottheiten ihnen ihren mächtigen Schutz angedeihen ließen, nämlich: Jupiter, Mars und Quirinus, die Schirmherren der ganzen Bürgerschaft gegen alle Gefahren, gegen innere wie gegen äußere Feinde. Insbesondere war Jupiter der Himmelsvater, der über das ganze Land seine Wohlthaten ausbreitet, Mars oder Mamers, der Gott des Frühlings und des frischen Waldlebens, auch der Verleiher des Sieges, und Quirinus, der altsabinische Doppelgänger des Mars, der Schirmer der Bürgerschaft. Drei angesehene Priester, Flamines, d. h. Zünder, waren diesen Göttern geweiht. Sie mußten ihnen die Opfer darbringen oder anzünden. Sodann bestand dem Mars und dem Quirinus zu Ehren die Priesterschaft der zwölf Salier oder Tänzer, welche im Frühling und Herbst mehrere Tage lang in seltsamen Aufzügen durch die Stadt zogen. — Mars war auch Zauberer und Seher der Zukunft. In dieser Eigenschaft hatte er einst menschliche Gestalt angenommen und war als König Picus (Specht) auf Erden umhergewandelt. Ferner hatte er die Zwillinge Romulus und Remus gezeugt, die er hierauf durch Specht und Wölfin, ihm geheiligte Tiere, pflegen und ernähren ließ. Indessen soll er sich zugleich in Romulus als Vater Quirinus verkörpert haben, wie solches die Götter bei dem unter Donner und Blitz erfolgten Verschwinden des Königs seinem Volke offenbarten.

Mars und Cupido.
Nach der Statue in der Villa Ludovisi.

Von dem höchsten Gotte Jupiter wurden drei Verwandlungen oder Erscheinungen auf Erden berichtet. Da erschien aus dem fernen Osten

Recaranus, ein starker Held, unter dem Hirtenvolke Latiums, bezwang den furchtbaren Räuber Cacus, brachte die geraubten Herden zurück und war der Beschützer der Hirten und ihres Eigentums. Er errichtete dem siegbringenden Jupiter am Fuße des aventinischen Berges einen sehr großen Altar, wo er den Zehnten der Beute opferte und solche Opfer sowie Speisungen des Volkes anordnete. Als er wieder in die Ferne zog, erkannte man, daß es der Gott selbst gewesen sei. Man hat diesen Recaranus später Hercules genannt und mit dem griechischen Herakles für gleichbedeutend gehalten. — Der Vater der Götter und Menschen war auch der besondere Beschützer seines Latinervolkes. Daher glaubte man, ein Ausfluß seines Wesens, eine seiner göttlichen Kräfte sei in dem gefeierten König Latinus erschienen und gleichzeitig in Aeneas, dem Bringer der troischen Heiligtümer. Beide verschwanden im Getümmel der Schlacht und empfingen göttliche Verehrung, dieser als Jupiter Indiges (einheimischer Gott), jener als Jupiter Latiaris. Zu Ehren des Schirmherrn von Latium wurden in seinem Tempel auf dem Albanerberge die großen latinischen Feste gefeiert, zu welchen alle Obrigkeiten Roms und Latiums und eine große Volksmenge zusammenströmten. Wir sehen aus dieser Darstellung des Volksglaubens, wie sehr sich derselbe von dem Glauben der Hellenen unterschied, wie er sich vielmehr der indischen Götterlehre annähert, die so viel von der Fleischwerdung zu erzählen weiß, während jene nur die Entstehung der Heroen aus der Verbindung der Götter mit Menschen berichtet.

Außer diesen genannten Wesen verehrte man besonders den Janus, den Eröffner und Beschließer aller Dinge, der an den irdischen Eingängen wie an den Pforten des Himmels sitzt, der Meer und Land aufschließt und die Welt in ihren Angeln bewegt. Er blickt in die Vergangenheit zurück und vorwärts in die Zukunft und wurde daher stets mit zwei Gesichtern dargestellt.

Von Göttinnen, welche den Römern heilig waren, nennen wir nur Juno, die Himmelskönigin, und Vesta, die Bewahrerin des heiligen Herdfeuers in jedem Hause, sowie des Herdes der Stadt in einem Tempel auf dem Forum (Markte) zu Rom, wo Tag und Nacht ihr Feuer von den keuschen Händen der ihr geweihten Vestalinnen unterhalten wurde.

Charakteristisch für die religiöse Anschauung des Römers war die bei jeder Handlung ihm im Herzen sitzende Sorge, was die Götter dazu sagen möchten. Vorsichtig war er darauf bedacht, bei allem Thun durch die Anrufung eines Gottes eines günstigen Erfolges sich zu versichern. Daher nahm er für alle möglichen Vorgänge besondere Gottheiten an, zu denen er in jeder Lage beten könnte: Cuba z. B. überwachte das Zubettgehen, Fabulinus lehrte das Kind sprechen, Numeria lehrte es rechnen, Camena Musik, Terminus schirmte die Ackergrenzen, Epona behütete die Pferdezucht, Pales die Lämmer, Pomona die Obstbäume, Occator segnete das Eggen, Saturnus die Saaten u. v. a. Viele Gottheiten blieben reine Begriffe, wie Virtus, Fides, Terror.

So konnte es gerade bei dieser Unbestimmtheit und Unfaßlichkeit der römischen Götterwelt nicht ausbleiben, daß sie, sobald die Römer mit den religiösen Vorstellungen der Hellenen bekannt wurden, vor diesen verblich und hinschwand. Griechische Gottheiten, farbenfrisch und faßlich, verdrängten in

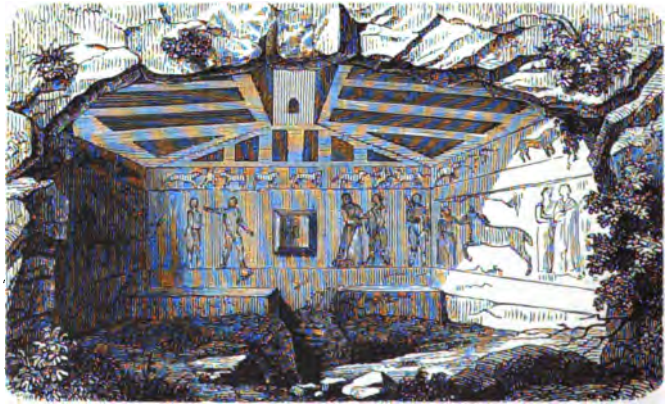
den Vorstellungen die altrömische, teils mit ihnen verschmelzend zu Mischgestaltungen, teils sie ganz und gar zur Seite schiebend. Namentlich fand der Dienst des licht- und heilbringenden Apollo schon früh, schon unter den Königen in Rom, Eingang. Vielleicht gaben hierzu die Sibyllinischen Bücher Veranlassung, welche man von Luna in griechischer Sprache überkommen hatte. Gleichzeitig oder noch früher bürgerte sich die Verehrung der Artemis ein. Man glaubte in ihr die seit ältester Zeit verehrte Natur-, Wald- und Jagdgöttin Diana oder Jana, die weibliche Hälfte des Janus, zu erkennen und verschmolz sie mit der sabinischen Mondgöttin Luna wie die Griechen Selene mit Artemis. Auf dem Aventinus in Rom stand ihr berühmter Tempel, den schon Servius Tullius als Bundesheiligtum für alle Sabiner errichtete. Ein anderes Heiligtum hatte sie gemeinschaftlich mit ihrem Bruder Sol (Helios) in der Nähe des Cirkus, da man sie als Schirmherrin der Wagenlenker verehrte und selbst als Wagenlenkerin, mit fester Hand die Rosse zügelnd, vorstellte.

Die alten Völker sahen in der Natur etwas Dämonisches. Berge, Bäume, Seen, Ströme, Quellen schienen ihnen Leben und Seele zu haben. Im Rauschen des Waldes, im Murmeln der Quellen tönten ihnen geheimnisvolle Stimmen entgegen, die sie sich auslegten; sie redeten mit den leblosen Dingen, wie das Kind mit seinen Puppen, oder mit Tieren, wie ja auch der Dichter die Sterne, den schattigen Hain, die jubelnde Lerche, die flötende Nachtigall anredet. Der Italiker sah überall Dämonen oder Genien in Bäumen, Blumen, Quellen, in den vorüberziehenden Wolken, in den Wellen des plätschernden Baches; besonders glaubte man, jeder Mensch habe seinen Genius, der ihn zu seinem Heil, manchmal auch zum Schaden führe.

Über den Zustand der Seelen nach dem Tode waren die Vorstellungen gleichfalls unbestimmt und zum Teil sich widersprechend. Man nahm eine unterirdische Schattenwelt an, wo die Manen (Seelen der Verstorbenen) in einem glücklichen Zustande verweilten. Die Manen guter, hochverdienter Menschen, zumal wenn man sie durch Opfer bei dem Begräbnis und am allgemeinen Totenfeste gefeiert hatte, dachte man sich auch als schützende Genien ihres Hauses und ihrer Nachkommen, und verehrte sie, wie die Penaten, die eigentlichen Schutzgötter am häuslichen Herde, der ihnen geweiht war. Wurden die Totenfeierlichkeiten vernachlässigt, so schweiften die Seelen als Lemuren (Spukgestalten) nächtlich umher, bis der betreffende Hausvater sie sühnte. Die Larven dagegen waren Quälgeister, welche Tote und Lebende beunruhigten. Sie werden auch als die Manen der Verdammten dargestellt. In ihrer scheußlichsten Gestalt heißen sie Lamien, und als solche stellen sie neugeborenen Kindern nach, um sie zu verschlingen. Es scheint dies eine Annäherung an etruskische Lehren. Noch mehr war solches der Fall bei der Totenweihe in Zeiten der höchsten Gefahr, wenn sich zum Beispiel der Feldherr eines wankenden Heeres den unterirdischen Göttern weihte und sofort im Kampfgewühl den Tod suchte und fand. Er erschien dann als siegbringender Schutzgeist seinen Waffenbrüdern und trug Schrecken und Entsetzen in die Reihen der Feinde.

Die Vorstellung, welche sich im Altertum das Volk von dem Wesen und Aussehen der von dem Körper getrennten Geister machte, stimmt vielfach mit

dem jetzigen Volksglauben oder Aberglauben überein. Die Geister sind zwar wesenlos, unfaßbar; aber sie haben doch Aehnlichkeit mit der körperlichen Hülle, die sie im irdischen Leben bekleidete, sie sind dem Auge sichtbar und als bestimmte Individuen erkennbar. Sie wurden daher Schatten genannt, die mit einem leisen Schwirren erschienen und verschwanden. Solche wesenlose Schatten waren natürlich ohne Macht, konnten daher nur durch die Schrecken ihrer Erscheinung den Lebenden schaden. Indessen gab es auch noch andere Vorstellungen, nach welchen sie allerdings fühlbar und faßbar waren, geliebte Menschen an ihre kalte Totenbrust drückten, oder auch feindlich als Polter- und Hausgeister sie ängstigten und quälten, wie schon oben bemerkt wurde. So trieb in Temesa, einer Stadt in Unteritalien, der Geist des Polites, den die Bürger wegen seiner Frevel gesteinigt hatten, das Spukgeschäft so arg, daß man ihm einen Tempel bauen und göttliche Ehren erweisen mußte, bis ein gewaltiger Faustkämpfer ihn in seinem Heiligtum angriff, bezwang und ins Meer stürzte.



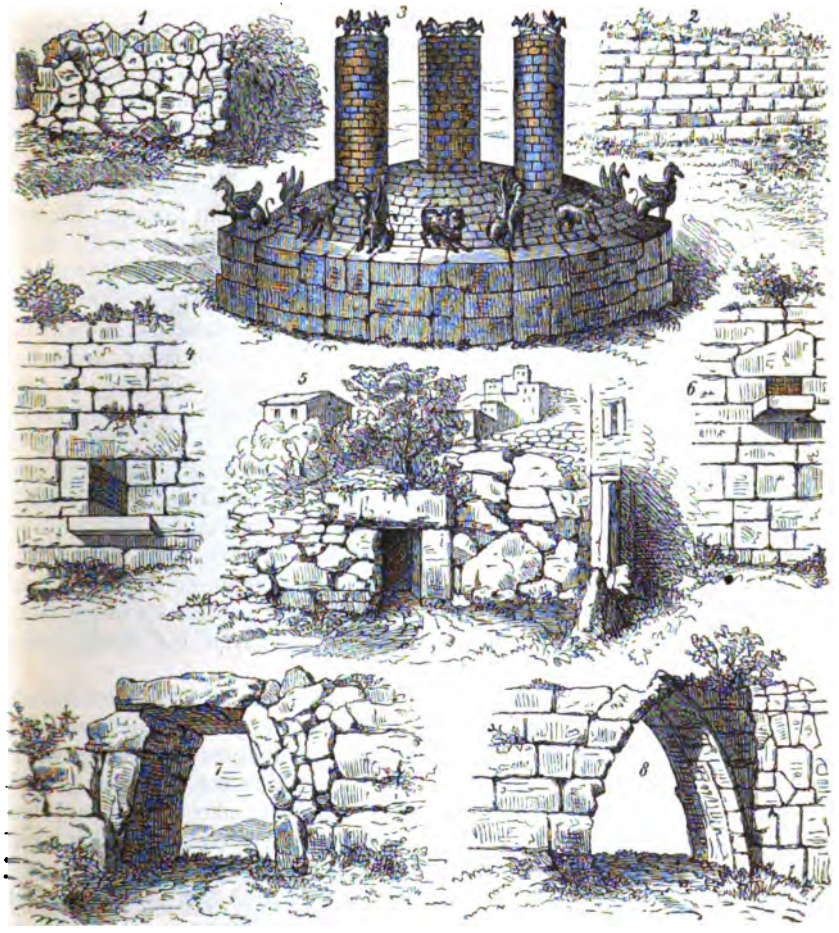
Etruskische Gräber zu Tarquinii.

In Rom feierte man am 9., 11. und 13. Mai die Lemuralien, um den Geisterspuk zu bannen. Da ging jeder Hausvater um Mitternacht ins Freie, wusch sich in reinem Quellwasser die Hände, nahm schwarze Bohnen in den Mund und warf dieselben dann, ohne sich umzusehen, hinter sich, indem er sagte: „Dieses gebe ich euch, mit diesen Bohnen kaufe ich mich und die Meinen von euch los!“

Mit den religiösen Vorstellungen standen Künste und Gewerbe in Beziehung. Man darf sich darin die alte Bevölkerung Italiens nicht als durchaus unerfahren und ungeschickt denken. Sie glich vielmehr den Griechen, wie sie in den homerischen Gedichten erscheinen, ja übertraf sie sogar noch in manchen Stücken.

Bauweise. Die Wandervölker, welche von den Alpen her über die Halbinsel sich ausbreiteten, siedelten sich zerstreut an und beharrten auch hier noch längere Zeit bei ihrer Lebensweise, da sie hauptsächlich Viehzucht trieben. Indessen pflegten sie doch befestigte Zufluchtsstätten auf Bergen und in Wäldern

anzulegen, wohin ſie bei feindlichen Überfällen ſich und ihre Herden bergen konnten. Solche befeſtigte Örter ſcheinen auch einige Hügel des ſpäteren Roms geweſen zu ſein. Im Schutze dieſer Befeſtigungen wurden dann dauernde Anſiedlungen angelegt. Auf dieſe Art ſind die meiſten Städte gegründet worden.



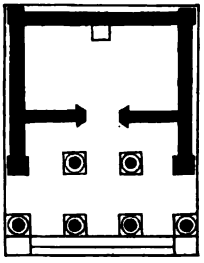
Überreſte altitaliſcher Bauten.

1 Mauerwerk zu Bovianum. 2 Fragment der Mauer des Servius Tullius. 3 Die Cucumella, Grabhügel bei Vulci. 4 und 6 Mauer zu Volaterrä, 5 zu Olivano, 7 zu Signia, 8 zu Arpinum.

Im Gebirge wählte man eine ſteile Bergkuppe zur Anlegung der Burg und baute ſich dann am Abhange an, wobei man oft ſehr mühſame Unterbauten vornehmen mußte, um auf dem abſchüſſigen Boden Raum zu gewinnen. War dies wegen der Örtlichkeit nicht möglich, mußte ſich die Stadt in das Thal

oder in die Ebene hineinziehen, so wurde sie doch durch Schenkelmauern mit der Burg verbunden. Namentlich wählte man gern solche Hügel, die halbinselartig am Zusammenflusse zweier Bäche lagen, und bearbeitete mit dem Meißel den weichen Felsen, daß er möglichst steil und unzugänglich wurde. Städte, die auf völlig flachem Boden, namentlich an der Küste lagen, wurden durch kolossale Mauern geschützt.

Zum Schutze der Burgen und Städte wurden übrigens, wie günstig oder ungünstig die Lage war, stets künstliche Befestigungen zugefügt. Manchmal, besonders in frühester Zeit, begnügte man sich mit einem Erdwall, der jedoch nach außen mit Steinen verkleidet ward. Dann schichtete man ohne Mörtel vieleckige, unregelmäßige Steine, wie man sie eben aus den Bergen brach, zu Mauern auf. Man nahm dazu kolossale Werkstücke, die durch ihr Gewicht unerschütterlich fest aufeinander lagen, und füllte die Zwischenräume mit kleineren Steinen und Geröll aus. Es waren dies die kyklopischen Mauern, wie sie in Griechenland genannt wurden, zu denen alle diejenigen Bauwerke gezählt werden, welche sich durch besondere Größe und Festigkeit auszeichnen und ohne Zweifel der vorrömischen Zeit angehören. Kunstvoll waren die Umwallungen mit behauenen Vielecken, die genau ineinander fugten. Obgleich diese Art Mauern große Fertigkeit und viel Arbeit forderten, gab es doch solche in Etrurien, Latium und in den Sabinerbergen.



Grundriß eines etruskischen Tempels.

Bald jedoch kam man auch auf den Bau mit Quadern, da der vulkanische Tuffstein leicht zu bearbeiten ist und in geraden Linien bricht.

Mächtige Steinbalken wurden zur Anlage der Thore verwendet, oder man ersetzte sie durch aufwärts sich allmählich näher rückende Quadern, die in der Höhe spitzbogenartig sich schlossen. Denn die Kunst, einen Bogen zu wölben, war noch unbekannt.

Die frühesten Wohnungen der Bürger waren, wie im alten Griechenland, wenig geräumig und mit Stroh gedeckt. Sie hatten hohe, spitze, weit vorspringende Dächer, wobei die Giebelbalken oben sich kreuzten und, wie Hörner, fortsetzten. Daraus entwickelte sich der regelmäßige Bau des italischen Hauses. Es bestand aus einer Halle oder vielmehr einem Hofe, über welchen auf den vier Seiten das Dach mehr oder weniger vorsprang. Dieser Raum hieß Atrium, von ater = schwarz, weil die Decke vom Rauche des Herdfeuers geschwärzt wurde. Er umschloß den Herd, den häuslichen Tisch, das Bett des Hausvaters und mancherlei Geräte, die zum täglichen Gebrauche dienten. In der Mitte war eine Vertiefung, um den niederströmenden Regen aufzufangen. Lorbeer- oder andere Bäume beschatteten das Wasserbecken und den dahinter stehenden Herd mit den Penaten und erfreuten die sich hier versammelnde Familie mit ihrem grünen Laub und ihren duftigen Blüten. Häufig stützten Säulen die überhängenden Dächer, was der Halle ein tempelartiges Ansehen gab. Rings um das Atrium reihten sich meist kleine Gemächer, zum Schlafen oder zum Aufbewahren von Vorräten dienend. Ohne Zweifel bestand das italische Haus

der älteſten Zeiten jedoch nur aus dem einfachen Atrium ohne den Schmuck von Säulen und beſchattenden Bäumen.

Selbſt in viel ſpäterer Zeit begnügten ſich geringe Leute noch mit ſolchen Wohnungen. Man findet dergleichen unter den Gebäuden, welche man in Pompeji aufgegraben hat. Einige derſelben haben an der einen Seite noch mehrere ſehr kleine Gemächer, andere nur einen oder zwei Alkoven. Aſchenkiſten, welche man unter der letzten Lavaſchicht des Albanerberges gefunden hat (ſ. S. 52), zeigen deutlich dieſe Form der älteſten Wohnungen der latiniſchen Bevölkerung.

Ein ähnlicher, mit Stroh gedeckter Bau wurde in Rom als das Haus des Romulus gezeigt; und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſich die Paläſte der alten Könige, wenn man ſie ſo nennen darf, wohl durch Größe, nicht aber durch Verzierungen und Bequemlichkeiten vor den Wohnungen der Hirten und Ackerleute auszeichneten.

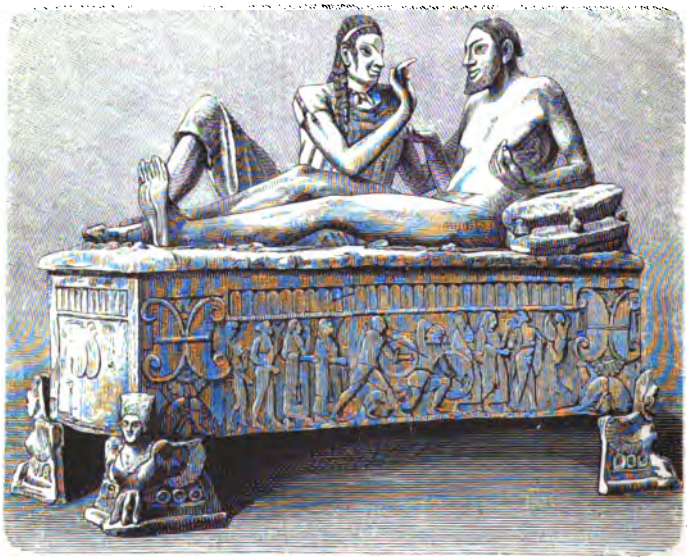
Gräberſtadt.

Im Atrium ſpann und wob die Königin mit ihren Mägden, wie die Bürgersfrau, während der Mann ſich draußen in Geſchäften, in Jagd und Krieg herumtummelte.

Einfach, wie die meiſten Wohnungen, waren auch die öffentlichen Gebäude und Plätze. Das früheſte Forum im alten Rom z. B. umgaben hölzerne Hallen. Hinter denſelben befanden ſich allerlei Buden, namentlich die der Schullehrer und die der Fleiſcher. An dieſen Verſammlungsplatz des Volkes ſtieß das Comitium für die öffentlichen Gerichtsverhandlungen, in welchem ſich auch die große Kurie für den Senat befand.

Anders verhielt es ſich mit den gottesdienſtlichen Gebäuden. Man verwendete darauf alle Kunſt und ſparte keine Mühe, keine Koſten, um der Gottheit würdige Wohnſitze zu bereiten, damit ſie mit ihren Segnungen gern bei der Bürgerſchaft verweile. Vorherrſchend war bei den altitaliſchen Völkern die etruskiſche Tempelanlage, die zwar wiederum in ihren Grundzügen den gemeinſchaftlichen Urſprung mit der griechiſchen verrät, übrigens aber ſich durchaus

selbständig entwickelt hat. Der tuskische Tempel bildet ein regelmäßiges Viereck, dessen Tiefe um Weniges die Breite der Giebelseite übertrifft. In seiner längeren Ausdehnung ist er in zwei gleiche Hälften geteilt, von denen die vordere aus mehreren Säulenreihen besteht, die hintere aber entweder eine oder drei Zellen mit den Götterbildern und anderen Heiligtümern umschließt. Ist nur eine Zelle erforderlich, so werden die beiden anderen auf den äußeren Seiten durch Fortsetzung der Kolonnaden ersetzt, sodaß in diesem Falle das Gebäude auf drei Seiten von Säulen umschlossen erscheint und nur die hintere, immer nach Nordwest oder Nordost gerichtete Wand ohne Schmuck bleibt. Die etruskischen Säulen sind hoch und schlank konstruirt mit dorischem Kapitäl und einer aus Plinthe und Pfühl zusammengesetzten Basis.



Etruskischer Sarkophag. (Aus der Sammlung Castellani.)

Sie stehen in weiten Zwischenräumen, was auf Holzkonstruktion der Bedachung schließen läßt. Dasselbe verraten auch die über dem Architrav (dem die Säulen überdeckenden Hauptbalken) weit vorspringenden Balkenköpfe, die, verglichen mit dem zierlichen Fries der hellenischen Architektur, dem Gebäude ein schwerfälliges Aussehen geben. Dieses wird noch vermehrt durch den ungewöhnlich hoch und spitz ansteigenden Giebel und das weit vorspringende Dach.

Übrigens baute man die Heiligtümer gern auf Anhöhen und selbst auf steile Bergkuppen, damit sie weitum gesehen würden und die Menschen an die Nähe ihres Gottes erinnerten. So stand ein Tempel des Jupiter Latiaris auf der Höhe der Albaner Berggruppe, ein anderer auf dem Kapitol zu Rom, ein Heiligtum der Diana daselbst auf dem Aventin und ein entsprechendes auf dem von den Albanerbergen nordöstlich auslaufenden Algidus.

Eine eigentümliche Architektur der Etrusker und nach ihrem Vorgange der anderen bisher genannten Völker zeigen die Grabanlagen, in welche ursprünglich die Leichen, später die Asche derselben beigesetzt wurden. Noch jetzt findet man teils einzelne Gräber, teils auch ganze Totenstädte, die uns höchst schätzbare Aufschlüsse über die Kultur der alten Bewohner Italiens geben, während Burgen und Tempel und andere Herrlichkeiten jener vergangenen Geschlechter längst zerfallen sind.

Restaurirtes Innere eines Grabes zu Volaterrä.

Besonders findet man dergleichen Werke zu Volaterrä, südlich vom Arno, Clusium, Vulci, wo der Timone in die Fiora mündet, Tarquinii an der Marta und Cäre, zwischen dem sabatinischen See und dem Meere.

Die älteste Art dieser Gräber besteht in einem unterirdischen Gang und daran sich schließender Zelle, worüber sich wohl ein Hügel erhob. Eine andere Form ist ein unterirdischer Raum, der sich in einem Spitzgewölbe abschließt und mit den alten griechischen Schatzhäusern zu Orchomenos und Mykenä Aehnlichkeit hat. Noch mehr tritt diese Ähnlichkeit in den Nurhagen Sardiniens hervor, welche kegelförmig gemauerte Steintürme mit eingeschlossenen Kammern bilden. Allein diese rühren wahrscheinlich von einem Volksstamme her, der

lange vor der etruskischen Einwanderung die Insel bewohnte. In der Gegend von Cäre, Alsium und anderen Orten bemerkt man auch gewaltige Erdhügel, die zum Teil inwendig ausgemauert sind und oft neben, oft über einander mannigfaltig verschlungene Gänge und Kammern enthalten. Einer der größten Grabhügel dieser Art findet sich bei Clusium. Er mißt im Umfang ca. 270 m und umschließt eine große Anzahl Gänge und Kammern. Berühmter noch war in dieser Gegend das Grab des Porsena, von den man indes bis jetzt noch keine Überreste entdeckt hat. Es bestand aus einer viereckigen, $15^1/_2$ m hohen Basis. Jede Seite derselben maß 94 m, und sie enthielt ein Labyrinth von Korridoren und Grabkammern. Auf diesem Unterbau erhoben sich fünf Pyramiden oder Kegel, die einen ehernen Kreis und darüber abermals fünf Pyramiden trugen. Grabanlagen von Pyramiden und Kegeln finden sich auch in Latium. Mit der fortschreitenden Kunst bildete sich zugleich der Gräberbau überall in Etrurien weiter aus. Man legte regelmäßige Grabkammern an, die man mit Tonnengewölben überdeckte und zierlich in der Form kleiner Häuser mit Simswerk und Giebel ausmauerte. Andere arbeitete man mit dem Meißel in Felsen, und es finden sich großartige Grottenanlagen dieser Art, wo auch von außen der Stein in der Form von Tempelfaçaden ausgehauen ist.

Alle diese Gräber sind geschmückt mit Bildhauerarbeit und Malereien und enthalten Vasen, Waffen und Gerätschaften. Sie zeigen die Sorgfalt und Pracht, welche die alten Etrusker auf die Bestattung ihrer Toten verwandten, und geben uns zugleich wichtige Aufschlüsse über das Leben und Thun jener verschollenen Geschlechter, von denen uns nur wenige Sprachdenkmäler aufbewahrt sind. — Die Gräberarchitektur gab aber auch Veranlassung, die Gewölbekonstruktion wo nicht zu erfinden, doch zu vervollkommen und besonders bei der Anlage kolossaler Wasserbauwerke anzuwenden. Überwölbte Gänge oder Emissare wurden durch Felsen und ganze Berge getrieben, um versumpfte Thäler trocken zu legen. So wurde das Thal von Aricia entwässert und in einen fruchtbaren Garten umgewandelt. Ebenso gewann man den Fruchtanger des Reatinerthales, indem man dem Velinus einen unterirdischen Ausgang verschaffte. Auch den Albaner- und den Fucinersee, die oft durch plötzliches Anschwellen gefährlich wurden, beschränkte man auf die gewöhnliche Wasserhöhe durch künstliche Emissare. Nicht weniger großartig war das unterirdische Kanal- oder Kloakensystem, welches Rom vor Versumpfung und Überschwemmung bewahrte und noch heutigen Tages größtenteils erhalten ist.

Bildende Künste. Daß bei so bedeutenden architektonischen Werken auch die bildende Kunst und Malerei geübt und vervollkommnet wurden, ist begreiflich und wird durch die noch vorhandenen Überreste von Kunsterzeugnissen außer Zweifel gesetzt. Zwar die Schätze, welche einst Tempel und Paläste schmückten, haben die Zerstörungen der Zeit nicht überdauert, aber die Gräber haben in ihrem Schoße die Erzeugnisse des Kunstfleißes jener altitalischen Völker treu bewahrt. Man versah nämlich damals die Behausungen der Toten mit Allem, was die Wohnungen der Lebenden erfreulich machte, und diese Sitte, hervorgegangen aus dem Glauben an ein Fortleben der Seele, hat uns ein Bild von dem Leben und der künstlerischen Thätigkeit der Menschen jener Zeit erhalten.

Kunſtreiche Vaſen und Geräte. Zeichnung von G. Rehlender.

Man findet in den Gräbern Waffen, Gerätſchaften, die bei Kampfſpielen gebraucht wurden, wie Ringeiſen, Striegel, ferner Ketten, Ringe von Gold, Silber und Erz, namentlich die den Etruskern eigentümlichen Schmuckkäſtchen und Bronzeſpiegel mit erhabenem und eingegrabenem Bildwerk, Schmuck von Elfenbein, von Bernſtein, den man aus dem fernen Norden bezog, kunſtvoll gravirte Straußeneier, die Afrika und Arabien lieferten. Beſonders häufig ſind in den Gräbern mancherlei Gefäße von Thon, Erz und edlen Metallen, namentlich Vaſen, Amphoren, flache Schalen, Becher, Öl- und Balſamkrüge,

fast alle entweder mit eingeprägtem Bildwerk oder mit Malereien verziert. Zugleich waren die Wände der Grabstätten mit Metallschmuck versehen, häufiger jedoch mit sorgfältig ausgeführten Gemälden.

Von allen diesen Kunstgegenständen waren im Altertum besonders berühmt die in Gold getriebenen etruskischen Schalen, die sogar in Athen gesucht wurden, sodann die Bronzespiegel und die Schmuckkästchen. Die Spiegel waren runde, mit Griffen versehene Scheiben aus einer mehr oder weniger rötlichen Kupfermasse. Auf der Kehrseite befanden sich eingegrabene Zeichnungen oder Reliefs (erhabene Arbeit), welche meistens Scenen aus der griechischen Mythologie darstellten. Besondere Sorgfalt war auch auf die Griffe verwendet.

Ähnlich verziert waren die Putzkästchen von runder oder länglicher Form. Die Füße daran hatte man besonders gegossen und künstlich eingefügt, und über dem Deckel erhoben sich als Aufsatz kleine Statuen von derselben Arbeit, z. B. ein Mann und eine Frau auf Schwänen gelagert, Athleten u. a.

Malerei. Es bleibt uns übrig, von der altitalischen Malerei zu reden, wie sie auf Vasen und auf den Wänden der Grabkammern geübt wurde. Die älteste Art bestand darin, daß man auf den rötlichen Thon sowie auf die Felsenwand oder den darüber gebreiteten Kalküberzug die Figuren mit schwarzer Farbe auftrug, dann aber auch andere Farben für Gewänder, Haare, Tiere und Pflanzen anwandte. Man bediente sich dabei einer schönen blauen Farbe, statt der grauen, um Haare und Tiere zu bezeichnen, was seltsam genug erscheint. Als die Kunst sich vervollkommnete, überzog man den Thon oder die Wand mit Schwarz und ließ das Bild in der natürlichen Farbe der Unterlage hervortreten. Doch blieb diese Färbung nur für den weiblichen Körper unverändert, der männliche erhielt ein dunkleres Rot; auch wurde der übrige Farbenschmuck reicher und mannigfaltiger.

Die Gegenstände der Kunst waren den Kreisen der griechischen Mythe entnommen; besonders häufig wurden die Kämpfe und Arbeiten des Herakles dargestellt, dann Athleten, Tänzer und Tänzerinnen, Trinkgelage, Opferzüge, Totenschmückungen, Werkstätten der Künstler und Handwerker und mannigfaltige Scenen aus dem täglichen Leben. Auf einem Vasenbild sieht man z. B. eine Werkstatt, wo die Arbeiter in verschiedenen Gruppen beschäftigt sind. Da schürt der eine das Feuer im Schmelzofen, der andere hält die Form, ein dritter stützt sich zuschauend auf seinen Hammer. Daneben setzt der Werkmeister einer Figur den Arm ein, während der Kopf zur Seite liegt. Zwei Gesellen glätten mit einem eisernen Instrument die schon fertige Statue eines Kriegers, der den Speer schwingt.

Aus dem Gesagten ist klar, daß bei den Etruskern und zum Teil auch bei den anderen altitalischen Völkern viel Kunstfleiß und Thätigkeit herrschte. Doch ermangelten sie jenes höheren und allein gültigen Kunstsinnes, der aus dem Gefühl der Schönheit und aus der Begeisterung für innere Wahrheit hervorgeht. Die etruskischen Werke zeigen zwar, daß sie mit den altgriechischen einen gemeinschaftlichen Ursprung haben; auch läßt sich aus den zu Grunde liegenden griechischen Mythen und selbst aus beigefügter griechischer Schrift auf Verbindung mit Hellas schließen; allein die etruskische Kunst beharrte auf dem Standpunkte der altgriechischen Schule. Auch als die Meister

größere Kunstfertigkeit erlangt hatten, behielten sie die alten strengen und starren Formen bei. Die etruskische Kunst erstarrte in handwerksmäßigem Schaffen. Namentlich sind die menschlichen Gestalten unschön dargestellt. Lange Nasen, Finger, Sohlen und Zehen, unmäßige Schwellungen der Hüften, Waden und Muskeln überhaupt, dagegen ebenso auffallende Einziehungen der Seiten und Kniekehlen bezeichnen den Typus, nach dem die Künstler ihre Bildwerke schufen und von welchem sie sich auch in späterer Zeit nicht frei machten, als von den griechischen Städten in Unteritalien hellenische Kunst sich überall Eingang verschaffte.

Etruskisches As von Volaterrä.

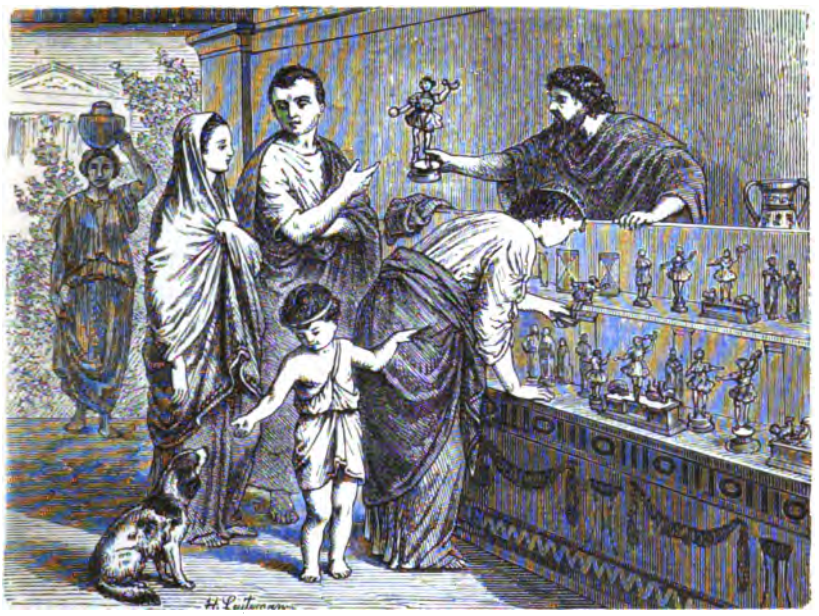
Die etruskischen Meister waren und blieben Nachahmer, ihre Kunstfertigkeiten mehr Handwerk als Kunst. Sie dienten dem Reichtum und dem Luxus, wie dies die kostbaren Arbeiten in Gold, Silber, Bernstein beweisen, waren aber nicht beseelt vom göttlichen Funken des Genies, das seine poetischen Anschauungen in seinen Werken darzustellen sucht. Übrigens finden sich unter den Bildwerken auch solche, die auf Verbindungen mit Ägypten und selbst mit Babylon schließen lassen, wie namentlich die Darstellungen von geflügelten Sphinxen, Greifen, Löwen u. a. auf diese entfernten Gegenden hinweisen, und man muß sich billig wundern, daß solche Handelsstraßen schon bestanden, doch waren vielleicht die Phöniker die Vermittler. Ägyptischen Ursprungs sind namentlich die Skarabäen, das heißt in Käferform geschnittene Edelsteine, zu deren Bearbeitung man sich des Staubes und der Splitter von Diamanten bediente, während die künstlerische Prägung der Münzen offenbar auf griechischen Einfluß hinweist. Das älteste Geld war nämlich eine rohe Masse von Erz mit dem Bilde einer Kuh, eines Schafes oder Schweines, und wurde gewogen. Späterhin erhielt es die runde Form, einen bestimmten, nach einem System geordneten Wert und verschiedene Prägung. Man schlug übrigens Münzen nicht blos von Erz, sondern auch von Silber und Gold.

Altrömisches As.

Altitalien und Griechenland. Die Träger und Vermittler des Einflusses griechischer Bildung auf die altitalischen Völker waren die griechischen Kolonisten, welche sich in Unteritalien und in Sizilien zahlreich angesiedelt hatten. Durch geordnete Staatseinrichtung, Waffengewandtheit und besonders durch ausgebreiteten Handel erlangten diese Kolonien bald Reichtum und politische Macht. Messana, das mächtige Syrakus, Agrigent, Egesta und andere Hellenenstädte

beherrschten die trinakrische Insel; Brundusium, Tarent, Sybaris, Thurii, ferner Croton, Rhegium, Posidonia (Pästum) und Cumä waren die Stapelplätze von Unteritalien und erhielten wenigstens in allen Handelsbeziehungen die umwohnenden Völker in Abhängigkeit. Die Handelsflotten von Tarent befuhren alle Meere und trugen die Landesprodukte und die Erzeugnisse des Kunstfleißes an entlegene Gestade. Die Bevölkerungen Crotons und des weichlichen Sybaris werden zu Hunderttausenden angegeben. Cumä, an der kampanischen Küste gelegen, gleichsam der nördlichste Vorposten des Hellenentums, bot zweimal der etruskischen Macht mit siegreichem Erfolge die Spitze. In allen diesen Städten wurde die Kunst gepflegt und geübt, die unter den Händen der italischen Völker zum Handwerk herabsank; da verbreiteten Weltweise die Resultate ihrer Forschungen über Staat und Bürgerpflicht, über das Wesen der Gottheit und ihre Verehrung; da tönten die Klänge der hellenischen Lyra und die gefeierten Lieder hellenischer Sänger, während die Italiker wohl schon frühzeitig Volkslieder kannten, aber noch nicht den Sinn für selbständig schaffende Poesie erschlossen hatten. Unter dem Streben, das Nützliche zu schaffen, die leibliche Wohlfahrt zu begründen, den Staat auf Kosten der Individuen und mit Hintansetzung selbst der angeborenen menschlichen Gefühle groß zu machen, konnte die höhere, rein geistige Entwicklung nicht gedeihen. Dafür erlangten die Völker Italiens eine Einheit, ein Nationalgefühl, eine Aufopferungsfähigkeit für die Gesamtheit, wie sie Hellas nur in den persischen Kriegen kannte; sie erhoben sich allmählich zu einer Macht, die mit niederbeugender Gewalt fast alle Nationen der damals bekannten Welt umschloß. Dies war ihre Aufgabe, die sie auf eine staunenswerte Art lösten. Erst als sie die Weltherrschaft erlangt hatten und darauf in behaglichem Genusse des Erfolges ihrer Thaten sich freuten, fingen sie an, Geschmack an Kunstschöpfungen zu gewinnen. Sie strebten nicht ohne Erfolg den hellenischen Vorbildern nach und schufen besonders in architektonischer Beziehung Werke, die noch erhalten sind und nicht nur durch imposante Größe, sondern auch durch Schönheit der Formen Bewunderung verdienen.

Etruskische Aschenkiste.



Verkauf von Statuetten der Laren.

Altlatinische Sagen.

Wunder berichtet die Vorzeit; sagt mir, wer
weiß sie zu deuten?

Jedes Volk, bei dem noch nicht Geschichtschreiber als Herolde seiner Erlebnisse und Thaten aufgetreten sind, hat seine Erinnerungen in Sagen niedergelegt. Vielfach gehen solche Sagen auch noch neben der schriftlichen Überlieferung her. Sie erben fort, wie ein Besitz des ganzen Volkes, von Geschlecht zu Geschlecht. Einiges geht verloren, anderes wird verwandelt, noch anderes zugesetzt, sodaß die Späteren den ursprünglichen Schatz nicht mehr von dem hinzugefügten Gute zu scheiden vermögen. Es giebt daher unter den Sagen eines Volkes solche, die sich auf wirkliche Begebenheiten beziehen, und diese sind für den Geschichtschreiber die wichtigsten; es giebt aber auch solche, durch welche vorgefundene Vorstellungen gedeutet und erklärt werden sollen, und auch diese sind wichtig, indem sie die mehr oder minder poetische Anschauungsweise eines Volkes darstellen.

Die ursprünglichen Sagen der italischen Stämme gingen auf ihren Wanderungen spurlos verloren. Von denen, die nach ihren Ansiedlungen in dem schönen Hesperien entstanden, sind nur diejenigen teilweise erhalten, deren Ursprung in Latium zu suchen ist. Wie die übrigen Stämme ohne Ausnahme im latinischen aufgingen, so gerieten auch ihre Erinnerungen und ihre Sagen

aus alter Zeit meist in Vergessenheit. Aber auch die latinischen Überlieferungen sind in ihrer anfänglichen Form nicht aufbewahrt worden. Das Volk war zu sehr mit der Gegenwart beschäftigt, als daß es den Erzählungen der Väter und ihren Anschauungen große Aufmerksamkeit zugewendet hätte. Nur zieht sich durch alle auf uns gekommene Sagen der Glaube, daß von Osten her die Einwanderung erfolgt, daß von dorther Religion, Gesetz und Sitte und vornehmlich Ackerbau und alle Künste des Friedens gekommen seien. Indem wir die wichtigsten Sagen Latiums wiedergeben, bemerken wir im voraus, daß die ältere Geschichte, namentlich auch die Gründung Roms, der Mythe angehört, die, religiöse Vorstellungen widerspiegelnd, jeder historischen Grundlage entbehrt, daß vielmehr die geschichtlichen Sagen erst mit dem dritten römischen Könige beginnen.

Saturn.

Janus und Saturnus. An den Ufern der unteren Tiber, da, wo einige Höhen über die wellenförmigen Tuffhügel der latinischen Ebene emporragen, herrschte auf dem Berge Janiculus der König Janus. Das ringsherum wohnende Volk der Aboriginer, die als Kinder ihres Landes, nicht als Eingewanderte sich betrachteten, war ein wildes, unbändiges Geschlecht von Jägern und Kriegern, unkundig des Ackerbaues und der das Leben verschönernden Künste. Der Strom des Landes hieß damals Albunea (Albe, Elbe), und er ward oft in den an seinen Ufern gelieferten Schlachten rot vom Blute der Erschlagenen.

In einem solchen Treffen versank ein Held, der für das Recht des Landes stritt, der tapfere Tiberinus, in den Wassern des Flusses, und man erkannte, daß er ein Gott gewesen sei. Man errichtete ihm Altäre und nannte forthin den Strom nach seinem Namen Tiber; aber das Blutvergießen hörte darum nicht auf, und König Janus mußte traurig dem greuelhaften Unwesen zusehen. Da erschien Saturnus, ein Fremdling von Osten her, der mit gewinnender Rede allmählich Versöhnung unter den entzweiten Völkern stiftete, mit dem hier unbekannten Pfluge Furchen zog, Saaten streute, Bäume veredelte, Reben beschnitt und die Menschen mit dem köstlichen Ertrage der wohlbestellten Äcker und der gepflegten Gärten bekannt machte. Sein Wort und sein Vorbild bezwang die wilden Herzen; die Menschen wurden mild und sanft, bauten sich gemächliche Wohnungen, machten den Boden urbar und erfreuten sich im Frieden des Ertrags ihrer Felder. Da hörte alle Knechtschaft, aller Hader auf, da gab es bald keinen Dürftigen mehr, keinen, den Kummer und Sorge oder leibliche Krankheit bedrückte. Es war die „goldene Zeit“ angebrochen.

Auch die Gattin des wohlthätigen Fremdlings, die reiche Ops (Fülle), breitete ihren Segen über Land und Volk, daß kein Mißwachs entstand, daß alljährlich volle Ernten reiften. Sie wohnte mit ihrem Gemahl auf der weitschauenden Höhe des kapitolinischen Berges und um ihre Burg siedelte sich viel Volk an, sodaß eine Stadt entstand, die man nach dem Namen des Fremdlings Saturnia nannte. Unzählige Jahre herrschte Saturnus, dann ward er nicht mehr gesehen; aber der dankbare Janus und alle Landesbewohner weihten ihm Tempel und Altäre, denn sie erkannten, daß nur ein Gott solche Segnungen hatte bringen können. Noch in spätester Zeit wurde ihm zu Ehren vom 19. Dezember an das drei- und fünftägige Fest der Saturnalien gefeiert. Da wurden große Gastmähler veranstaltet, zu denen man Freund und Feind einlud, da hörte aller Unterschied zwischen Reichen und Armen, Vornehmen und Geringen, Herren und Knechten auf, und selbst die Sklaven trugen an diesen Tagen die Kleidung der Freigeborenen und nahmen an ihren Mahlzeiten Teil.

Saturn und Ops waren eigentlich Gottheiten der Erde, der Ackerbewirtschaftung, besonders auch des Obst- und Weinbaues. Daher wurde jener mit einer Sichel oder einem Winzermesser vorgestellt. Man verglich später beide göttliche Wesen mit dem Kronos und der Rhea der Griechen und erzählte, der gütige Saturn sei von seinem Sohne Jupiter der Herrschaft beraubt worden und nach Italien gekommen, wo er für die freundliche Aufnahme das Volk mit reichen Segnungen beglückt habe.

Janus.

Picus und Faunus. Saturn hatte einen Sohn von wunderbarer Schönheit in Latium zurückgelassen. Derselbe hieß Picus (Specht) und ward bald berühmt durch seine Sehergabe, wie durch sein Geschick und seinen Mut auf der Jagd und im Kriege. Der alternde Janus verband ihm seine Tochter Canens (die Singende), ehe er selbst zum Sitze der Götter zurückkehrte, von denen er ausgegangen war, und die beiden lebten in ehelicher Liebe und Treue mit einander. Canens erfreute durch ihren melodischen Gesang die Herzen der Götter und Menschen; Picus aber beschirmte als tapferer Krieger die Marken des Landes gegen allerhand Feinde, oder er durchstreifte Wald und Flur, um das scheue Wild zu erlegen. Auf einem solchen Streifzuge gelangte er bis an das Circeische Vorgebirge, wo, umbraust von den brandenden Meereswellen, die Zauberin Circe wohnte. Diese entbrannte sofort in heftiger Liebe zu dem schönen Jäger, und da er ihrer verlockenden Werbung nicht Gehör gab, so sprach sie, mit dem Stabe ihn berührend, ihren Zauberspruch, der die Elemente bezwang, und verwandelte ihn in einen buntgefiederten Specht. Darum ist dieser Vogel dem prophetischen Mars geheiligt und den Sehern von glücklicher Bedeutung.

Faunus, der als Sohn und Nachfolger des Picus genannt wird, war gleich ihm ein rüstiger Jäger und kundiger Seher. Obgleich er seine keusche Hausfrau

Fatua (Fauna), die einstmals zu reichlich von dem ihr unbekannten süßen Weine getrunken hatte, deshalb mit Myrtenreisern zu Tode geißelte, trieb er selbst auf seinen Streifzügen viel Mutwillen mit Nymphen wie mit schüchternen Wanderern, sodaß man die Gegenden, wo er sein Wesen hatte, gern vermied. Besonders aber liebte er die stillen Haine um Tibur, wo aus dem Gebirge der Anio in die Ebene rauscht, und den Berg Aventinus, südwärts von der saturnischen Burg. Da hatte er oft mit den ihm untergebenen Frauen viel Kurzweil und verscheuchte die Vorübergehenden mit panischem Schrecken, auch als er nicht mehr in leiblicher Gestalt unter den Sterblichen umherwandelte. Zu seiner Zeit kam der Göttersohn Evander (Euander) aus Arkadien nach Latium und ließ sich auf dem Palatinus, einem Hügel innerhalb des nachmals entstandenen Rom, mit seinem Gefolge nieder. Er brachte die Buchstabenschrift und viele heilsame Anordnungen dem verwilderten Volke, das ihm, wie dem gleichzeitig erschienenen Hirtenhelden Recaranus (Herakles), dem Überwinder des Räubers Cacus, Altäre zur Verehrung weihte.

Latinus und Äneas. Südlich vom Ausflusse der Tiber, vom flachen, sandigen Strande landeinwärts, breiteten sich ansehnliche Wälder aus. Niedere Sträucher wechselten daselbst mit Rosmarin, Myrten und rosigblühenden Oleandern und weiterhin mit immergrünen Eichen und Pinien. Mitten in den duftigen Hainen, an sandiger, doch wohlbewässerter Küste, hatte Latinus, der Nachfolger des Faunus, seine von hundert Säulen umgebene Königsburg Laurentum. Daselbst pflegten sich die Fürsten der Latiner zum festlichen Mahle wie zur Beratung zu versammeln; aber in dem Rate der Männer hatte auch die kluge Amata, die königliche Ehegenossin, eine Stimme, und sie verhieß die Hand ihrer einzigen Tochter Lavinia dem mächtigen Rutulerfürsten Turnus. Da landete an dem damals wüsten Strande Äneas mit seinen Penaten und den dem Brande von Ilium entronnenen Troern. Er war dem glänzenden Sterne seiner Mutter Venus gefolgt und erkannte nun, daß er hier eine neue Heimat gefunden. Als er aber den Göttern ein trächtiges Schwein zum Opfer bringen wollte, riß sich dieses los und lief landeinwärts bis auf einen Hügel, wo es dreißig Ferkel warf. Diese Stätte schien dem Helden der von den Göttern bezeichnete Ort der Niederlassung, was auch noch andere Zeichen bestätigten. Auf die Nachricht von diesen Ereignissen eilt Latinus mit bewaffnetem Gefolge herbei; doch wird der Friede vermittelt und dem Äneas, als Preis eines unauflöslichen Bundes, die Hand der schönen Lavinia zugesichert. Über diesen Bruch früherer Versprechungen erzürnt, erhebt Turnus mit seinen Rutulern und verbündeten Tuskern Krieg, bis er unter der Hand des Äneas sein Ende findet. Nach einer andern Überlieferung, die an nordische Mythen erinnert, kämpfen Latinus und Turnus vereinigt gegen die neuen Ankömmlinge; ersterer fällt auf seiner erstürmten Königsburg, letzterer in der Schlacht, und Lavinia wird der Preis des mit dem Blute ihres Vaters befleckten Helden. Zu Ehren seiner königlichen Gemahlin erbaute dieser hierauf die Stadt Lavinium, die durch ihre Lage auf einem schroffen Tuffhügel wohlbefestigt war. In der Folge, als ein feindliches Heer die Landmark überschritt, lieferte er ihm eine Schlacht an dem nahen Flusse Numicus. Ein schreckliches Gewitter trennte die

Kämpfenden, aber Äneas, in den Wellen des Stromes versunken, wurde fortan als Gott verehrt.

Des Äneas Nachkommen. Nach dem Abscheiden des Äneas erhielt sein ältester Sohn Ascanius, den er einst aus Trojas Brand gerettet hatte, die königliche Herrschaft und behauptete sie durch Siege über die Etrusker. Er verließ aber dreißig Jahre nach der Erbauung Laviniums das unwirtbare Land am Seeufer und am Numicus und wanderte fort in die anmutigen und fruchtbaren Berge gen Osten. Dort, auf dem Kraterrande über dem Albanersee, erbaute er Alba Longa (das lange Alba), die starke Burg Latiums, die viele Kolonien aussandte und, als Oberhaupt von dreißig verbündeten Städten, im Kriege und im Frieden mächtig waltete.

Alba Longa.

Aber die troischen Penaten wollten von Lavinium nicht weichen; sie kehrten dreimal dahin zurück, und es wurde daher eine Anzahl von Familien ausgeschieden, um ihres Dienstes zu warten. Fortan blieben die latinischen Schutzgottheiten ungestört in ihrem erwählten Lieblingssitze. Alljährlich erschien ein Festzug von Alba Longa, später von Rom in der heiligen Mutterstadt des ganzen Volkes. Die Könige, nach ihrer Vertreibung andere obrigkeitliche Personen, besonders Priester, standen an der Spitze der Prozession, brachten feierliche Opfer und ordneten Spiele an, durch welche man die freundlichen Götter zu ehren suchte. Vielleicht tummelte sich bei dieser Gelegenheit schon in ältester Zeit die Jugend zu Pferde in Scheingefechten herum, was man nachmals das Trojaspiel genannt hat.

Versuchen wir eine Auslegung dieser mythischen Überlieferung. An die Spitze der römischen oder latinischen Geschichte stellt die Tradition den Sonnengott Janus, den Gott der Zeit, des Eingangs und Ausgangs. Ihm gesellt sie

den Erdgott Saturn, den Gott der Fruchtbarkeit, bei. Die Gemahlin desselben ist Ops, die Fülle, von Tellus (Erde) nicht verschieden. Ihnen folgen die Larenterkönige Picus und Faunus, die Götter oder Laren des Landes, in dessen Mittelpunkt, der Larenstadt Larentum. Bezeichnet werden sie auch als Nachkommen des Mars, der wieder, als Erd- und unterweltlicher Gott, in dreifacher Auffassung erscheint. Er ist Bringer des Todes, Weissager und Förderer alles Wachstums. Picus und Faunus sind schwer von ihm zu unterscheiden; doch wird dem Picus vorzugsweise die Sehergabe, dem Faunus der Segen des Wachstums zugeeignet. Zu ihnen traten als Landeslaren Latinus, der erdichtete Namensstifter des Latinervolkes, und der troische Äneas. Die Mythe von der Ankunft der troischen Kolonie stammt ohne Zweifel von den Griechen und ist wohl von Cumä nach Latium gewandert; doch ist auch in den anderen Überlieferungen griechischer Einfluß ersichtlich, da den Italikern die Lehre von Götterzeugung fremd war. Ähnlich verhält es sich mit der Erzählung von Euander (Gutmann) und Cacus (Bösmann). Sie bezeichnen das gute und böse Prinzip; man weihte ihnen Altäre und suchte sich beide gnädig zu stimmen.

Julus, der bald als Ascanius selbst, bald als dessen Sohn erscheint, mußte sich nach des Vaters Tode mit der oberpriesterlichen Würde begnügen, denn die Wahl des latinischen Volkes bekleidete den im Lande geborenen Äneas Silvius, den Sprößling des troischen Helden und der Lavinia, mit dem königlichen Ansehen. Dieser erfreute sich viele Jahre der obersten Gewalt in Alba Longa, und nach ihm sollen elf seiner Nachkommen nacheinander 300 Jahre lang über Land und Volk geherrscht haben. Einer derselben, Procas, übergab sterbend seinem ältesten Sohne Numitor die Herrschaft, dem jüngeren, Amulius, aber Güter und Schätze. Letzterer, ein kühner und unternehmender Mann, erwarb sich mit seinen Reichtümern ergebene, streitfertige Genossen, mit deren Hülfe er den gutmütigen, körperlich und geistig schwachen Bruder verdrängte und sich selbst zur höchsten Ehre erhob. Nun hatte er zwar das Ziel seiner Wünsche erreicht, aber er fürchtete, aus dem Geschlechte Numitors werde einstmals ein Rächer wider ihn aufstehen, denn derselbe hatte einen blühenden Sohn und eine liebliche Tochter. Daher ließ er jenen beim fröhlichen Jagen aus dem Wege räumen, auf diese aber lenkte er listig das Los bei der Wahl der Priesterinnen, die berufen waren, das heilige Herdfeuer der Vesta zu bewachen und der Göttin Opfer zu bringen. Keusch und makellos und von edler Geburt mußten die Jungfrauen sein, die sich dem Dienste der schützenden Herdgöttin weihten, und der oberste Priester entführte sie aus dem elterlichen Hause, wie man damals eine Braut entführte, mit den Worten: „Dich, Geliebte der Götter, ergreife ich.“

So verfuhr man mit der Tochter Numitors, Rhea Silvia. Sie legte am Altare das Gelübde der Keuschheit ab und versah vier Jahre lang den mit großen Ehren verbundenen Dienst der Göttin Da geschah es, daß sie einst in einem heiligen Haine Wasser zum Opfer holte. Ein schweres Wetter und das Geheul eines Wolfes verscheuchte sie in eine Grotte, wo sich Mars ihr zugesellte. Unter dem Rollen des Donners und dem Heulen reißender Tiere feierte sie ihr Hochzeitfest mit dem göttlichen Beschützer der Fluren und Herden,

dem Bringer des Sieges im Getümmel der Schlacht. Die Frucht dieser Verbindung waren Zwillinge, Romulus und Remus. Die unglückliche Mutter mußte nach dem grausamen Priesterrechte mit dem Tode büßen, die Knaben aber ließ Amulius in einer Mulde in die Tiber aussetzen, die damals weithin das Land überschwemmte. Aber Vater Tiberinus, mitleidiger als der König, wich zurück, also daß die Mulde an dem Ufer hängen blieb. Es war, berichtet die Sage, an einem Abhange des palatinischen Hügels, an der Bruderstätte (Cermalus), unter einem Feigenbaume, wo die Zwillinge erwachten und wimmernd Nahrung begehrten. Da eilten auf das Geheiß des göttlichen Vaters eine säugende Wölfin, ein Specht und ein Kiebitz herbei, die Hülflosen zu pflegen und zu nähren. Solches gewahrte der königliche Hirte Faustulus, und, die Abkunft der Kinder ahnend, trug er sie zu seiner Frau, Acca Larentia, die kurz zuvor ein totes Kind geboren hatte. Sie nährte die Verlassenen an ihrer Brust und erzog sie, und bald halfen sie dem Pflegevater die Herden weiden und mit starker Hand gegen Räuber und wilde Tiere beschützen. Denn die Sprößlinge des Mars waren kraftvoll aufgewachsen und vor allen ihren Gefährten durch Kühnheit und Stärke ausgezeichnet.

Einst hatten sie einen Streit mit den Hirten Numitors siegreich bestanden und feierten das fröhliche Hirtenfest der Lupercalien, dem Wolfsgotte Lupercus (Mars) zu Ehren. Nach altem Brauche wurden Ziegen geschlachtet; die Jünglinge schmausten reichlich, umgürteten sich mit den Fellen der Tiere und klatschten, nach Art der Wölfe umherrennend, die Vorübergehenden mit Riemen. Diese Gelegenheit benutzten die Leute Numitors zu einem Überfalle, um Rache zu nehmen. Romulus mit seinem Gefolge, den Quinctiliern, schlug den Anfall glücklich zurück; Remus aber mit seinen Fabiern unterlag und wurde gefangen vor seinen ihm noch unbekannten Großvater geführt. In dem sofort angestellten Verhör gelangte aber der alte Mann zur Kenntnis der Herkunft der Jünglinge, und als auch Faustulus besorgt mit seinem andern Pflegesohn herbeieilte, um Unglück zu verhüten, blieb kein Zweifel mehr.

So wurde denn der Untergang des Amulius und die Wiedereinsetzung des rechtmäßigen Königs beschlossen. Die Sache war unter der Leitung der kühnen Führer und des umsichtigen Faustulus auch leicht ausführbar; denn selten geschah es, daß das Volk bei solchen Händeln sich beteiligte. Mit ihren streitbaren Männern drangen die Zwillinge in den königlichen Palast, wo der bejahrte Oheim nach einigem Widerstande ihren Waffen erlag. Da die Bürger von Alba Longa und die zugehörigen Gemeinden gegen den Wechsel des Oberhauptes nichts einzuwenden hatten, so nahm Numitor die königlichen Rechte seiner Väter wieder in Besitz und verwaltete, als ein friedliebender Mann, sein Amt ohne weitere Anfechtung. Seine ehrgeizigen Enkel dagegen wünschten einen andern Schauplatz für ihre Thätigkeit. Auf ihr Verlangen räumte ihnen daher ihr Großvater die Gegend an der unteren Tiber, wo die Wölfin sie gesäugt hatte, zur Gründung einer Niederlassung ein. Daselbst waren zwar die Niederungen unwohnlich, weil der Fluß bei schwellendem Wasser sich darüber ausbreitete; doch erhoben sich ansehnliche Hügel über die Ebene. Hier hatte auf dem Janiculus am rechten Ufer einst der Palast des

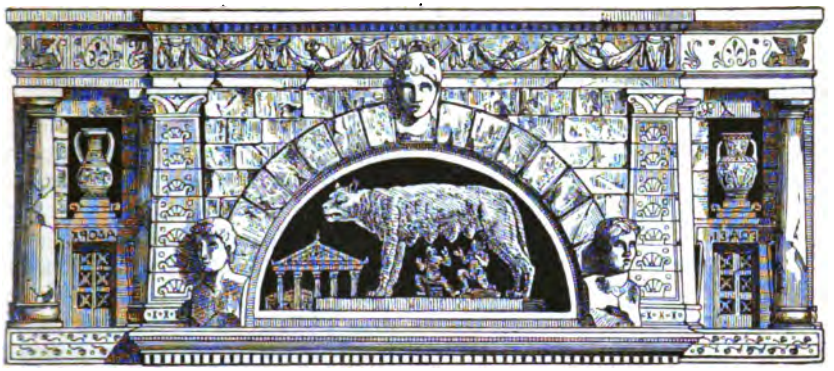
Janus gestanden, und gegenüber am linken Ufer die saturnische Burg auf dem Kapitol, dann Evanders Behausung auf dem Palatin und endlich des Picus waldumgürtete Klause auf dem Aventin. Die waldigen Abhänge und die Wiesengründe durchstreiften Hirten mit ihrem Vieh, hin und wieder zog auch wohl ein Ackersmann seine spärlichen Furchen.

In diesen Gegenden gründeten, wie die Sage berichtet, die Zwillingsbrüder Romulus und Remus die zu Sieg und Weltherrschaft berufene Stadt Rom. Es geschah dies nach der gewöhnlichen Annahme im Jahre 753 v. Chr.

Die ganze Tradition von der Gründung Roms ist offenbar allmählich entstanden, um die Erbauung von dem berühmten Alba Longa, dem Oberhaupte des Latinerbundes, herzuleiten. Denn wir finden, daß geraume Zeit hindurch beide Städte außer aller Beziehung zu einander stehen, was bei einer Kolonisation nicht der Fall gewesen wäre. Schon die Sage berichtet von verschiedenen Niederlassungen am Ufer der Tiber, und es ist durchaus wahrscheinlich, daß die herumstreifenden Hirten und vielleicht auch Ackersleute sich befestigte Zufluchtsplätze auf den Hügeln anlegten, um gegen feindliche Überfälle Sicherheit zu finden. Da sie verschiedenen Volksstämmen angehörten, den Latinern und Sabinern, so mögen sie oft die Waffen gegen einander versucht haben, was die Sage in eine große Schlacht zusammendrängt. Die Ramner hatten ihre Burg auf dem Palatin und Kapitol, die Sabiner oder Titier auf dem Quirinal, wo noch in später Zeit sabinische Gottheiten verehrt wurden. Die Sabiner eroberten endlich das Kapitol, was vielleicht den Frieden und eine staatliche Verbindung herbeiführte. Nach der Zerstörung Alba Longa's bildeten Flüchtlinge aus dieser Stadt die dritte Tribus (Volksstamm), die der Lucerer.

Ein historischer Kern liegt diesen mythenhaften Sagen nicht zu Grunde, außer daß sie die ältesten Bewohner Roms als Latiner bezeugen. Die alten Stammgottheiten waren ihnen zu Königen geworden. Aber schon früh wurzelte diese Gründungssage so fest in der Vorstellung der Römer, daß manche angesehene Familien in Rom von den troischen Begleitern des Äneas ihre Herkunft ableiten wollten.

Äneas und Latinus (eingravirt auf einer Bronzekiste aus Präneste).



Zweiter Abschnitt.

I.

Die römischen Könige.

Wie aus verborg'ner Tiefe Schacht
Des Lebens Keime drangen,
Also ist Romas Stern aus Nacht
Der Zeiten aufgegangen.

1. Romulus.

Die Sage umschwebt mit ihren märchenhaften Dichtungen die Anfänge Roms. Man nimmt an, daß die ältesten Bewohner Roms, die Ramner, ein Stamm der Latiner gewesen sind. Mit diesen verschmolz der Sabinerstamm der Titier, welche bis zur unteren Tiber vorgedrungen waren, und später die Lucerer, ebenfalls Latiner. Neben dieser ältesten Ansiedlung auf dem Palatinus hatte sich eine andere ähnlicher Art auf dem und um den quirinalischen Berg erhoben. Aus der Verschmelzung beider Gemeinden entstand Rom. Doch die Römer, welche nach wenigen Jahrhunderten ihre eigene Götterlehre vergessen und dafür die poetisch ausgebildete der Griechen angenommen hatten, eigneten sich wohl ebenso leicht eine Sagendichtung an, die um die Entstehung der Stadt eine göttliche Glorie schlang. — Sicher ist indessen, daß der Ursprung Roms um mehrere Jahrhunderte weiter zurückreicht, als die Gründungssage der Stadt annimmt, wie denn auch die Zahl der Könige jedenfalls größer gewesen ist als die überlieferte Siebenzahl.

Auch die Geschichte der späteren Könige Roms ist sagenhaft, doch sind darin wirkliche Thatsachen nachweisbar, da von ihnen gesetzliche Einrichtungen und großartige Bauwerke der eigentlich historischen Zeit hergeleitet werden.

Daß man die Strohhütte des Romulus, das eherne Bild der die Zwillinge säugenden Wölfin zu Rom zeigte, die Lupercalien und andere Feste

nach Anordnung des Romulus feierte, sind ebensowenig Beweise für die Wahrhaftigkeit der Erzählung, als die hölzerne Hütte und die Penaten des Äneas zu Lavinium die Ankunft dieses homerischen Helden in Latium darthun.

Schon früh betrat Rom den Weg der Eroberung gegen benachbarte kleine latinische Städte, welche ebenfalls unter Königen standen. Aus der Verpflanzung eines Teiles der Einwohner der besiegten Städte nach Rom entstanden hier die Plebejer neben den Altbürgern oder Patriziern.

Doch wir enthalten uns eines weiteren Eingehens auf die Ergebnisse der Untersuchungen über die älteste Geschichte Roms und geben seine Schicksale nach der römischen Legende wieder.

Die Brüder Romulus und Remus zogen also mit ihren bisherigen kecken Genossen und vielen Abenteurern die Tiber entlang, bis sie zu den obengenannten Hügeln kamen. Da war zunächst der kapitolinische, zwar nach allen Seiten schroff abfallend, aber nicht geräumig genug für die zahlreichen Ankömmlinge.

Südlich davon erhob sich der palatinische Berg, geräumig an sich und durch Höhenzüge mit dem südöstlichen Cälius und dem nordöstlichen Esquilinus in Zusammenhang, was eine spätere Vergrößerung der Stadt in Aussicht stellte. Südlicher, nahe am Fluß, aber durch eine ausgedehnte Niederung Velabrum vom Palatinus und Kapitol getrennt, bot der Aventinus seinen breiten Rücken zur Niederlassung dar. Remus entschied sich für den letzteren, als den gelegensten Ort, Romulus für den Palatin. Man stritt mit Erbitterung; die Begleiter nahmen endlich gleichfalls Partei für und wider und scharten sich um die rechtenden Führer.

Um Blutvergießen zu verhüten, beschloß man, den Göttern das schiedsrichterliche Amt zu übertragen. Sofort setzte sich jeder der Brüder auf den von ihm erwählten Berg und beschrieb nach Sitte der Augurn (Vogelflugdeuter) die Linien von Ost nach West und von Nord nach Süd mit dem Krummstab. Zuerst erschienen dem Remus sechs Geier siegverkündend von Osten herüber. Als ihm aber seine Gefährten freudig zujauchzten, erblickte Romulus zwölf solcher Vögel in gleicher Richtung, und nun entbrannte der Streit von neuem und mit größerer Erbitterung; denn jener hatte ein früheres, dieser ein größeres Wahrzeichen von der Götter Gunst erhalten. Man griff zu den Waffen, und
753 v. Chr. am 21. April. im Getümmel des Kampfes sank Remus durch Bruderhand. So ward in Blut der Streit beendet, und der Ort bestimmt, wo Rom seinen Anfang nehmen sollte.

Nach erlangter Alleinherrschaft war das erste Geschäft des Siegers, mit dem Pfluge um den Palatin, den Cermalus, seinen Abhang gegen den kapitolinischen Berg hin, und die Velia, den Höhenrücken, welcher vom palatinischen zum esquilinischen Berge lief, eine Furche zu ziehen, die ein unregelmäßiges Viereck umschloß. In der dadurch bezeichneten Richtung ward ein Graben und nach innen ein mit Steinen bekleideter Erdwall angelegt. So war der Stadtbezirk befestigt, und nun baute jeder Siedler seine Behausung nach eigenem Gutdünken. Wo ein Thor sein sollte, hatte man den Pflug getragen, daher nannte man das Thor porta, vom lateinischen portare, tragen. Das Haus, das den königlichen Palast vorstellte, wurde noch in später Zeit gezeigt. Es hatte ein

weit vorspringendes Strohdach und ein oben offenes Atrium und unterschied sich in keiner Hinsicht von den damals üblichen Bauernhütten. Das junge Reich aber wollte wachsen, und dazu waren waffenmächtige Männer in größerer Anzahl nötig. Romulus errichtete daher in der waldigen Niederung nach dem Kapitol hin eine Freistätte für Flüchtlinge aus allen Städten und Stämmen der Nachbarschaft, und da er Burgrecht und Landbesitz versprach, so strömten immer mehr Verbannte und Abenteurer herbei, um sich dem neuen Staate anzuschließen. Als er hierauf eine Musterung des Heerbannes vornahm, ergaben sich 3300 streitbare, freie Bürger, von denen 300 der tapfersten und vermögendsten die Reiterei (Celeres) bildeten.

Indessen fehlte es der jungen Mannschaft an Ehegenossinnen; denn die Nachbarvölker verschmähten die Verbindung mit zusammengelaufenen Abenteurern. Romulus ließ daher große Wettkämpfe und Reiterspiele am Feste des Consus (des verborgenen Gottes) ankündigen. Begierig, den Zustand der neuen Stadt in der Nähe zu betrachten, kamen Leute von nah und fern mit Weibern, Söhnen und Töchtern herbei. Als aber die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Spiele gerichtet war, brachen nach einem verabredeten Zeichen die jungen Römer unter die erschrockenen Zuschauer, zerstreuten sie mit blitzenden Waffen und ergriffen und entführten Frauen wie Jungfrauen. Am zahlreichsten hatte sich der ausgebreitete Stamm der Sabiner bei dem Feste eingefunden; daher nennt man diese gewaltthätige Handlung den Raub der Sabinerinnen.

Die Dichtung von dieser räuberischen Entführung ist offenbar entstanden, um die römischen Hochzeitsgebräuche zu erklären. Denn die Braut wurde mit scheinbarer Gewalt aus dem elterlichen Hause entführt und von den Brautführern über die Schwelle ihrer neuen Behausung gehoben. Indessen die schwer gekränkten Völker bereiteten Krieg, um an den frechen Räubern Rache zu nehmen; aber nicht das göttliche Recht, sondern menschliche Macht und Gewalt trug den Sieg davon. Die Bürgerschaft von Cänina, das nur zwei Meilen von Rom entfernt lag, brach zuerst verheerend in das römische Gebiet ein. Sie wurde im offenen Felde geschlagen, verfolgt, und ihr König Acron fiel auf den erstürmten Mauern seiner Hauptstadt. Den Antemnaten, die am Einflusse des Anio in die Tiber wohnten, erging es nicht besser. Zuletzt ward auch Crustumerium, die dritte der beleidigten Städte, mit stürmender Hand erobert.

Der Ruf von dem Glück und den kriegerischen Thaten des Romulus lockte bald in Menge auswärtige Freibeuter und heimatlose Flüchtlinge in die Stadt. Namentlich begehrte und erhielt Aufnahme Cäles Vibenna, ein etruskischer Häuptling, mit zahlreicher Mannschaft. Er ließ sich mit seinen Tuskern auf dem östlichen Höhenzuge, dem von ihm genannten Cälius und dem Esquilin, nieder und erbaute hier gleichsam eine zweite Stadt, die sich der palatinischen anschloß.

Der Verstärkung war auch der römische Staat sehr bedürftig; denn der Sabinerkönig Tatius, der zu Cures diesseit des Reatinerthales eine Herrschaft gegründet hatte, zog mit einem wohlgerüsteten Gewalthaufen an der Tiber herab, überschritt den Anio und lagerte sich in der unmittelbaren Nähe von Rom. Noch wagt er nicht, in die Niederung zwischen der stark besetzten Burg auf dem

Kapitol und der umwallten Stadt einzudringen. Aber Tarpeja, die Tochter des Burghauptmanns, vom Glanze des Goldes geblendet, wird an ihrem eigenen Volke zur Verräterin. Sie erbietet sich, das Thor der Burg den feindlichen Scharen zu öffnen, wenn man ihr den Goldschmuck, den die Sabiner am linken Arme trugen, zusichert. Dies geschieht; allein die Krieger schleuderten nicht die goldenen Armringe, sondern ihre goldgeränderten Schilde auf die Verräterin, und sie empfängt statt der Schätze den Tod als Lohn für ihr Verbrechen. Sofort dringen die Sabiner durch die offene Pforte in die Stadt selbst in guter Ordnung vor. In der Niederung treffen sie auf die Römer, die jetzt, wo es den Kampf um ihre letzte Zufluchtsstätte gilt, die Schlacht nicht länger vermeiden.

In ihren Vorderreihen kämpfen Romulus, der tapfere Hostus Hostilius und Cäles Vibenna. Aber den Feinden voran stürmt Mettius Curtius, ein riesenhafter Krieger, alles vor sich her zu Boden schmetternd. Hoch zu Roß, erscheint er wie der Gott des Krieges und des Sieges. Hostus Hostilius sinkt unter seinen Streichen, der Etrusker wird von Lanzen durchbohrt, Romulus, von einem geschleuderten Steine getroffen, wird aus dem Getümmel getragen.

Dicht hinter den flüchtigen Römern drängen die Sieger nach der offenen Pforte, die von den Wächtern nicht mehr geschlossen werden kann. Da bringt der Schutzgott der Stadt, Janus, selbst die erbetene Hülfe. Auf seinen Wink strömt eine Flut heißen Wassers den siegestrunkenen Feinden entgegen, erstickt, ertränkt ihrer viele und thut ihrem Vordringen Einhalt. Jetzt erneuert sich die Schlacht; Romulus erscheint wieder unter den Seinen; Mettius Curtius gerät in einen Sumpf und rettet sich mit Mühe; der Kampf dauert mit gleicher Erbitterung unentschieden fort.

In dieser Not erscheinen mit aufgelösten Haaren und fliegenden Gewändern, ihre Säuglinge auf den Armen, die Frauen und drängen sich zwischen die streitenden Männer. Durch Bande und Verwandtschaft sind sie mit den Sabinern, durch die heiligen Pflichten der Ehe mit den Römern verbunden. Sie beschwören dort ihre Väter und Brüder, hier ihre Gatten, dem Blutvergießen Einhalt zu thun. Solcher Bitte widerstehen die Herzen der rauhen Krieger nicht. Die erhobenen Speere und Schwerter senken sich, die Führer treten aus den Reihen hervor zur gütlichen Besprechung, und diese führt zum Frieden und zur dauernden Vereinigung. Beide Völker sollen hinfort eine Bürgerschaft bilden und den Namen Quiriten neben dem der Römer führen, Tatius und Romulus gemeinschaftlich das königliche Amt verwalten, die Sabiner den kapitolinischen und den benachbarten quirinalischen Hügel besetzen und anbauen und mit den Römern und Tuskern auf den anderen Hügeln in einer städtischen Gemeinde auf ewige Zeit vereinigt bleiben.

So war Friede geworden durch das Wort und die That liebender Frauen. Ist es doch eine freundliche, in der römischen Geschichte mehrmals wiederkehrende Erscheinung, daß Frauen in die Geschicke des Staates eingreifen und das Amt der Vermittlung zwischen den hadernden Männern übernehmen.

Die beiden Könige verwalteten dem Vertrage gemäß ihr Amt gemeinschaftlich, soweit es das Gemeinwesen betraf; in ihren abgegrenzten Bezirken genoß jeder für sich das oberste Ansehen und hatte einen Rat von hundert Männern

zur Seite, welchen die Häupter der vornehmsten Familien des Volkes bildeten. Sechs Jahre dauerte die gemeinschaftliche Regierung, während welcher ein siegreicher Zug gegen die albanische Kolonie Cameria unternommen wurde. Dann ward Tatius in Lavinium von gekränkten und geschädigten Bürgern dieser Stadt erschlagen.

Romulus, jetzt ohne Widerrede von dem Gesamtvolke als Oberhaupt anerkannt, bewährte fort und fort seine Kriegsluft. Es wird berichtet, daß er sowohl Fidenä aufwärts an der Tiber als auch das mächtige Veji jenseit des Stromes bezwungen und dann, stolz auf seine Siege, eine unumschränkte Herrschaft auch über die alten Geschlechter geübt habe. Da geschah es, daß er im siebenunddreißigsten Jahre seiner Regierung, auf dem Marsfelde zwischen der Stadt der Sabiner und dem Flusse, das Heer zur Musterung versammelt hatte. Ein heftiges Gewitter und Finsternis, die nur vom Leuchten der Blitze erhellt wurde, zerstreute die Menge. Als das Volk nach hergestellter Ruhe wieder zusammenkam, war der König verschwunden.

Romulus und Tatius.

Der Verdacht ward laut, die unzufriedenen Häupter des Rates hätten ihn ermordet und den Leib zerstückt oder in den nahen Ziegensumpf versenkt; aber Julius Proculus, ein angesehener Bürger, kam eilends vom Quirinal herunter und erzählte, der König sei ihm in den Wolken erschienen und habe ihm dann verkündigt, das Volk der Römer, welches zur Herrschaft über die Erde berufen sei, solle ihn als Vater Quirinus verehren und ihm ein Heiligtum auf dem quirinalischen Hügel erbauen. Und das gläubige Volk errichtete den Tempel und erwies dem verschwundenen Könige fortan göttliche Ehren!

Die Mythe von Romulus und Remus ist ebenso, wie die von den Laurenterkönigen, aus den Vorstellungen von Laren entstanden. Jeder Mensch hatte deren zwei; ebenso viele schrieb man auch der Stadt Rom zu. Die Dichtung führte ihre Entstehung auf Mars zurück, dem, als einem unterirdischen Gotte, der Wolf heilig war. Die Mutter der Zwillinge war Rhea Silvia, eine Annahme, die mit der Äneassage zusammenhängt, da Rhea als die große Göttin der Natur in Kleinasien verehrt wurde. Eine Wölfin säugt die Kinder unter dem ruminalischen Feigenbaum am Lupercal. Die weibliche Seite des Faunus Lupercus ist Fauna Luperca, die Wolfsgöttin; wohl ihr zu Ehren war das Bild einer Wölfin an der ihr geweihten Grotte Lupercal aufgestellt, wo auch der Feigenbaum der Rumina, der Göttin der Fruchtbarkeit, der Spenderin der nährenden Milch, sich befand. Acca Larentia endlich, welche die Kinder

auferzog, stellte man sich als die allgemeine Mutter der Laren vor; sie ward also von der Dichtung mit den Staatslaren in Verbindung gebracht. Auch die Erzählung von Eröffnung einer Freistätte für Abenteurer und Flüchtlinge entstand wohl dadurch, daß man sich das seit ältester Zeit am Tarpejischen Felsen bestehende Asylrecht zu erklären suchte. Auf diese Art ging der Mythus von alten religiösen Gebräuchen aus, deren wahrer Ursprung im Gedächtnisse des Volkes erloschen war.

Gehören diese Erzählungen somit ihrem ganzen Inhalt nach in das Gebiet der Sagendichtung, so liegt ihnen doch vielleicht ein historisches Ereignis zu Grunde. Denn wo die Dichtung am meisten anspricht und das Gemüt ergreift, da schwebt ihr immer auch eine Wahrheit vor, die sie mit ihrem Farbenspiel verschönert.

2. Numa Pompilius.

Nach dem Tode des Romulus verwaltete der Senat, d. h. die Ratsversammlung von hundert römischen Männern, durch einen Ausschuß die Angelegenheiten des Staates. Dann, als diese Vielherrschaft drückend schien, kam man dahin überein, der Senat solle dem Volke einen zur Ausübung der höchsten Staatsgewalt tüchtigen Mann zur Wahl vorstellen, und zwar sollten entweder die Römer einen Sabiner, oder diese einen Römer in Vorschlag bringen. Man entschied sich für die erstere Wahlart. Als aber die Senatoren für diesen Zweck zusammengekommen waren, fielen alle Stimmen dem frommen Numa Pompilius zu, einem Eidam des früheren Königs Tatius, und die Gemeinde säumte nicht, die Berufung dieses Mannes zur königlichen Ehre zu bestätigen.

In der Grotte der Egeria. Numa Pompilius, geboren im Jahre der Gründung Roms, lebte als schlichter Bürger zu Cures. Das Volk daselbst liebte und ehrte ihn nicht nur wegen seiner Verwandtschaft mit dem königlichen Hause, sondern auch wegen seiner Weisheit. Darum ward er bei allen öffentlichen Angelegenheiten zu Rate gezogen, oft auch in Streitigkeiten mit dem Schiedsrichteramt betraut. Gern verweilte er im Dunkel der Haine, wo sich ihm die Geheimnisse der Natur erschlossen und göttliche Wesen ihn ihres Umgangs würdigten. Oft überschritt er Berge und Ebenen und die rauschenden Wasser des Anio, um das grüne Thal von Aricia im Albanergebirge zu besuchen. Denn daselbst war inmitten heiliger Waldesdämmerung ein umhegter Weiher, genährt von einer herabrieselnden Quelle. Aus einer tiefen, stillen Felsengrotte rann das Wässerlein nieder, das von der Nymphe Egeria, der Bewohnerin dieser Grotte, mit Heilkraft begabt war. Die segenspendende Göttin aber liebte den frommen Numa, der oft hierher kam, um sich ihres Umgangs zu erfreuen und im traulichen Zwiegespräch von ihr die Gesetze und Ordnungen zu erfahren, durch deren Befolgung das Menschengeschlecht gut, fromm und glücklich zu werden vermöchte.

So führte der gesegnete Mann, bei Göttern und Menschen angenehm, ein stilles und beglücktes Leben und bedurfte nicht der königlichen Ehren, um seinen Mitbürgern nützlich zu werden. Als daher die römischen Gesandten zu ihm kamen und ihm die Berufung des Volkes anzeigten, lehnte er die neue Würde

ab, weil er nicht geſonnen war, der Häuptling eines im Kriege verwilderten Geſchlechts zu werden; doch gab er endlich den Bitten der verſtändigen Männer nach, die ihm vorſtellten, daß die Götter ſelbſt die Wahl auf ihn gelenkt hätten, damit er die Segnungen des Friedens über ein Volk ausbreite, das ſie bisher unter dem Geräuſche der Waffen nicht gekannt habe. Er folgte ihnen nach Rom und zog ein unter dem lauten Jubel der verſammelten Bürgerſchaft.

Numa Pompilius bei der Nymphe Egeria.

Schweigend beſtieg er die Höhe der Burg auf dem Kapitol und ſetzte ſich auf einen Stein, während der Augur zu ſeiner Linken, mit der einen Hand ſein Haupt berührend, mit der andern den Krummſtab haltend, ſeine Linien beſchrieb und zugleich die Götter um günſtige Zeichen anflehte. Dieſe erſchienen, und der Zuſtimmung der Gottheit verſichert, trat der neue König ſeine Herrſchaft an.

Zunächſt war er darauf bedacht, jedem Bürger ſein Eigentum zu ſichern und ihm Liebe zu friedlichem Beſitz, Freude am Ertrage ſeines Gutes, an den Früchten ſeiner Arbeit einzuflößen. Er ließ das ganze römiſche Gebiet ausmeſſen, die Beſitzungen mit Grenzſteinen bezeichnen und den ärmeren Bürgern Staatsländereien zuteilen, die bisher wohl durch Siege anſehnlich vermehrt, aber wenig benutzt worden waren. Die auswärtigen Siedler teilte er in

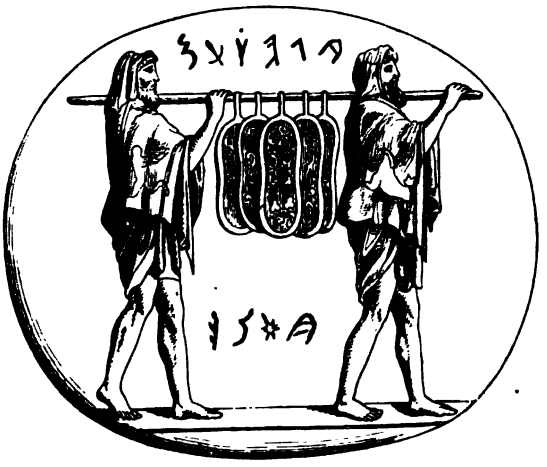
Bezirke und Gemeinden, die Gewerbleute vereinigte er in Zünfte, für welche er besondere Feste anordnete. Denn es war seine Überzeugung, daß alle staatlichen Ordnungen, alle bürgerliche Gesetzgebung, gleichwie Ackerbau, Gewerbe und überhaupt die Geschäfte des Lebens, auf Gottesfurcht beruhen müssen, wenn sie Bestand haben und die allgemeine Wohlfahrt fördern sollen. Er stiftete daher die Verehrung des Terminus (Grenzgottes) und der Fides, ordnete für jeden der drei höchsten Götter: Jupiter, Mars und Quirinus, einen Priester oder Zünder (flamen) an, vornehmlich aber führte er den Dienst der Vesta, der Beschützerin des Herdes, ein und bestellte die Vestalinnen, die schwören mußten, dreißig Jahre lang des heiligen Feuers wartend keusch und züchtig zu leben.

Ein römischer Augur.

Unter solchen friedlichen Verrichtungen war das achte Jahr seiner Regierung herbeigekommen; da wütete eine verderbliche Pest in Italien und forderte zahlreiche Opfer in Rom und Umgegend. Numa war darüber betrübt, da er sein geliebtes Volk nicht schützen konnte. Er durchirrte die Waldung vor dem capenischen Thore der Stadt und kam endlich in eine Grotte, in welcher, wie zu Aricia, eine Quelle entsprang. Während er hier sinnend verweilte, sank unter Donner und Blitz ein kunstreich geschweifter Schild aus hoher Luft zu seinen Füßen nieder. Er betrachtete das Wunderwerk staunend und wußte nicht, was damit anzufangen sei. Aber da stand plötzlich Egeria aus dem Ariciner Thale in göttlicher Schönheit vor ihm und belehrte ihn, wie er den Schild als das Pfand des göttlichen Schutzes aufbewahren müsse, weil Rom bestehen und blühen werde, so lange dieses Heiligtum in seinen Mauern bestehen und unverletzt erhalten werde.

Die Salier. Numa war ein gelehriger Schüler. Er ließ nach seiner Rückkehr in die Stadt die tüchtigsten Handwerker zusammenkommen und trug ihnen auf, elf Schilde zu machen, die dem heiligen Waffenstücke ähnlich wären, damit es nicht entwendet werde. Alle mißtrauten ihrer Kunst; nur ein alter Waffenschmied Veturius Mamurius übernahm die Arbeit; und als er die bestellten Stücke mit dem Muster überbrachte, waren sie von diesem nicht zu unterscheiden. Der König aber ließ die Schilde in dem Tempel der Vesta aufbewahren und verordnete die Brüderschaft der Salier, die im Monat März, mit diesen Wehrstücken gerüstet, ihre Waffentänze aufführten. Dabei schritt ihnen Mamurius, wie er sich als Lohn für sein Kunstwerk ausbedungen hatte, gemächlich voraus, nahm an ihren reichlichen Mahlzeiten Teil und achtete auch nicht der Püffe ihrer stumpfen Schwerter und Lanzen, da er ringsum mit Büffelleder ausgepolstert war. Es liegt aber sowohl in der Rolle, welche Mamurius bei dem Saliertanze spielte, wie auch schon in seinem Namen eine ziemlich leicht erkennbare Hinweisung auf den Kriegsgott Mars selber.

Die Fetialen. Wichtigere Stiftungen Numa's sind die der Fetialen und der Pontifices. Erstere wachten über Verträge und Bündnisse; sie mußten bei Verletzungen derselben durch andere Völker Entschädigung fordern und, wenn diese nicht erfolgte, auf der feindlichen Grenze den Krieg erklären. Die Pontifices dagegen hatten die Aufsicht über alle heiligen Satzungen, über den gesamten Gottesdienst. Der Oberste dieses Kollegiums, der Pontifex Maximus, hatte daher ein Verzeichnis von solchen Anordnungen und Verrichtungen, das bis in die spätesten Zeiten Geltung behielt und sich auch auf Totenbestattung, die den Manen zu bringenden Opfer und andere Dinge erstreckte. Der Oberpriester übte ferner das Recht, in Sachen der Religion Streitigkeiten zu schlichten und Widerstrebende mit Strafe zu belegen. Besonders wichtig aber war es, daß ihm die Verpflichtung oblag, alle Ereignisse, die den Staat näher berührten, aufzuzeichnen. Diese freilich mageren Aufzeichnungen, die man Annales maximi (etwa „Hauptchronik") nannte, waren die ersten Grundlagen der römischen Geschichte. Sie gingen leider bei dem Brande Roms durch die Gallier zu Grunde, was ein überaus beklagenswerter Verlust für die Geschichte ist.



Salier oder Ancillier, Schildträger des Mars. Nach einer Florenzer Gemme.

Der Janustempel. Groß und allgemein anerkannt waren die Verdienste des gottseligen Königs um den jungen Staat, denn Liebe und Vertrauen vereinigten die Bürger untereinander, und ringsum an den Grenzen herrschte der beglückende Friede, sodaß der Janustempel, der in Zeiten des Kriegs offen gehalten wurde, unter seiner langen Regierung geschlossen blieb. Daher konnte er es wagen, manche alte Gebräuche zu verändern, namentlich den Kalender so zu ordnen, daß das bürgerliche Jahr dem Sonnenjahre nahe gebracht wurde, und endlich die Menschenopfer abzuschaffen, die man in Zeiten verderblicher Überschwemmung dem Flußgotte darbrachte. Er führte an ihrer Statt die Argeeropfer ein, die darin bestanden, daß man geflochtene Binsenmännchen unter allerlei Feierlichkeiten in die zürnenden Wasser der Tiber warf. Denn dadurch gedachte man die Lemuren und Lamien zu besänftigen, damit sie fortan die Lebenden verschonten.

Bei allen Anordnungen und gesetzlichen Bestimmungen stand dem Könige seine geliebte Egeria zur Seite. Doch war sie nicht das einzige göttliche Wesen, das ihn unterstützte; auf ihren Rat ließ er einst den Faunus und Picus, die

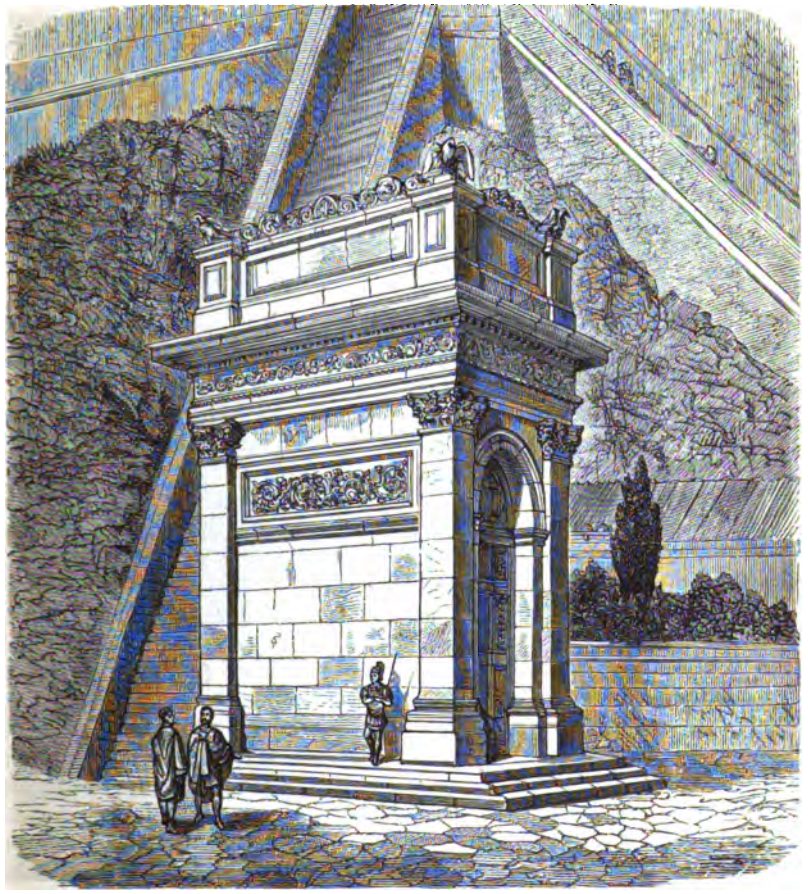
berauscht im einsamen Walde eingeschlafen waren, mit unauflöslichen Banden fesseln, und sie enthüllten ihm für ihre Befreiung das Geheimnis, durch zauberkräftige Sprüche den Blitze schleudernden Jupiter aus seiner Ätherhöhe herabzuziehen. Es hat Leute gegeben, die bei Auslegung dieser Dichtung daran dachten, Numa habe eine Ahnung von den Gesetzen der Elektrizität gehabt. Wie lächerlich diese Erklärung erscheinen mag, so liegt doch eine andere sagenhafte Überlieferung vor, die dem priesterlichen König Ideen und Anschauungen beimißt, von deren Verbreitung man Gefahr für die Staatsreligion befürchtete. Als er nämlich hoch an Jahren und reich an Ehren starb, senkte man in das Grab auf dem Janiculus mit seinem Leichnam einen andern Sarg ein, der alle seine Schriften umschloß. Dieser ward 500 Jahre später beim Pflügen eines Ackers wieder entdeckt, und man fand darin die beschriebenen Rollen noch unversehrt. Der Stadtprätor jedoch, dem man sie zur Untersuchung übergab, urteilte, sie enthielten religionswidrige Meinungen und ließ sie öffentlich verbrennen. Auf den Gedanken, daß diese Schriften, auf ganz frischem Papier in fließendem Latein geschrieben, eine offenbare Fälschung waren, scheint niemand gekommen zu sein.

Numa Pompilius.

Numa gehört durchaus der Mythe an. Die Legende hatte in Romulus den Gründer der Stadt, den Stifter staatlicher Ordnung, den Besieger äußerer Feinde aufgestellt; sie schuf in seinem Nachfolger den Urheber der bürgerlichen und religiösen Gesetzgebung. Daß die Vestalinnen, die Flamines, Fetialen, Salier, der Dienst des Grenzgottes, des Quirinius u. a. schon längst bei den latinisch-sabellischen Völkern eingeführt war, konnte die Mythendichtung nicht irren; denn sie faßte den Gesetzgeber ganz richtig auf, wenn sie dabei annahm, daß er nicht durchaus neue Anordnungen und Einrichtungen ins Leben ruft, sondern vorhandene, herkömmliche zusammenfaßt, nach dem Bedürfnis des Volkes ordnet, durch religiöse Weihe heiligt. So verfuhr auch Solon. Der gottselige König soll ferner greis und grau von Kindesbeinen an gewesen sein, eine Eigentümlichkeit, die man auch dem Tagos, dem Stifter des Landbaues bei den Etruskern, zuschrieb. Man hat ihn endlich aller Zeitrechnung zum Trotz mit Pythagoras in Verbindung gebracht, weil viele seiner Ansichten und Einrichtungen mit pythagoräischen übereinstimmen; allein beide Gesetzgebungen wurzeln in altitalischer Denkweise und Ordnung und müssen daher Vieles gemeinschaftlich haben. Vielleicht enthielten die oben angeführten Schriften, die man dem Feuer übergab, pythagoräische Grundsätze. Sie stammten sicher nicht aus Numas Zeit, da sie ganz wohlerhalten und trotz der Veränderung der Sprache allgemein lesbar und verständlich waren. Es ist auch nicht denkbar, daß man in jener Zeit, da die Buchstabenschrift noch in der Kindheit war, schon philosophische Abhandlungen soll geschrieben haben.

3. Tullus Hostilius.

Das königliche Haus in Rom war abermals leer. Zunächst fand daher ein Zwischenreich statt, dann wählte die Gemeinde und der Senat bestätigte den Tullus Hostilius, einen Enkel des unter Romulus eingewanderten Hostus Hostilius, der als tapferer Krieger manchen Lorbeerzweig um seine Schläfe geschlungen hatte.



Der geschlossene Janustempel. (Siehe S. 69.)

Tullus hatte, unter Hirten aufgewachsen, bisher mit redlichem Fleiße den Pflug auf seinem ansehnlichen Feldgute geführt und sich in seiner friedlichen Strohhütte glücklich befunden; aber mit der Berufung zum Oberhaupte des Staates war sein Ehrgeiz erwacht. Romulus, nicht Numa, schien ihm ein würdiges Vorbild, und sein thatendurstiger Sinn fand Anklang unter der

heranwachsenden Jugend, der es rühmlicher däuchte, das Schwert als den Pflug zu führen. Von gleichem Eroberungsgelüste erfüllt war die Bürgerschaft der Stadt Alba Longa, die von ihren Bergen neidisch herunterſah auf die groß gewordene Tochter am Tiberſtrom. Die junge Mannſchaft von Rom aber, voll Vertrauen auf den im Frieden aufgeblühten Wohlſtand ihrer Stadt und von ihrem Könige ermuntert, glaubte ſich den ſtammverwandten Albanern völlig gewachſen. Bald geſchahen gegenſeitige Streif- und Raubzüge, und da Genugthuung verweigert wurde, rückten die Gewalthaufen unter Anführung ihrer Könige wider einander zu Felde.

Die Curiatier und Horatier. Den König von Alba Longa raffte über Nacht ein plötzlicher Tod dahin; ſein Heer wählte ſofort den erprobten Mettius Fufetius zum Diktator oder unumſchränkten Feldherrn. Die Entſcheidung der Waffen ſchien durch das Ereignis nicht aufgehoben, denn beide Völker ſtanden, zur Schlacht gerüſtet, auf offenem Felde einander gegenüber. Da traten nach getroffenem Übereinkommen die Führer von beiden Seiten zur Unterredung zuſammen. Sie beſchloſſen, um größeres Blutvergießen zwiſchen den verwandten Stämmen zu ſparen, den Sieg von dem Kampfe einiger erprobten Jünglinge abhängig zu machen. Nun aber befanden ſich drei Brüder, und zwar Drillinge, im albaniſchen Heere und eben ſolche im römiſchen. Die Curiatier dort, die Horatier hier, alle an demſelben Tage geboren, Söhne von Zwillingsſchweſtern, dem Anſcheine nach von gleicher Stärke, gleich gewandt in Führung der Waffen, ſollten die Entſcheidung herbeiführen.

Der Vertrag ward beſchworen, die Jünglinge ſtanden ſtreitbegierig in Bereitſchaft; das Schmettern der Tuba gab das Zeichen zum Kampfe. Da blitzten die Waffen, da ſchwankte das Gefecht hin und her, da färbte bald ſtrömendes Blut die Panzer und Waffenröcke. Geſpannt folgten alle Blicke den Bewegungen der Streiter; doch endlich fielen zwei von der römiſchen Partei tot zu Boden, während die drei Albaner, zwar verwundet, doch mutig die Waffen ſchwingend, dem einzelnen Horatier gegenüber ſtanden. Dieſer floh vor der drängenden Übermacht; er ſchien noch durch die Schmach der Feigheit die Niederlage Roms zu vergrößern. Eifrig, das Glück des Tages vollſtändig zu machen, verfolgten ihn die Curiatier, aber nicht geſchloſſen, ſondern wie es die Wunde eines jeden erlaubt. Da wendet ſich der Römer plötzlich um, ſtößt dem nächſten und kräftigſten von ſeinen Verfolgern das Schwert in die Bruſt, erlegt dann den zweiten nach einem kurzen, doch wütenden Kampfe und endlich ohne Mühe den dritten, der bereits von den früheren Wunden entkräftet iſt.

Lauter Jubel begrüßte ihn von Seiten der Römer; aber ſchweigend und voll Gram und Unwillen beugten die Albaner ihre ſtolzen Häupter unter die herbe Notwendigkeit. Sie zogen nach dem Gebote des römiſchen Königs heim, um ſich zu einem Feldzug gegen die etruskiſche Macht bereit zu halten. Darauf trat auch das römiſche Heer ſeinen Rückzug an. Ihm voraus ſchritt der ſiegreiche Jüngling, die blutige Waffenbeute der erſchlagenen Gegner tragend. Aus der Stadt aber ſtrömte den Heimkehrenden die freudig bewegte Menge entgegen und pries laut die Thaten ihres tapfern Kämpfers. Da ſtürzte aus dem Gedränge deſſen einzige Schweſter hervor, die mit einem der Curiatier verlobt war.

Sie erblickte auf dem Arme des Bruders den blutgefärbten Waffenrock ihres Bräutigams, und in ihrem Schmerze klagte ſie den Sieger als den Mörder ihres Geliebten, die Götter als die Zerſtörer ihrer Lebenshoffnungen laut weinend an. Über ihre Klagen und Vorwürfe, die dem Jüngling ungerecht und für eine römiſche Jungfrau ungeziemend ſchienen, entbrannte ſein Zorn. Vom Siege und dem ungemäßigten Beifall trunken, zückte er, der Überlegung nicht mehr mächtig, das Schwert, und — die Schweſter fiel von ſeiner Hand.

Auszug der Horatier. (Nach David.)

Da verſtummte plötzlich der Jubel der Menge; der Schrecken über die frevelhafte That kam über alle Bürger, der ganze Staat ſchien durch dies Verbrechen der Strafe der Götter verfallen; das in einem ſeiner Glieder ſchwer gekränkte und geſchädigte Volk forderte laut die Beſtrafung des Mörders. Alſo ward Tullus berufen, das Gericht zu halten. Gern hätte er den tapfern Jüngling gerettet; aber über dem Könige ſtand das Geſetz, das Recht der Gnade nur bei den Göttern und der verſammelten Bürgerſchaft. Er beſtellte ſofort, dem Herkommen gemäß, zwei Blutrichter, und dieſe thaten den Ausſpruch, der Mörder ſolle an einem unfruchtbaren Baume hängen, innerhalb oder außerhalb der Stadtmauer. Wie ſchon die Vollſtrecker des Urteils Hand an den Unglücklichen legten, da wankte ſein alter Vater herbei und rief die Barmherzigkeit des ganzen Volkes an, daß nicht er, der dem Vaterlande ſo teure Opfer gebracht habe, in ſeinem hohen Alter, aller ſeiner Kinder beraubt, ganz einſam daſtehe. Dieſe Worte erregten das Mitleid der Bürger; ſie begehrten und erhielten Begnadigung des Schuldigen.

Weil er jedoch zwar mit kühnem Mute äußere Feinde bezwungen hatte, aber dem Sturme der eigenen Leidenschaft unterlegen war, so fügte man dem Ausspruche die Bestimmung hinzu, daß er unter dem Joche durchgehen solle. Also wurden zwei Speere in den Boden gepflanzt, ein dritter quer darüber gebunden, und er mußte, seiner Waffen und kriegerischen Ehren entkleidet, als ein Besiegter, sich der Schmach unterziehen.

Gegen Veji und Fidenä. Nach diesen Begebenheiten brach ein Krieg mit Veji und Fidenä aus. Als sich Mettius Fufetius mit seinen Albanern treulos erwiesen hatte, ward er nach erfochtenem Siege von dem Könige zum Tode verurteilt, die alte berühmte Stadt Alba Longa aber der vollständigen Zerstörung preisgegeben, nachdem ihre Einwohner zur Übersiedlung nach Rom gezwungen worden waren. So berichtet die Sage den Untergang des alten Oberhauptes von Latium, indem sie Rom den Ruhm zuschreibt. Allein es ist kaum zu bezweifeln, daß Alba Longa von seinen eigenen empörten latinischen Unterthanen, welche auch in späterer Zeit noch bei den Ruinen ihrer alten Hauptstadt am Quell der Forentina ihre Bundesversammlung hielten, zerstört worden ist. Denn wir finden später die Römer gar nicht mehr im Besitze des albanischen Gebietes.

Nachdem der König Tullus Hostilius mit seiner Tapferkeit seine Macht befestigt hatte, erhob er sich gegen die sabellischen Stämme, die immer zahlreicher und gewaltiger in das Innere von Latium sich einzudrängen suchten. Die Veranlassung dazu war folgende. Nach den Höhen von Soracte jenseit der Tiber waren römische Handelsleute gewandert, um an den Festlichkeiten und dem Jahrmarkte in den heiligen Hainen der Feronia teilzunehmen. Sie wurden von den Sabinern, die damals diese Gegend beherrschten, niedergeworfen und ihrer Waren beraubt. Als Tullus durch Fetialen Entschädigung an Gut und Ehren fordern ließ, erhielt er eine schnöde Antwort. Dies entschied den Krieg. Man rückte von beiden Seiten ins Feld, richtete Verheerungen an und versuchte in kleineren Gefechten wie in größeren Schlachten die Kräfte gegen einander, ohne bedeutende Erfolge zu erlangen. Ebenso wenig erhielt Tullus die Vorherrschaft in Latium.

Das Fehlschlagen seiner letzten Unternehmungen sowie verschiedene Wundererscheinungen, z. B. ein Steinregen im Albanergebirge, Stimmen im Walde, eine Pest in Rom selbst, versetzten den König in einen Zustand tiefer Schwermut. Er umgab sich mit Zeichendeutern und Zauberern und suchte durch magische Beschwörung den Zorn der Götter von sich und dem Staate abzuwenden. In einem Buche Numas soll er die Formeln gefunden haben, um den höchsten Gott zur Erscheinung herabzurufen. Weil er aber, wie die Sage berichtet, die Beschwörung nicht mit reinem, unsträflichem Sinne unternommen habe, sei der Gott unter heftigem Donnerrollen im Blitzstrahl erschienen und habe den Frevler mit seinem ganzen Hause zerschmettert.

Die Überlieferung von Tullus Hostilius ist von der Sage unverkennbar der von Romulus nachgebildet worden, ebenso wie sein Nachfolger dem Numa gleicht. Als eine geschichtliche Persönlichkeit kann auch Tullus daher schwerlich angesehen werden.

4. Ancus Marcius.

Ancus Marcius, den nach Tullus die Wahl des Volkes mit der königlichen Würde bekleidete, war ein Enkel des Numa Marcius, des ersten Pontifex maximus und Freundes des Königs Numa, und diesem Könige an Weisheit und friedlicher Gesinnung ähnlich. Er beförderte Viehzucht und Ackerbau und bemühte sich, den Gewerbfleiß zu heben und Handel und Verkehr zu Land und zu Wasser zu beleben. Aber Rom war schon zu sehr in die Fehden mit den Nachbarn verwickelt, sodaß man die Friedensliebe des Königs für Schwäche hielt und diese auf Kosten der Rechte und des Besitztums der Römer zu benutzen suchte. Latiner, Sabiner, die stets feindseligen Etrusker und selbst die Volsker der südlichen Ebenen und Gebirge erhoben die Waffen gegen eine Stadt, die aller Nachbarn Unabhängigkeit bedrohte.

Ancus Marcius.

In seiner Bedrängnis fand der König einen kühnen, unternehmenden Mann in Rom selbst, mit dessen Hülfe er allen Feinden die Spitze bot. Dieser war ein tuskischer Lucumo aus der reichen Stadt Tarquinii. Man nannte ihn deshalb meist den Tarquinier oder Lucius Tarquinius und — zur Unterscheidung von seinem Sohne — Priscus, d. h. den Alten. Sein Vater Demaratus sollte aus Korinth nach Tarquinii gezogen sein und sich daselbst verheiratet haben. Auch seine kluge und hochstrebende Frau Tanaquil war eine Tarquinierin von hoher Geburt. Da sie nun wahrnahm, daß ihr Gemahl wegen seiner ausländischen Herkunft von den höheren Ehrenstellen ausgeschlossen wurde, riet sie ihm, nach Rom überzusiedeln, wo Verdienst und Tüchtigkeit ohne Ansehen der Person und Geburt volle Geltung erlange. So zog Tarquinius mit Schätzen und zahlreichen Klienten, Freunden und Sklaven in die Tiberstadt hinüber. Als sich das Ehepaar mit dem ansehnlichen Gefolge dem Janiculus näherte, kreiste, wie erzählt wird, ein Adler über ihnen, kam näher und näher und erfaßte, dicht über dem Lucumo schwebend, dessen Hut. Statt aber die Kopfbedeckung davonzuführen, setzte er sie nach einigen Umkreisungen dem Eigentümer wieder auf. Daraus schloß Tanaquil, ihr Gemahl werde einst die höchste Würde in Rom erlangen: so zog er freudig in die Stadt ein. Hier erwarb er sich durch seinen Reichtum wie durch seine Freundlichkeit, durch guten Rat wie durch tapfere That die Gunst des Volkes und des Königs.

Tarquinius Priscus. Als nun der Krieg ausbrach, übertrug man ihm die oberste Ehrenstelle nach der königlichen, nämlich die des Anführers der Reiterei (Magister equitum). Als solcher that er die ersprießlichsten Dienste. Der Kampf aber mit der Bundesgenossenschaft von Latium war hart und langwierig; doch

wurden Städte erobert, Schlachten gewonnen und besonders das Gebiet am Ausflusse der Tiber behauptet. Man gründete daselbst später die Hafenstadt Ostia. Weitere Vorteile gewährte der Friede nicht.

Es war aber hohe Zeit, daß die kriegenden Parteien ihren blutigen Hader beilegten; denn die Sabiner drangen verheerend an der Tiber herunter, und ihre Fortschritte bedrohten Rom wie Latium. In diesem Kampfe war es besonders der etruskische Lucumo, der die Entscheidung herbeiführte. Denn in der Schlacht wie auf dem Rückzuge oder bei der Verfolgung bot er überall mit seinen Reitergeschwadern den Feinden die Spitze, durchbrach, zersprengte ihre Reihen und nötigte sie endlich, in ihre Gebirge zurückzukehren, wo sie von den Reitern nicht erreicht werden konnten.

Ancus Marcius hatte die Verfolgung der Sabiner dem tapfern Tarquinier überlassen und sich gegen die wilden Volsker gewendet, die bereits in mehreren Abteilungen gegen Rom anrückten. Er schlug, was ihm entgegenkam, in die Flucht und lagerte sich mit großer Macht vor Veliträ, der wichtigsten Stadt des volskischen Landes. Da jeder Entsatz vereitelt wurde, so baten die Einwohner um Frieden. Sie erhielten ihn; doch mußten sie zugleich in ein Trutz- und Schutzbündnis mit dem Könige treten, wodurch die Verbindung der volskischen Städte gegen Rom aufgelöst wurde.

Jetzt vereinigten sich wieder die beiden siegreichen Helden, Ancus und Tarquinius, um den Vejentern Einhalt zu thun, die mit den stammverwandten Fidenaten gemeinschaftliche Sache gemacht hatten. Nach einigen glücklichen Gefechten wurde Fidenä erobert. Als man nach bisherigem Verfahren die Bürgerschaft nach Rom abführte, setzten sich die Vejenter in der leeren Stadt fest und machten sie zum Stützpunkt ihrer weiteren Unternehmungen. Nach manchem Wechsel des Kriegsglücks wurde sie jedoch zum zweiten Mal erstürmt und nun der Plünderung und den Flammen preisgegeben. Damit hatte der König auch diesen Krieg glücklich zu Ende geführt. Denn fernerhin wagten die Etrusker nicht mehr, die Tiber zu überschreiten.

Ancus überhäufte jetzt seinen tapfern Waffengefährten Tarquinius mit großen Ehren und ließ ihn teilnehmen an den königlichen Auszeichnungen und an allen Geschäften im Frieden. Er folgte jetzt im vorgerückten Alter seinen friedlichen Neigungen, sorgte für die gesetzliche Ordnung, setzte die oben bemerkte Gründung von Ostia ins Werk und beförderte den Verkehr und Gewerbfleiß, wie überhaupt den Wohlstand der Bürger. Das Volk nannte ihn deshalb aus Dankbarkeit den Guten; besonders am Aventin, wo sich die geringeren Bürger angesiedelt hatten, war er wie ein Vater geliebt und verehrt. Als er starb, hatten seine beiden Söhne noch nicht das mündige Alter erreicht. Daher mußte man für sie einen Vormund bestellen und ersah dazu den verdienstvollen etruskischen Lucumo. Daß derselbe diese Stellung benutzte, um die Königswahl auf sich zu lenken, lag nahe; so erreichte er das Ziel seiner Wünsche, die Krone.

In Ancus Marcius stellt die Sage den Freund und Förderer des niederen, noch unberechtigten Bürgerstandes dar. Sie schreibt ihm die Ausführung vieler volkstümlichen Anordnungen zu, aber auch die Führung glücklicher Kriege, durch welche der Landstrich am linken Ufer der Tiber bis zum Meere gewonnen wurde.

Was das Werk mehrerer Generationen war, drängt die Überlieferung in den kurzen Zeitraum der Dauer seiner Regierung zusammen. Zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit soll Ancus Marcius am Fuße des Kapitols das Staatsgefängnis erbaut haben. Es ist zum Teil in den Felsen gearbeitet und noch gegenwärtig vorhanden.

Ancus Marcius ehrt den Tarquinius Priscus.

Seiner Konstruktion nach gehört das Bauwerk in die Zeit der Könige; doch weist der Name des Unterbaues, des Tullianum, auf eine spätere Zeit hin. Dieses war ein Quellhaus; es bildete mit dem oberen Teile ein Ganzes und ward wohl gleichzeitig mit der Tarquinischen Kloakenanlage erbaut.

5. Lucius Tarquinius Priscus (der Alte).

Lucius Tarquinius Priscus erlangte, was ihm bei seinem Einzug in Rom der Adler angezeigt, was ihm sein Weib prophezeit hatte. So märchenhaft die Sage hier auftritt, so erscheint doch die Reihenfolge der Begebenheiten

dem Wesen der menschlichen Natur wie der historischen Entwicklung angemessen. In Rom war nämlich von Anfang an die Bürgerschaft aus sehr verschiedenartigen Bestandteilen zusammengesetzt. Fremde Einwanderer fanden nicht blos Schutz und eine Zufluchtsstätte, sondern auch Auszeichnung, wenn sie Proben von Tüchtigkeit ablegten. Denn wie sehr immerhin die alten Geschlechter auf ihre Standesvorzüge hielten: so weit ging ihr Stolz und ihre Selbstsucht in Rom nicht, daß sie dem fremden Verdienste die Thüre verschlossen.

In dieser Stadt tritt, reich an Schätzen, an Einsicht und Lebensweisheit wie an kriegerischer Tugend, vornehmlich aber voll Glaubens an eine glänzende Zukunft, der etruskische Lucumo auf, und ihm zur Seite steht eine hochstrebende, dabei kluge und in jeder Beziehung ausgezeichnete Frau. Ist es unter diesen Umständen unglaubhaft, daß der mutige Mann, der sich im Frieden und im Kriege tüchtig erweist, das Ziel seines Ehrgeizes erlangt? Indessen haben neuere Geschichtsforscher die Abstammung des ersten Tarquinius von dem korinthischen Demaratus und seine Übersiedlung von Tarquinii überhaupt verworfen. Sie nehmen an, er sei von Geburt ein Latiner gewesen, vielleicht von der Tribus der Lucerer, und zwar vornehmlich deswegen, weil in Rom ein Geschlecht (gens) der Tarquinier bestand, weil die Zeitrechnung, welche die Tradition annimmt, unmöglich ist, und weil endlich die religiösen und staatlichen Schöpfungen nicht auf etruskischen, sondern auf griechischen Einfluß hinweisen. Mag es sich aber damit so oder anders verhalten, so kann kaum in Zweifel gezogen werden, daß Tarquinius in Rom König war, daß er seine Herrschaft weit ausbreitete und großartige Werke anlegte. Denn von der Dynastie der Tarquinier an betritt die römische Sage mehr und mehr den historischen Boden.

Die Herrschaft der Etrusker. Es kann jedoch kaum bezweifelt werden, daß diese Dynastie eine wirkliche Etruskerherrschaft über Rom und Latium bedeutet, worin denn auch der fast leidenschaftliche Haß, welchen das spätere Rom gegen die Tarquinierkönige hegte, seine leichte Erklärung findet.

Obgleich die Nachbarn Roms in den früheren Kriegen die starke Hand des Tarquiniers schon gefühlt hatten, waren sie doch bereit, beim Regierungswechsel die mächtig um sich greifende Stadt mit allen Kräften zu bekämpfen. Vielleicht aber wurden auch von Rom aus die erhaltenen Vorrechte über die Gebühr ausgebeutet, sodaß die anderen Völker, ihre Unterjochung voraussehend, gezwungen waren, das Äußerste für ihre Freiheit zu wagen.

Während der Rüstung zu den bevorstehenden Kämpfen suchte der König die einflußreichsten Männer unter seinen Neubürgern und besonders seine Anhänger und bisherigen Kampfgenossen aus dem geringeren Volke durch ihr eigenes Interesse an sich und an den Staat zu fesseln. Er ernannte daher hundert Väter neu aufgenommener oder emporgekommener Familien zu Mitgliedern des Senats, wodurch diese ehrwürdige Körperschaft auf 300 Glieder gebracht wurde. Seine Wahl muß sehr glücklich gewesen sein, da von keinem Widerspruch berichtet wird. Diese Zahl ist jedoch ohne allen geschichtlichen Wert; denn der älteste Senat bestand aus sämtlichen Patriziern, welche Familienhäupter und über 45 Jahre alt waren. Erst als die Einwohnerzahl sich erheblich vermehrte, wählte der König die Senatoren aus der Zahl der Berechtigten aus.

Schwerer macht es die Sage dem Könige, seine tapferen Kriegsgefährten in die Ritterschaft einzuführen. Bisher bestand dieselbe aus sechs Centurien, zu je hundert Mann, die nach den alten Stämmen des Volkes, den Ramnern, Titiern und Lucerern, benannt wurden. Er wollte ihnen drei neue hinzufügen, die man nach seinem Namen benennen sollte. Allein die Altbürger verlangten, daß ob dieser Neuerung eine Frage an die Götter gerichtet werde.

Zu diesem schwierigen Geschäfte wurde Attus Nävius ausersehen, ein weit und breit berühmter Augur und Wunderthäter. Er hatte schon als Knabe die Gunst der Götter erfahren; er fand nämlich durch Offenbarung des Vogelflugs ein verlorenes Schwein und dann die zum Dankopfer gelobte größte Taube. Als er darauf seine Studien in der Prophetenschule eines kunstverständigen Etruskers vollendet hatte, gab er Proben, die an seiner Untrüglichkeit nicht mehr zweifeln ließen. Das sollte auch Tarquinius erfahren. Der Seher verkündigte nämlich, nachdem er seine Beobachtungen angestellt hatte, die Vermehrung der Ritterschaft sei dem Willen der Götter zuwider. Der König fragte darauf den Propheten, ob ein anderes Vorhaben, das ihm sehr am Herzen liege, ausführbar sei. Nävius zog abermals seine Linien und hinterbrachte, alle Zeichen seien günstig, der König solle getrost ans Werk gehen. Auf diese Versicherung holte Tarquinius ein Schermesser hervor, indem er lachend bemerkte, er habe damit einen Schleifstein zerspalten wollen. Der Augur ließ sich jedoch durch das Lachen des Königs und der umstehenden Menge nicht irre machen. Er forderte den ersteren auf, mit fester Hand den Schnitt zu versuchen, da die Götterstimme nicht trügen könne. Tarquinius folgte der Aufforderung, und — die Lacher verstummten, der Zweifel verwandelte sich in Glauben — das Messer zerteilte den Stein ohne Mühe und schnitt noch tief in die königliche Hand hinein. Indessen muß der Glaube des Königs doch nicht so felsenfest gewesen sein, denn er gab sein Vorhaben keineswegs auf, sondern brachte es nur in anderer Weise zur Ausführung. Er fügte nämlich zu den Centurien keine neuen, aber er verdoppelte die Mannschaft und nannte die jungen Ritter die zweiten Ramner, Titier und Lucerer. Nunmehr konnte er eine wohlgeübte und bewährte Ritterschaft von 1200 Mann ins Feld führen, an deren Spitze er selbst in der Stunde der Gefahr den schwankenden Sieg entschied. Zugleich war er bei Durchführung seiner Entwürfe der Zustimmung des Senates versichert. Denn diese Körperschaft stand so sehr unter seinem Einfluß, daß sie nur das Werkzeug war, durch welches er das Volk für seine Pläne stimmte, während er die Entwürfe selbst zu Hause mit seiner staats- und weltklugen Tanaquil ersann und überlegte.

Kriege gegen die Latiner und Sabiner. Durch solche Vorkehrungen und Hülfsmittel hielt sich der König für hinreichend gestärkt, um seine weitschichtigen Eroberungspläne durchzuführen, und er that dies mit vieler Umsicht und Energie. Er wendete List und Gewalt, gewinnende Güte und grausame, niederbeugende Härte an, um sein Ziel zu erreichen, während die losen Verbindungen der feindlichen Völker wenig geeignet waren, der Kraft, Einheit und Beharrlichkeit seiner Bestrebungen erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen. Zuerst galt es den Latinern. Nach mehreren glücklichen Gefechten erstürmte er die Stadt Apiolä, zerstörte sie, verkaufte die Einwohner, die dem Schwert entronnen waren, in die

Sklaverei und kehrte mit großer Beute nach Rom zurück, wo er durch glänzende Spiele und Feste das Volk für weitere Unternehmungen gewann. Die bewiesene Strenge schüchterte andere Städte ein. Sie ergaben sich dem anrückenden Heere und erhielten dafür ohne Schmälerung ihrer Rechte Bundesgenossenschaft.

Dagegen traf das hartnäckige Corniculum das Los gänzlicher Zerstörung. In der Nähe von Fidenä kam es endlich zu einer mörderischen Schlacht gegen das Bundesheer von Latium, das nach langem Zögern zusammengekommen war. Das Treffen blieb unentschieden, allein die Latiner gingen darauf wieder aus einander, der König fuhr fort, Städte zu erobern. Dies schreckte den ganzen Bund aus seiner Unthätigkeit auf. An der alten, heiligen Bundesstätte am Ferentinischen Quell kamen die Abgeordneten zusammen, beschlossen allgemeine Rüstung und erhielten Zusagen wirksamer Hülfe von etruskischen und sabinischen Städten. Es erfolgten zwei Schlachten, von denen die erste unentschieden blieb, die zweite den König in das größte Gedränge brachte. In der höchsten Not setzte er sich kühn an die Spitze der Ritterschaft und durchbrach, in den Vorderreihen kämpfend, den entgegenstehenden Flügel. Darauf, als derselbe aus dem Felde geschlagen war, fiel er dem übrigen Heere in den Rücken, wodurch der Sieg vollständig ward. Jetzt sanken die Burgen und Städte Latiums, bis der Bund um Frieden bat und die Vorherrschaft Roms anerkannte.

Thätiger als die Latiner, aber nicht glücklicher, bewiesen sich die Sabiner und Etrusker gegen den Eroberer. Sie waren einst mit großer Heeresmacht auf beiden Seiten der Tiber bis unterhalb der Einmündung des Anio vorgerückt. Da ließ Tarquinius Flöße und künstlich hergerichtete Brander den Anio hinuntertreiben. Als durch diese entzündet die Brücke, welche beide feindliche Lager verband, in Feuer aufging und das Kriegsvolk zum Löschen herbeieilte, fiel er über die erschrockenen Feinde her, hieb alles nieder, was Widerstand leistete, und verheerte Land und Städte, sodaß zuerst Etrurien, dann auch das Sabinerland ihn als Vorstand und Bundeshaupt anerkannte. Nunmehr erstreckte sich seine Herrschaft vom Arnus bis in die Volskerebene und von der Meeresküste bis tief in die Thäler und Berge des Apennin.

Unter dem Kriegslärm, im Sturme der Schlachten war der König gealtert, aber er wollte nicht in träger Ruhe der Früchte seiner Siege genießen, vielmehr gedachte er nun sein Rom, das einst ihn, den heimatlosen Fremdling, gastlich aufgenommen hatte, mit königlicher Pracht zu schmücken, daß es würdig sei, die erste Stadt des neuen Reichs zu heißen. Daher entwarf er weit aussehende Anlagen zur Befestigung und Verschönerung der Stadt wie zur Trockenlegung der Niederungen zwischen den Hügeln. Eine gewaltige Ringmauer sollte die verschiedenen Quartiere umschließen, ein prächtiger Tempelbau das Capitolium krönen und durch unterirdische Kanäle sollte die Trockenlegung des Bodens bewerkstelligt werden. — Überhaupt ging der König in Bezeugung der Ehrfurcht vor den göttlich verehrten Wesen seiner Umgebung mit bestem Beispiel voran. Nächst den Oberpriestern genoß unter den Tempeldienern niemand größeres Ansehen als die Vestalin, die Behüterin des ewig lodernden Herdfeuers, jenes idealen Mittelpunktes der Gemeinde zum Andenken an die alte patriarchalische Häuslichkeit. Unter dem älteren Tarquinius ward die Zahl der Priesterinnen

der Vesta von vier auf sechs erhöht. Selbst der König erwies diesen hochverehrten Priesterinnen, deren Begegnung sogar einem Verbrecher das Leben rettete, große Verehrung und wich ihnen, wie der gemeine Mann, ehrerbietig aus, wenn sie unter Vortritt eines Liktors auf der Straße erschienen.

Das obengenannte erste Werk schien bei der Machtstellung Roms nicht eben drängend; daher begnügte man sich damit, die Linien zu bezeichnen, vielleicht auch Gräben und Erdaufwurf zu ziehen. Zu den anderen Anlagen dagegen wurden etruskische Meister berufen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch griechische Künstler in Thätigkeit gesetzt wurden, um Götterbilder und verschiedene Zieraten für den kapitolinischen wie für andere Tempel in Thon und Erz auszuarbeiten. Zunächst wurden durch die berufenen Künstler Gewerbe und Handwerke gefördert. Da fanden sich Metallarbeiter, besonders Waffenschmiede, ein, welche mancherlei Gerätschaften kunstreich anzufertigen verstanden.

Der kapitolinische Hügel. Nach Canina.

In der ältesten Zeit hatte man in Latium keine bildlichen Darstellungen der höchsten Wesen. Dem frommen Glauben genügten Attribute oder Abzeichen der Gottheit. Ein Kieselstein, dem der zündende Funke entlockt wird, bezeichnete den Blitze schleudernden höchsten Gott, eine Lanze den Mars, eine Mörserkeule, wie solche zum Zermalmen des Getreides gebraucht wurde, den Pilumnus, den Beschützer und Förderer des Ackerbaues. Die troischen Heiligtümer, die man zu Lavinium aufbewahrte, bestanden gleichfalls nur in Waffen und Gefäßen. Neben diesen Sinnbildern hatte man wohl auch roh gearbeitete Idole von Holz und Thon mit menschlich geformten Köpfen und Armen, wie das alte Palladium, das vor Zeiten Äneas selbst nach Italien sollte mitgebracht haben, und das zu einem Wahrzeichen und Unterpfand der Herrschaft geworden war. Allein künstlerisch gearbeitete Götterstatuen ließ zuerst Tarquinius Priscus verfertigen. Sie waren freilich noch in der alten starren, eckigen Form gehalten, welche die etruskische Kunst niemals überwunden hat; diese war aber zu jener Zeit auch der Stil der griechischen Kunst: eine Gleichartigkeit, welche die Sage durch die Einwanderung der korinthischen Meister Euchir und Eugrammos (Schönhand und Schönzeichner) mit Demaratus, dem Ahnherrn des Tarquiniers, nach Etrurien andeutet.

Tempelbau auf dem Kapitol. Jedenfalls scheint es außer Zweifel zu sein, daß sich zuerst unter Tarquinius eine rege Künstlerthätigkeit in Rom entfaltete. Er bedurfte vieler kunstverständigen Meister, um auf dem Kapitol den stolzen Tempelbau auszuführen, den er beabsichtigte. Das Kapitol ist nämlich ein steil aufsteigender Höhenzug, der sich erst von Norden nach Süden und dann weiter nach Westen erstreckt. Die nördliche und westliche Spitze ragen ansehnlich über den mittleren Rücken hervor, und auf der letzteren sollte der Tempel sich erheben. Es soll seinen Namen daher führen, daß man daselbst beim Aufräumen den völlig unverwesten Kopf (caput) eines Menschen Namens Tolus gefunden habe. Gleichzeitig mit diesem Riesenwerk unternahm der König die Entwässerung der städtischen Niederungen.

In alten Zeiten hatte die zwischen die Hügel eindringende Tiber stehende Wasser gebildet, sodaß die Verbindung zwischen dem Palatin und Aventin durch eine Fähre unterhalten werde mußte. Der Gott Vertumnus hatte den Strom in seine natürliche Grenze eingeschränkt; Sümpfe und Seen aber zwischen den Höhen verhinderten den Anbau, und die denselben entsteigenden Dünste verursachten oft Seuchen.

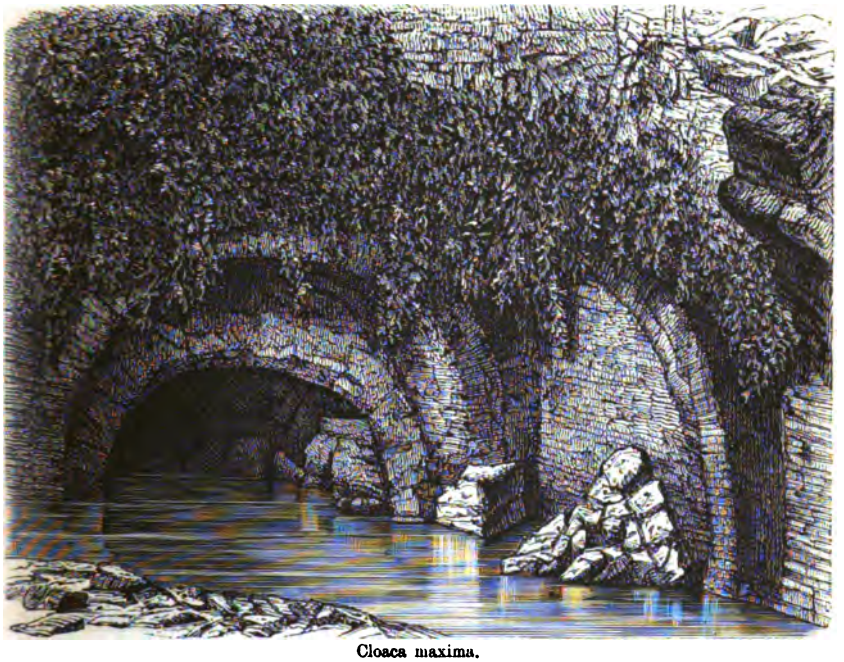
Das Palladium. (S. 81.)

Durch Ausfüllung mit Erde und Schutt suchte man schon unter Romulus dem Übel abzuhelfen; allein diese Mittel erwiesen sich als unzureichend, da die Versumpfung durch das von den Bergen herabströmende Wasser sowie beim Anschwellen der Tiber durch Flußwasser genährt wurde.

Sofort unternahm der König den Bau der großen Kloake, der mit Recht den Riesenwerken Ägyptens und Indiens an die Seite gesetzt wird, da er noch jetzt, nach Jahrtausenden, unzerstört erhalten ist, obgleich Erdbeben und die Verwüstungen endloser Kriege und innerer Zerwürfnisse daran gerüttelt haben.

Entwässerung des Forums. Südlich vom Forum und Kapitol wurde der Eingang angelegt. Derselbe nahm nicht nur mehrere Quellen auf, sondern auch Gräben und kleinere Kloaken, die zur Entwässerung des Forums und selbst der entfernten Subura (der unteren Stadt) zwischen Esquilin und Quirinal dienten. Von diesem Punkte zieht sich die Cloaca maxima (größte Kloake) zum Teil tief unter dem Boden in einer gewundenen Linie nach dem Flusse, wo sie durch einen dreifach gewölbten Bogen ausmündet. Sie besteht in einem 4 m hohen und $2^3/_4$ m breiten Tonnengewölbe, das aus ungeheuren Quaderstücken ohne Mörtelverbindung so kunstreich und dauerhaft ausgeführt wurde, daß bis jetzt noch nicht ein Stein aus den Fugen gewichen ist. Eine andere Kloake diente zur Entwässerung des Thales zwischen dem Palatin und Aventin. Sie nimmt noch jetzt den Bach Maranna auf, der diesen Stadtteil versumpfte. Auf dem durch diese Anlagen gewonnenen Boden wurden nördlich das römische Forum, der Markt- und Versammlungsplatz des Volkes südlich zwischen Palatin und Aventin der große Cirkus für festliche Spiele und Übungen eingerichtet.

Das Forum umschlossen hölzerne Hallen mit Eckpfeilern. Hinter denselben waren Buden für Gewerbtreibende, namentlich auch die der Schulmeister und der Fleischer, was wegen späterer Ereignisse bemerkt werden muß. Seitwärts, in östlicher Richtung, stieß an den Markt das Comitium, der öffentliche Platz für gerichtliche und andere öffentliche Verhandlungen, wo das Volk, in Kurien geteilt, abstimmte. Hier stand an der nördlichen Seite die große Kurie oder das Haus, wo der Senat zusammenkam, an der südlichen Altar und Tempel der Vesta, gleichsam der Mittelpunkt und Herd der Stadt.



Cloaca maxima.

Der Cirkus hatte die Form einer ursprünglich auf beiden Seiten abgerundeten Rennbahn, die eine Erhöhung für das schaulustige Volk umschloß. Den Senatoren und Rittern waren bestimmte Plätze eingeräumt, wo sie sich auf etwa 4 m hohen Gabeln bedeckte Sitze von Rohrgeflecht aufstellen ließen.

Gewiß beabsichtigte Tarquinius, die letzteren Anlagen in demselben großartigen Stile auszuführen, welcher sich in seinem Kloaken- und Tempelbau ausspricht; aber diese allein verschlangen schon die ansehnlichen Schätze seiner Kriegsbeute und die Jahreseinnahmen. Er verschob daher die Ausführung auf später; denn er dachte nicht, daß ihm nur vier Jahre friedlicher Wirksamkeit vergönnt wären. Der Tod ereilte ihn, ehe er die angefangenen Werke vollenden konnte.

In den ersten Zeiten des Latinerkrieges war die Stadt Corniculum in der Landschaft zwischen der Tiber und dem Anio mit stürmender Hand erobert worden. Damals fiel dort in Verteidigung der Mauern Spurius Tullius,

ein Mann edlen Geschlechts. Seine durch Schönheit und Tugend ausgezeichnete Gemahlin Ocrisia mußte als Gefangene dem siegreichen König in sein Haus folgen, wo sie bald eine Freundin der Königin wurde. Nun hatte diese einstmals nach einem Opfer eine wunderbare Erscheinung am Herde des Hauses. Als kundige Seherin erkannte Tanaquil sogleich das Verlangen des Laren der Familie oder des Herdgottes Vulcan und weihte ihm die edle Ocrisia.

Servius Tullius. Infolge dieser Verbindung gebar letztere einen Sohn, den man, weil er in Unfreiheit geboren war, Servius Tullius nannte. Als nach Jahren einst der Knabe im Atrium eingeschlafen war, umloderte eine Flamme sein Haupt so, daß das Wunder fast anzusehen war wie eine feurige Krone. Ocrisia und zuschauende Diener wollten hinzueilen, um die Flamme zu löschen; aber Tanaquil wehrte ihnen, denn sie verstand den Willen der Himmlischen, die das Kind zu großen Dingen bestimmt hatten. Von dieser Zeit an widmete sie, vereint mit der Mutter, dem Knaben alle Sorgfalt, und unter ihrer Leitung wuchs er zum vielversprechenden Jüngling heran, der dem Könige tapfer in seinen Kämpfen zur Seite stand und oft an der Spitze der Reiterscharen die Schlacht entschied.

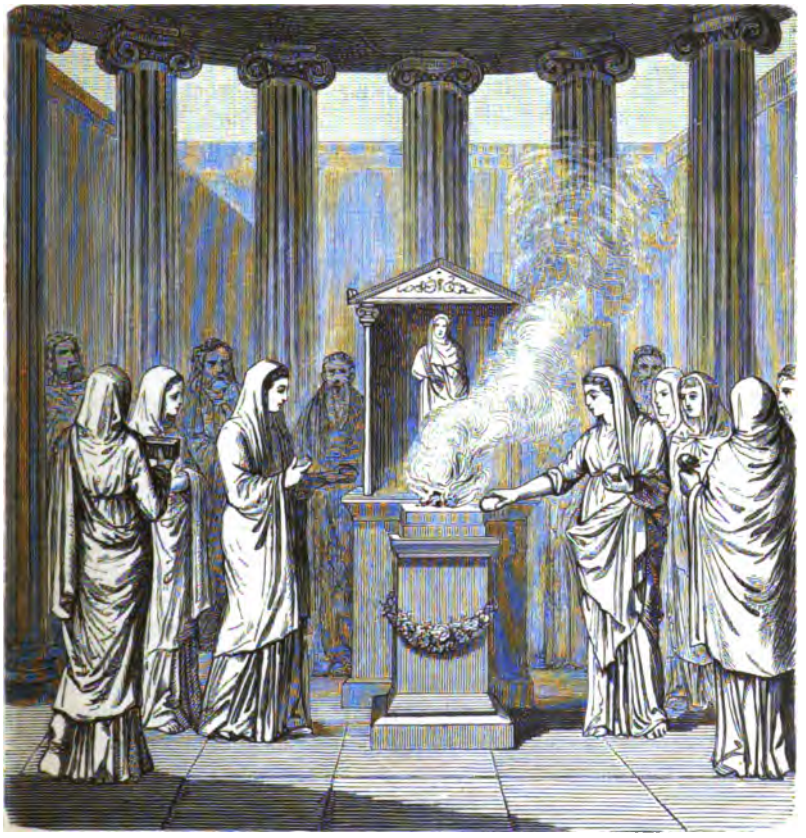
Tanaquil gab ihm eine ihrer Töchter, ihr Lieblingskind, zum Weibe und verband ihn dadurch noch fester mit ihrem Hause. Nun fiel es nicht auf, daß er oft die Stelle des alternden Königs im Senat und in den Volksversammlungen vertrat, ja, das Volk liebte ihn wegen seiner Freundlichkeit und Milde und vertraute ihm wegen seiner unparteiischen Gerechtigkeit allerwegen.

Mit dieser Bevorzugung des Emporkömmlings waren besonders die Söhne des früheren Königs Ancus Marcius unzufrieden. Sie hatten bisher ruhig auf den Tod des eingedrungenen Tarquiniers gewartet, weil sie sich der Nachfolge für versichert hielten; nun aber erkannten sie, daß sie bei längerer Zögerung durch die wachsende Liebe des Volkes zu dem Sohne der Sklavin auf immer von dem Throne ausgeschlossen würden. Da beschlossen sie die Ermordung des Königs. Zwei verwegene Männer ihres Anhangs mußten daher, als römische Landleute verkleidet, mit Holzäxten auf den Schultern, vor der königlichen Wohnung lärmenden Streit erheben. Der alte Tarquinius trat sofort aus dem Atrium, um seinem Amte gemäß die Streitenden zu begütigen und Recht zu sprechen. Während er aber einen der zornigen Männer anhörte, führte der andere einen tödlichen Streich nach seinem Haupte.

Die That war geschehen, aber die eigentlichen Urheber des Mordes hatten davon keinen Gewinn. Denn obgleich das Volk zusammenströmte, das königliche Haus in der größten Bestürzung war, verlor die kluge Tanaquil nicht einen Augenblick die Besonnenheit. Sie ließ den sterbenden Gatten in ein abgesondertes Gemach tragen, verband die Wunde, wehrte die Eindringenden ab und trat endlich mit ihrem Liebling Servius Tullius heraus unter die Menge, wo sie verkündigte, daß der König sich erholt und verordnet habe, sein bisheriger Gehülfe solle einstweilen seine Stelle in den Geschäften der Verwaltung vertreten, bis er selbst genesen sei. Ohne Widerrede kam die Bürgerschaft auf den Ruf der Herolde zusammen.

Servius Tullius saß auf der sella curulis, dem elfenbeinernen Königsstuhl, den einst mit dem goldenen Hauptschmuck und dem Scepter als Insignien

der Königswürde die beſiegten Etrusker dem Reichsoberhaupt verehrt hatten. Liktoren oder Beilträger umgaben ihn; zuverläſſige Männer in kriegeriſcher Rüſtung waren umher verteilt. So hielt er Gericht über die Söhne des Ancus, welche die öffentliche Stimme der Anſtiftung des Königsmordes beſchuldigte. Als dieſelben der geſchehenen Vorladung nicht Folge leiſteten, ſprach er Verbannung und Acht über ſie aus.



Tempeldienſt der Veſtalinnen. Zeichnung von G. Neſtel. (S. 80.)

Weitere Verfolgung ließ er nicht eintreten, da man erfuhr, daß ſie zu den Volskern entwichen ſeien, wo ſie ohne Anhang und Anſehen ein kümmerliches Leben führten und endlich ſpurlos verſchwanden. Durch dieſe und andere Amtsthätigkeiten gewöhnten ſich Volk und Senat an den neuen Oberherrn, den man ſchon bisher wegen ſeiner Einſicht und Thatkraft geehrt hatte.

Als endlich Tanaquil für gut fand, den erfolgten Tod des Königs bekannt zu machen, war die Bürgerſchaft ſo ſehr an ihren Liebling gewöhnt, daß ſie denſelben einmütig in ſeiner Würde beſtätigte. Es überläßt ſich das Volk willig

der Führung einer einsichtsvollen Frau, die, mit großer Selbstverleugnung ihre eigenen Söhne, den herrischen Lucius und den gutmütigen, aber schwachen Aruns übergehend, den Mann auf den Thron erhebt, der mit kriegerischem Geschick Verstand und Herzensgüte verbindet.

Die Verehrung für diese Frau war in Rom um so allgemeiner, als sie zugleich mit allen Tugenden einer römischen Matrone geschmückt war. Spindel und Rocken hielt sie für die schönsten Zierden des Weibes, und niemand that es ihr in Handhabung dieser Gerätschaften zuvor. Sie spann und webte mit eigener Hand ihrer Tochter die bräutliche Tunica, welche noch in später Zeit bewundert wurde, und stand in Zucht und Ehren dem königlichen Haushalt vor, wie sie mit Verstand und Sachkenntnis den Rat der Männer zu leiten wußte. Wegen so vieler Verdienste stellten die Römer nach ihrem Tode eine Bildsäule von ihr in dem Tempel des sabinischen Gottes Dius Sancus auf; aber man nannte sie Gaja Cäcilia entweder aus Verwechslung mit einer berühmten Vestalin dieses Namens, oder weil sie den Namen in Rom angenommen hatte. Denn von ihr, der züchtigen, fleißigen Hausfrau, soll die schöne Sitte herrühren, daß die Braut am hochzeitlichen Tage zu dem Bräutigam sagte: „Wo du, Gajus, bist, will ich, Gaja, sein."

Widerstand der Geschlechter. Die Erzählung von dem ersten Tarquinius lehrt, daß er nicht durch die herkömmliche Wahl zur Herrschaft gelangte. Vielleicht war er, mochte er nun aus Etrurien stammen oder der Tribus der Lucerer angehören, durch eine Staatsumwälzung emporgekommen. Der Bericht von der Wunderthat des Attus Nävius und der Verdoppelung der Rittercenturien läßt auf den Widerstand der alten Geschlechter gegen seine Neuerungen schließen. Er beabsichtigte eine Organisation der ganzen ungeordneten Volksmasse, wollte den drei alten Stämmen der Ramner, Titier und Lucerer aus der zahlreichen Volksmasse neue hinzufügen, konnte aber den Widerstand der Geschlechter nicht überwinden. Er mußte sich damit begnügen, in die alten Tribus, Kurien und Gentes die vornehmsten Familien der Masse einzureihen. Diese neuen Bürger standen übrigens den alten an Ansehen und Einfluß nach und hießen Väter der minderen Geschlechter (Patres minorum gentium) im Gegensatz zu den Vätern der älteren Geschlechter (Patres majorum gentium). Ähnlich verhielt es sich mit der Verdoppelung der Rittercenturien, wo die Zahlen durchaus unhistorisch und durch Folgerungen aus dem später Vorhandenen entstanden sind. Ebenso steht es mit den Mitgliedern, welche der König, wie es heißt, aus dem Stamme der Lucerer dem Senate hinzufügte. Diese Tribus, die vornehmlich aus latinischen Elementen bestand, trat überhaupt jetzt mehr in den Vordergrund, und die von ganz Latium verehrten drei obersten Götter Jupiter, Juno und Minerva ließ Tarquinius auf dem Kapitol als Gottheiten des Staates aufstellen, um durch gemeinschaftlichen Gottesdienst die Volksstämme zu einem Ganzen zu verschmelzen. Interessant dürfte Schweglers Erklärung über die Entstehung der Mythe von Attus Nävius sein, die wir hier beifügen. Auf dem Comitium befand sich ein Puteal, d. i. eine Brunneneinfassung, beschattet von einem Feigenbaum. Nicht weit davon war die eherne Statue eines Mannes, der das Haupt verhüllt. Es ging die Sage, unter dem Puteal sei ein Schleifstein und ein Messer vergraben.

Man hatte hier wahrscheinlich einen Blitz bestattet. Denn der Ort, wo der Blitz einschlug, galt für heilig und wurde, um ihn vor Entweihung zu bewahren, mit Mauerwerk umgeben. Man pflanzte einen heiligen Feigenbaum daneben und vergrub einen keilförmigen Stein, vielleicht auch einen Stahl darunter. Später geriet die Blitzbestattung in Vergessenheit und man dichtete die Mythe von Attus Nävius, um den erfolgreichen Widerstand der Geschlechter gegen die Neuerung des Königs anzudeuten.

6. Servius Tullius.

Sobald sich die Kunde von dem Tode des gewaltigen Tarquinius unter den Nachbarvölkern verbreitete, setzten sich diese in Bereitschaft, ihre alte Unabhängigkeit wieder herzustellen. Der neue König erkannte mit Sorgen die allgemeine Bewegung gegen Rom. Er beschloß, ihr zuvorzukommen, und berief zuerst Abgeordnete der latinischen Städte zu einer Versammlung. Indem er hier den Zustand der Dinge klar darstellte, zeigte er zugleich mit gewinnender Rede, wie Rom und Latium als ein geschlossenes Ganzes zusammenhalten müßten, um dem Abfall und Andrang der feindlichen Stämme gewachsen zu sein. Zu dem Ende schlug er den Bau eines gemeinschaftlichen Tempels und ein jährliches, gemeinschaftliches Bundesfest auf dem hohen Aventinus vor. Auf dieser Höhe, sagte er, wo schon viele Latiner angesiedelt seien, solle das Heiligtum der mächtigen Naturgöttin Diana sich erheben, die ganz Latium in den heiligen Hainen von Ferentinum verehrte; von dieser Stätte reiche der Blick hinüber nach dem Tempel des Jupiter Latiaris auf dem Albanerberge und umfasse das Gesamtgebiet der beiden stammverwandten Völker; da würden Römer und Latiner erkennen, daß auf ihrer Einigung ihre Macht und Größe beruhe. Die milde Rede des Königs fand Beifall; der Tempelbau wurde beschlossen, das Fest angeordnet; Rom und Latium blieben vereinigt. 576 v. Chr.

Auf andere Weise wurden die Sabiner gewonnen, oder wenigstens ruhig erhalten. In den weidereichen Thälern der Reatina hatte nämlich ein angesehener Herdenbesitzer mit Namen Antro Curiatius ein Kalb von ungewöhnlicher Größe. Zu ihm sagte ein prophetischer Mann, er solle es auf dem Altare der Diana opfern, dann werde die oberste Herrschaft seinem Volke zufallen. Nun hatte Curiatius von der Herrlichkeit des neu erbauten Tempels auf dem Aventin gehört und wanderte mit seinem stattlichen Mastvieh dorthin, um es der großen Göttin zu schlachten. Als er daselbst angekommen, erzählte er treuherzig dem Priester Cornelius, was ihn bewogen habe, den weiten Weg zu machen. Der aber fuhr ihn zornig an, wie er es wagen könne, mit ungewaschenen Händen ein solches Opfer zu bringen, und hieß ihn zuvor im heiligen Wasser der Tiber den irdischen Schmutz und Staub abspülen, bevor er der reinen Göttin sich nahe. Der erschrockene Bauersmann leistete Folge; allein während er am Fuße des Berges badete, schlachtete der Priester oben das fette Tier zur Ehre Dianas und als siegverkündendes Zeichen für Rom. Als Curiatius wieder am Tempel anlangte, fand er die Opferer schon beim Schmause und erhielt noch den Kalbskopf, den er heimtrug und seinen Landsleuten vorzeigte, um sie vom verderblichen Kriege abzuhalten. Die Sabiner hatten in der That einen guten Glauben;

der Kalbskopf samt den Zuthaten von Erzählung des Vorgangs hatte die wunderthätige Wirkung, daß er die Schwerter in der Scheide zurückhielt.

Nicht so leichten Kaufs wurde man mit den etruskischen Völkern fertig, besonders mit denen von Cäre, Veji und Tarquinii. Sie tummelten sich zwanzig Jahre lang in wechselvollen Fehden mit den Römern herum, mußten sich aber endlich in das vorige Abhängigkeitsverhältnis fügen. Indessen wurde der Krieg keineswegs mit jener Hartnäckigkeit und Erbitterung geführt, wie unter Tarquinius; denn der gute König Servius Tullius fand dazwischen Zeit, Werke und Anordnungen zur Ausführung zu bringen, die wir hier näher betrachten müssen, da sie unzweifelhaft historisch sind.

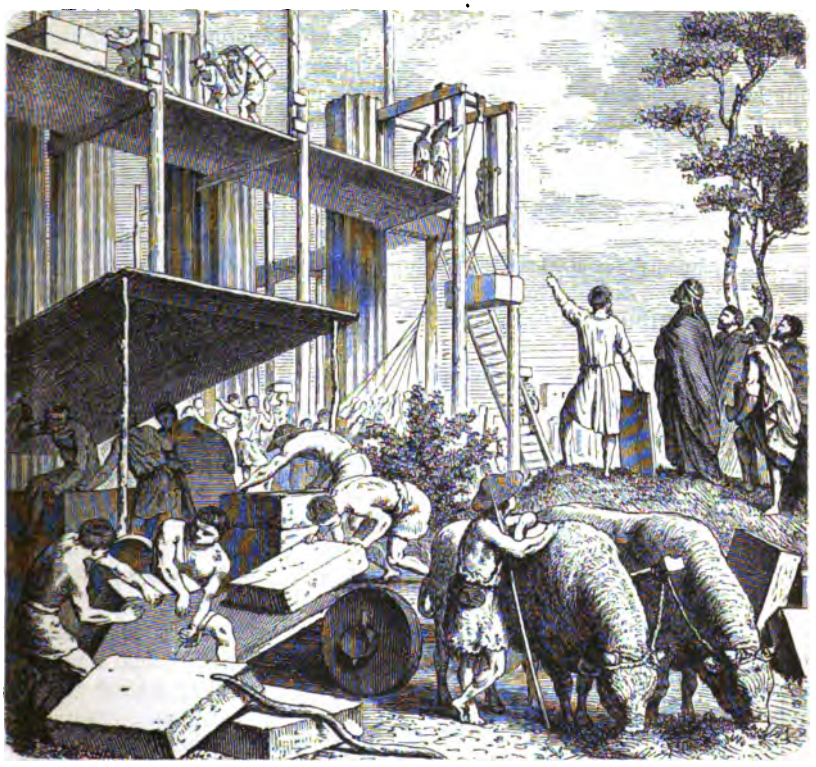
Zunächst lag ihm am Herzen, die Befestigung Roms, die sein Vorgänger begonnen hatte, zu vollenden. Er ließ daher einen Graben von 30 m Breite und 10 m Tiefe und einen entsprechenden ungeheuren Wall mit äußeren Bekleidungsmauern um die ganze Stadt anlegen, wodurch zugleich die neuen Ansiedlungen auf den nördlichen Hügeln Viminalis und Quirinalis umschlossen wurden. Rom erhielt dadurch einen Umfang, der über eine deutsche Meile betrug. Es war jetzt an Ausdehnung, wenn auch nicht an Bevölkerung, Athen in seiner blühendsten Periode gleich. Ferner setzte er die Substruktionen oder Unterbauten des kapitolinischen Tempels fort und führte außerdem noch andere Tempel auf, namentlich ein Heiligtum der Fortuna, der Göttin des Glücks, die ihn selbst so sehr begünstigt hatte.

Kurien und Pflegschaften. Wichtiger waren die Veränderungen, die er in der Staatsverfassung vornahm. Bisher bestand die freie Volksgemeinde aus den drei ursprünglichen Stämmen, den Ramnern, Titiern und Lucerern. Jeder Stamm war in zehn Kurien oder Pflegschaften eingeteilt, von denen wiederum eine jede wenigstens in der frühesten Zeit zehn Geschlechter umschloß.

Es gab demnach im Anfang 300 Geschlechter, denen die 300 Ritter, 3000 Krieger zu Fuß und seit Tarquinius dem Alten nach der Sage auch 300 Senatoren entsprachen. Daß im Laufe der Zeit noch andere Geschlechter aufkamen, ist aus der bisherigen Erzählung ersichtlich. Indessen war man mit der Erteilung des vollen Bürgerrechts sparsam, und nur besondere Verdienste mochten dazu befähigen. Nach den Kurien versammelt, übte die Gemeinde ihre verfassungsmäßigen Rechte, wobei wahrscheinlich die Stimmen der Oberhäupter der Geschlechter entscheidend waren. Dagegen lastete auch auf den Kurien die Umlage (tributum), welche in dringenden Fällen erhoben wurde, da keine regelmäßige Besteuerung eingeführt war. Ferner ruhte auf denselben die ganze Last des Krieges; denn die übrigen Insassen der Stadt erlegten nur ein mäßiges Kopfgeld und wurden zum Kriegsdienst gar nicht oder nur als Leichtbewaffnete herangezogen.

Klienten. Die Geschlechtsoberhäupter waren umgeben von größeren oder geringeren Gefolgschaften schutzbefohlener Leute, die man Klienten nannte. Diese waren ihren Schirmherren in Liebe und Ehrerbietung zugethan, unterstützten sie, wie sie konnten, und wurden dagegen in allen ihren Rechten, wie Angehörige des Hauses, beschützt. Die zahlreiche Bevölkerung, die nicht diesen Genossenschaften angehörte, erfreute sich zwar des allerdings liberalen römischen Gastrechts, war aber rechtlos, konnte sogar beraubt und ausgetrieben werden.

Im Laufe der Zeit hatten die alten regierenden Geschlechter (Patrizier) sich vielfach vermischt, ihre Güter vertauscht, ihre Wohnsitze verändert. Ebenso war das Verhältnis der Klienten zu ihren Patronen zum Teil gelockert oder ganz aufgelöst. Klienten und sonstige Insassen hatten ansehnliche Güter erworben. Sie bedurften nicht mehr des Schutzes, denn der Reichtum gewährt überall und zu allen Zeiten Sicherheit und Bevorzugung.



Tempelbau auf dem Aventinus. (S. 87.)

Es hatte sich demnach allmählich im Laufe der Zeit eine andere Einteilung und Besteuerung des römischen Volkes ausgebildet, die sogenannte Servianische Verfassung, welche die römische Legende auf die Anordnungen eines Königs, des Servius Tullius, zurückführt.

Tribus und Tribunen. Danach verteilte der König die Gesamtbevölkerung nach der Lage der Wohnsitze und Äcker in 30 Quartiere oder Tribus, nämlich in vier städtische und 26 Landbezirke. Jene insbesondere hießen nach den Hauptteilen der Stadt die palatinische, esquilinische, suburanische und collinische Tribus, d. h. die Tribus des Palatinus, Esquilinus, der unteren Stadt (Subura) und der Hügel Viminalis und Quirinalis. Jedes Quartier hatte einen Vorsteher oder

Tribun, der die Aufsicht über die Haushaltungen, das Gerichtswesen, die Besteuerung und das Aufgebot zum Heerbann führen mußte. Diese Anordnung war ursprünglich nur für die Staatsverwaltung wichtig; sie ordnete das ganze Volk in eine Gemeinde, erteilte aber der Plebs noch keinen Anteil an Regierung und Gesetzgebung. Sie erhielt ihre volle Bedeutung erst in späterer Zeit, als alle Bürger, mochten sie den alten Geschlechtern oder den Plebejern angehören, gleiche Berechtigung errangen und über Gesetze und Staatsverwaltung nach Köpfen, nicht mehr nach Kurien, ihre Stimmen abgaben. Nachdem man durch diese Anordnung Einsicht in die Verhältnisse der Einzelnen erhalten hatte, wurde eine allgemeine Abschätzung des Vermögens vorgenommen. Daß man dabei keineswegs vollkommene Genauigkeit erzielte, ist ersichtlich, da namentlich die Grundstücke, welche die Patrizier von den Staatsgütern inne hatten, nicht mitgerechnet werden konnten. Doch war die Abschätzung hinreichend, um danach eine Einteilung der Bürger nach dem Stande des Vermögens in sechs Klassen und 193 Centurien anzuordnen und Bürgerrechte und Bürgerpflichten, vornehmlich den Kriegsdienst, festzusetzen. Doch weichen die näheren Angaben über diese merkwürdige Einrichtung von einander ab; jedenfalls war sie manchem Wechsel unterworfen.

Klassenbesteuerung. Die erste Klasse umfaßte alle Bürger, deren Vermögen auf 100000 As (eine Kupfermünze) oder darüber angeschlagen war. Die Bürger dieser Klasse waren in 80 Centurien eingeteilt, und außerdem zählte man dazu noch 18 Rittercenturien, was eine Gesamtzahl von 98 Centurien ergiebt. Als Streiter in erster Linie trugen sie die volle Bewaffnung, nämlich: Helm, runden Schild (clypeus), Panzer, Beinschienen, Speer und Schwert. Zur zweiten Klasse gehörten die, welche 75000 As besaßen. Sie bestanden aus 20 Centurien, denen noch zwei Centurien Werkleute beigegeben waren. Sie entbehrten im Kriege den Panzer, führten aber einen langen viereckigen Schild (scutum). Das Vermögen der dritten Klasse mußte sich auf 50000 As für jeden ihr Zugeteilten belaufen, und sie zählte, ebenso wie die vorige, 20 Centurien. Ihre Krieger kämpften ohne Panzer und Beinschienen. In die vierte Klasse waren alle Bürger eingetragen, deren Vermögen auf 25000 As geschätzt war. Auch sie bildeten 20 Centurien, denen man jedoch noch zwei oder drei Centurien Pfeifer und Hornisten zuzählte. Sie führten im Kriege Schwert, Speer und Schild. Die fünfte Klasse zählte 30 Centurien. Für die Bürger dieser Abteilung war ein Vermögensstand von mindestens 11000 As vorgeschrieben und für den Felddienst als Bewaffnung Wurfspieß und Schleuder. — Wer noch weniger Vermögen besaß, wurde der sechsten Klasse zugerechnet, die bei der Abstimmung eine oder auch gar keine Centurie bildete, in letzterem Falle also keine Stimme hatte.

Nach anderen Angaben bestand noch eine Centurie der Aufgebotenen (accensi), deren Vermögen zwischen 1500 und 11000 As betrug, und eine andere von solchen, die weniger besaßen. Diese Abteilungen umfaßten die nach dem Kopf Besteuerten (capite censi) und die Proletarier, die nur durch ihre Nachkommenschaft nützten. Sie führten als Waffen Schleuder und Steine und wurden im Notfall als Ersatzmannschaft oder als Handlanger verwendet. Die Zahl der Centurien war nach dem Verhältnis des steuerbaren Vermögens der einzelnen Klassen zu dem Gesamtvermögen aller Klassen bestimmt, sodaß also

die erste Klasse mit den Rittern 98 Teile des Gesamtvermögens besaßen, die drei folgenden je 20, die fünfte aber 30 desselben aufzuweisen hatten. Nach der Zahl der Centurien wurde nun die Besteuerung der sechs Klassen geordnet und der Heerbann aufgeboten, wobei die Bürger der ersten Klasse auch Klienten und andere Angehörige in voller Rüstung stellten, da sie sonst wegen ihrer geringen Zahl und des Kampfes in den Vorderreihen allzubald aufgerieben worden wären.

Nach Centurien versammelte sich aber auch die Bürgerschaft bewaffnet auf dem Marsfelde und stimmte ab über die Wahl der Obrigkeit, über Erlassung von Staatsgesetzen, über Krieg und Frieden und endlich über Angeklagte, wenn diese zur Provokation oder Berufung an das Volk ihre Zuflucht nahmen. Dabei war alle Entscheidung von der ersten Klasse abhängig, sobald die Centurien derselben in Übereinstimmung waren. Durch alle diese Bestimmungen entstand eine Aristokratie des Vermögens, während vorher die Geltung im Staate von der Geburt abhing; und wenn auch jetzt noch die Patrizier, als die bedeutendsten Grundbesitzer und Großhändler, die Gewalt in Händen hatten, so mußte sich dies Verhältnis doch ändern, sobald mehr und mehr geringere Bürger durch Thätigkeit in ihren Geschäften oder durch Kriegsbeute sich Besitz erwarben.

Wenn man die großen Zahlen bei dieser Schätzung des Vermögens in Erwägung zieht, so muß man eine sehr hohe Meinung von dem in Rom vorhandenen Reichtum erhalten; allein es fragt sich dabei, welchen Wert das As-geld hatte. Hier weichen nun die Angaben sehr voneinander ab, und auch die sorgfältigen Untersuchungen, welche gelehrte Männer, wie Niebuhr und Böckh, anstellten, stimmen keineswegs überein, indem ersterer den Wert von 100 000 As zu 10 000 attischen Drachmen, letzterer denselben zu 27 777, also fast auf das Dreifache, berechnet. Ursprünglich hatte in Rom und besonders in Etrurien und Latium der As das Gewicht ungefähr von einem Pfund. Eine solche Pfundmünze, die starke Geldbeutel erforderte, betrug, nach Niebuhr, an Wert $^6/_{10}$ von einer Drachme, die man nach unserem Gelde etwa zu 75 Pfennige annehmen kann. Nach dieser Annahme würde sich das Vermögen eines römischen Bürgers der ersten Klasse auf 60 000 attische Drachmen = 44 200 Mark berechnen, eine für die damalige Zeit ungeheure Summe. Indessen hatte man damals in Mittelitalien großen Überfluß an Erz, einer Mischung von Kupfer und Zinn, woraus die Asse geprägt wurden, indem teils die Kupferminen in Etrurien, teils der Verkehr mit Cypern solches Metall reichlich lieferte. Es ist daher wohl möglich, daß bei der Abschätzung der Bürgerschaft jene großen Summen sich ergeben haben, ohne daß sie im Vergleiche mit dem Silbergelde in Athen den hohen Werth gehabt hätten. Jedoch machen andere Angaben diese Annahme unwahrscheinlich. Der Preis eines Ochsen wird nämlich 100 Jahre später zu 100 As, der eines Schafs zu 10 As, der eines Modius Weizen zu 1 As angegeben, zu den Zeiten des Servius Tullius mußten diese Preise noch viel niedriger sein. Ferner galt in noch späterer Zeit ein Besitzstand von 10 000 schweren oder Pfundassen für Reichtum; dieses war aber das erforderliche Vermögen in der fünften Klasse, oder vielmehr noch etwas weniger, während doch dieselbe Klasse dem Proletariat nahe stand. Daher sind bei der Schätzung Asse von geringerer Währung verstanden, wie solche in der Folge bei vermindertem

Kupferzusatz geprägt wurden, und wir werden nicht irren, wenn wir den As zu $^1/_{10}$ Drachme annehmen, also das für die erste Klasse erforderliche Vermögen zu 100000 As = 7428 Mark. Nach dieser Berechnung war das Vermögen der ersten Bürgerklasse zu Rom noch bedeutend höher als das derselben Klasse in Athen zu Solons Zeit, indem letzteres 6000 Drachmen = 4420 Mark betrug. Es läßt sich dieser Unterschied aus dem Ueberfluß an Erz und besonders aus den glücklichen Kriegen der Römer mit ihren Nachbarn erklären, indem die Beute die Sieger für ihre tapferen Thaten und ihr vergossenes Blut reichlich belohnte. Übrigens ist hier überhaupt nicht von Schätzung des baren Vermögens die Rede, sondern von Grundbesitz, den man ungefähr zu diesem Werte anschlug.

Noch viele andere Verdienste werden dem guten Könige Servius Tullius zugeschrieben. Er erleichterte auf jede Art die Lage des Volkes, kaufte viele geringere Leute aus der Knechtschaft los, in die sie durch Schulden geraten waren, wie einst Solon in Athen gethan hatte. Er verteilte Staatsländereien unter sie, daß sie sich ansässig machen und in die ihnen gebührenden Bürgerrechte eintreten konnten. Er ordnete Maß und Gewicht, wodurch Handel und Verkehr aufblühten, und endlich soll er zuerst die Prägung von Silbergeld eingerichtet haben. Daß ihn dafür das Volk liebte und verehrte und ihn als seinen Beschützer gegen die Anmaßungen und den Druck der Patrizier betrachtete, war natürlich.

Letztere dagegen, voll Mißmut über entzogene Vorrechte, sahen in ihm nur den Emporkömmling, den Sohn einer geringen Sklavin, der die verachtete Plebs gegen ihre vermeintlichen Rechte in Schutz nehme, und traten ihm daher überall feindlich entgegen. Er aber, im Vertrauen auf seine himmlische Beschützerin Fortuna, die ihn oft mit ihrem persönlichen Besuche beehrt haben soll, fuhr in seinen volksfreundlichen Bestrebungen fort und hatte sogar, wie angedeutet wird, den Plan, die königliche Regierung abzuschaffen und eine republikanische mit frei gewählter Obrigkeit einzurichten. — Eine Volkszählung, welche der König halten ließ, soll eine Zahl von 80000 waffenfähigen Männern ergeben haben. So groß und mächtig läßt die Sage unter Servius Tullius Rom werden.

Lucius und Aruns Tarquinius. Da erwuchs, so berichtet die graue Sage, im Schoße seines eigenen Hauses der Frevel, der ihm, dem ehrwürdigen Greis, Verderben bereitete. Tarquinius der Alte hatte zwei Söhne hinterlassen, deren sich Servius mit väterlicher Liebe annahm. Der ältere von ihnen, Lucius, war hochstrebend, kühn und unbändigen Sinnes. Er gedachte mit Unmut daran, daß er durch einen Eindringling von der Herrschaft ausgeschlossen sei. Sein jüngerer Bruder Aruns, von sanfter, fügsamer Gemütsart, bewies stets seinem königlichen Beschützer die schuldige Ergebenheit. Servius Tullius gab ihnen seine Töchter zur Ehe, die beide Tullia hießen, und zwar die sanfte ältere dem Lucius, die herrschsüchtige jüngere dem Aruns. Er hoffte durch diese Verbindungen die, welche in ungebändigtem Trotze der bestehenden Ordnung zu widerstreben drohten, zu sänftigen; aber er irrte. Bald erkannten und verbanden sich die Gleichgesinnten und opferten ihre Ehegenossen, deren friedliche Denkungsart sie verachteten, ihrer verbrecherischen Leidenschaft.

Über den Leichnamen des Aruns und der älteren Tullia reichten sich Lucius Tarquinius und die jüngere Tullia die Hände zur Vermählung, auf der

kein Segen ruhen konnte. Der greise König vermochte weder diese Verbindung zu hindern, noch die ränkevollen Umtriebe, durch welche Lucius seinen Untergang herbeizuführen suchte, zu verhüten. Letzterer sammelte bald Scharen loser Leute durch Freigebigkeit und Versprechungen um sich, während ihn zugleich eine ansehnliche Partei unter den Patriziern begünstigte.

Tarquinius Superbus entledigt sich seines Schwiegervaters Servius Tullius.

Zwar mißglückte sein erster Versuch, den ehrwürdigen König von der Herrschaft zu entfernen; er mußte sich vor dem erbitterten Volke durch eilige Flucht retten, als Servius mit herzgewinnender Rede und mit der Macht der Wahrheit gegen ihn auftrat. Zur Erntezeit aber, während die ehrsamen Bürger auf dem Felde beschäftigt waren, unternahm er einen zweiten Angriff. Er berief, wie wenn er schon mit der königlichen Gewalt bekleidet wäre, den Senat in die Kurie, und sein Anhang folgte der Aufforderung. Er selbst, mit der Purpurtoga umhüllt, um die Stirne die Königsbinde geschlungen, umgeben von Beilträgern und bewaffneten Satelliten, begab sich in die Versammlung.

Ermordung des Servius Tullius. Er ließ sich auf dem königlichen Stuhle (sella curulis) nieder. Hier begann er seine alten Anschuldigungen gegen Servius, wie ihm derselbe die Herrschaft wider Recht und Gesetz entzogen habe, wie dieser von verächtlicher Herkunft und dazu ein Neuerer, er aber der rechtmäßige Erbe sei. Während er noch sprach, erschien der König selbst mit geringer Begleitung und versuchte, erzürnt über die Frechheit des Eidams, denselben von dem königlichen Sitze wegzureißen. Da erfaßte ihn der junge, kräftige Mann, schleppte ihn nach dem Ausgang und stürzte ihn die Stufen hinunter. Da sich der Greis, blutig und schwankend, aufraffte, um seine Wohnung zu gewinnen, eilten ihm mörderische Helfershelfer des Tarquinius nach. Unter ihren Dolchen endete er auf offener Straße sein Leben, das für Rom so lange Zeit segensvoll und glückspendend gewesen war.

Unterdessen wartete die stolze Tullia mit Ungeduld auf Nachrichten vom Gelingen des mit ihrem Gemahle verabredeten Planes. Sie fuhr endlich selbst nach der Kurie. Der Rosselenker hielt an, als er den königlichen Leichnam quer über der Straße liegen sah; sie aber hieß ihn die Pferde antreiben und achtete es nicht, daß von den zermalmenden Hufen der Leib ihres Vaters zerfleischt, daß die Räder ihres Wagens vom Vaterblute gerötet wurden.

So erzählt die Sage, grauenvoll gleich jener, welche um das Königshaus der Atriden zu Mykenä klingt; es scheint aber ihr mehr geschichtliche Thatsache zu Grunde zu liegen, denn sie entbehrt jener poetischen Färbung der hellenischen Mythe, die jederzeit aus dem Frevel die Rache hervorwachsen läßt, bis die Greuel gebüßt sind, oder bis eine reine Menschennatur und die Hülfe der Gottheit die Sühnung herbeiführt. Natürlich wird hierdurch nicht geleugnet, daß in der Erzählung von dem Ende des Königs Servius Tullius vieles unsicher, schwankend, sagenhaft ist. Es liegt ein Bruchstück von einer Rede des geschichtskundigen Kaisers Claudius vor, worin nach etruskischen Urkunden des Servius Tullius Herkunft aus Etrurien behauptet wird. Jener unter Romulus genannte etruskische Häuptling Cäles Vibenna oder Vivenna soll nämlich nicht damals, sondern zur Zeit des ersten Tarquinius gelebt und sich mit seiner Söldnerbande in Etrurien herumgetummelt haben.

Nach seinem Tode, berichtet Claudius, sei ein gewisser Mastarna an die Spitze der Freischar getreten und habe sich später, von einer feindlichen Übermacht gedrängt, nach Rom zurückgezogen, wo er endlich unter dem Namen Servius Tullius als König zur Herrschaft gelangt sei. Indessen tragen alle Thaten, Gesetze und staatliche Einrichtungen, die man dem guten Bürgerkönige zuschreibt, in keiner Hinsicht das Gepräge der starren etruskischen Adelsherrschaft. Man hat daher die Vermutung aufgestellt, er könne einen Haufen umbrischer Tusker angeführt haben, die noch in vereinzelten Banden einen verzweifelten Guerillakrieg wider die Übermacht der Rasener führten. Wenn auch allerdings zu verschiedenen Zeiten etruskische Scharen nach Rom übersiedelten, so läßt sich doch in keiner Weise die Identität jenes Mastarna mit dem Bürgerkönige beweisen, und es ist wahrscheinlicher, daß er ein Mann des Volkes war, der vielleicht durch irgend eine staatliche Umwälzung aus der Plebs zur königlichen Würde gelangte.

Rom unter den Königen.

7. Lucius Tarquinius Superbus.

Die Römer haben diesen ihren siebenten und letzten König mit dem Beinamen Superbus, das heißt: der Stolze, der Herrschsüchtige, bezeichnet, und es läßt sich nicht leugnen, daß dies nicht ohne Grund geschehen ist. Er wollte die königliche Herrschaft über alle Schranken erheben. Um dieses Ziel seines Ehrgeizes zu erreichen, schritt er rücksichtslos mit Verachtung göttlichen und menschlichen Rechtes vorwärts, wie solches die Gewaltherrscher aller Zeiten gethan haben. Er umgab seine Person nicht blos mit den königlichen Liktoren oder Beilträgern, sondern auch mit einer besonderen Leibwache von handfesten Leuten, die nachts seinen Palast und am Tage seine Person beim öffentlichen Auftreten mit Schwertern und Spießen schützten. Dann schaffte er teils durch gerichtliches Verfahren, teils durch Hinterlist und Mord die Anhänger seines Vorgängers aus dem Wege. Den dadurch verminderten Senat ergänzte er nicht, sondern er ließ ihn immer mehr zusammenschwinden und berief ihn nur selten zur Beratung, um ihn nach und nach in Vergessenheit und in Verachtung zu bringen. Er hatte dagegen einen eigenen Reichsrat aus Leuten, die alle seine Schritte gut hießen und ihm bei seinem Vorgehen hülfreich zur Seite standen. Daß diese Willkürherrschaft am schwersten auf den Patriziern lastete, daß sie sich in ihren Erwartungen sehr getäuscht sahen, war eine gerechte Strafe für ihren an Servius Tullius verübten Verrat. Indessen wurde die eiserne Zuchtrute des Königs dem übrigen Volke nicht minder fühlbar. Es wurde zu Fronen und anderen schweren Leistungen angehalten, und jedes Murren aufs strengste geahndet.

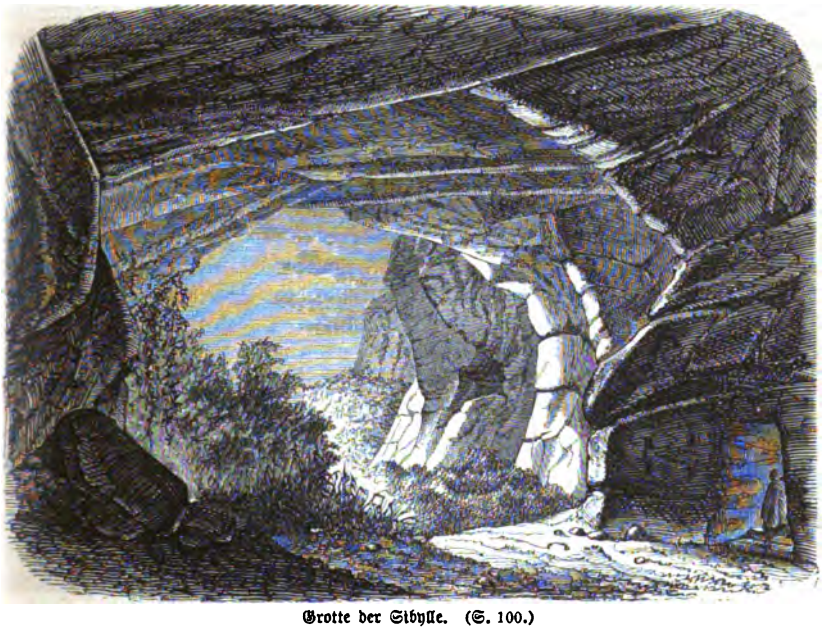
Die Sabiner. Im übrigen zeigte der König den hochstrebenden Sinn seines Vaters. Nicht über Rom allein wollte er die Herrschaft üben, sondern über ein weit ausgedehntes Reich; und da, wie gewöhnlich, die unterworfenen Völker beim Wechsel des Oberhauptes ihre Nacken vom ungewohnten Joche der Abhängigkeit frei zu machen suchten, bezwang er sie mit List und niederbeugender Gewalt. Zuerst rührten sich die Sabiner in ihren Bergen und verweigerten die Anerkennung des römischen Machthabers. Tarquinius suchte vorerst die latinische Genossenschaft enger mit Rom zu verbinden, ehe er gegen die abgefallenen Stämme die Waffen anwendete. Seine einzige Tochter gab er daher dem Octavius Mamilius zur Ehe, der über Tusculum mit fürstlicher Macht herrschte und in ganz Latium großes Ansehen genoß. Darauf berief er die Boten der latinischen Städte an den alten Versammlungsort im heiligen Haine von Ferentinum, wo die göttlich verehrte Quelle Ferentina, aus dunkler Grotte hervorsprudelnd, einem stillen, von Waldeshöhen umschlossenen Weiher zuströmt. Hier, im Schatten des Waldes, tagte die Versammlung; der König aber erschien erst spät. Als er nun zum Bündnis gegen die feindlich gesinnten Völker aufforderte, fand er Widerspruch. Turnus Herdonius, ein kühner und vielvermögender Mann von Aricia, beschuldigte ihn offen, er strebe nach Unterdrückung der latinischen Freiheit. Tarquinius war anfangs bestürzt; aber am zweiten Tage klagte er den Gegner der Verräterei an und fand durch bestochene Zeugen Mittel, ihn zu verderben. Darauf ward der alte Bund erneuert und ein allgemeines Aufgebot beschlossen.

Herniker und Volsker. Ehe letzteres zur Ausführung kam, lud der König die Herniker und Volsker zu gleicher Verbindung ein. Jene nahmen den Vorschlag einmütig an, von diesen aber zeigten sich nur zwei Städte, Ecetra und Antium, dazu bereit. Sofort ward weiter festgesetzt, daß jährlich ein großes, allgemeines Bundesfest auf dem hohen Albanerberg über den Trümmern von Alba Longa mit Opfern, Spielen und fröhlichem Schmausen gefeiert werden solle. Diese Anordnung blieb lange Zeit in Kraft; das Fest (feriae latinae) bewährte sich als ein Bindemittel für die Genossenschaft, und auf der Höhe ward ein Tempel dem Jupiter Latiaris erbaut, der, weithin über die Lande sichtbar, die Verbündeten an ihre Gemeinschaft erinnerte. Daß diese latinischen Ferien schon längst, schon in grauer Vorzeit bestanden, ist unbezweifelt; ihre Stiftung wurde dem mythischen König Faunus zugeschrieben. Tarquinius bewirkte aber den Eintritt Roms in die Genossenschaft und seinen Vorsitz bei dem Feste.

Nach diesen Vorgängen ward die Gesamtmacht des Bundes aufgerufen. An der Spitze derselben rückte der König gegen die feindlich gesinnte, reiche Volskerstadt Suessa Pometia vor. Die Bürgerschaft, welche auf offenem Felde dem Heere zu begegnen wagte, wurde geschlagen, ihre Stadt bestürmt und nach tapferem Widerstande erobert; eine ansehnliche Beute fiel den Siegern zu. Sie rückten aber noch weiter im volskischen Lande vor, ja sie gewannen Anxur am äußersten Ende und legten zur Bändigung des hartnäckigen Volkes die Kolonien Signia und Circeji an. Ohne sich Ruhe zu gönnen, wandte sich der König zurück, ließ Rom links, die Albanerberge rechts liegen, überschritt den Anio und überraschte die Sabiner, welche sich endlich nach langem Zögern aufgemacht

hatten, dem bedrohten Sueſſa Pometia durch Einfälle in Latium Hülfe zu leiſten. Ihre in zwei Haufen geteilte Macht erlag dem Angriffe der vereinigten Bundesgenoſſen und ward aufgerieben. Hierauf unterwarfen ſich nicht nur die Sabiner, auch die Etrusker fügten ſich in das vorige Abhängigkeitsverhältnis. Reich an Ehren und erbeuteten Schätzen kehrte Tarquinius in die Hauptſtadt zurück, nachdem er das Bundesheer entlaſſen hatte.

Gabii. Aber bald rief ihn ein anderer Feind zu den Waffen, der nur wenige Meilen von Rom lagerte. Es war die Stadt Gabii im Herzen von Latium ſelbſt, die auf eigene Fauſt die Fehde begann. Der König, welcher nicht die Bundesmacht aufbieten wollte, rückte mit ſeinen römiſchen Heerhaufen gegen ſie an.



Grotte der Sibylle. (S. 100.)

Er fand aber große Schwierigkeiten. Die Stadt lag nämlich am nördlichen Rande der Albanerberge auf einem langen Kraterrücken. Sie konnte wegen ihrer ausgedehnten Lage und der ſteilen Bergwände weder eingeſchloſſen noch regelmäßig beſtürmt werden. Außerdem hatten ſich mit den kriegeriſchen Bürgern Vertriebene aus Rom ſelbſt und tapfere Flüchtlinge aus Sueſſa Pometia vereinigt, die mit Mut und Geſchick Ausfälle und Streifzüge durch Berg und Wald und oft bis an die Thore von Rom ausführten. In dieſer Verlegenheit nahm der König ſeine Zuflucht zur Liſt. Sein älteſter Sohn Sextus, den er öffentlich zurückgeſetzt und mißhandelt hatte, begab ſich, als Überläufer, in die Stadt. Er ward willig aufgenommen, denn man traute dem Tyrannen jede Gewaltthätigkeit ſelbſt gegen ſeine eigenen Kinder zu, eine Vermutung, die nicht begründet war.

Sextus zeichnete sich bald durch tapfere Thaten aus; alle seine Unternehmungen waren so sehr vom Glücke begünstigt, daß ihm endlich die oberste Befehlshaberstelle übertragen wurde. Nunmehr schickte er, wie verabredet war, einen ergebenen Sklaven an seinen Vater, der denselben fragte, was weiter geschehen solle. Der König, der niemandem, auch dem Boten nicht traute, gab keine Antwort, sondern ging in seinem Garten auf und nieder und schlug, als ob es im Zorne geschähe, die größten und schönsten Mohnköpfe ab. Als endlich der Sklave seine Frage wiederholte, fuhr er ihn barsch an: „Gehe deines Wegs und sage meinem übelberatenen Sohne, was du gesehen hast.“ Der Diener kehrte mißmutig zu seinem Herrn zurück; aber Sextus, dem er treulich den Hergang berichtete, erriet die Absicht seines Vaters, daß er nämlich die einflußreichsten Bürger in Gabii aus dem Wege räumen solle, und da er in Ränken wohl erfahren war, so gelang es ihm in der That, alle Männer, die ihm hinderlich sein konnten, zu beseitigen. Darauf öffnete er in einer stürmischen Nacht dem Könige und seinem Gewalthaufen die Thore der Stadt. Gabii erfuhr gegen Erwarten eine milde Behandlung und blieb unter dem Oberbefehle des Sextus.

Bauten. Nun endlich gewann der König Zeit, andere Entwürfe auszuführen. Er wollte nämlich auch durch großartige Bauwerke in Rom seinen Namen berühmt machen, und dazu setzten ihn ebenso seine durch Siege erworbenen Schätze, wie die Knechtung des ganzen Volkes instand. Er erweiterte die Rennbahn (Circus maximus), dehnte den Kloakenbau aus und ließ dann den Bau des Tempels auf dem kapitolinischen Hügel ausführen, den sein Vater begonnen hatte. Auf sein Gebot und durch hohen Lohn angelockt, kamen kundige Meister aus Etrurien, um das Werk zu leiten; das Volk aber wurde zu hartem Frondienst angehalten. Zuerst wurden die Substruktionen, die gewaltigen Unterbauten, vollendet, wodurch man die ebene Fläche erhielt. Darüber erhob sich auf mehreren Stufen der Tempelbau, ein regelmäßiges Viereck, dessen Umfang 400 Fuß betrug. Die Länge übertraf die Breite der Giebelseite nur um 15 Fuß. Eine dreifache Kolonnade von je sechs schlanken Säulen bildete die Vorhalle und trug den nach etruskischer Bauweise übermäßig hohen und weit vorspringenden Giebel. Jede der Langseiten war mit einer einfachen Säulenreihe geschmückt, so daß in allem 24 Säulen die drei Zellen des inneren Heiligtums umgaben. Die mittlere, größte Zelle war dem Göttervater, die zur Rechten der Juno, zur Linken der Minerva geweiht. Prachtthore schlossen die heiligen Räume ab; in zellenartigen Vorräumen waren die Bilder der Juventas, der Jugendgöttin, des Grenzgottes Terminus und andere aufgestellt.

Andere Bilder von Thon wurden auf den vorspringenden Dachsparren und Balkenköpfen der Giebelseite angebracht, und später ward auf dem Giebel selbst eine Quadriga (Viergespann) aufgerichtet. Bei der Herstellung des Kunstwerks ging es seltsam genug zu. Als man nämlich den Thon brannte, quoll er so gewaltig auf, daß das Bild ohne Zertrümmerung des Ofens nicht herausgenommen werden konnte. Durch dieses Wunder verkündigten die Götter selbst die künftige Größe des römischen Volkes. Die Etrusker weigerten sich daher, das Werk an die Römer auszuliefern, und es bedurfte, wie die Sage erzählt, erst eines neuen Wunders, um sie dazu zu vermögen.

Noch muß bemerkt werden, daß man unter dem Tempel Gänge durch Fels und Erde trieb, von welchen noch gegenwärtig mehrere erhalten sind. Es scheint dies auf Grabanlagen nach etruskischer Weise hinzudeuten, die vielleicht Tarquinius Priscus beabsichtigte. Wahrscheinlicher ist jedoch die Ansicht, daß man in diesen unterirdischen Räumen Tempelschätze niederlegte. Es sollte aber auch hier, im Schoße der Erde, Tarpeja sitzen, in wunderbarer Schönheit und geschmückt mit Gold und Geschmeide, in endloser Trauer ihres Verrates gedenkend und die unterirdischen Schätze hütend.

Anxur, Stadt der Volsker. (S. 96.)

So war der Tempel beschaffen, der die Spitze des kapitolinischen Hügels krönte. Wie eine Feste war der Berg mit seinen stützenden und umschließenden Mauern anzusehen; aber darüber ragte das Heiligtum empor, und sein hochstrebender Giebel blickte ernst und ehrwürdig Jahrhunderte hindurch auf die Massen des Römervolkes herab, die sich auf dem Forum bald in Eintracht, bald in Zwietracht umtrieben und Beschlüsse über das Wohl und Wehe von Königreichen faßten. Denn so oft der Tempel Schaden litt oder abbrannte, ward er wieder in seiner ursprünglichen, altertümlichen Weise aufgerichtet.

Die sibyllinischen Bücher. Über den Bau nachsinnend, saß einst der König in dem Atrium seines Palastes. Da trat unangemeldet eine fremdgekleidete Frau zu ihm ein und bot ihm für sehr hohen Preis neun Bücherrollen an, in welchen, wie sie vorgab, das künftige Schicksal Roms aufgezeichnet sei. Tarquinius meinte, er brauche sein Geld nötiger, es sei teure Zeit, und der Tempel mache ihm viel Kosten. Somit wies er ihr die Thüre. Sie ging,

kam aber nach einiger Zeit wieder und bot ihm sechs Bücherrollen für denselben Preis an, da sie, wie sie sagte, drei verbrannt habe. Ärgerlich über ihre Zudringlichkeit, fertigte er sie noch kürzer ab. Da sie jedoch bald mit drei Rollen zurückkehrte und drohte, sie werde auch diese verbrennen, wenn nicht ihre Forderung befriedigt werde, nahm der König die Sache ernsthaft, berief Priester und Wahrsager und erfuhr von ihnen, das Weib sei Amalthea, die Sibylle von Cumä, eine begeisterte Seherin, die an den dunkeln Wogen des Avernus (bei Neapel) in geheimnisvoller Grotte wohne; es sei von höchster Wichtigkeit, ihre Weissagungen über Rom zu erwerben. Hierauf bezahlte Tarquinius den geforderten Preis. Die erhaltenen Bücher ließ er in einem unterirdischen Gewölbe des Kapitols von eigens bestellten Beamten aufbewahren und ordnete an, daß sie nur auf Geheiß des Senats bei wichtigen Angelegenheiten zu Rate gezogen würden. Der mythische Bericht über die Einführung der sibyllinischen Bücher, die auf die Entwicklung der römischen Religion und des römischen Volkes großen Einfluß übten, lehrt, daß sie aus dem griechischen Cumä herübergebracht wurden. In griechischer Sprache geschrieben, bezogen sie sich auf hellenische Gottheiten, und die beiden mit der Aufbewahrung betrauten Beamten erhielten Dolmetscher, welche die Übersetzung und Auslegung besorgten.

Lucretia.
Nach einer Gemme.

Der König selbst scheint in diese Prophezeiungen kein großes Vertrauen gesetzt zu haben; denn als er durch verschiedene Wundererscheinungen geängstigt wurde, als namentlich aus einer hohlen Säule im Königshause eine Schlange emporstieg, als ein Adlerpaar mit seinen Jungen von Geiern zerfleischt wurde, ließ er nicht die Bücher der Sibylle nachschlagen, sondern er bestellte eine Gesandtschaft, um bei dem berühmten Orakel zu Delphi in Griechenland sichere Auskunft zu erhalten. Zwei seiner Söhne, Aruns und Titus, standen an der Spitze dieser mit ansehnlichen Geschenken versehenen Botschaft. Ihnen wurde ein naher Anverwandter, Lucius Junius, beigesellt, der wegen seiner zur Schau getragenen Einfalt den Beinamen Brutus (der Blödsinnige) erhalten hatte. Sein Vater Lucius Junius, ein Eidam des alten Tarquinius, war schon früh als ein Opfer des argwöhnischen Tyrannen gefallen; seinen älteren Bruder hatte dasselbe Los betroffen. Er selbst entging dem Argwohn nur dadurch, daß er sich blödsinnig stellte. Allein die Sage scheint sich zu widersprechen. Denn sie berichtet zugleich, dieser dem Anscheine nach blödsinnige Brutus sei vom Könige mit der Anführung der Ritterschaft betraut gewesen, einem Amte, das im Kriege von hoher Wichtigkeit war und gewiß einen einsichtsvollen, erprobten Mann verlangte.

Die Gesandten, umgeben von ansehnlichem Gefolge, machten sich sofort auf den Weg. Sie bestiegen bei Ostia an der Mündung der Tiber ein für diesen Zweck gerüstetes Fahrzeug und stachen in See. Sie schifften durch die blauen Fluten des Meeres an den italischen Gestaden entlang und weiter um die Südspitze und durch das Jonische Meer, bis sie endlich in den Krisäischen Busen einliefen. Unfern von den Ruinen von Kirrha betraten sie den Boden von Hellas. Am rauschenden Bergwasser aufwärts wandernd, sahen sie bald den

Schnee des Parnassus glänzen und auf breiter Stufe am Bergeshang die weißen Marmorsäulen des Tempels von Delphi. Sie traten in die heiligen Hallen, sie überreichten den Priestern ihre Gaben. Da schritt auch Brutus vor und spendete unter dem Gelächter seiner königlichen Verwandten seinen Wanderstab. Der Priester aber fand den Stock ungewöhnlich schwer, und als er im inneren Heiligtum die äußere Rinde ablöste, sah er, daß derselbe mit lauterem Golde gefüllt war. Die Königssöhne brachten nun ihre Anfrage über die Bedeutung der Wunderzeichen vor. Da erteilte die pythische Jungfrau die seltsame Antwort:

„Spricht mit menschlicher Rede ein Hund, droht Fährnis dem König."

Dieser Bescheid machte sie wohlgemut; denn sie bedachten nicht, daß Brutus in seinem scheinbaren Blödsinn oft wie ein Hund bellte, und daß er vielleicht einmal mit menschlicher Rede den Schicksalsspruch erfüllen könne. Nunmehr thaten sie die weitere Frage, wer von ihnen einst die Herrschaft erlangen werde, und erhielten den Spruch:

„Erbe wird sein, wer küsset zu Hause als Erster die Mutter."

Junius Brutus.

Da sie den verborgenen Sinn des Orakels nicht verstanden, so beschlossen sie, in brüderlicher Eintracht darum zu losen, wer von ihnen beiden nach erfolgter Heimkehr ihre Mutter Tullia zuerst küssen solle. Brutus aber erfaßte den Sinn des Orakels richtiger. Froh des wohlvollbrachten Geschäfts, traten die Gesandten die Rückfahrt an und erreichten glücklich das heimische Land. Da that Brutus beim Verlassen des Schiffes, als ob er strauchelte, fiel zu Boden und küßte die Allmutter Erde.

Sie fanden den König vollauf mit kriegerischen Rüstungen beschäftigt. Es galt der mächtigen Stadt Ardea im Lande der Rutuler, die, wie vorher Gabii, ein Sammelplatz römischer Flüchtlinge geworden war. Im Vertrauen auf ihre festen Mauern und auf ihre unzugängliche Lage auf einem steil ansteigenden Tuffhügel, bot sie der römischen Macht Trotz und verzagte nicht, als das feindliche Heer sie umlagerte. Der erste, stürmische Angriff ward von den mutigen Bürgern abgeschlagen; es blieb daher nichts anderes übrig, als durch Hunger die Übergabe zu erzwingen. So zog sich die Belagerung in die Länge.

Die Königssöhne und andere vornehme Römer suchten sich durch mancherlei Kurzweil die Zeit zu vertreiben. Einst saßen sie beim vollen Becher, spielten, sangen muntere Lieder und plauderten dazwischen. Da fiel die Rede auch auf die Frauen. Jeder rühmt seine Ehegenossin; vor allen erhob Tarquinius Collatinus die Sittsamkeit und Häuslichkeit seiner Lucretia, Tochter des angesehenen Patriziers Spurius Lucretius. Sogleich beschloß man, sich durch den Augenschein zu überzeugen. Die Pferde waren bald gesattelt und trugen ihre Gebieter zuerst nach Rom. Hier fand man die fürstlichen Frauen in lustigen Gesellschaften und ihren Haushalt ohne Aufsicht. Unbekümmert um ihr Fragen und Schmollen setzte man die Reise nach Collatia an einem zum Anio niederrinnenden Bache fort, wo das Geschlecht des Tarquinius Collatinus residirte, das dem Königshause verwandt war.

Lucretias Tod. Es war spät am Abend, als man in die Wohnung eintrat, wo Lucretia als Hausfrau waltete. Sie saß mitten unter ihren Dienerinnen, ihre Arbeiten leitend und selbst mit Spinnen und Weben beschäftigt, ein liebliches Bild edler Weiblichkeit, das noch durch den Glanz ihrer Schönheit erhöht wurde. Sie war nicht befangen, nicht überrascht durch die unerwartete Ankunft der vornehmen Gäste. Sie begrüßte den Gemahl und seine Begleiter mit der Anmut, die dem sittsamen Weibe eigen ist, und reichte Erfrischungen dar, die der wohlgeordnete Haushalt im Überflusse gewährte. Nach kurzer Rast begab sich die Reisegesellschaft auf den Rückweg gen Ardea. Alle waren voll des Lobes der edlen Lucretia; aber in der Brust des Sextus Tarquinius hatte ihr Anblick ein wildes Feuer entzündet. Nicht gewohnt, seine Begierden zu zügeln, verließ er einige Tage später allein das Lager unter dem Vorwande, in dem ihm untergebenen Gabii einige Geschäfte zu besorgen. Ein kleiner Umweg führte ihn nach Collatia in das Haus seines Vetters. Er ward freundlich, wie das erste Mal, aufgenommen und erhielt die gewünschte Herberge für die Nacht. Als aber das Haus in tiefen Schlaf versunken war, trat er mit gezücktem Schwerte an das Lager der Hausfrau, erstickte den Schrei ihrer Überraschung und drohte, sie und einen Sklaven zu ermorden und dann öffentlich auszusagen, er habe sie mit dem niedrigen Knechte im Ehebruch betroffen. Solcher Drohung öffentlicher Schande gab die Unglückliche nach, und der Wüstling sah sich am Ziele seiner Wünsche. Beim Morgengrauen nahm er von der trauernden Lucretia Abschied und ritt auf wohlbekanntem Wege zurück nach dem Heerlager, ohne Ahnung, daß eine begangene Freveltat fortwirkt und hinübergreift in die Zukunft und an den Grundfesten rüttelt, worauf der Übeltäter den Bau seines Glückes gegründet hat, bis dieser Bau zusammenbricht und ihn selbst unter seinen Trümmern begräbt.

Lucretia blieb indessen mit ihrem Grame allein. Ihre harmlose Tugend, ihre glückliche Ehe, der liebende Gemahl, die fröhlichen Kinder traten vor ihre Seele. Es schien ihr, daß ihr das alles nicht mehr angehöre. Aus den verworrenen Bildern erhob sich nur ein Gedanke und gewann immer mehr bestimmte Form; es war der Gedanke des Todes, der alle Schuld versöhnt, alle Leiden zu Ende bringt. Sie wollte, sie konnte die erlittene Schmach nicht überleben. Alsbald sandte sie Boten zu ihrem Vater nach Rom und zu ihrem Gatten ins Lager und ließ sie eilends nach Collatia entbieten. Sie kamen, in ihrem Gefolge der edle Publius Valerius, später Poblicola (Volksfreund) genannt, und der gering geachtete Brutus. Sie fanden die Matrone im Trauergewand und erfuhren aus ihrem Munde, was vorgefallen war. Sie suchten sie zu trösten, weil nur Gewalt, nicht sündige Lust sie bezwungen habe. Die Unglückliche aber nahm keinen Trost an. „Sehet zu", rief sie aus, „was dem Verbrecher gebührt; ich, wenn auch von Sünde frei, will nicht Ursache sein, daß eine schuldige Frau sich dereinst auf Lucretia berufe." Mit diesen Worten zückte sie ein unter der Tunica verborgenes Messer und durchbohrte mit fester Hand ihre Brust.

Laut auf schreien Vater und Gemahl; Brutus aber, die Maske des Blödsinns abwerfend, fordert die Freunde auf, solchen Frevel nicht zu dulden, nicht

länger den Nacken unter das Joch des Tyrannen zu beugen, sondern als freie Römer zu leben, oder, gleich der hochherzigen Lucretia, in den Tod zu gehen. Da schließen die vier Männer den Bund für die Befreiung ihres Vaterlandes, und die Bürgerschaft von Collatia wird für den gleichen Zweck gewonnen.

Ein unabsehbarer Leichenzug setzt sich nach Rom in Bewegung. Dort beruft Brutus, als Oberhaupt der Ritterschaft, das Volk auf das Forum. Die Leiche wird aufgedeckt, der blutige Dolch entblößt. Die Menge, der eigenen Leiden gedenkend und durch die an einer edlen Römerin verübte Frevelthat erbittert, stimmt Brutus bei, der mit beredten Worten zur Abschaffung der königlichen Gewaltherrschaft auffordert. Das Volk eilt zu den Waffen, während Tullia, die verhaßte Königin, mit geringem Gefolge entflieht. Die Thore werden geschlossen, die Mauern mit Bewaffneten besetzt.

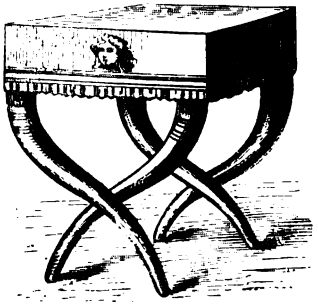
Spurius Lucretius übernimmt, als erwählter Zwischenkönig, den Oberbefehl in der aufgeregten Stadt; zugleich macht sich Brutus mit gleichgesinnten Männern auf den Weg in das Lager, um das Heer für die neue Ordnung der Dinge zu gewinnen. Schon ist die Kunde davon vorausgeeilt, schon trabt der König, im Vertrauen auf sein gutes Glück und den Wankelmut der Menge, mit einer Schar ergebener Anhänger auf einem andern Wege nach Rom. Er kommt an das Capenische Thor und findet es verschlossen. Seine Absetzung 509 v. Chr. wird ihm verkündigt, Geschosse werden auf ihn gerichtet. Als er darauf in das Lager zurückkehrt, um das Heer gegen den Aufruhr zu führen, findet er dieses feindlich gesinnt und in voller Auflösung.

Tarquinius' Flucht. Unter solchen Umständen bleibt ihm nichts übrig, als in dem verbündeten Etrurien Schutz zu suchen. Beides findet er mit Tullia und seinen drei jüngeren Söhnen in Tarquinii und dem mächtigen Cäre; den Sextus aber, der durch seinen Frevel den Umsturz veranlaßt hatte, ereilt das Verderben in der ihm unterthänigen Stadt Gabii. Er fällt in einem Aufruhr der Bürger von unbekannter Hand.

So endete in Rom die Königsherrschaft. Rom hatte sich unter der königlichen Regierung zu einer bedeutenden Macht erhoben. Sein Gebiet war ansehnlich erweitert, die benachbarten Völker, namentlich die Latiner, Herniker, ein Teil der Etrusker und Volsker waren zu einer Bundesgenossenschaft gezwungen, die mehr oder weniger ein Abhängigkeitsverhältnis bedingte. Ansehnliche Städte, wie Collatia, Signia Circeji u. a., waren mit römischen Bürgern bevölkert, wodurch die feindlichen Stämme im Zaum gehalten wurden. Handel und Verkehr hatten sich erweitert, und selbst der Seehandel, von Ostia aus betrieben, war nicht unansehnlich, da sogar mit dem mächtigsten Seestaat jener Zeit, mit Karthago, kurz nach Vertreibung der Könige ein Vertrag über die gegenseitige Schiffahrt abgeschlossen ward, welcher u. a. bestimmte, daß die Städte Ardea, Antium, Laurentum, Circeji, Terracina, wie die übrigen Latiner, und was den Römern unterthan, von den Karthagern nicht geschädigt würden. Die römische Herrschaft erstreckte sich demnach über die ganze südliche Meeresküste und Volsker Ebene bis an das Vorgebirge der Circe. Indessen waren alle Erfolge nur durch die Thätigkeit der Könige hervorgerufen worden; Glanz und Ansehen umstrahlten nur das Oberhaupt des Staats. Rom selbst

trat in die Dunkelheit zurück, sobald nicht mehr ein Alleinherrscher an der Spitze stand, der während einer langen Regierung weitaussehende Pläne beharrlich verfolgte. Dagegen war auch diese rasch aufstrebende Herrschaft nur durch die Tüchtigkeit des Staatsoberhauptes bedingt. Das Königtum, war, wie die Tradition lehrt, lange Zeit eine Wahlmonarchie; die Tarquinier hatten die Wahl abgeschafft, was ihnen den Haß und Widerstand der altberechtigten Geschlechter zuzog. Der letzte König glaubte, der Stolz, die Widersetzlichkeit der Patrizier sei gebrochen. Er umgab sich mit einem glänzenden, üppigen Hof, wagte Recht, Gesetz und Sitte mit Füßen zu treten; seine Söhne folgten seinem Beispiele und übertrafen ihn noch in jugendlichem Übermute. Darum erfolgte jäh der Umschlag. Die Bande knechtender Alleinherrschaft wurden gelöst; es bildete sich in seinem Schoße eine Regierung, welche, die edelsten Kräfte des Volkes in sich fassend, unter allen äußeren und inneren Stürmen ihr Ziel vor Augen behielt; frei entwickelte es jetzt seine Mittel und Eigentümlichkeiten nach allen Seiten und nahm bereitwillig Fremdartiges in sich auf, wenn es ihm nützen konnte, verschmolz es aber mit seinem eigenen Wesen, sodaß es als sein Eigentum in Wirksamkeit trat. So blieb das römische Volk unter allem Wechsel dasselbe: und sein Ziel war die Weltherrschaft.

Es ist selbstverständlich, daß dieses Ziel den Römern in ihren ersten Anfängen, da sie mit den Nachbarvölkern in blutigen Fehden um ihre Existenz rangen, nicht vor Augen stand. Auch später, als schon mit den Latinern das Bündnis abgeschlossen und das etruskische Volk in Abhängigkeit geraten war, lag die griechisch-makedonische, die ägyptische und asiatische Welt noch in weite Ferne gerückt und außer dem Bereich der römischen Politik. Vielleicht erst nach dem siegreichen Ausgang des ersten punischen Krieges erhoben die Lenker des römischen Staates ihre begehrlichen Blicke über Meere und Länder und dachten daran, auch die entfernten Königreiche und Republiken mit siegender Gewalt unter ihr eisernes Joch zu zwingen. Es war aber nicht die gesamte Bevölkerung, die soweit umherschaute und solche weitschichtige Pläne entwarf; es war vielmehr der Senat, die Seele des Staates, der unter allen staatlichen Wandlungen an der Idee von einer Weltherrschaft festhielt.



Kurulischer Sessel.

Jagd und Fiſcherei.

Kulturzuſtand unter den Königen.

Sie ſitzen und beraten; ſie bau'n ihr Ackerfeld,
Und ſchreiten ſie zu Thaten, iſt jeder Mann ein Held.

Nachdem wir die Sagen und Thaten der nebelhaften Vorzeit betrachtet haben, folgen wir dem Römer in ſeine Häuslichkeit, auf das Forum und endlich in das kriegeriſche Lager.

Häusliches Leben. An ſeinem häuslichen Herde war er nach dem Geſetze unbeſchränkter Herr, wie über Sklaven, ſo über Gattin und Kinder. Ihr Leben und Tod ſtand in ſeiner Hand. Die Sklaven konnte er durch ihre Freilaſſung von der Abhängigkeit löſen, die Familienglieder nicht. Letztere blieben ihm untergeben, bis er ſtarb, dann trat der älteſte Sohn an ſeine Stelle; doch konnten auch die anderen Söhne unabhängige Haushaltungen begründen. So unbillig und ſchneidend dieſe geſetzlichen Beſtimmungen auch ſcheinen, ſo hatten ſich doch die ehelichen Verhältniſſe in Wirklichkeit ganz anders geſtaltet. Die römiſche Matrone war ihrem Gatten ebenbürtig, ſtand ihm als Ratgeberin zur Seite, war Vorſteherin des Haushaltes, wie das Weib in der griechiſchen Heroenzeit. Ebenſo milde war das Verhältnis zwiſchen Eltern und Kindern. Dieſe wuchſen unter väterlicher und mütterlicher Zucht heran und waren dann darauf hingewieſen, die Wohlfahrt des patriarchaliſchen Haushaltes durch ihrer Hände Arbeit zu fördern, durch ihre kriegeriſchen Thaten zu Ehren zu bringen.

Ackerbau. Jagd. Fischerei. Der freie Römer beschäftigte sich hauptsächlich mit dem Feldbau, wobei seine Frau, seine Kinder und Sklaven, wenn er deren hatte, behülflich sein mußten. Er selbst besorgte das Säen und Pflügen und bediente sich zu dem letzteren Geschäft eines sehr einfachen Pfluges, der nur aus zwei Hauptteilen bestand, nämlich aus der hölzernen mit Eisen beschlagenen Pflugschar und dem zurück und nach oben gebogenen Krummholz (Krümmel). Dieses einfache Werkzeug, das, wie zum Teil heute noch fast überall in Italien, von Ochsen gezogen wurde, genügte ihm, das Feld zu bestellen. Da man in der ältesten Zeit von Eggen nichts wußte, so half man entweder mit der Hacke nach, oder man pflügte in verschiedenen Richtungen. Außer dem Ackerbau wurden Jagd und Fischerei nicht zum Vergnügen, sondern als Erwerbsmittel betrieben. Wald und Feld, Flüsse und Bäche lieferten reichliche Beute und waren den Bürgern freigegeben, also nicht Vorrecht der Könige oder des Staates. Den Wolf und das Hochwild bekämpfte der kühne Jäger mit dem zum Wurf und Stoß geeigneten Speer; kleines Wild, Geflügel und Fische berückte man mit Schlingen und Netzen.

Kleidung. Einfach, wie die Lebensweise, war auch die Kleidung der Römer. Sie trugen die Tunica von weißer Wolle, einen ärmellosen Leibrock, der bis zu den Knieen reichte. So verrichteten sie ihre häuslichen und ihre Feldarbeiten. Wenn sie aber in der Stadt Geschäfte hatten, im Senat oder bei Volksversammlungen auf dem Forum, so hüllten sie sich in die Toga, ein Stück weißes, wollenes Tuch in Form eines Halbkreises, das sechs Ellen lang und vier Ellen breit war. Der rechte Zipfel desselben wurde mit der linken Hand zusammengehalten oder über die Schulter geschlagen oder auch — in den ältesten Zeiten — fest um den Leib gebunden, der rechte Arm blieb frei. Kleinen Kindern genügte die Tunica, größere erhielten die Toga mit einem schmalen Purpursaum (toga praetexta).

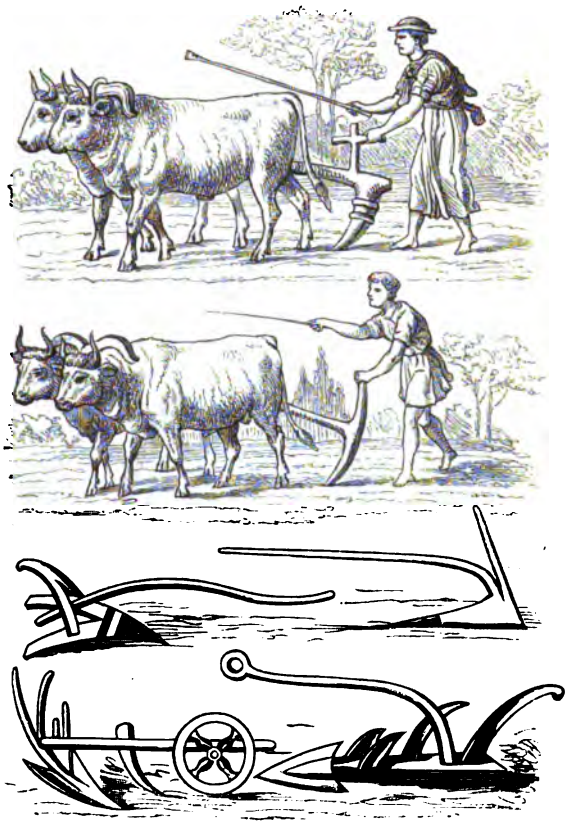
Nach vollendetem fünfzehnten Lebensjahr ward der Knabe auf dem Forum in feierlicher Versammlung mit der männlichen Toga bekleidet und ermahnt, sie stets würdig zu tragen. Dann zog man mit ihm in den Tempel auf dem Kapitol, wo er dem Schutze der Götter empfohlen wurde, und weiter in den Tempel der Juventas (Jugend), wo man seinen Namen in das Verzeichnis der wehrhaften jungen Mannschaft eintrug.

In der ältesten Zeit indes war die Toga das einzige Kleidungsstück der Männer wie der Frauen gewesen, das sie auch bei Nacht nicht ablegten. Daher galt sie für die eigentliche Nationaltracht.

Eine Toga prätexta mit breitem Purpursaum war die Amtstracht hoher obrigkeitlicher Personen, während die Könige ein Purpurgewand trugen, das mit eingewobenen Palmblättern von Goldfäden verziert war, wenn sie, als Sieger, an der Spitze des Heeres ihren Einzug hielten. Die römische Frau trug über der Tunika eine zweite, längere mit halblangen Ärmeln, die Stola, und darüber die Palla, welche der Toga ähnlich getragen wurde, aber auch über den Kopf gezogen werden konnte. — Eine Kopfbedeckung war nicht üblich; nur auf Reisen oder beim Betrieb der Gewerbe trug der Römer den Pileus, einen breitkrempigen Filzhut, das Zeichen des freien Mannes, dessen

sich der Sklave nur während der Feier der Saturnalien bedienen durfte. An diesen festlichen Tagen stolzirte der arme, leibeigene Knecht mit dem Pileus auf dem Kopfe unter den Freien umher und saß mit ihnen beim fröhlichen Gastmahle; denn das Fest war ja eine Erneuerung des Traumes von einer glückseligen Zeit der Freiheit, Gleichheit und harmlosen Jugend, eine Zeit, die niemals gewesen ist und niemals eintreten wird.

Staatseinrichtungen. Der freie Römer gönnte dem Sklaven seinen kurzen Traum; ihm gehörte die Wirklichkeit. In seine faltenreiche Toga gehüllt, schritt er nach der Kurie, wo der versammelte Senat die Wohlfahrt und Gesetze des Staates beriet, oder nach dem Forum, wo das Volk in Kurien oder Tribus darüber abstimmte. Das Volk aber bildeten im engeren Sinne des Wortes noch immer die alten Geschlechter, deren Häupter zu Anfang des Staates sich zu einem Senate von hundert Gliedern vereinigt hatten. Zur Beschlußfassung über wichtige Staatsangelegenheiten, über die Wahl obrigkeitlicher Personen, zur Bestätigung der Königswahl traten die Geschlechter selbst zusammen; denn die Versammlung in Kurien war nur eine Versammlung der Geschlechter, deren Stimmen durch ihre zahlreichen Klienten und Angehörigen verstärkt wurden. Auf ihr Urteil konnte jeder Patrizier sich berufen, wenn es sich um Geld-, Freiheits- und Todesstrafe handelte. Dieses wichtige Recht der Provokation oder Appellation an eine Versammlung von Gleichen (Pairs) stand nicht den Plebejern zu; aber sie erlangten es mit der Zeit, als sie durch Vermögen und Kriegsthaten an Bedeutung gewannen. Da fingen sie an, sich in Tribus zu selbständigen Beratungen zu versammeln, und in diesen Versammlungen waren



Der römische Pflug in verschiedenen Perioden.

die Geſchlechter nicht vorherrſchend, weil ſie nur nach dem Cenſus, dem Vermögensſtande, zur Abſtimmung berechtigt waren. Schon der erſte Tarquinius hatte, wie die Sage berichtet, aus ihrer Mitte Rittercenturien gebildet, denen der Zutritt in den Senat offen ſtand; die Servianiſche Geſetzgebung, die, wie jede Geſetzgebung des Altertums, nur den im Laufe der Zeit entſtandenen Gebräuchen Maß und Regel gab, heiligte das Recht der Plebejer, ſich auf die Verſammlung der Centurien zu berufen. Dieſe geſetzliche Beſtimmung war beſonders ein Schutz gegen die Härte der Schuldgeſetze. Es war nämlich jedem Gläubiger erlaubt, den Zinsfuß zu beſtimmen, Zins von Zins einzufordern und den ſäumigen Schuldner, wenn ſein Vermögen zur Zahlung nicht hinreichte, ſeiner Freiheit zu berauben, ja, ihn der grauſamſten Mißhandlung preiszugeben. Servius Tullius hatte zwar Leibes- und Freiheitsſtrafen wegen Schulden überhaupt unterſagt, allein immerhin war die Berufung auf die Verſammlung der Centurien von hoher Wichtigkeit. Unter dem letzten Tarquinius hatte man dieſelbe zum Teil beſeitigt, die grauſamen Schuldgeſetze aber, wenn es dem Vorteile des Deſpoten und ſeines Anhangs gemäß ſchien, wieder in Geltung gebracht. Nach ſeiner Vertreibung hatte man zwar, um die ganze Bevölkerung für die neue Verfaſſung zu gewinnen, die Rechte der Plebejer hergeſtellt; allein ſobald die regierenden Geſchlechter ſich in der Herrſchaft geſichert ſahen, wußten ſie die alten Geſetze in ihrer ganzen Strenge wieder aufzurichten und betrachteten alle bisherigen Milderungsverſuche als ſträfliche Anmaßungen. Sie glaubten dabei in ihrem guten Rechte zu ſein. Denn ſie waren die Nachkommen und Erben jener erſten Siedler, die ſich auf dem Palatin, Quirinal und Cölius anfangs als getrennte Volksſtämme niedergelaſſen und ſpäter zu einem einheitlichen Ganzen vereinigt hatten. Daß die Ramner und ſabiniſchen Titier als Eroberer erſchienen waren, läßt ſich mit Grund annehmen Sie unterwarfen die anſäſſigen Bauern und herumſtreifenden Hirten, behandelten ſie aber nicht als Heloten, ſondern nahmen ſie wie Angehörige des Hauſes

Römer und Römerin.

in ihren Schutz. Daher entsprang das freundliche Verhältnis der Patrone und Klienten. Der Klient hatte keine staatsbürgerlichen Rechte; allein der Patron vertrat ihn vor Gericht, vor der Gemeinde, bei gottesdienstlichen Handlungen und zog ihn auch wohl, als seinen Dienstmann, zur Heeresfolge. Landbesitz zu erwerben mochte dem Klienten lange Zeit unmöglich sein, da die Eroberer alles Grundeigentum unter sich geteilt hatten und als Erbgüter in unveräußerlichem Besitz hielten. In der Folge mußte sich dieses Verhältnis ändern.

Durch Lockerung der Bande, welche die Klientenfamilien an ihre patrizischen Patrone knüpften, besonders also infolge des Aussterbens patrizischer Familien, entstand aus der Klientel die Plebs oder Gemeinde. Ihr trat bei die Bevölkerung eroberter und zerstörter Städte. Die Plebejer führten vor Gericht ihre Sache selbst, hatten aber keinen Anteil an der Staatsverwaltung. Sie lassen sich mit den lakedämonischen Periöken vergleichen, wohnten aber nicht, wie diese, in abgesonderten Landstädten, sondern in demselben Verband mit den Altbürgern. Daher gelangten sie im Verlaufe der Zeit mit diesen zu gleichen Rechten. In den Kriegen bildeten sie als Grundbesitzer den Hauptteil des Fußvolks, in den Centuriatversammlungen gewannen sie mehr und mehr Bedeutung durch ihr Vermögen. Indessen waren noch im Anfange der Republik die Befugnisse und die Wirksamkeit dieser allgemeinen Gemeindevertretung sehr beschränkt. Sie durfte nur mit Ja und Nein über Gesetzesvorlagen des Senats und über die von demselben zur Wahl vorgeschlagenen Magistratspersonen abstimmen; es fand keine Diskussion statt, und schließlich behielt die Kurienversammlung der Patrizier das Bestätigungsrecht. Sie konnte die Beschlüsse der Centurien annehmen oder verwerfen. Auf diese Art war die mehr oder minder freie Bewegung der Gemeinde von Senat und Kurien abhängig. Sie glich einer unmündigen Person, deren guten Willen die Vormünder zu erhalten suchten, deren Zustimmung zu wichtigen Maßregeln sie nach Belieben einzuholen pflegten, um endlich doch das zur Ausführung zu bringen, was ihnen

Heimkehr vom Felde.

selbst rätlich schien. Sie thaten dies alles aber im Namen der Götter, da ihnen allein gottesdienstliche Handlungen und Priestertümer zustanden. Über alle wichtigen Staatshandlungen wurde der göttliche Wille im Vogelflug und in anderen Vorbedeutungen erforscht. Der Staat, seine Gesetze, seine Institutionen, seine Wohlfahrt beruhten nach dem frommen Glauben der Römer auf göttlicher Autorität, und darauf gründete sich zumeist die bewundernswürdige Stetigkeit der allmählichen Entwicklung der römischen Verfassung.

Der feste Halt und Grundpfeiler des Staates war und blieb unter allen Veränderungen und Umwälzungen der Senat. Ursprünglich umfaßte er alle patrizischen Hausväter, welche über fünfundvierzig Jahre alt waren. Bei Zunahme der Bürgerzahl hatte aus der Zahl der Berechtigten der König die Senatoren ausgewählt, um das Staatsoberhaupt und das Volk zu beraten. Diese ehrwürdige Körperschaft war zwar von den Königen abhängig, allein da die ganze Altbürgerschaft hinter ihr stand, nicht ohne Kraft zum selbständigen Handeln. Ihr Ansehen mußte steigen, als nach Vertreibung der Könige wechselnde und verantwortliche Magistrate an deren Stelle traten. Plebejer waren, wie bereits angeführt, während der Königszeit in ihre Mitte aufgenommen worden, und hießen conscripti, beigeschriebene oder berufene Väter; doch war die Zahl derselben noch gering.

Fassen wir das römische Staats- und Rechtswesen im Überblick zusammen, so sehen wir, daß es gleich einem wohlgeordneten Familienverbande eingerichtet war; der Hausvater oder nach ihm der älteste Sohn war das Oberhaupt des Hauses, doch durch religiöse Satzungen und das Zusammentreten des Familienrats in seiner Gewalt einigermaßen beschränkt. Eine Anzahl von Häusern oder Familien, welche ihre Abkunft von einem Stammvater ableiteten, auch wohl ursprünglich den Grundbesitz gemeinschaftlich hatten, bildeten ein Geschlecht, zehn solcher Geschlechter eine Kurie oder Pflegschaft unter einem erwählten Curio. Die Glieder einer Kurie waren durch gemeinsame Rechte, Gottesdienste und Opfer miteinander verbunden. Aus zehn Kurien (also hundert Geschlechtern) bestand jede der drei alten Stammtribus.

Die Geschlechter hatten ihre Klienten oder Schutzbefohlenen, welche selten eigene Grundstücke, wohl aber bewegliches Vermögen besitzen konnten. Sie standen zu den Geschlechtsoberhäuptern in einem Verhältnis der innigsten Pietät, etwa wie die hochschottischen Clangenossen zu ihren Lairds.

Bei dem Volke, d. h. bei der Gesamtheit der in Geschlechtern vereinigten Hausväter, war nach rechtlicher Ansicht die Herrschaft. Es übertrug aber die Leitung der Staatsangelegenheiten dem erwählten Könige und einer aus seiner Mitte berufenen Ratsversammlung, dem Senate. War der König dem Herkommen gemäß gewählt, priesterlich geweiht und durch Volksbeschluß mit der obersten Herrschaft bekleidet, so überkam er hierdurch als Oberhaupt die Leitung der Staatsgeschäfte nach innen und außen, als Heerführer den Oberbefehl im Kriege, als Richter die Gewalt, gegen jedes wider den Staat begangene Verbrechen oder auch, auf Berufung des Beschädigten, wider jede Übertretung des Privatrechts gesetzlich einzuschreiten und den Schuldigen an Leib und Habe zu strafen. Er konnte diese Vollmacht an andere, wie z. B. an die Quästoren

oder Mordspürer übertragen, überhaupt bei Überlastung mit Geschäften Stellvertreter erwählen, die sodann mit gleicher Machtvollkommenheit verfuhren.

Die Wahl des Staatsoberhauptes nahm der Senat vor; allein die Volksgemeinde mußte sie bestätigen, wenn sie rechtlich gültig sein sollte. Ebenso lag die Aufstellung und Abänderung von Gesetzen bei dem Senate, die Bestätigung derselben bei der Volksgemeinde. Dasselbe Recht hatte diese bei Erklärung des Krieges und bei Abschluß des Friedens, wiewohl dergleichen Bestimmungen von den letzten Königen wenig geachtet wurden. Sie besaß endlich das Recht der Begnadigung, wenn verurteilte Bürger sie anriefen (Provokation), wie solches nach der Sage von dem siegreichen Horatier unter Tullus Hostilius geschah.

Die Hausväter waren zugleich die vollberechtigten Grundbesitzer, welche durch glückliche Kriege ihre Ländereien vermehrten, dadurch vielfach zu sehr bedeutendem Vermögen gelangten und folglich auch in der Klassen- und Centurieneinteilung die erste und bevorzugte Abteilung bildeten. Jedoch gab es neben ihnen viele Kleinbesitzer oder Kleinbauern, Nachkommen besiegter Nachbarvölker, die sich einen Teil ihrer Güter erhalten hatten und in den römischen Staatsverband eingetreten waren. Sie hatten keinen Anspruch auf Teilnahme an den Komitien oder Volksversammlungen und ihren Beschlüssen, noch an der Wahl der Könige und Staatsbeamten, noch an Benutzung des Gemeindelandes, welches den Geschlechtern zur Hut des Viehes überlassen blieb, bis der Staat anderweitig darüber verfügte. Sie hatten im Verhältnis zu ihrem Grundbesitz an der Besteuerung und am Kriege teilzunehmen, folglich nur Lasten, aber keine Rechte der Altbürger. Sie konnten auf die Gesetzgebung keinen Einfluß üben, genossen jedoch des Schutzes der Gesetze. Sie bildeten die schon erwähnte Plebs, deren beharrlicher Kampf wider die vollberechtigten Bürger und ihre harten Gesetze jahrhundertelang die römische Geschichte durchzieht. Sie kamen an den Markttagen in die Stadt, um Waren zu verkaufen, Geschäfte zu besorgen und nach dem Muster der Altbürger gemeinschaftliche Beratungen zu halten. Da die Angelegenheiten des Staates sie nichts angingen, so sprachen sie über Äcker, Haus und Hof, über Wirtschaftsgegenstände und ländliche Einrichtungen. Sie wählten ihre Tribusvorsteher und setzten, wenn erforderlich, Gemeindeumlagen fest. Aus diesen Anfängen entwickelten sich späterhin die einflußreichen Tributkomitien, die alsdann auch über Staatsangelegenheiten zu entscheiden hatten.

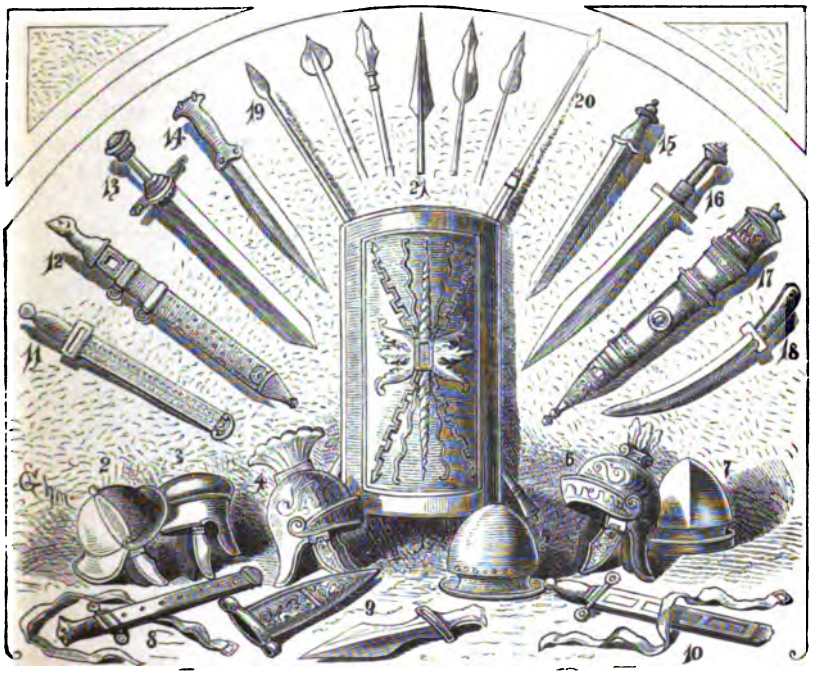
Eine Römerin, spinnend.
(Nach einem altrömischen Relief.)

Den freien Bürgern gegenüber bildeten die Sklaven einen nicht unbedeutenden Teil der Bevölkerung. Sie hatten keine Rechte, wurden als Dinge betrachtet, die man nur nach ihrem Nutzen schätzt. Dennoch war ihre Lage keineswegs ganz unglücklich. Die Hausfrau saß im Kreise ihrer Töchter und Sklavinnen und spann und webte mit ihnen. Der Hausvater pflügte in Gemeinschaft mit Söhnen und Sklaven. Da konnte sich leicht zwischen Herr und Diener, zwischen Kindern und Sklaven des Hauses ein freundliches Verhältnis entwickeln. Nicht selten wurden auch Sklaven freigelassen. Geschah dieses öffentlich durch einen feierlichen Akt, so erhielt der Freigelassene bürgerliche Rechte, konnte sich Vermögen erwerben, blieb aber als Klient bei dem Hause. Wurde der Sklave nur von seinem Herrn thatsächlich als Freier behandelt, so fiel wenigstens nach seinem Tode sein Erwerb an das Haus zurück. Freigelassene durften übrigens weder an bürgerlichen Versammlungen noch an der Ehre des Kriegsdienstes teilnehmen; diese gebührte allein den freigeborenen Bürgern.

Kriegswesen. Aus dem Volksgewühl auf dem Forum wenden wir uns nordwärts nach der Ratumenischen Pforte. Rechts blickt die sanft ansteigende Höhe des Quirinal, links die Burg von dem steilen kapitolinischen Hügel herab. Wir treten ins Freie und übersehen die ausgedehnte Niederung des Marsfeldes, die der Tiberstrom in einem weiten Bogen begrenzt. Auf dieser Ebene versammelt sich die Bürgerschaft in voller Waffenrüstung nach Centurien. Hier wird gemäß der Servianischen Gesetzgebung über Krieg und Frieden abgestimmt, soweit solches der Senat in seiner Beratung für statthaft erklärt hat. Hier, oder im Lager selbst, werden nach der nämlichen Ordnung die Testamente der Krieger, die ins Feld rücken, als gültig anerkannt oder als ungesetzlich verworfen. Ist die Versammlung eine Musterung für den Feldzug, so finden sich nur die Centurien der Leute vom siebzehnten bis zum sechsundvierzigsten Lebensjahre ein, da die Centurien der älteren Männer bis zum sechzigsten Lebensjahre nur zur Verteidigung der Stadt verpflichtet sind. Man sieht hieraus, daß man bei der römischen Heerordnung nicht an eine regellose Menge denken darf, wie bei den asiatischen Heeren, sondern daß man ein gegliedertes, wohlgefügtes Ganze vor sich hat. Die Aufstellung ist nicht die der späteren Legionen mit ihren Unterabteilungen, sondern die der altgriechischen Phalanx. Mögen immerhin die Glieder weniger künstlich geordnet und weniger geschickt in Bewegungen sein als die der Spartaner, deren einziges Geschäft der Krieg war; aber diese kriegerischen Römer sind doch gewöhnt, ihre Ordnung zu erhalten, ihre Waffen zu handhaben, dem Kommando der Befehlshaber zu gehorchen, nach dem Klange der Hörner und der Tuben (Trompeten) vorzurücken oder sich zurückzuziehen.

Rüstung. Waffen. Für das Gefecht haben sie das in der Folgezeit so furchtbar gewordene römische Schwert noch nicht angenommen; ihre Schwerter sind nur zum Hieb eingerichtet, einschneidig, selten zweischneidig, und ohne Spitze. Schwerter, wie überhaupt die Angriffswaffen, wurden von den Waffenschmieden aus Erz verfertigt. Das Metall war nicht Eisen, dessen Verarbeitung zu Stahl damals in Italien noch unbekannt war, sondern Kupfer mit Zinn legirt, das durch kaltes Schlagen gehärtet wurde, aber immerhin mit unserem Stahl nicht zu vergleichen war.

Zur Zeit der Könige und noch lange nachher kämpften die römischen Krieger fast ausschließlich mit dem Speer, um die Entscheidung herbeizuführen, und dieser ist auch die geeignetste Waffe für die Aufstellung in langen, geschlossenen Linien und bei einer Tiefe von zehn Mann. Der Krieger der vorderen Reihen, der vorzugsweise bestimmt ist, den feindlichen Waffen die Brust entgegen zu stellen, steht in voller, glänzender Rüstung.



Römische Waffen aus verschiedenen Perioden.

1. Schild des Schwerbewaffneten. 2. Helm vom Severus-Bogen. 3. Helm im Museo borbonico. 4. und 6. Helm vom Constantins-Bogen. 5. und 7. Helme aus etruskischen Gräbern. 8. Kurzes Schwert des Veliten. 9. Perizonium, Gurtschwert mit Scheide. 10. Schwert mit Parirstange und Tragriemen (balteus). 11. Schwert aus der Kaiserzeit. 12. Schwert in der Scheide (Pompeji). 13. Schwert (Mus. d'artill. Paris). 14. Schwert gemeiner Legionen. 15. Langes Schwert des Reiters. 16. Eisernes Schwert mit bronzebeschlagenem Griff. 17. Tiberiusschwert. 18. Säbel der Hülfsvölker. 19. Speereisen. Teil eines Pilums (Museum zu Mainz). 20. Pilum (Restauration Lindenschmits). 21. Speerspitzen.

Der metallene Helm ohne Visir, dessen Seitenteile bis auf die Schultern herabreichen, deckt sein Haupt, der vier Fuß lange Schild von Holz und Stierhaut, welchen ein eherner Buckel mit starker Spitze schmückt, seine linke Seite. Seine Brust umgiebt der Panzer von starken, übereinander geschlungenen Riemen (lorica), welche manchmal mit ehernen Schuppen bedeckt sind.

Vier Riemen mit metallenen Kettchen beschützen seine Schulter, sechs ähnliche Riemen seinen Unterleib, eine eherne Schiene sein rechtes Bein, das vom Schilde keinen Schutz hat. Unter dieser Rüstung trägt der Soldat die anschließende Tunica, über derselben das Sagum, einen Mantel von grober

Wolle, den er jedoch während des Kampfes ablegt. Jede Centurie hat ihr Fähnlein, ihren Centurio (Hauptmann), dessen Helm ein Roßhaarbusch umwallt, und einen Unterhauptmann (Optio). Der Centurio führt außer seinen Waffen einen Rebstock, womit er den säumigen und ungelehrigen Soldaten Taktik einprügelt.

Neben, zuweilen vor der Phalanx stellt sich die Ritterschaft auf. Es ist leichte Reiterei, die gewohnt ist, ohne Sattel und Steigbügel auf trefflichen Rossen den Feind zu verwirren. Ihre Schutzwaffen sind Helm, länglich-runder Schild und breiter Ledergurt mit Metallbeschlag; zum Angriff dienen Lanze oder ein Speer mit zwei Spitzen zum Stoß und Wurf und ein kurzes, breites Schwert, das erst später mit einem langen Degen vertauscht wird. Sie läßt sich nicht mit den gepanzerten makedonischen und thessalischen Reiterscharen vergleichen, die Alexanders Schlachten schlugen, denn zum Frontangriff auf die speergerüstete Phalanx ist sie völlig unbrauchbar; aber sie wirkt im Einzelkampf, oder durch Anprall in Masse, überflügelt den Feind, bricht von der Seite oder im Rücken ein und verfolgt endlich, wenn der Sieg entschieden ist, die flüchtigen Scharen bis zur Erschöpfung.

So ist die kriegerische Macht beschaffen, die auf dem Marsfelde gemustert wird, um das gesunkene und überall angefochtene Ansehen der jungen Republik Rom wieder aufzurichten. Zunächst ist sie darauf hingewiesen, die bedrohte Existenz des jungen Staates zu sichern. Erst nach schweren Kämpfen für den heimischen Herd schreitet sie siegreich zur Eroberung fort. In der bereits genau geschilderten Rüstung kämpft sie auf dem offenen Schlachtfeld, in Verteidigung ihrer eigenen Mauern und Wälle wie bei dem Angriffe auf die feindlichen Städte, deren Mauern sie auf Sturmleitern ersteigt, deren Thore sie mit dem Sturmbalken einrennt.

In der Folge veränderte sich das Heerwesen mannigfach; es nahm andere Formen und Waffen nach den Umständen an; aber unwandelbar blieb der römische Mut, das Vertrauen auf Rom und seine Götter und die Bereitwilligkeit, für das Vaterland jedes Opfer zu bringen.

Hausaltar des Quirinus.

Brutus verurteilt ſeine Söhne. (Nach Guillon.)

Dritter Abſchnitt.

Rom als Freiſtaat.

Erſte Periode,

bis zum Decemvirat, 509—449.

Vorherrſchaft der Geſchlechter.

Den Nacken gebeugt, du trotziges Volk; die Könige haſt du vertrieben,
Doch ſind die Tyrannen im eigenen Schoß mit Geißel und Ketten geblieben.

Es iſt eine oft erprobte Wahrheit, daß die Dinge in der Natur und Menſchenwelt ſich nur allmählich, Schritt für Schritt, entwickeln, daß namentlich, was groß werden und von langer Dauer ſein ſoll, nur langſam zu ſeiner Größe heranwächſt. Die Geſchichte des römiſchen Volkes beſtätigt dieſe Erfahrung. Es thut mit Mühe und Not ſeine erſten Schritte; es iſt oft in Gefahr, durch Zwietracht in ſeinem eigenen Schoße zu zerfallen, oder durch die Übermacht äußerer Feinde überwältigt und aus der Reihe der Nationen ausgetilgt zu werden, die berufen ſind, auf die Geſchicke des Menſchengeſchlechts

einen dauernden Einfluß zu üben. Es überwindet, es geht aus jedem Umsturz siegreich hervor durch unverzagten Mut, festes Ausharren, durch kluge Benutzung des günstigen Augenblicks und endlich durch das, was das Altertum Schicksal, der christliche Glaube Vorsehung nennt.

Der König, das bisherige Staatsoberhaupt, war für immer seiner Würde entsetzt und aus den Grenzen des Staates verwiesen. Die Absetzung war zunächst auf Betrieb seiner nahen Anverwandten erfolgt, die mit dem gesamten Volke unter dem despotischen Drucke des Tarquinius schweres Unrecht erduldet hatten. Diese Männer gehörten nach der Sage den verschiedenen Stämmen an, aus denen die Gesamtheit bestand, nämlich Spurius Lucretius den Ramnern, Publius Valerius den Titiern, Tarquinius Collatinus den Lucerern; den Junius Brutus will sie vollends zu einem Plebejer machen, da die Männer dieses Namens Männer des Volkes waren. Nunmehr gewährten der Senat und die alten Geschlechter überhaupt dem plebejischen Stande jede mögliche Erleichterung, räumten ihm bereitwillig alle Rechte der Servianischen Gesetzgebung ein, namentlich die Befreiung von Knechtschaft wegen Schulden, die Berufung auf die Centuriatversammlung in peinlichen Klagsachen, wo es sich um Freiheit, um Leib und Leben handelte. Es geschah dies aber nur, solange die Umtriebe des Tarquinius zu fürchten waren. Als dieser hoffnungslos seine Ansprüche aufgab, als die Republik und ihr Bestehen gesichert schien, da erwachte der patrizische Ahnenstolz, der Stolz auf die alten Vorrechte, da entzog man dem Volke alles, was ihm eingeräumt worden war, und zwang es in schwerere Knechtschaft, als der Tarquinier ihm auferlegt hatte.

Als Jahr der Befreiung giebt die römische Legende 510 oder 509 v. Chr. an, also dieselbe Zeit, in der die Pisistratiden aus Athen weichen mußten. Als Tag nennt sie den 24. Februar, weil man an diesem Tage die Königsflucht (regifugium) feierte. Indessen ist es unbezweifelt, daß dieses Fest ein Lustrations- oder Reinigungsfest schon in der Königszeit war. Der König schlachtete ein Opfertier, auf welches er die Sünden des Volkes lud, und entfloh dann eilends, damit nicht die Sündenlast wieder auf ihn und das Volk zurückkehre. Man nannte diese Amtshandlung Königsflucht (regifugium). Nach Vertreibung des Gewaltherrschers bestellte man nun einen Opferkönig, da man das Königtum für eine göttliche Anordnung hielt und den Göttern keinen Anlaß zum Unwillen geben wollte. Dieser mußte Opfer und Königsflucht besorgen, besaß aber sonst durchaus weder Macht noch Einfluß.

Die Prätoren. Überhaupt war der Staat durch die Abschaffung der königlichen Regierung nicht ratlos. Die oberste Leitung blieb bei dem altehrwürdigen Senat, die Bestätigung der Vorschläge und Beschlüsse bei den verschiedenen Versammlungen in Kurien und Centurien. Der Senat ernannte nach der Sage für jeden Tag einen Zwischenkönig, wie dies nach Ableben eines Staatsoberhauptes bisher üblich war. Unter der Leitung des Zwischenkönigs Sp. Lucretius wurde in Vorschlag gebracht, zwei Vorsteher oder Prätoren zu erwählen und zwar den Junius Brutus und Tarquinius Collatinus. Das Volk, das in Centurien auf dem Marsfelde versammelt war, gab dem Antrag einmütig seine Zustimmung. Beide Männer wurden auf die Dauer eines Jahres mit

509 v. Chr.

den Abzeichen und den wesentlichen Befugnissen der königlichen Macht bekleidet. Sie beriefen den Senat, saßen bei der Beratung in purpurgesäumter Toga auf dem kuruliſchen Throne; ebenso musterten sie das Heer und führten den Oberbefehl. Wenn sie sich öffentlich zeigten, schritten zwölf Liktoren vor ihnen her, welche Fasces (Stäbebündel mit Richtbeil), das Zeichen der Gewalt über Leben und Tod, in den Händen trugen. Doch waren sie für all ihr Thun nach Ablauf ihres Amtsjahres verantwortlich.

In der geschichtlichen Darstellung dieses Zeitraums spielt noch immer die Sage eine bedeutende Rolle. Doch treten aus dem Nebel der Überlieferung bestimmte Gestalten und Thatsachen hervor, die unleugbar in höherem Grade als die Personen der Königszeit auf geschichtlicher Grundlage beruhen, wenn auch schwer sich sondern läßt, was an ihnen der Legende, was der Geschichte angehört.

Junius Brutus. Die neue Ordnung der Dinge war kaum einigermaßen befestigt, so mußte man seine Aufmerksamkeit der verbannten Königsfamilie zuwenden. In dem nahen Cäre, wohin sich dieselbe zuerst gewandt hatte, war ihr kein Beistand zu teil geworden. Die Bürgerschaft dieser Stadt durch Betriebsamkeit und besonders durch Seehandel zu hohem Wohlstand gelangt, wollte sich nicht um der Flüchtlinge willen in das Wagnis eines ungewissen Krieges einlassen. Der König wanderte daher mit zahlreichen Klienten und Anhängern weiter nach der mächtigen Stadt Tarquinii. Hier fand er nicht blos gastliche Herberge, sondern auch das Versprechen hülfreicher Waffen und Bündnis mit dem angesehenen Veji, das von alten Zeiten her wider Rom Groll hegte. So war er an den Ort zurückgekehrt, von welchem einst sein Vater nach der Überlieferung ausgegangen war, um in Rom eine neue Heimat und königliche Ehren zu erwerben. Er blieb nicht müßig. Auf seinen Betrieb ging eine Gesandtschaft nach Rom und forderte drohend Wiedereinsetzung des Königs und, als diese verweigert wurde, Herausgabe der königlichen Güter. Die Prätoren beriefen die Kurien zur Beratung und Abstimmung, weil man sich im Senate nicht einigen konnte. Brutus trug seine Meinung zuerst vor. Der König, sagte er, habe durch Mißbrauch seiner Gewalt Hab und Gut verwirkt, sein bewegliches Besitztum sei dem Staatsschatz, seine Häuser und Grundstücke dem Volke, besonders den ärmeren Klassen verfallen, die durch eine solche Gabe für die Sache der Freiheit noch mehr gewonnen würden. Sein Kollege hielt dies für unbillig, für unredliche Aneignung fremden Eigentums. Die Kurien stimmten nach drei Stämmen ab, und da geschah es, daß die Entscheidung von einem einzigen Geschlecht (gens) abhing; dieses aber war das Tarquiniſche, das die Angehörigen des ersten Tarquinius im Stamme der Lucerer gebildet hatten. Seine Stimme gab den Ausschlag für die Sache des Königs. Die Gesandten erhielten sofort den Auftrag, in Verbindung mit Bevollmächtigten des Senats die königliche Habe zu ermitteln und zu verwerten, ein Geschäft, das sich nicht so schnell erledigen ließ. Unter den Gesandten waren mehrere Höflinge des vertriebenen Königs, die einst im tollen Übermute geschwelgt und Zucht und Ehrbarkeit mit Füßen getreten hatten. Sie fanden unter der römischen Jugend noch viele ehemalige Genossen ihres wüsten Lebens. Da wurden die Bekanntschaften wieder angeknüpft; da gedachte man beim schäumenden Becher der vergangenen

frohen Tage und grollte der jetzt eingeführten republikanischen Nüchternheit und langweiligen Ehrbarkeit. Diese Reden erweckten den Wunsch, den König in seine Herrschaft wieder einzusetzen, und führten zu einer verbrecherischen Vereinbarung für diesen Zweck. Die Ausführung schien nicht schwer. Die Verschworenen gehörten zum Teil den angesehensten Geschlechtern an; es waren darunter zwei Vitellier, Schwestersöhne des Collatinus, zwei andere Neffen desselben, die Aquilier, und endlich die beiden Söhne des Brutus. Ihr Anhang war groß, ihre Kühnheit dem Unternehmen angemessen. Sie wollten durch nächtlichen Überfall die Wächter überwältigen und dem vorher benachrichtigten König ein Thor öffnen, damit er mit auserlesener Mannschaft hereindringe. Sie sollen sogar nach der Sage den Plan verabredet haben, gleichzeitig die Prätoren und andere obrigkeitliche Personen zu ermorden, um in der allgemeinen Verwirrung leichtes Spiel zu haben.

Verschwörung der Vitellier und Aquilier. Im Hause der Aquilier waren die letzten Verhandlungen gepflogen worden. Man hatte alle mögliche Vorsicht angewendet, das Geheimnis zu bewahren; dennoch war ein Sklave Namens Vindicius in sicherem Versteck Zeuge gewesen. Erschrocken über den bevorstehenden Umsturz der öffentlichen Ordnung, eilte der gewissenhafte Knecht zu dem Manne, der das allgemeinste Vertrauen genoß, zu Publius Valerius, und enthüllte das ganze furchtbare Geheimnis. Valerius, ohne andere Beamte in Kenntnis zu setzen, bewaffnet seine Freunde und Klienten, bringt mit ihnen in den königlichen Palast und in das Haus der Aquilier und verhaftet dort die Tarquinischen Gesandten, hier die Verschwornen. Jetzt erst, nachdem er aus eigener Machtvollkommenheit gehandelt hat, macht er die erforderliche Anzeige.

Am Morgen wird das Blutgericht gehalten; der Senat, das Volk ist versammelt. Die Gesandten der etruriſchen Städte sind entlassen; die Verschworenen aber werden mit gebundenen Händen vorgeführt; die Liktoren umgeben den kurulischen Stuhl. Brutus hat den Vorsitz; er ist als Prätor und als Vater Richter über seine Söhne. Von dem Prätor können sie auf das Urteil der Kurien sich berufen; dem väterlichen Gericht sind sie unbedingt unterworfen. Der Hochverrat ist unleugbar; ihre eigenen Briefe, die vorgelesen werden, liefern den Beweis. Lautlos harrt die Menge umher. Da spricht der Prätor, ungerührt von den Thränen der Jünglinge, die verhängnisvollen Worte: „Liktoren, thut, was eures Amtes ist!“ Sofort werden die beiden Söhne des Brutus entkleidet, gegeißelt und enthauptet. Als der Prätor die Häupter unter den blitzenden Beilen in den Staub rollen sieht, steigt er verhüllten Angesichts von der Sella herunter und entfernt sich. Die Versammlung verharrt lautlos, regungslos; das Entsetzen über den unerhörten Vorgang, über das grauenvolle Opfer, das ein Vaterherz dem Staate gebracht, hemmt jede Bewegung. Da erholen sich die Vitellier und Aquilier von ihrer Bestürzung; sie fordern Aufschub, um Beweise für ihre Schuldlosigkeit herbeizuschaffen. Sie fordern daß der falsche Sklave nach altem Recht durch die Folter zum Bekenntnis der Wahrheit gezwungen werde. Indessen hatte man Briefe in ihren Wohnungen gefunden, die ihre Schuld offenkundig machten; daher ward der Aufschub verworfen und das Urteil dem Volke übertragen. Dieses erkennt auf den Tod aller

Verschworenen, weil es unbillig scheint, da Barmherzigkeit zu üben, wo ein Vaterherz die teuersten Opfer gebracht hat. Als das Blutgericht zu Ende war, erhielt der gewissenhafte Sklave zur Belohnung die Freiheit und das volle Bürgerecht; auch soll zum Andenken an ihn das Wort „vindiciren" eingeführt worden sein, welches die Bedeutung hatte, einen Sklaven mit Freiheit und Bürgerrecht zu beschenken. Daß die Ableitung, sowie überhaupt die Erzählung von Vindicius, und andere Umstände der Sage angehören, ist hinreichend erwiesen. Allein selbst wenn die ganze Erzählung Fiktion wäre, so ist sie doch für den Geist der römischen Republik höchst charakteristisch. Es war ein Fanatismus eigener Art, der den Römer antrieb, mit Niedertretung alles menschlichen Gefühls die Größe seines Staates und dadurch seine eigene Größe zu suchen.

Wir kehren zu unserer Erzählung zurück. Es scheint gewiß, daß damals alle Tarquinier, mögen sie nun ein Geschlecht oder eine Tribus gebildet haben, das Gebiet der Republik räumten, ohne daß sie deshalb mit dem verbannten Königshause gemeinschaftliche Sache machten. Auch Tarquinius Collatinus soll damals von Rom gewichen sein. An seine Stelle als Prätor trat Publius Valerius. Ferner wurden nach dem hochverräterischen Versuch die königlichen Güter für verwirkt erklärt und unter die ärmeren Bürger verteilt. Ein großes Grundstück zwischen dem Kapitol und der Tiber, eine königliche Domäne, wurde dem Mars geheiligt, und nach der Ernte, die man dem Strom übergab, zum Versammlungsort für die Centuriat-Komitien bestimmt. Es hieß forthin das Marsfeld (campus Martius).

Ergänzung des Senats. Eine andere Maßregel zeigte, wie sehr man bemüht war, alle Klassen der Bürgerschaft zufrieden zu stellen und für das Interesse des Staates zu gewinnen. Die Geschlechter gaben nämlich ihre Zustimmung, daß aus den plebejischen Rittercenturien eine Anzahl Senatoren erwählt wurden. Der Senat, der durch die Gewaltthaten des Königs und durch die Auswanderung der Tarquinier bedeutend vermindert war, sollte dadurch wieder auf die volle Zahl seiner Mitglieder gebracht werden; doch hießen die neu aufgenommenen nicht Väter, sondern Berufene (conscripti) und standen in mehrfacher Beziehung den patrizischen Senatoren nach, wie sie denn auch weder den breiten Purpursaum an der Toga noch die roten Schuhe des Senators trugen.

Unterdessen brachte der König durch seine Umtriebe die Bürgerschaft von Tarquinii und die von Veji zu dem Entschlusse, mit vereinigter Macht die römische Republik zu bekämpfen. Beide Prätoren, an der Spitze der aufgebotenen jüngeren Centurien, rückten der feindlichen Macht über die Tiber entgegen. Der Zug bewegte sich entlang dem Saume eines ausgedehnten Waldes, den man den Wald von Arsia nannnte. Bald sah man Staubwolken aufsteigen und dazwischen etruskische Helme und Lanzen blitzen. Während nun Valerius die Phalanx ordnete, setzte sich Brutus an die Spitze der Reiterei, um durch raschen Angriff die noch ungeordneten Etrusker zu verwirren. Er begegnete aber der feindlichen Reiterei, die, von Aruns, einem der Söhne des Tarquinius, geführt, in gleicher Absicht gegen die römische Macht ansprengte. Beide Anführer erkannten und begegneten sich im Getümmel des Kampfes; beide, nicht auf Abwehr, sondern nur auf den Tod des Feindes bedacht, sanken, von tödlichen Stößen

durchbohrt. Darauf trafen die Phalangen aufeinander und kämpften bis zum späten Abend ohne Entscheidung. Die Heere lagerten nicht weit von der Walstatt. In der Nacht aber hörte man geheimnisvolle Stimmen in dem Walde, und lauter und lauter drang der Ruf zu den Ohren der erschrockenen Krieger: „Den Römern gehört der Sieg; sie haben einen Mann weniger verloren.“ Da ergriff Entsetzen die Etrusker; sie flohen und ließen Gefangene, das ganze Lager und reiche Beute in den Händen der Sieger. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß diese Erzählung der Sage angehört.

Valerius hielt, wie einst die siegreichen Könige, seinen triumphirenden Einzug in die Stadt. Das Haupt festlich bekränzt, in goldgestickter Purpurtoga, zog er auf einem mit vier weißen Pferden bespannten Wagen nach dem Kapitol. Das Heer, Siegeslieder singend, folgte ihm. Er stieg sodann die Stufen zum Tempel empor und legte dort seinen Kranz und die kostbarsten Beutestücke nieder. Anstatt eines Freudenfestes aber hielt er eine ernste Totenfeier zu Ehren des gefallenen Brutus und schloß mit einer Trauerrede auf diesen Vorkämpfer der Freiheit.

Valerius war nun alleiniger Prätor und machte keine Anstalten zur Wahl eines Amtsgenossen. Nach allen Nachrichten war er ein wohlgesinnter Mann, verständig im Rate, kraftvoll in der Ausführung, ein Mann, der Vaterland und Volk liebte. Daß er aber ehrgeizige Absichten im Auge hatte, daß er durch seine Thaten, durch seinen Reichtum und das Ansehen seines Geschlechts, wie durch Vorteile, die er der Menge zuwandte, nach dem Vorrang im Staate strebte, geht aus allem hervor. Indessen erkannte er bald, wie eifersüchtig das Volk, besonders die alten Geschlechter, ein solches Streben betrachteten, und hielt sich in den Schranken der Mäßigung. Da ließ er sein mit königlichem Aufwand erbautes Haus auf der hohen Velia niederreißen, als er hörte, daß man es murrend eine Zwingburg nenne, und führte einen bescheidenen Bau in der Niederung auf.

Neue Gesetzesakte. Quästoren. Ferner befahl er, daß im Weichbilde der Stadt die Liktoren, die dem Prätor vorausschritten, nur Stäbebündel, nicht mehr Beile in den Fascen führten, damit das Volk nicht an die furchtbare Gewalt über Leben und Tod erinnert würde.

Valerius erhob zum Gesetz, daß in peinlichen Dingen jeder Plebejer das Recht habe, sich auf das Urteil der Gemeinde zu berufen, daß kein Bürger wegen Schuldsachen an Leib und Freiheit gestraft werde. Er setzte Todesstrafe darauf, wenn eine Obrigkeit anders als durch die Wahl der Centurienversammlung ihr Amt erlangte. Er verordnete endlich, daß ein allgemeiner Staatsschatz für alle Fälle der Not angelegt, und daß die Verwaltung desselben plebejischen Männern, die man Quästoren nannte, übertragen werde. Man muß hierbei bemerken, daß die Berichte über diese Obrigkeit sehr verschieden sind und es zweifelhaft lassen, ob dieselbe im Anfange der Republik von der kuruliſchen Quästur wirklich getrennt wurde. Die kuruliſchen Quästoren bestanden schon unter den Königen und waren höhere Polizeibeamte, Aufspürer von Verbrechen, daher quaestores parricidii genannt. Vielleicht hatten sie auch schon die Aufsicht über den Staatsschatz der Altbürger nnd hießen in dieser Eigenschaft quaestores aerarii (Aufseher der Staatskasse).

Zum Danke für alle dieſe Anordnungen, welche die allgemeine Wohlfahrt bezweckten, erteilte man dem Valerius den Beinamen „Poblicola“ (Volksfreund). Darauf ließ er die Wahl eines zweiten Prätors zu, und dieſe fiel auf den greiſen Spurius Lucretius und nach deſſen bald erfolgtem Tode auf Horatius Pulvius.

Horatius Cocles.

Horatius Pulvius. Letzterer genoß die Auszeichnung, den endlich vollendeten Tempel auf dem Kapitol einzuweihen. Valerius beneidete ihn um dieſe Ehre. Auf Veranſtaltung desſelben wurde ihm, als er ſchon auf den Stufen des Heiligtums ſtand, die falſche Nachricht hinterbracht, ſein Sohn ſei in einem Gefecht gefallen. „So übergebt ihn der Erde!“ rief er dem Boten zu und ſetzte ungehindert die heilige Weihe fort.

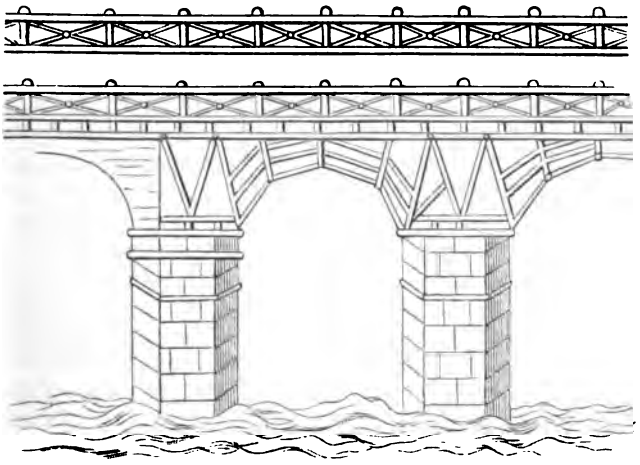
Porsena. Besser glückte es dem Valerius mit dem Prätorenamte; er wurde im nächsten und in den folgenden Jahren wiederholt gewählt. Während er sich mit heilsamen Anordnungen für des Volkes Wohlfahrt und dann und wann mit Zurückweisung feindlicher Angriffe beschäftigte, drang eine Nachricht nach Rom, die alle verständigen Männer mit schwerer Sorge erfüllte. Man erfuhr nämlich, der verbannte Tarquinius sei mit seinem Anhange nach Clusium gegangen und habe daselbst bei dem mächtigen König Porsena gastliche Aufnahme und Beistand erhalten. Die Stadt Clusium lag auf einer Anhöhe, die sich aus einer sumpfigen Niederung erhebt. Das Land senkt sich südlich, dem trägen Laufe des Clanisbaches folgend, nach der Tiber, steht aber auch nördlich nach dem Arnus offen, während Parallelketten des Apennin gegen Osten und Westen natürliche Grenzen des clusinischen Gebietes bilden. Die Einwohner hatten durch gewaltige Bauten die Gewässer der Niederung eingefriedigt, zu rascherem Ablauf gezwungen, oder in Seen vereinigt. Im steten Kampfe mit den Elementen gekräftigt, hatten sie ihren Fleiß auf die Kultur des Bodens verwendet und die ganze Niederung in einen fruchtbaren Garten umgewandelt. Durch den Überfluß waren Gewerbfleiß und künstlerische Geschicklichkeit gefördert worden, was zahlreiche Werke der Architektur und der Bildhauerkunst bewiesen. Alle jedoch überbot nach den Beschreibungen die stolze Königsburg in Clusium. Da thronte König Porsenas weitherrschende Macht; dahin kamen die Boten der unterworfenen Städte und Völkerschaften des oberen Etruriens mit reichen Geschenken und Steuern, dahin zahlreiche Flüchtlinge aus dem etruskischen Staat am Po, den wilde Gallierschwärme verwüsteten, und verstärkten das clusinische Reich. Auch der vertriebene Tarquinius wendete sich nach Clusium. Er erschien aber nicht mit leerer Hand, als ein armer, aufgegebener Flüchtling, sondern in fürstlichem Glanze, umgeben von ansehnlichem Gefolge; denn durch seinen Anhang in Rom und ganz Latium hatte er einen großen Teil seiner beweglichen Habe aus dem Umsturze des Königtums glücklich geborgen. Dies verschaffte ihm Eingang, sein Unglück erregte Teilnahme, seine klugen Ratschläge, seine Darstellung von dem Stolze der königsfeindlichen Republik machten ihm den Beherrscher von Clusium geneigt. Sofort ward ein allgemeiner Heereszug gegen Rom beschlossen, nicht sowohl, um den vertriebenen König zurückzuführen, als um neue Vasallen diesseit und jenseit der Tiber zu gewinnen und durch Siege und Landerwerb den Glanz der Krone zu erhöhen. Auf das Gebot Porsenas setzte sich die Macht des Reiches, stattlich gerüstet, zu Fuß und zu Roß, wohlgeübt zum Kampf in geordneter Phalanx, in Bewegung.

Auf die Nachricht von diesen Dingen traf man in Rom Anstalten, dem gewaltigen Stoße zu begegnen; aber man begnügte sich überall mit halben Maßregeln. Man wagte nicht, dem Feinde bis an die äußerste Grenze entgegen zu rücken, und wollte doch nicht das jenseitige Tiberufer völlig preisgeben. Man hätte den Janiculus in eine starke Burg umschaffen und das Heer diesseit der Tiber zum Schutze der Stadt aufstellen sollen.

Statt dessen legte man nur unzureichende Befestigungswerke an und führte die Centurien zum Schutze derselben über den Fluß auf die ausgedehnte Fläche des Hügels. Die Etrusker ließen nicht lange auf sich warten. Unter dem

Schmettern ihrer Hörner und weitschallendem Kriegsruf schritten sie sogleich zum Angriff. Der Sieg war nicht lange zweifelhaft; die Römer flohen in völliger Auflösung der Brücke zu, während die Feinde, stürmisch nachdrängend, zugleich mit ihnen das jenseitige Ufer und die Stadt zu gewinnen suchten.

Horatius Cocles. Aber drei tapfere Männer, Horatius Cocles (Einäugig), Spurius Lartius und Titus Herminius, des alten Kriegsruhms eingedenk, boten am Übergange mit unbezwinglichem Mute den nachjagenden Etruskern die Spitze, so daß während des verzweifelten Kampfes die Brücke abgebrochen werden konnte. Über das letzte Gebälk retteten sich Lartius und Herminus, und als auch dieses krachend niedersank, stürzte sich Horatius in die Fluten des Stromes und erreichte, obgleich aus vielen Wunden blutend, das befreundete Ufer, wo dem tapferen Manne Ruhm und Belohnung zu teil ward.



Die Tiberbrücke (pons sublicius.)

Indessen war das Heer der Republik geschlagen, die Bürgerschaft entmutigt; siegreich standen die Etrusker auf der rechten Seite des Flusses und entsandten streifende Scharen auch auf die andere Seite, wodurch mehr und mehr die Zufuhr in die Stadt gehemmt wurde. Es war umsonst, daß durch kühne Überfälle einzelne feindliche Schwärme zersprengt wurden; der Hunger nahm in der Stadt überhand; Krankheiten und Entmutigung folgten.

Mucius Scävola. Da faßte ein junger Römer den Entschluß, mit Aufopferung seines eigenen Lebens den König Porsena, die Seele des feindlichen Heeres, durch Mord aus dem Wege zu räumen. Mucius Scävola war sein Name. Der etruskischen Sprache kundig, schlich er mit einem verborgen gehaltenen Dolche in das feindliche Lager. Er sah daselbst, wie der Sold an die Krieger ausbezahlt wurde, und erfuhr, daß der König selbst dieses Geschäft beaufsichtige. Es waren aber zwei Männer gegenwärtig, beide von königlicher Pracht umgeben und ehrfurchtsvoll von den Dienern begrüßt. Eine weitere

Frage hätte ihn verraten können; er stürzte daher, die Gelegenheit erspähend, auf den, welcher ihm der Vornehmere schien, und durchbohrte ihn mit sicherem Stoße. Er hatte sich aber geirrt; er hatte den Schreiber (vielleicht nach unserm Begriff Kanzler) tödlich getroffen. In der allgemeinen Aufregung ward er ergriffen und vor den König geführt. Die That war offenbar; er sollte seine Mitschuldigen bekennen. Man drohte ihm mit der Folter; man wollte durch die Qual des Feuers das Geständnis von ihm erpressen. Da legte er den rechten Arm selbst in die Glut und ließ ihn, ohne einen Schrei des Schmerzes auszustoßen, langsam verbrennen. Der König befahl entsetzt, ihn wegzureißen und in Freiheit zu setzen, weil er selbst sich grausam bestraft habe. Darauf bemerkte der listige Römer, wie wenn es aus Dankbarkeit geschähe: es seien noch 300 Jünglinge zu gleicher That entschlossen; Porsena solle vor ihren Dolchen sich hüten. Auf diese Nachricht schlossen die Etrusker einen billigen Frieden mit Rom.

So lautet die gewöhnliche Überlieferung, deren Ziel es ist, den Namen Scävola, das heißt: Einer, der links ist, zu erklären, das Geschlecht der Scävola dadurch zu erheben und zugleich die Schmach der Unterjochung von Rom abzuwenden.

Friede mit den Etruskern. In Wahrheit aber ergab sich die bedrängte Stadt dem siegreichen Belagerungsheer auf Gnade und Ungnade. Sie mußte zum Zeichen der Unterwerfung dem König die Abzeichen der königlichen Würde überliefern, nämlich den kuruliſchen Thron, die Purpurtoga, die goldene Krone und andere. Sie mußte ferner sein ehernes Standbild innerhalb ihrer Mauern aufstellen, sich zur Zahlung von Tribut verpflichten und den dritten Teil ihres Gebietes abtreten, namentlich die sogenannten sieben Gemeinden (pagi) jenseit der Tiber, die früher etruskischen Städten gehört hatten. Wie bedeutend diese Gebietsschmälerung war, beweist der Umstand, daß man nachmals nur noch zwanzig Tribus oder Bezirke statt der früheren dreißig zählte, und daß diese erst nach und nach auf dreißig und bei weiterer Ausbreitung der römischen Macht auf fünfunddreißig anwuchsen. Zur Sicherung der Unterwürfigkeit wurden dem Könige zehn Jünglinge und ebenso viele Jungfrauen aus den vornehmsten Familien als Geiseln gestellt, und als die Mädchen unter Anführung der kühnen Clölia über die Tiber zurückschwammen, um sich der Haft zu entziehen, mußten sie wieder ausgeliefert werden. Doch soll sie der großmütige Porsena, ihren Mut bewundernd, nunmehr freiwillig zu ihren Eltern entlassen haben. Wahrscheinlich hatten die Römer auch die Demütigung der Entwaffnung zu ertragen; denn es sind Nachrichten vorhanden, nach denen sie verpflichtet waren, das Erz nicht mehr zu Waffen, sondern nur zu Ackergerätschaften zu verwenden.

Nachdem auf diese Art der Beherrscher von Clusium Rom unterworfen, vermutlich zugleich auch die Städte des unteren Etrurien in Abhängigkeit gebracht hatte, trat er den Rückzug an; doch ließ er einen Teil des Heeres zurück, um auch die Städte des latinischen Bundes mit Krieg zu überziehen.

Aruns, des Porsena Sohn, führte die Scharen über die Tiber und weiter in die Albanerberge. Da spiegelten sich etruskische Waffen in den stillen Wassern des Nemisees, und der Kriegslärm erfüllte die Thäler von Nemi und Aricia. Letztere Stadt, auf der östlichen Kraterwand gelegen, leistete Widerstand und

wurde belagert. Der Bund sendete geringen Beistand; wirksame Hülfe kam von einer anderen Seite. Da lag weit im Süden, durch Berge, Thäler und Flüsse getrennt, die griechische Stadt Cumä an der Küste des fruchtbaren Campanien, oberhalb des Vorgebirges Misenum, das den Golf von Neapel nördlich begrenzt. Mächtig und volkreich blühte die Stadt, und in ihr genoß königliches Ansehen der gefeierte Held Aristodemus. Schon einmal hatte er den Etruskern mit Glück die Spitze geboten, und als er nun von ihren Fortschritten an der Tiber und in den Albanerbergen hörte, sammelte er seine bewährten Krieger und zog eilends dem bedrängten Aricia zu Hülfe. Die Götter selbst, belehrt uns die Sage, begünstigten den Zug und den Angriff auf die Feinde im Aricinerthale. Aruns, der Sohn Porsenas, fiel in der Schlacht, sein Heer ward teils aufgerieben, teils völlig zerstreut; doch fanden die Flüchtlinge auf römischem Boden Schutz und Pflege. Diese Treue, vielleicht aber noch mehr der Verfall der Macht von Clusium, trug dazu bei, das Joch, das die Römer niederbeugte, zu erleichtern und endlich ganz zu beseitigen. Es blieb davon nichts übrig als die Redensart: die Güter des Königs Porsena versteigern, wenn öffentliche Grundstücke veräußert wurden. Man leitete diese sonderbare Formel daher ab, daß Porsena der ausgehungerten Stadt die reichen Vorräte seines Lagers zurückgelassen habe, die nun versteigert worden seien.

Was die Erzählung von Porsena betrifft, so ist dieser König jedenfalls historisch, doch dürfte es schwer zu erweisen sein, daß der Name, weil er mehrmals auch in anderen etruskischen Städten wiederkehrt, überhaupt einen König bezeichne. Er unternahm auch seinen Heereszug gewiß nicht, um den verjagten Tarquinius wieder einzusetzen; denn in dem Friedensschlusse ist von dem Tyrannen gar nicht die Rede. Es unterliegt vielmehr kaum einem Zweifel, daß die Rasener ihre Herrschaft über das ganze Küstenland von Etrurien bis Campanien in ununterbrochenem Zuge ausdehnten und damit eine Zeitlang auch über Rom und sein Gebiet geherrscht haben.

Volkszählung. Unsicher ist die Zeitbestimmung des Krieges, der aber jedenfalls vor die Auswanderung der Plebejer auf den heiligen Berg zu setzen ist, nach der Überlieferung also vor das Jahr 494. Ebenso unzuverlässig sind die Volkszählungen, da wir nicht wissen, ob nicht ganze Volksstämme, wie die Herniker, darin mitbegriffen sind. Sie waren durch Verträge den römischen Bürgern gleichgestellt und wurden bei der Schätzung gewöhnlich mitgerechnet. Es werden uns aus dieser Zeit drei solcher Volkszählungen berichtet, von denen die erste 130000, die zweite 150000, die dritte 110000 Bürger ergab. Das geringe Ergebnis der letzten mochte vielleicht eine Folge des etruskischen Krieges sein. Indessen sind diese Zahlen für den Umfang der Republik unglaublich; denn eine solche Macht wäre gewiß hinreichend gewesen, den Etruskern die Spitze zu bieten.

Krieg gegen Latium. Der Zustand der Republik nach dem verderblichen Kriege war trostlos. Die ganze Gemarkung lag wüste, die Schutzwehren und befestigten Kolonien waren gebrochen oder abgefallen; die feindseligen Nachbarn konnten, wie es schien, der Stadt ohne große Mühe Meister werden. Zum Glücke bestanden diese Völker aus ziemlich losen Bundesgenossenschaften, die lang-

sam zum Entschlusse und noch langsamer zur Ausführung schritten. In der Stadt dagegen herrschte große Eintracht. Die vornehmen Geschlechter suchten auf jede Art die Bedrängnisse der Gemeindegenossen zu erleichtern, da sie wohl einsahen, daß nur durch gemeinsames Zusammenhalten ihr eigenes Ansehen sich wieder aufrichten könne. Auch lebte Valerius Poblicola noch, der stolz darauf war, für einen Freund der Bürgerschaft zu gelten.

Appius Claudius. Bald indes entstand wieder Hader mit den Sabinern, die verschiedene Anfälle wagten, aber, wahrscheinlich weil sie vereinzelt angriffen, mehrmals bedeutende Niederlagen erlitten. Ein höchst angesehener Mann dieses Volkes, Attus Clausus oder, wie er bei den Römern genannt wurde, Appius Claudius aus Regillum, wanderte während des Krieges mit bedeutenden Schätzen und mehreren tausend Klienten und Zugehörigen nach Rom und erhielt daselbst Wohnung, Ackerland und sogar Sitz und Stimme im Senat. Wahrscheinlich bildete er mit seinem Anhang eine eigene Tribus. Er, wie seine Nachkommen, zeichneten sich stets durch ein gewisses excentrisches, leidenschaftliches Wesen aus, das oft in Schroffheit und Stolz sich offenbarte; doch verdankte der Staat dem Geschlechte der Appier auch manche treffliche Einrichtung und besonders eine Straße nach Unteritalien (via Appia), deren Anlage noch jetzt bewundert wird.

Durch diesen und anderen Zuwachs sowie durch Erfolge im Kriege erstarkte allmählich der junge Freistaat; aber wie sich die Gefahren von außen verminderten, erhoben auch die regierenden Geschlechter wieder ihre Häupter, gedachten ihrer Ahnen, suchten ihren Reichtum geltend zu machen und übten manchen Druck auf die gering geachtete Gemeinde, in deren Verband doch auch vermögende Männer und ahnenreiche Geschlechter aus anderen Städten einbegriffen waren. Der volksfreundliche Valerius war tot, betrauert und vermißt von der Bürgerschaft; seine Gesetze wurden umgangen und in Vergessenheit gebracht. Man ging aber dabei allzuraſch und schonungslos zu Werke, sodaß die Gemeinde schwierig ward und Widerstand wagte. Hierzu kam, daß ein Krieg bevorstand, der ebenso gefährlich schien wie der etruskische. Es war der mit dem großen Bunde von Latium. Tarquinius hatte schon längst durch seinen Eidam Mamilius, den Machthaber von Tusculum, den Bund gegen Rom aufzuregen gesucht; nun aber erschien er selbst mit Geld und gewinnender Rede, um den Krieg zwischen den verwandten Völkern zu entflammen. Seine und der Seinigen Bemühungen hatten Erfolg; unter dem Vorwande, Rom habe den feindseligen Etruskern nach ihrer Niederlage vor Aricia Beistand geleistet, erklärten die dreißig Städte der Bundesgenossenschaft den Krieg.

Diktatur. In dieser schwierigen Lage der Republik ratschlagte der Senat hin und her, was zu thun sei. Die Valerier rieten zu Schuldenerlaß und Nachgiebigkeit gegen die dürftige Menge; Appius Claudius und Genossen schlugen strenge Maßregeln vor. Da gedachte man der Einrichtung in den latinischen Bundesstädten, wo in Zeiten dringender Gefahr ein Diktator gewählt wurde, das heißt eine Obrigkeit, die, mit königlicher Macht ausgerüstet, über Ehre und Gut, Leib und Leben aller Bürger zu gebieten hatte. Man beschloß, zu dieser äußersten Maßregel seine Zuflucht zu nehmen, und zwar sollte der Senat den

einen der Prätoren veranlaſſen, den beſten Mann des Staates zur Diktatur zu berufen, einem Amte, das mit keinerlei Verantwortung verbunden war, und gegen das es keine Einſprache gab weder während der ſechsmonatlichen Amtsdauer noch nachher. In dieſer Weiſe verfuhr man auch in der Folge, wenn die Ernennung eines Diktators notwendig ſchien.

Titus Lartius, Diktator. Die Berufung fiel auf den angeſehenen Prätor Titus Lartius, einen energiſchen, doch gemäßigten Mann. Unter dem Vortritt von vierundzwanzig Liktoren, aus deren Fasces die furchtbaren Beile hervorſtarrten, erſchien er auf dem Forum.

Tusculum. Nach Canina.

Die ganze Volksmenge geriet bei dieſem Anblick in Schrecken; jede Widerſetzlichkeit hörte auf; die Muſterung des Heeres ging in Ruhe und Ordnung vor ſich. Der Diktator aber ſtrafte nicht das Vergangene, ſondern rückte mit bedeutender Macht gegen die Latiner ins Feld, die bei Tusculum lagerten. Es kam nur zu unbedeutenden Gefechten, dann ward ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, und Lartius legte ſogleich nach ſeiner Rückkehr in die Stadt die ungewöhnliche Würde nieder.

Aus der nächſtfolgenden Zeit wird nur eine ſeltſame Begebenheit berichtet, die offenbar eine zu Ehren der römiſchen Matronen erfundene Sage iſt. Nach

dieser Angabe wurde die Übereinkunft getroffen, daß die an Latiner verheirateten Römerinnen und ebenso die latinischen Frauen, welche in Rom verheiratet waren, mit ihren Töchtern zu Eltern und Angehörigen zurückkehren dürften. Da sollen denn nur zwei latinische, dagegen alle römischen Matronen von der Erlaubnis Gebrauch gemacht haben. Solche und andere friedliche Vorgänge füllten, wie erzählt wird, die Zeit des Waffenstillstandes aus, dann aber erhob sich der Kriegslärm wieder in den Ebenen und albanischen Bergen. Die Heere rückten ins Feld, Städte wurden erobert; in Rom war man für den Ausgang so besorgt, daß man abermals einen Diktator ernannte und zwar wieder den einen der beiden Prätoren, den Aulus Postumius. Entweder er oder die Rittercenturien ernannten einen Reiteranführer (magister equitum), der mit großer Vollmacht ausgerüstet und nur dem Diktator verantwortlich war. Darauf wurde die Musterung vorgenommen, und drei Heerhaufen rückten ins Feld, während ein vierter zum Schutze in der Stadt zurückblieb.

Schlacht am See Regillus. Südwärts, nach den albanischen Bergen, ging der Marsch. Man hoffte Tusculum auf dem nördlichen Gebirgskamm zu erreichen und zu berennen, ehe die Gesamtmacht der lässigen Bundesstädte Latiums sich vereinigt hätte. Als man aber die Vorhöhen erstieg, sah man in dem ziemlich ausgedehnten Thale, das den kleinen See Regillus umschließt, das latinische Heer gelagert. Der Thätigkeit des Tarquinius und seines Eidams Mamilius war es gelungen, die ganze Mannschaft des Bundes in Bewegung zu setzen, und diese Macht war so bedeutend, daß der römische Diktator es nicht für ratsam hielt, von der Höhe herunter zu steigen. Erst als die Nachricht von feindseligen Bewegungen der Volsker einlief, nahm er die angebotene Schlacht an. Er selbst befehligte das Mitteltreffen, dem kriegskundigen Tarquinius gegenüber; sein Reiteranführer Äbutius führte den linken Flügel gegen Mamilius, der Prätor Verginius den rechten gegen Titus, den noch allein übrigen Sohn des Tyrannen. Die Heere wurden sofort handgemein und kämpften mit äußerster Erbitterung, ohne daß sich das Glück auf die eine oder die andere Seite geneigt hätte. Durch Waffenschmuck und kühnen Mut ausgezeichnet, erkennen sich die Führer der Scharen gegenseitig und treffen im Schlachtgetümmel aufeinander. Der Speer des Diktators wirft den alten Tarquinius nieder, den die Seinen nur mit Mühe dem Tode entreißen. Dagegen durchbricht der tapfere Mamilius die Vorderreihen der Römer und durchbohrt, obgleich selbst verwundet, den Äbutius, der sich ihm entgegenstellt. Marcus Valerius Maximus, an die Stelle des Gefallenen tretend, hat ein gleiches Schicksal. Publius und Marcus Valerius, die edeln Söhne Poblicolas, suchen die Leiche des Oheims und seinen makellosen Schild zu beschützen; aber auch sie fallen unter dem mörderischen Schwerte des Helden von Latium. In dieser Not wendet sich der Diktator flehend zu den Göttern, und nicht umsonst. Er sieht zwei Männer von überirdischem Ansehen auf weißen Rossen über das Gefilde daher sprengen. „Seht dort", ruft er den weichenden Scharen zu, „die Götter selbst kommen uns zu Hülfe! Sie sind es, die Dioskuren Kastor und Pollux! Sie schweben uns voran nach dem latinischen Lager." Diese Worte gehen von Mund zu Mund durch die wankenden Reihen; auch die Latiner vernehmen sie und kehren ihre Blicke rückwärts nach

ihrem Lager. In diesem entscheidenden Augenblick langt der Diktator mit der Blüte der Ritterschaft auf dem linken Flügel an. Die Reiter steigen von den Pferden und hemmen das Vordringen der Feinde. Als hierauf der tapfere Mamilius von Titus Herminius, vielleicht dem Gefährten des Horatius Cocles, zum Tode verwundet wird, als auch Titus Tarquinius auf dem anderen Flügel von unbekannter Hand fällt, ist der Sieg entschieden. Er hat aber so viel Opfer gekostet, daß die Sieger nicht wagen, weiter in die Berge von Latium vorzudringen, sondern, zufrieden mit dem Ruhm und der Beute des eroberten Lagers, nach wenigen Tagen den Rückzug antreten. Ihnen vorausgeeilt waren schon die göttlichen Tyndariden, die den Sieg verliehen. Sie waren schon am Tage der Schlacht in Rom erschienen, hatten im heiligen Wasser der Quelle Juturna Blut und Staub abgewaschen und das Geschehene verkündigt.

Niebuhr, der verdienstvolle Historiker, nimmt zur Erklärung der Schlacht ein Heldengedicht von den Tarquiniern an, das höchst tragisch mit dem Tode aller Helden dieses Zeitalters abschließt. Historisches liegt wohl zu Grunde, aber die Sage hat die Menge der Streiter und Gefallenen übertrieben, wahrscheinlich auch die Schlacht in eine frühere Zeit gerückt.

Der alte Tarquinius, aller seiner Söhne beraubt, zog sich nach Cumä zurück, ohne einen neuen Versuch gegen die Freiheit der Republik zu wagen.

Unterdrückung der Plebejer. Die erkämpfte Freiheit und überhaupt alle errungenen Vorteile kamen nur allein den herrschenden Geschlechtern zu Gute. Sie hatten die königliche Gewalt abgeschafft, das der Freiheit gefährliche Geschlecht der Tarquinier zur Auswanderung genötigt. Aus ihrer Mitte war das ruhmvolle Geschlecht der Valerier hervorgegangen, das während einer Reihe von Jahren fast ununterbrochen die oberste Leitung des Staates in Händen gehabt hatte. Ihre Häupter oder Abgeordneten bildeten endlich die bei weitem überwiegende Mehrzahl im Senat, von dessen Gutdünken die Anträge an die Gemeinde abhingen. Die Plebejer dagegen hatten zu wenig Einsicht, um Rechte anzusprechen und auszuüben. So lange es dem gemeinen Manne nicht an das tägliche Brot, an Leib und Leben ging, ließ er den Dingen ihren Lauf, ohne sich Unruhe zu machen. Erst als er sich in seinen notwendigsten Bedürfnissen bedroht sah, rührte er sich, murrte und suchte das Joch von seinen Schultern zu schütteln. Dann aber, als er einmal in Bewegung war, lieh er den vermögenden und einsichtsvollen Männern seines Standes, die seine Rechte und seine Macht kannten, ein williges Ohr und that einen Schritt nach dem andern, bis er zu gleicher Berechtigung mit den alten Geschlechtern gelangte. Der größte Teil der Plebejer, selbst die, welche den städtischen Tribus zugeteilt waren, bestand aus ehrsamen Bauern, die sich von ihrem Vieh und dem Ertrage ihrer Hufen ernährten. Durch das Unglück der etruskischen Eroberung, durch Verwüstung des römischen Gebiets und die fortwährenden Feldzüge waren sie genötigt gewesen, bedeutende Summen aufzunehmen. Diese Aufnahme geschah durch förmlichen Vertrag vor Zeugen und in Gegenwart einer obrigkeitlichen Person. Die erbetene Summe wurde dargewogen, und der Schuldner verpfändete dagegen Vieh, Ackerland, Sklaven und, wenn dies nicht ausreichte, sich selbst nebst seinem nächsten Eigentum, Weib und Kindern. Konnte er nun in der aus-

bedungenen Frist die Rückzahlung nicht leisten, so wurde wohl mit Genehmigung des Gläubigers die Frist verlängert, aber gegen Zinsen, die so unmäßig waren, daß man die später festgesetzte Normalhöhe von acht und selbst von zwölf Prozent für eine große Erleichterung hielt. Wer also sich und sein Eigentum verpfändet hatte, war nexus (gebunden); wurde er aber wegen Zahlungsunfähigkeit dem Gläubiger wirklich als Schuldknecht zugesprochen, so war er addictus (zugesprochen) und jeder Zwangsarbeit und Mißhandlung preisgegeben. Die Verpfändeten (nexi) konnten noch immer im Besitze ihres Ackerlandes sein, ihre Bürgerrechte ausüben, Kriegsdienste selbst in den Centurien höherer Klassen verrichten, aber sie waren doch wegen der schnell wachsenden Schuld in beständiger Gefahr, zugesprochen zu werden. Dergleichen geschah an jedem Gerichtstage; ja, es wird erzählt, daß die Häuser der meisten Patrizier gleichsam Schuldtürme gewesen seien, in welchen ehemals freie, tapfere Bürger als Schuldknechte unter den Geißeln ihrer Peiniger geseufzt hätten. Daß solche Härte von reichen Patriziern gegen Männer ihres Standes nicht geübt wurde, mochte wohl seinen Grund in der von ihrer Verfolgung möglichen Appellation an die Kurien haben, wodurch ihrem Wucher Grenzen gesetzt wurden, während es den herrschenden Geschlechtern gelungen war, die Berufung gegen ihre eigenen Ansprüche nach und nach zu beseitigen.

Eine weitere Ursache davon, daß hauptsächlich Patrizier und nicht auch reiche Plebejer als Gläubiger und Peiniger der geringen Leute erscheinen, dürfte in der Beschaffenheit des Vermögens zu suchen sein. Die angesehenen Plebejer besaßen wohl ausgedehntes Grundeigentum und stimmten daher in den Centurien der ersten Klasse, aber sie waren und blieben Landwirte und hatten keine müßigen Kapitalien. Die Patrizier dagegen dachten nicht daran, ihren Grundbesitz zu vermehren, da sie das Gemeindeland zur Benutzung hatten. Sie beschäftigten sich aber mit dem Großhandel zu Land und zu Wasser. Es ist sogar wahrscheinlich, daß sie schon mit eigenen Schiffen einen nicht unbedeutenden Verkehr nach Cumä und vielleicht bis nach Sizilien betrieben. Sie kamen dadurch in den Besitz großer Kapitalien, die sie auf die gewinnreichste Art anzulegen suchten. Daß sie dabei als unbarmherzige Wucherer und Blutegel der armen Bauern auftraten, zeigt uns wieder jene Härte und Rücksichtslosigkeit des römischen Charakters, die wir schon mehrmals hervorgehoben haben.

Dazu kam, daß die Auflage des Tributum nur von dem Grundeigentum, aber weder von dem Gemeindelande noch von dem Kapitalbesitze erhoben wurde, also die Plebejer ungleich härter traf als die Patrizier.

Die Versammlungen des ganzen Volkes (plebs) auf der altherkömmlichen Dingstätte, dem Comitium am Forum, gewährte gegen die gewaltthätige Unterdrückung keinen Schutz, weil diese Centuriatkomitien nur über die Vorbeschlüsse des Senats, oder vielleicht der Kuriatkomitien (Versammlungen der Kurien) sowie über die vorgeschlagenen Beamten mit Ja oder Nein abstimmen, aber keine selbständigen Vorschläge vorbringen durften.

Die rücksichtslose Anwendung der Schuldgesetze in ihrer ganzen Härte erfolgte erst nach dem Tode des alten Tarquinius, dessen Rückkehr und Rache vornehmlich die Patrizier fürchteten. Vorher ließen sie in Zeiten des Mangels

Getreide auf eigene Kosten herbeischaffen, sie bestritten die Bedürfnisse des Staates ohne Belastung der Plebs und sorgten für das Volk in jeder Weise. Erst als die Besorgnis geschwunden war, traten sie als die gestrengen Herren auf mit aller Machtfülle, die das grausame Gesetz ihnen in die Hände gab.

Widerstand der Plebejer. Fortwährend nahm nach Abwendung der äußeren Gefahr der patrizische Wucher und der auf dem gemeinen Manne lastende Druck zu. Unter der Prätur des milden Servilius und des harten Appius Claudius brach die dumpfe Gährung in offenbare Widersetzlichkeit aus. Ersterer riet zu milden Maßregeln, namentlich zum Erlaß der Wucherzinsen; letzterer meinte, es sei dem nichtswürdigen Gesindel zu wohl, man müsse die ganze Strenge der Gesetze in Anwendung bringen. Die jüngeren, um den Ausgang unbesorgten Patrizier stimmten diesem bei; jener fand Anhang unter den älteren Männern, denen das Gesamtwohl am Herzen lag. Der Senat schwankte in seiner Entschließung. Da kam die Nachricht, Feinde seien verwüstend in das Gebiet der Stadt eingefallen, und man beschloß den Krieg als das tauglichste Mittel, nicht nur die Feldmarken zu beschützen, sondern auch die müßige Menge zu beschäftigen. Das Volk war schwierig und widersetzte sich der Anwerbung; doch gelang es dem Servilius, durch sein Ansehen und lockende Versprechungen hinreichende Mannschaft zu sammeln. Die feindlichen Plünderer waren von dem kernhaften Stamme der Volsker, der damals mit jugendlicher Kraft aus seinen alten Wohnsitzen, den pontinischen Ebenen und den daran grenzenden Gebirgen hervorbrach, um sich weiter auszubreiten. Die ungeordneten Schwärme konnten dem Angriff nicht widerstehen, und bald kehrte der siegreiche Prätor in die Stadt zurück, wo inzwischen die Eintracht noch nicht hergestellt war. Während man aber haderte, verkündigten Flüchtlinge, daß die Volsker mit wohlgerüsteter Heeresmacht von neuem anrückten. Jetzt mußte die Bürgerschaft aufgeboten werden, und die gemeinsame Gefahr schien alles Widerstreben zu besiegen. Da drängte sich plötzlich ein alter Mann, abgemagert, mit zerrissenem Gewande, in die Versammlung und zog durch laute Klagen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Er entblößte seinen von Geißelhieben zerfleischten Rücken und erzählte, wie er in zwanzig Feldzügen, zum Teil als Centurio, für das Vaterland ruhmvoll gekämpft habe und nun in seinem Alter samt seinen beiden Söhnen in Schuldknechtschaft geschleppt und Tag für Tag schmählich mißhandelt worden sei. Der Anblick und die Rede erfüllte alle Herzen mit Teilnahme und zugleich mit Zorn gegen die unbarmherzigen Peiniger. Wildes, aufrührerisches Geschrei forderte Abschaffung der Schuldgesetze; man drohte, den Senat zu stürmen: Appius Claudius, der mit unbeugsamer Strenge seine Amtsgewalt üben wollte, konnte kaum sein Leben retten. Man gedachte der vielen Bürger, die, gleich dem alten Krieger, im Kerker schmachteten; man erzählte von Geißelhieben und blutigen Striemen und fragte, ob man um solcher Kleinodien willen die Vaterstadt verteidigen solle; ob es nicht besser sei, dem Feinde die Thore zu öffnen, der dem armen Volke eine mildere Knechtschaft aufbürden werde, als die gerühmten Väter. Erst nachdem die Wut des Volkes erschöpft war, hörte man auf Servilius, der Abhülfe von Seiten des Senats versprach und nach längerer Beratung die augenblickliche Befreiung aller Schuldknechte und für alle Bürger Aufhebung

jeder gerichtlichen Verfolgung während des Feldzuges zusicherte. Jetzt ging die Musterung des Heeres ruhig vor sich. Mehrere Siege, reiche Beute, welche der Feldherr dem Heere überließ, und fröhliche Feste waren die Folgen dieser Nachgiebigkeit. Bald aber kehrte mit der Ruhe von außen die alte Unbarmherzigkeit gegen die verschuldeten Leute zurück. Scenen wucherischer Härte auf der einen Seite und ungesetzlichen Widerstandes auf der anderen wiederholten sich noch öfters. Der Senat nahm endlich, da die Widersetzlichkeit sein Ansehen verhöhnte, zur Wahl eines Diktators seine Zuflucht; aber nur die Beliebtheit des zur höchsten Würde berufenen Manius Valerius und seine Versprechungen konnten die Menge zum Gehorsam und Kriegsdienst bewegen. Er focht Siege, feierte einen Triumph, mußte aber, von dem harten Sinne eines Appius Claudius und den Drohungen seines Anhanges erschreckt, vor dem Volke erklären, daß er unvermögend sei, die versprochene Erleichterung zu gewähren.

Volkstribunen. Der scheinbare Sieg der Adelspartei gab der Sache eine ganz unerwartete Wendung. Noch standen nämlich zwei abgesonderte Heerhaufen im Felde, die unter den Prätoren gefochten hatten. Als diese die Nachricht von den Vorgängen in der Stadt erhielten, ward weder Kriegszucht noch Ehrfurcht vor dem Feldherrn geachtet. Die Prätoren mit ihrem Gefolge mußten vor den erbitterten Kriegern entfliehen, die patrizischen Obersten wurden verjagt, die Scharen vereinigten sich, erwählten andere Hauptleute und einen tapferen, erfahrenen Mann, den Sicinius Bellutus, zum obersten Führer. Unter seiner Leitung zogen sie mit wehenden Fahnen und Standarten über den Anio und schlugen auf einer isolirten Anhöhe ein Lager auf. Dieser Hügel erhebt sich ziemlich steil auf der Seite des Flusses und beherrscht jenseits eine weite Hochebene. Man nannte ihn seit jenem Ereignis den mons sacer, d. h. den heiligen oder auch, nach der doppelten Bedeutung des Wortes, den verfluchten Berg. Zu den Ausgewanderten sammelten sich bald bewaffnetes Landvolk und Leute aus der Stadt und zwar nicht eben verächtliches Gesindel, sondern ehrsame Männer, die Zucht und Ordnung bewahrten. Man beriet sich, was weiter zu thun sei. Es standen drei Wege offen; man konnte sich entweder mit anderen Völkern vereinigen, oder einen selbständigen Staat gründen, oder die Waffen gegen die Vaterstadt kehren und daselbst mit Gewalt eine neue, für die Bürgerschaft günstige Regierungsform einrichten. 494 v. Chr.

Die letzte Maßregel schien den schnellsten Erfolg zu versprechen. Denn in der Stadt herrschte die größte Verwirrung; da standen die Parteien gerüstet einander gegenüber. Die plebejische Bürgerschaft hatte den Aventin und den Esquilin, ihre hauptsächlichsten Wohnsitze, besetzt, die Geschlechter den Palatin, Quirinal und das Kapitol. Der fürchterliche Bürgerkrieg schien unvermeidlich, der Ausgang zweifelhaft. Denn die Patrizier waren keineswegs ein schwaches, leicht zu bewältigendes Häuflein. Sie hatten Tausende von Klienten und Zugewandten zur Verfügung, und wenn auch diese, meist unkriegerische Handwerker und Handelsleute, den wehrhaften Bürgern und Bauern nicht gewachsen sein mochten, so waren sie selbst die streitbarsten Männer, gewohnt, die Legionen anzuführen und in den Vorderreihen zu kämpfen. Daher forderten die jüngeren Patrizier, von Übermut und Verachtung der Plebs erfüllt, daß man die wider-

spenstigen Haufen vom Boden der Republik verjage und eine fügsamere Bevölkerung von zugewandten Orten und aus Latium berufe. Daß vor allen Appius Claudius für diese Meinung seine Stimme erhob, lag in seinem harten, unbeugsamen Charakter; aber die Weisheit des Alters und der gereiften Erfahrung behielt im Senate die Oberhand. Man erwählte zuerst zu Prätoren gemäßigte Männer, was freilich auf ungesetzliche Weise, durch Abstimmung nach Kurien statt nach Centurien, geschah. Darauf wurden zehn Gesandte ernannt, die dem ausgewichenen Volke billige Vorschläge machen sollten. Als dieselben im Lager auf dem heiligen Berge ankamen, versammelte sich die aufgeregte Menge um sie. Einer von den Abgeordneten, Menenius Agrippa, der beim Volke beliebt war, erzählte in einfacher Weise eine Fabel, wie sich die Glieder des menschlichen Leibes einst gegen den müßig schwelgenden Magen verschworen hätten, daß sie ihm nicht mehr dienstbar sein, ihm nicht mehr den bisherigen Tribut liefern wollten, und wie infolge dieser Meuterei sie selbst mit dem Magen zu Grunde gegangen seien. Offenbar bezeichnete er mit diesem Gleichnis nicht den Senat und die Gemeinde, sondern die Reichen, die sich vom Marke des Volkes nährten und doch zum Gedeihen des Staates unentbehrlich schienen, und die geringen Leute, die, obgleich belastet, in ihrer Stellung ausharren müssen, wenn sie nicht mit dem zerrütteten Staate untergehen wollen. Als hierauf die Gesandten Verzeihung und Vergessen des Geschehenen und wahrscheinlich auch Erlaß der Schulden der Bedürftigen und Befreiung der gefangenen Schuldknechte anboten, zeigte sich die Menge bereit zur Rückkehr. Dem widersetzten sich die Führer, namentlich Sicinius und L. Junius Brutus. Sie meinten, ein solcher Schuldenerlaß sei nur eine Abhülfe für den Augenblick; an der Wurzel müsse das Übel angegriffen werden. Man vereinigte sich endlich dahin, die plebejische Bürgerschaft solle künftig eigene Beschützer oder gewissermaßen Vormünder haben, die ihre Rechte verteidigten, nachteilige Gesetze abwehrten und besonders Verfolgte in Schutz nähmen, damit über sie nur von einem plebejischen Gerichte geurteilt werde. Sie sollten nicht obrigkeitliche Personen des Staates sein, nicht Richter, sondern Stellvertreter der Gemeinde gegen Anmaßungen der bevorzugten Geschlechter. Dies ist die Entstehung der für die Entwickelung Roms so wichtigen 493 v. Chr.

Ceres (nach einem alten Gemälde im bourbonischen Museum).

Volkstribunen (tribuni plebis). Der Name war nicht neu, denn seit der Servianischen Gesetzgebung hatte jede Tribus einen Tribun, der die Polizei in seinem Bezirk verwaltete und die Besteuerung und Aushebung für den Kriegsdienst ordnete. Ein solcher Vorsteher war jedoch den Patriziern gegenüber ohne Bedeutung, da man mit ihm ebenso verfahren konnte, wie mit dem gemeinen Manne. Ein Volkstribun war dagegen unantastbar; wer ihn verletzte, war dem Gesetze verfallen, konnte ohne Gericht von jedem Bürger getötet werden; wer ihn hinderte, das Volk zu versammeln und zu demselben zu reden, mußte eine namhafte Bürgschaft stellen und sich (nach einem späteren Gesetze) dem Gericht und Urteil des Volkes unterziehen. Die Volkstribunen, anfänglich zwei, dann fünf und endlich zehn, wurden eine Zeitlang von den Centurien gewählt, doch immer aus der Plebs, nicht aus den alten Geschlechtern. Dagegen besaßen die Kurien das Bestätigungsrecht, was freilich, wenn die Gemeinde einig war, keine große Bedeutung hatte. Später fiel dieses Recht ganz weg, und die Wahl wurde von den Tribus vorgenommen. Nach andern Angaben wurde die Wahl der Tribunen gleich anfangs von Sonderversammlungen der Plebejer nach Tribus angeordnet und bedurfte nicht der Bestätigung der Kurien.

Das Veto. Um volksfeindliche Beschlüsse zu verhüten, saßen die Tribunen am Eingange des Senats und sprachen im betreffenden Falle: „Veto!“ (ich verbiete), ein Wort, welches so berühmt geworden ist, daß es bis auf unsere Zeit in sehr vielen Staatsverfassungen Anwendung erlangt hat. Dieses Veto war eine mächtige Schranke gegen drückende Verordnungen, die noch häufig im Senate vorgeschlagen wurden, und jeder einzelne Tribun hatte das Recht, weitere Beratung dadurch zu hindern. Ferner waren den Tribunen Diener beigegeben, die ebenso unverletzlich wie sie selbst waren; auch standen unter ihrer Leitung die plebejischen Ädilen, denen das Bauwesen, die niedere Gerichtsbarkeit in den Bezirken, die Anordnung der plebejischen Spiele und die Aufsicht über den durch gesetzliche Geldstrafen gesammelten Schatz zustand. Dieser Schatz, sowie die Kanzlei der Ädilen, befand sich im Cerestempel am Aventin, oberhalb des Cirkus. Hier, wo hauptsächlich Plebejer wohnten, war auch der Mittelpunkt ihrer Gottesverehrung; denn Ceres, die Beschützerin der Feldfrüchte, wurde vornehmlich von der Plebs verehrt, da sich diese zumeist mit Ackerbau beschäftigte.

Das Tribunat, eine Obrigkeit, welche Senatsbeschlüsse, Volksversammlungen, überhaupt den Gang der Staatsverwaltung hindern und unter dem Schutze der Unverletzlichkeit und Unverantwortlichkeit selbst Verbrechen begehen konnte, gab infolge seiner weiteren Entwicklung dem Ehrgeize Mittel an die Hand, die ganze Verfassung zu verändern und zu ihrem völligen Umsturze mitzuwirken. Die Tribunen maßten sich ein Recht nach dem andern an. Sie erlangten den Vorsitz in den Tribusversammlungen, wo das Volk nach den Tribus oder Bezirken zusammenkam und nach Köpfen, also ohne Rücksicht auf Geburt und Vermögen, abstimmte. Sie durften jeden Bürger, selbst Senatoren vor das Gericht dieser Versammlung laden. Sie konnten Centuriatversammlungen anberaumen und Beschlüsse (plebiscita) veranlassen, die, wenn auch der Bestätigung des Senats bedürftig, doch von Gewicht waren. Am gefährlichsten war es, daß sie auch in die richterliche Gewalt einzugreifen befugt waren, schuldige

Bürger der Strafe entzogen und endlich, daß sie selbst in drängender Kriegsnot die Musterung des Heeres durch ihr Veto hinderten. Durch Einsetzung des Tribunats war die Plebs dem Patrizierstande vollkommen gewachsen, und beide Parteien standen, wie feindliche Völker, einander gegenüber. Daß es dennoch nie zu solchen Greuelscenen kam, wie in den hellenischen Staaten, z. B. auf Kerkyra, das zeugt von dem politischen Verstand und dem tief wurzelnden Rechtsgefühl des römischen Volkes. Der bürgerliche Hader führte allerdings in der Folge auch in Rom zu Gewaltthätigkeiten und zu Blutvergießen; allein solche Vorgänge blieben vereinzelt. Daher war das Tribunat jahrhundertelang eine heilsame Schranke gegen den Übermut der Geschlechter, eine Triebkraft, die das Verfassungsleben vor Erstarrung bewahrte und eine stetige, naturgemäße Fortentwicklung der republikanischen Formen förderte.

Groß war die Freude über die wiederhergestellte innere Eintracht. Man feierte frohe Feste in der Stadt, dann that man einen Einfall in das Land der feindselig gesinnten Volsker und kehrte, mit Ehre und Beute beladen, zurück. Beide Prätoren, Cominius und Spurius Cassius, hielten einen Triumph. Unter ihrer Prätur wurde auch Vertrag und dauerndes Bündnis mit Latium geschlossen und zwar nach folgenden Bestimmungen: „So lange Himmel und Erde stehen, soll Friede sein zwischen Römern und Latinern. Keines dieser Völker soll das andere mit Krieg überziehen, noch Fremde dazu aufreizen, noch fremden Heeren sichere Straße gegen die Verbündeten eröffnen, sondern wem Schaden geschieht, dem soll das andere Volk Beistand leisten. Was im gemeinschaftlichen Kriege an Beute gewonnen wird, das mögen sie zu gleichen Teilen besitzen. Besondere Klagen müssen binnen zehn Tagen an dem Orte erhoben werden, wo der Zwiespalt aufgekommen ist. An diesem Bunde soll nichts verändert werden, es sei denn, daß es den Römern und den vereinigten Latinern beliebe.“ Der Vertrag räumte zugleich den verbündeten Völkern das Recht zur Abschließung von Ehebündnissen untereinander sowie das der Niederlassung in dem einen oder dem anderen Staate ein. Er wurde von Cassius auf dem Aventin zu Rom, von Cominius auf dem Albanerberge beschworen. Es war ein Schutzbündnis, das zugleich die Rechte der beiden Genossenschaften wahrte. Seiner Natur nach war es auf Angriffskriege nicht anwendbar; daher hören wir seltener von Vereinigung der Heere. Es scheint aber, als ob im Kriege eine Unterordnung der Latiner stattgefunden habe. Denn wir finden nicht leicht einen latinischen Feldherrn mit dem Oberbefehle beauftragt, wohl aber, daß die Latiner, als aufgebotene Bundesgenossen, unter römischer Führung mit den Legionen ins Feld ziehen, während die Römer unter ihren eigenen Prätoren zum Schutze des verbündeten Landes bei verschiedenen Gelegenheiten ausrücken. Erfocht der latinische Diktator an der Spitze seiner Latiner einen Sieg, so zog er im Triumph auf den Albanerberg; der siegreiche römische Befehlshaber betrat das Kapitol; doch kommen in späterer Zeit auch Fälle vor, wo Konsuln unter dem Jubel versammelter Latiner zum albanischen Heiligtum emporstiegen.

Durch die Verbrüderung mit Latium war Roms Macht nach außen ansehnlich gewachsen, während zugleich die wiederhergestellte Ruhe und Eintracht im Innern den Staat kräftigte. Aber alles Entstandene strebt nach Ausbreitung

und Erweiterung, und es konnte nicht fehlen, daß auch das Tribunat nach höherer Geltung trachtete. Denn zunächst war seine Bedeutung geraume Zeit hindurch nur gering. Die Tribunen gewährten wohl in einzelnen Fällen den verfolgten Schuldnern einigen Schutz; allein auf den Gang der Staatsverwaltung und Gesetzgebung hatten sie keinen merklichen Einfluß. Es scheint sogar, daß die Patrizier in den Versammlungen der Centurien durch ihre Klienten und Angehörigen die Wahl der Tribunen zu ihrem Vorteil zu leiten verstanden. Es kommen wenigstens nur selten Fälle vor, wo das Veto der Tribunen gegen Senatsbeschlüsse angewendet wurde, obgleich Ereignisse und Eingriffe in die Verfassung, die dazu aufforderten, mehrfach stattfanden.

Spurius Cassius' Verurteilung. In der Darstellung der nun folgenden Vorgänge weichen wir von der herkömmlichen Ordnung ab und folgen dem naturgemäßen Gange der Begebenheiten, wie Niebuhr denselben entwickelt hat. Da finden wir zunächst Streitigkeiten zwischen den Patriziern selbst. Es wird davon viel Sagenhaftes berichtet; dagegen ist der traurige Ausgang des Spurius Cassius eine unbezweifelte Thatsache. Dieser ausgezeichnete Mann, der den Vertrag mit Latium zu Stande gebracht hatte, war dreimal Prätor gewesen, dreimal sieggekrönt zum Kapitol emporgestiegen. Während seiner dritten Prätur hatte ihn das Vertrauen des Volkes berufen, eine feste Einigung mit den dazu bereitwilligen Hernikern abzuschließen. Er hatte dieses Bündnis unter denselben Bedingungen zu Stande gebracht, wie das mit Latium, sodaß nunmehr die drei Völker unter billigen Rechten miteinander verbunden waren. Unter den hauptsächlichsten Bestimmungen des Vertrags war auch die, daß die Verbündeten ihre wichtigsten Feste, besonders das uralte Nationalfest Latiums, die Feriae Latinae, gemeinschaftlich feierten. Auf der höchsten Kuppe der Albanerberge (Monte cavo), wo das Heiligtum des Jupiter Latiaris weithin über Berge, Thäler und Ebenen schaute, kamen die Bundesgenossen zusammen und brachten ihre Beiträge an Lämmern, Käse, Kuchen, Milch und dergleichen zum Festschmaus. Dann schlachtete der latinische Diktator, später der römische Prätor, den weißen Opferstier der Bundesgottheit und verteilte das Opferfleisch unter die Kantone. Im ganzen Bundeslande herrschte während dieser festlichen Tage Gottesfriede; die Arbeiten ruhten, die Teilhaber trieben sich in fröhlichen Mummereien umher, schmausten oder wiegten sich in Schaukeln, die man an den Bäumen des Haines befestigt hatte. Die Opferstücke verbrannte man in der letzten Nacht auf hoch geschichteten Altären im Freien, und die lodernden Flammen verkündigten den Völkern des Bundes den Schluß des großen Festes.

Wohl mag bei solchen festlichen Gelegenheiten der Stifter des Dreivölkerbundes oft mit Ehren genannt worden sein. Sp. Cassius aber, ein Mann von großer Befähigung, suchte noch in anderer Weise der Ehre würdig zu werden, womit ihn seine Mitbürger umgaben. Er warf seine Augen auf das weit ausgedehnte Gemeindeland, das der Staat infolge seiner auswärtigen Erwerbungen besaß. Es schien ihm ein geeignetes Mittel, um bei gerechter Verteilung der Not der Armen abzuhelfen. Die Patrizier hatten bisher nach Gutdünken zu ihrem eigenen Vorteil darüber verfügt, sodaß ansehnliche Güter entstanden waren, die von Vater auf Sohn forterbten, obgleich der Staat seine Rechte darauf stets

wieder in Anspruch nehmen konnte. Andere Stücke benutzten auch wohl Plebejer, doch meist nur als Weideland in viel angefochtenen Gerechtsamen. Von dem Gemeindelande mußte nach dem Gesetze Zins oder auch der Zehnte entrichtet werden, allein diese Einnahme trug nicht viel ein, da die patrizischen Besitzer sich der Abgabe meist zu entziehen wußten.

Das Ackergesetz. Unter diesen Verhältnissen trat Sp. Cassius mit dem berühmt gewordenen Ackergesetz vor die Versammlung der Centurien. Er machte den Vorschlag, das Gemeindeland in gerechter Weise zu verteilen. Allgemeiner Beifall folgte seiner Rede. Jedoch hatten auch die Kurien ihre Stimme abzugeben, und hier war die Erbitterung über den Urheber des drohenden Vorschlags eben so groß wie dort die Zustimmung. Da man kein anderes Mittel in Händen hatte, die allgemeine Aufregung zu beschwichtigen, so brachte man selbst ein ähnliches Gesetz entweder über Verteilung der Staatsländereien, oder des von denselben entrichteten Pachtzinses in Vorschlag, und erwählte, als es angenommen war, zehn Männer, um die Ausführung vorzubereiten. Man sorgte aber dafür, daß die Sache in die Länge gezogen und endlich ganz beseitigt wurde. Für den Augenblick war die plebejische Gemeinde beruhigt; allein nun erhob sich der Sturm gegen den Urheber des Vorschlags. Die Quästoren in peinlichen Dingen (quaestores parricidii), die man wohl als öffentliche Ankläger wegen Staatsverbrechen bezeichnen kann, zogen ihn zur Verantwortung und stellten ihn vor das Gericht der Kurien. Er wurde angeklagt, er habe beabsichtigt, das Gemeindeland zu gleichen Teilen an Römer, Latiner und Herniker zu vergeben. Daraus ward weiter gefolgert, er habe sich mit Hülfe der dadurch gewonnenen Bundesgenossen zum Staatsoberhaupt erheben wollen. Die Klage ward vor der Versammlung der Kurien verhandelt, die natürlich im Sinne der Blutrichter Cäso Fabius und Lucius Valerius das Urteil sprachen. Er ward als Hochverräter vom tarpejischen Felsen gestürzt, sein Haus geschleift, seine Habe zum Vorteil des Staates verkauft. Kein Bürger, kein Tribun wagte für ihn ein Wort der Verteidigung, ob ihn gleich die plebejische Gemeinde noch lange betrauerte. Möglich, daß er nach hohen Dingen strebte, nach einer Macht, die ihn über das Parteigewühl erhob; aber bewiesen ward ihm keine Schuld. Die Kurien opferten ihn ihrem Haß; dafür erhob sich bei allen späteren Bürgerkämpfen sein Ackergesetz wie ein Schreckbild gegen sie und entriß ihnen eine angemaßte Bevorzugung nach der anderen.

Die Fabier. Inzwischen war die Zeit einer Gleichstellung der Bürger noch weit entfernt. Stolz erhoben vielmehr die Abkömmlinge der alten Stämme ihre Häupter über alle, die sich nicht gleicher Abkunft rühmen konnten, und traten wohlerworbene Rechte mit Füßen. Zunächst wußten sie die Wahl der Prätoren an sich zu reißen. Der Senat und die im Amte befindlichen Prätoren stellten eine Liste von Personen auf, die sie für geeignet hielten. Die Komitien aber durften diese Kandidaten höchstens ablehnen, nicht aber andere Männer vorschlagen. Denn der die Wahl leitende Prätor brauchte nur solche Stimmen anzunehmen, welche den vorgeschlagenen Bewerbern galten; alle andern Stimmen waren ungültig, sodaß der etwa durch solche Stimmen gewählte Prätor nicht anerkannt wurde.

Auf diese Weise erhob man den Cäso Fabius, einen Mann aus dem angesehensten und zahlreichsten Geschlecht, auf den kuruliſchen Stuhl und neben ihm den weniger bekannten Lucius Ämilius. Man berief auch in den darauf folgenden sechs Jahren Fabier zur Prätorwürde. Allein schon im dritten Jahre erhob sich kräftiger Widerstand; die Tribunen erkannten ihre Pflicht und die Bedeutung ihres Amtes, und einer von ihnen forderte die Ausführung des Ackergesetzes und hinderte die Aushebung für den Krieg.

Die Prätoren dagegen verlegten, wie sie in solchen Fällen schon öfters gethan, ihr Tribunal außerhalb der Bannmeile der Stadt, wo die Tribunen keine Gewalt hatten, und zwangen durch Geldbußen und Güterberaubung die junge Mannschaft zur Heeresfolge. Die widerwilligen Scharen wurden jedoch geschlagen, auch vereinigten sich die nach Abschaffung der königlichen Würde in den Senat aufgenommenen Geschlechter mit den Plebejern. Daher ward endlich das Abkommen getroffen, daß die Centurien frei, ohne an den Vorschlag des Senats gebunden zu sein, den einen der beiden Prätoren wählen sollten. Das war der erste Schritt zur Gleichberechtigung der Stände.

Ehe man diese Einigung schloß, wuchs der Unmut des Volkes in bedenklicher Weise und pflanzte sich auf die Heere fort, die wider ihren Willen ins Feld geführt wurden. Die Folge davon war eine Niederlage des Cäso Fabius während seiner zweiten Prätur. Jetzt sahen die Fabier ein, daß bei längerem Beharren auf der unseligen Bahn die Grundfesten des Staates erschüttert würden. Sie näherten sich dem Volke, das ihnen dafür erkenntlich war. Nun erfochten sie in einer heißen Schlacht den Sieg, nahmen die Verwundeten in ihre Häuser auf, empfahlen das Ackergesetz und achteten es nicht, daß ihre Standesgenossen sie abtrünnige Verräter nannten. Bald sahen sie sich von Haß umgeben. Die Adelspartei widersetzte sich ihnen mit größerer Erbitterung als den Tribunen, deren Amt den Schutz des Volkes und seiner Rechte zum Zweck hatte.

Da erkannten sie, wie schwer es sei, die Anfeindungen des bevorzugten Standes zu ertragen, und faßten einen Entschluß, der ihres angestammten Heldenmutes würdig war. In Feindesland, im Gebiete von Veji, wollten sie zur Abwehr verheerender Einfälle eine Niederlassung gründen. Es waren 306 waffenfähige Fabier, die mit Weibern und Kindern, mit Freunden und Klienten, zusammen gegen 5000 Seelen, vom Quirinal, ihrem Stammsitze, herunter, durch die carmentalische Pforte und weiter über die Tiber zogen. Sie gelangten an das Flüßchen Cremera, das, von Veji herabkommend, seine Wasser durch die Tuffhügel der Ebene dem Hauptstrome zuführt. Auf einem der Hügel machten sie Halt und legten ein stark verschanztes Lager an. Kühn durchzogen sie die feindlichen Marken und vergalten den Vejentern reichlich ihre häufigen Plünderungen des römischen Gebiets. Ihr Mut, ihre Kriegszucht und Waffenübung machten sie den Feinden furchtbar. In Verbindung mit einem römischen Heere siegten sie sogar in einer großen Schlacht. Sie schienen unüberwindlich; allein die Vejenter rüsteten sich im folgenden Jahre mit gesamter Macht und warben dazu zahlreiche etruskische Söldner. Dennoch wagten sie nicht die Feste selbst anzugreifen, sondern legten in waldiger Gegend dem heldenmütigen Häuflein einen Hinterhalt.

Untergang der Fabier. Die kühnen Männer sahen sich auf einem Streifzuge plötzlich von allen Seiten umringt und fielen alle im mörderischen Gefecht nach dem tapfersten Widerstande. Nur ein Fabier, der in Rom zurückgeblieben war — so erzählt die Ueberlieferung — soll dem Untergange entronnen sein; von ihm aber leitete das später wieder aufblühende Geschlecht seine Abstammung her.

Untergang der Fabier. Zeichnung von H. Leutemann.

Nach diesem Siege erstürmten die Etrusker das Lager an der Cremera, wo die zurückgebliebenen Weiber, Kinder, Freigelassenen und Sklaven unter ihren Waffen erlagen; darauf schlugen sie den Prätor Menenius, der mit seinem Heere in der Nähe gestanden, aber keine Hülfe gebracht hatte. Jetzt stand ihnen kein Hindernis mehr im Wege; sie rückten mit stolzer Zuversicht vor und lagerten auf dem Janiculus, den die erschrockene Besatzung geräumt hatte. Hier beherrschten sie nicht nur den Fluß, sodaß die Zufuhr in die Stadt gehemmt war, sondern sie gingen auch auf das andere Ufer über, wo die reiche Ernte kurz

zuvor eingethan war. Ansehnliche Heerden und gefüllte Speicher fielen ihnen daselbst in die Hände. Doch erlitten sie auch schwere Verluste, da die Römer oft unerwartet hervorbrachen, und schlossen endlich auf vierzig Jahre Frieden.

Innere Kämpfe. Nach glücklich überstandener Gefahr nahmen die Tribunen, auf Gleichstellung des Gesamtvolkes bedacht, ihre Bestrebungen gegen den bevorzugten Stand wieder auf. Sie hatten bisher schon einzelne Männer, die sich gegen die Rechte der Plebs Vergehungen zu Schulden kommen ließen, vor Gericht gezogen; jetzt gingen sie einen Schritt weiter, erklärten, daß Vergehungen gegen den Staat auch der Gemeinde schädlich seien, und forderten darüber Verantwortung. Sie klagten daher den Titus Menenius an, daß er den Untergang der Fabier verschuldet habe. Die Klage wurde vor den Kurien erhoben, und wie bereitwillig auch diese waren, den Standesgenossen freizusprechen, so forderte doch die Gerechtigkeit ein Opfer. Er wurde in eine Geldbuße von 2000 As verurteilt. Die Buße war geringfügig, betrug nur die Jahreslöhnung eines Reiters; allein sie begründete das Recht der Gemeindevertreter, Männer des höchsten Ranges zur Rechenschaft zu ziehen; denn der Verurteilte war ein Sohn jenes Menenius Agrippa, der die Versöhnung auf dem heiligen Berge gestiftet hatte. Eine andere Klage gegen Servilius, den Sieger auf dem erstürmten Janiculus, daß er nutzlos Bürgerblut vergossen habe, blieb ohne Erfolg; der erfochtene Sieg sprach laut für den tapferen Mann. Dagegen zog der Tribun Genucius frühere Prätoren vor das Gericht der Tribus, weil sie die Ausführung des Ackergesetzes gehindert hätten. Es war dies eine Gemeindeangelegenheit und gehörte darum vor die Tribusversammlung. Wohl konnten Senat und Kurien Einsprache thun; allein die herrschende Partei wählte einen andern Ausweg. Als nämlich die Menge auf dem Forum versammelt war und auf den kühnen Verteidiger ihrer Rechte wartete, erschien er nicht. Man sandte Boten in sein Haus und fand ihn tot auf seiner Lagerstätte. Die Patrizier erklärten frohlockend, die Götter hätten den Frevler gerichtet; die Bürger aber sprachen von Meuchelmord und erkannten mit Schrecken, daß kein Haupt mehr sicher sei, da die Ruchlosigkeit selbst die unverletzliche Person eines Tribuns geopfert habe. Während der allgemeinen Bestürzung ward von den Prätoren die Aushebung und Musterung des Heeres vorgenommen.

Kein Widerspruch erhob sich; Volk und Tribunen waren eingeschüchtert. Da ward ein tapferer Mann, Volero Publilius, der bisher als Centurio in mancher Schlacht gefochten hatte, unter den gemeinen Kriegern aufgerufen. Er widersprach; die Liktoren, welche ihn ergreifen sollten, schleuderte er mit starker Faust von sich und zog sich unter die umstehenden Haufen zurück. Diese nahmen sich seiner an; das Getümmel und Geschrei wuchs; mit zerbrochenen Fascen und blutigen Köpfen flüchteten die Liktoren vor der wütenden Menge; Prätoren, Senatoren und wer sonst vom patrizischen Stande anwesend war, mußten ihrem Beispiele folgen.

Ernennung der Tribunen. Im nächsten Jahre ward Publilius selbst zum Tribunen gewählt. Uneingedenk des erlittenen Unrechts, aber auch ungeschreckt durch die Dolche der Meuchelmörder, that der wackere Mann den Vorschlag, daß künftig die Tribunen von der in Tribus versammelten Gemeinde zu erwählen

seien. Als am folgenden Dingtage darüber abgestimmt werden sollte, hatten die Patrizier, besonders die Jugend, großenteils ihren Standort in den Komitien auf der andern Seite der Rostra (Rednerbühne) verlassen und sich mit zahlreichen Klienten unter die plebejische Gemeinde gemischt. Die verschiedenen Tribus waren durch gespannte Seile abgesondert; die hochgeborenen Herren wurden daher ersucht, in die ihnen vorbehaltenen Räume einzutreten. Sie weigerten sich, erhoben lautes Gezänk und Raufereien und hinderten dadurch Ansprache und Abstimmung. Am nächsten Markttag, der das Landvolk wieder in die Stadt führte, mußte der Vorschlag, als ein ganz neuer, eingebracht werden, und die Abstimmung darüber konnte erst am dritten Dingtag erfolgen.

Das Thal der Cremera. Nach Canina. (Zu S. 139.)

An diesem erhob sich abermals Zank und Streit, bis die untergehende Sonne die Verhandlungen schloß. Dann ward das Heer aufgeboten; die Plebejer mußten ins Feld rücken; die Klienten der Patrizier aber hatten in den Tribus die Mehrheit, wenn Bürger und Bauern den Fahnen folgten. So ging das Jahr hin. Indessen ward Publilius wieder erwählt, und nun half der Widerstand der Patrizier nicht länger. Die Ernennung der Tribunen und zugleich die der Ädilen durch die Gemeindeversammlung wurde zum Gesetz erhoben. Ein anderer Vorschlag, den Publilius in Verbindung mit seinem gleichgesinnten Kollegen Cajus Lätorius machte, war von noch größerer Tragweite. Er sollte der Gemeinde das Recht und die Vollmacht verleihen, nicht bloß über

ihre eigenen Angelegenheiten, sondern auch über die des Staates gültige Beschlüsse an den Senat und die Kurien zu bringen. Bisher hatte sie dieses Recht schon vielfach geübt, allein der Prätor konnte ihre Vorschläge und Gesuche unberücksichtigt lassen. Ward aber der Antrag der Tribunen zum Gesetz erhoben, so wurden die wichtigsten Staatsangelegenheiten vor der bewegten Volksgemeinde verhandelt, und ihre Beschlüsse mußten im Senate besprochen, genehmigt oder verworfen werden. Wie schwer es war, dem allgemeinen Volkswillen offenbaren Widerstand entgegenzusetzen, das hatte man bisher erkannt. Daher wählten die Kurien den Mann, der rücksichtslos die Bevorzugung seines Standes verfocht, der bereit war, sein Leben dafür einzusetzen, den Appius Claudius. Mit Entschiedenheit traf er Maßregeln am Dingtag, um den Beschluß zu hindern. Streit und Raufereien erfüllten das Forum. Der Prätor schickte seine Liktoren ab, die Volksvertreter zu ergreifen. Da erhob sich der Aufruhr, die Schranken wurden niedergeworfen, die Liktoren verwundet, der Prätor, der, von patrizischen Jünglingen umgeben, die Aufrührer züchtigen wollte, ward von seinem besonnenen Kollegen fortgeführt; das Volk besetzte das Kapitol.

Einfall der Volsker und Äquer. Dieser Umstand verhütete den Bürgerkrieg. Die waffenfähige Mannschaft ward aufgeboten und leistete Folge, da die Not drängte. Im Felde war der Prätor unbeschränkter Gebieter; da ließ er die verachtete Menge seine Macht fühlen. Bald verbreitete sich im Lager das
470 v. Chr. Gerücht, er wolle das ganze Heer seinem wütenden Hasse opfern, es, wie zur Schlachtbank, in ungünstiger Stellung dem Feinde entgegenführen. Als nun die Legionen zum Ausrücken geordnet wurden, wichen sie rückwärts, anfangs langsam und in Ordnung, endlich aber, da die feindlichen Scharen vorrückten und die Nachhut drängten, in wilder unheilvoller Flucht. Waffen, Fahnen und Standarten wurden weggeworfen; unter den Flüchtlingen würgten schonungslos die Waffen der Verfolger, bis Ermüdung und der anbrechende Abend der Flucht und der Verfolgung ein Ziel setzten. Die wehrlose Menge sammelte sich; aber unter ihr erschien mit drohender Miene Appius Claudius. Die wohlbewaffnete, von der Niederlage nicht entehrte Ritterschaft war um ihn versammelt und bereit, seinen Befehlen Nachdruck zu geben. Sofort ließ er jeden Centurio, der die Waffen eingebüßt hatte, und jeden durch das Los betroffenen zehnten Mann ergreifen. Die Häupter der Ergriffenen fielen unter dem Beile; das Blut überströmte die Lagerstätte; der Prätor schwelgte in der Sättigung seiner Rache. Unter solchen Umständen war nicht weiter an einen Feldzug zu denken; man mußte das offene Land den Feinden überlassen und hinter den festen Mauern der Stadt Sicherheit suchen. Als das Jahr der Prätur um war, wurde Appius vor der Gemeinde auf Leib und Leben angeklagt. Er aber stand, ungebeugt von der Gefahr, trotzig und drohend dem Volke gegenüber, wie in den Tagen seiner Macht. Er bat nicht um Schonung, sondern behauptete die Gerechtigkeit seiner Amtsführung. Mit demselben Trotz ging er in den Kerker und starb darin, vielleicht durch eigene Hand, vor dem festgesetzten Gerichtstag.

Dieser Ausgang des trotzigen Verfechters der alten patrizischen Rechte hat viel Ähnlichkeit mit dem Ende des gleichnamigen Dezemvirs, dessen wir später erwähnen werden. Man dürfte daher nicht irren, wenn man annimmt,

dieselbe Begebenheit sei von den römischen Geschichtschreibern zweimal erzählt worden, und vielleicht war der Appius Claudius, dessen starren, rücksichtslosen Charakter wir geschildert haben, der nämliche, der später als Dezemvir eine traurige Berühmtheit erlangte.

Um diese Zeit ward von dem Tribun Icilius das Gesetz in Vorschlag gebracht und durchgeführt, daß, wer die Tribunen in ihren Amtshandlungen gewaltsam unterbreche, der Bestrafung durch die Gemeinde verfallen sei. Man hoffte dadurch künftigen Störungen vorzubeugen; allein man kannte den harten Sinn der Machthaber nicht, die ebenso sehr an ihrer bevorzugten Stellung festhielten, wie der gemeine Mann an dem täglichen Brot. Schon die nächste Zeit, die unsägliches Unglück über Rom brachte, sollte dies beweisen.

Coriolanus. Damals ragte unter allen Patriziern durch tapfere Thaten, stolzen Mut und Geringschätzung der Gemeinde Gaius Marcius hervor. Seines alten Geschlechts würdig, kämpfte er in den langwierigen Kriegen mit den Volskern und fesselte oft den wankenden Sieg an die römischen Fahnen. Einst wurde Corioli, eine Stadt der Volsker, auf vorspringender Höhe des Albanergebirgs, von einem römischen Heere belagert. Entsatz rückte von Antium heran, die kriegerische Bürgerschaft that einen unerwarteten Ausfall, der Schrecken der Überraschung verbreitete sich unter den Legionen. Da sammelte Marcius mit lautem Ruf erprobte Krieger um sich her, durchbrach, zersprengte, allen vorankämpfend, die anstürmenden Scharen und drang mit den Flüchtlingen in die offenen Thore der Stadt. Jeder Widerstand ward überwältigt, die nächsten Häuser gingen in Flammen auf; das Winseln der Sterbenden, das Jammergeschrei der Weiber und Kinder verkündigten den Sieg der römischen Waffen. Draußen aber auf offenem Felde dauerte der Kampf mit dem volskischen Heere noch unentschieden fort. Da verließ Marcius mit seiner Schar die von Schwert und Flammen halb zerstörte Stadt und drang in die Reihen der feindlichen Streiter. In festgeschlossener Ordnung rückten die kühnen Männer unwiderstehlich vor. Ihre blutigen Gewänder, ihre funkelnden Blicke verbreiteten Entsetzen, ihre Waffen den Tod. Die ganze volskische Macht suchte ihr Heil in schimpflicher Flucht und überließ die Walstatt und die Ehre des Sieges den römischen Legionen. Auf dem Schlachtfeld aber begrüßte das Heer den heldenmütigen Mann, der zweimal die Entscheidung herbeigeführt hatte, mit dem Ehrennamen Coriolanus, und als der Prätor seinen triumphirenden Einzug in Rom hielt, pries man nicht seinen Ruhm, sondern den des tapfern Cajus Marcius Coriolanus.

Wie gefeiert aber auch sein Name war, so verweigerte man ihm doch die Prätur. Man scheute seinen Stolz und seine Härte gegen den gemeinen Mann. Er ließ jedoch nicht ab von seinem trotzigen Sinn; ja er zog einstmals sogar, als das Volk den Feldzug verweigerte, auf eigene Faust mit Klienten und alten Kriegsgenossen in das feindliche Land und kehrte mit reicher Beute zurück, die er unter seine Getreuen verteilte. Bei dieser und anderen Gelegenheiten sprach er seine Geringschätzung gegen die plebejische Gemeinde unverhohlen aus, und besonders that er dies in einer schweren Hungersnot, da die geringen Leute die hohen Fruchtpreise nicht aufbringen konnten und dem fürchterlichen Mangel

fast erlagen. Der Senat ließ Getreide aufkaufen, auch kamen aus befreundeten Städten Siziliens reichliche Spenden. Er beratschlagte sodann über unentgeltliche Austeilungen an die unbemittelten Bürger und über die festzusetzenden niederen Preise. Dagegen erhob sich Coriolan. Er meinte, wenn die Plebs die alten Preise wolle, so solle sie auch das alte Recht wieder herstellen und ihre schwatzhaften Vertreter abschaffen. Die jüngeren Glieder der Versammlung stimmten ihm bei; es entstand Zwiespalt im Senat, der die Beratung zu keinem festen Entschlusse kommen ließ. Indessen hatten auch die Tribunen auf ihren bescheidenen Sitzen an der Thüre der Kurie die Rede gehört und brachten sie mit Übertreibungen am nächsten Dingtage vor das Volk. Wenn es nach jenem rasenden Menschen gehe, riefen sie, so könne die ganze Gemeinde in Hunger und Elend umkommen. Er verlangte die Vertreter derselben gebunden in seinen Händen zu haben; in ihm sei dem Volke ein neuer Henker erstanden, der ihm nur zwischen Tod und Knechtschaft die Wahl lasse. Unter dem Zustimmen der Menge setzten sie ihm den Gerichtstag fest, wo er sich verantworten solle. Noch verachtete er die Drohungen der Tribunen, indem er höhnisch fragte, ob sie zu Vorstehern der Plebejer oder auch der Patrizier bestellt seien; allein die Sache ward ernst. Die zahlreichen Klienten und Freunde des Marcischen Geschlechts versuchten vergeblich die Gemeinde am Dingtage zu stören, vergeblich legten die angesehensten Senatoren Fürbitten ein. Da er nun selbst nicht erschien, so ward von zwölf Tribus gegen neun seine Verurteilung ausgesprochen. Er aber hatte schon von Mutter, Weib und Kindern und dem teuren Vaterhause Abschied genommen und war auf dem Wege nach Antium, um bei den feindlichen, oft bekämpften Volskern Schutz und Rache zu suchen. Schweigend wanderte er auf unbekannter Straße gen Antium, wo der vielvermögende, reiche Attius Tullius in fürstlichem Ansehen lebte. Coriolan war oft im Kriege dessen ehrenwerter Gegner, im Frieden sein lieber Gastfreund gewesen; jetzt trat er als armer Flüchtling in die fürstliche Halle und setzte sich an das Herdfeuer, in den Schutz der Laren des Hauses, die dem Hülfsbedürftigen Gewährung verhießen. Bald ward ihn Tullius gewahr, erkannte ihn und führte ihn zu dem Ehrensitze, wo beim festlichen Mahle, unter traulicher Wechselrede, die Vorfälle in Rom besprochen wurden. Beide Männer waren darüber einverstanden, daß man die verhaßte Stadt mit Krieg überziehen müsse, um Rache zu nehmen für altes und neues Unrecht. Schon in nächster Zeit fand sich eine Veranlassung dazu, und freudig rüsteten sich die kriegerischen Volsker in der weiten Ebene am Meere und in den rauhen Bergen, die das Trerusthal begrenzen. Sie hofften Sieg, weil der gefeierte Held Coriolan ihren Fahnen zu folgen bereit war. Derselbe stand aber nicht allein, sondern um ihn sammelten sich andere Verbannte aus Rom, die während der inneren Unruhen gleiches Schicksal erduldet, die jetzt gleiche Unbilden zu rächen hatten, kühne, verzweifelte Männer, ohne Heimat, ohne Hoffnung, als auf die Waffen, zu jedem Äußersten entschlossen.

Zug Coriolans gegen Rom. Das vereinigte Heer setzte sich in Bewegung; es rückte vor Circeji, das, an einen einsamen, ins Meer vortretenden Felsen gebaut, beharrlichen Widerstand leistete. Die starken Mauern waren nicht niederzuwerfen,

aber der Hunger erzwang die Übergabe. Im nächsten Feldzug wurde die Macht Latiums gebrochen, das flache Land verheert, die Städte teils durch List und Einverständnis, teils mit stürmender Hand genommen. Die Furcht vor Coriolan lag auf Städten und Völkern, denen er sich feindlich nahte, und lähmte ihren Widerstand. Er rückte endlich mit gesamter Macht bis an den Cluilischen Graben vor, wo einst die Horatier und Curiatier gekämpft hatten, 5000 Schritte von den Thoren Roms. Er gab die Äcker und ländlichen Wohnsitze der Plebejer der Plünderung preis, die seiner Standesgenossen ließ er verschonen.

Die Frauen Roms vor Coriolan. Nach H. Vogel. (Zu S. 146.)

Dieses Verfahren erregte Argwohn in der Bürgerschaft, und als das Aufgebot zum Heerbann erging, murmelten die Plebejer, der Senat stehe mit ihrem Todfeind in Verbindung, man wolle sie, gleichwie Schlachtvieh, zur grauenvollen Opferung führen. Mißtrauen, Mutlosigkeit waren allgemein; die Aufstellung einer hinlänglichen Macht zur Bekämpfung des siegreichen Feindes unmöglich. Unter solchen Umständen schien die Eroberung und Plünderung der Stadt, vielleicht die Niedermetzelung der gesamten Bürgerschaft bevorzustehen. Noch stand der Weg gütlicher Unterhandlungen offen. Der Senat beschloß, die Gemeinde bestätigte die Zurückberufung Coriolans, seine Wiedereinsetzung in alle Rechte, Ehren und Güter. Fünf frühere Prätoren überbrachten dem

trotzigen Manne diesen Beschluß. Er aber forderte nicht nur seine, sondern auch der sämtlichen Verbannten ehrenvolle Zurückberufung, ferner Abtretung früherer Eroberungen und Bürgerrecht für die ganze volskische Nation, und setzte zur Entschließung eine Frist von dreiunddreißig Tagen. Diese Bedingungen waren hart; wenn man sich ihnen unterwarf, so machte man ihn und seine im langen Elend verwilderten Genossen zu Herren der Stadt und mußte der schmählichsten Behandlung gewärtig sein. Die drohende Gefahr beugte den Stolz des Senats, er beschloß zur demütigen Bitte seine Zuflucht zu nehmen. Noch einmal erschienen die Gesandten im feindlichen Lager; Coriolan aber hörte sie nicht an sondern forderte Unterwerfung. Denselben Bescheid erhielt eine zweite Gesandtschaft der zehn ehrwürdigsten Glieder des Senats. Ebenso bedeutete er die Priester, die, gehüllt in ihre Amtstracht, vor dem harten Manne erschienen. Als darauf das volskische Heer näher rückte, erhob sich in der Stadt lautes Jammern der Weiber und Kinder, die den Einbruch der Feinde in jedem Augenblicke erwarteten.

Die Frauen Roms vor Coriolan. Aber während die Männer weder Mut hatten, die Waffen zu ergreifen, noch anderen Rat wußten, beschlossen die edeln Matronen, einen Versuch zu ihrer und des Vaterlandes Rettung zu machen. In langem Zuge wallten sie nach dem feindlichen Lager. Man meldete dem Feldherrn die seltsame Gesandtschaft; er befahl, sie zurückzuweisen, weil er mit Männern, nicht mit Weibern verhandele. Als ihm aber einer seiner Vertrauten bemerkte, er habe unter den Matronen seine Mutter Veturia und seine Gattin Volumnia mit seinen zwei Knäblein erkannt, da hieß er sie hereinführen. Er eilte ihnen entgegen und wollte die greise Mutter in die Arme schließen. Sie verwehrte es ihm, sie fragte, ob sie zu dem Feinde, oder zu dem Sohne gekommen; ob sie als Gefangene, oder als Mutter im Lager sei; ob sie mit seiner Gattin und seinen Kindern unter den Mordwaffen sterben solle, wenn er in der erstürmten Vaterstadt seinen Einzug halte, oder ob er, als Sohn, Gatte und Vater, zu ihrem Schutze bereit, die heimatliche Stadt schonen und ehren werde. Als darauf Volumnia und die Kinder ihn umfaßten, als die Frauen alle auf den Knieen laute Wehklagen erhoben, da konnte er nicht widerstehen. „Mutter", sprach er, „bei dir stand die Wahl zwischen dem Sohne und der Vaterstadt; du hast diese gerettet, aber mich wirst du niemals wiedersehen." Nachdem er sich hierauf der Umarmungen der Seinigen und ihrer Liebe und Dankbarkeit kurze Zeit erfreut hatte, entließ er sie. Dann brach er das Lager ab und führte das Heer zurück. Er selbst blieb bei den ihm befreundeten Volskern und sah die Heimat niemals wieder.

Dies ist die Sage von Coriolan, wie römische Geschichtschreiber sie erzählen. In ihren Grundzügen dürfte sie nicht zu bezweifeln sein; allein man hat sie mit vielen Ausschmückungen und Zusätzen ausgestattet. Wahrscheinlich stand er nicht als Feldherr an der Spitze des volskischen Heerbanns, sondern er war als Führer einer ansehnlichen, aus römischen Flüchtlingen bestehenden Freischar bis in die Nähe von Rom vorgedrungen, während die waffenfähige Mannschaft gegen die Volsker zu Felde zog. In der dreifachen Gesandtschaft der Senatoren, der Priester, der Frauen erkennen wir den römischen Staat

nicht wieder. Sicherlich bildet den Kern der Sage die Verherrlichung der Mutterliebe, und es scheint, daß die phantasievollen Griechen nicht ohne Einfluß auf die weitere Ausführung der Erzählung gewesen sind.

Bedrängnisse Roms. In den schweren Kriegen, welche etwa von 470 an Latium und Rom bedrängten, erhielten die feindlichen Völker alles, was der Held der Sage forderte, und noch mehr. Zwar nach dem unglücklichen Feldzuge des Appius Claudius ward noch mit wechselndem Erfolg um Antium gekämpft; die Römer eroberten sogar die wichtige Stadt des volskischen Landes; allein später war ihnen das Glück der Waffen entschieden zuwider. Die mit den Volskern verbündeten Äquer brachen aus ihren Bergen hervor und setzten sich auf dem Algidus fest, einer ausgedehnten, vielfach zerrissenen Hochebene des nordöstlichen Kraterrandes der Albanerberge, wo dunkle Eichenwaldungen mit unfruchtbaren Blößen von Steingeröll abwechselten. Von hier aus verbreiteten sich ihre leicht gerüsteten Scharen plündernd über das latinische und römische Gebiet. Der Prätor Spurius Furius, der ihnen entgegenrückte, ward in seinem Lager berannt. Als er einen Ausfall that, entrann er zwar selbst verwundet dem Gemetzel, sein Bruder aber mit auserlesener Mannschaft erlag den Feinden. Zur rechten Zeit noch kam Entsatz, um das Lager zu retten; aber das Heer des anderen Prätors hatte unterdessen großen Verlust erlitten, und abermals überzogen plündernde Horden das offene Land. Die Bauern flüchteten in die Stadt, wo bei der Anhäufung von Menschen und Tieren zuerst eine Viehseuche, dann eine furchtbare Pest ausbrach. Nicht blos die geringen Leute, sondern auch Ritter und Senatoren, Tribunen, Priester und beide Prätoren raffte das entsetzliche Übel dahin. Die Stadt war verödet; eine allgemeine Mutlosigkeit lag auf den Überlebenden. Die Feinde streiften bis an die Thore; vielleicht hielt sie nur die Furcht vor Ansteckung ab, die schlecht verwahrten Mauern zu ersteigen. Aus dem verheerten Lande rückten Volsker und Äquer in das reiche, wohlangebaute Latium. Die Latiner erlitten eine mörderische Niederlage, dann fielen Corbio, Satricum, Carventum, Pedum, selbst Lavinium und viele andere Städte in feindliche Gewalt. Auch Antium erlag dem allgemeinen Sturm; die römischen Kolonisten mußten weichen, die Bürger schlossen sich freudig ihren Landsleuten an. Die ganze Eidgenossenschaft von Latium ward zertrümmert und ihr Gebiet zum großen Teil von den Siegern besetzt. Aus dem drohenden Umsturz rettete sich das hart bedrängte Rom nur durch die Trennung des feindlichen Bündnisses. Die Volsker schlossen einen Frieden, wodurch ihnen ihre Eroberungen und zugleich gemeinschaftliches Bürgerrecht mit den Römern zugesichert wurden; die trotzigen Äquer, von den Sabinern unterstützt, beharrten im Kriege. Es wurden wohl zuweilen Waffenstillstände geschlossen, allein sie waren nicht von Bestand. 470 v. Chr.

Ungeachtet der äußeren und inneren Bedrängnisse ruhte in Rom selbst der Zwiespalt nicht. Der Gemeinde schien die Bevorzugung der alten Geschlechter unerträglich. Besonders herrschte in den gerichtlichen Angelegenheiten eine große Ungleichheit. Die Geld- und Freiheitsstrafen, die gegen Patrizier angewandt werden konnten, waren genau festgesetzt; die niedere, der alten Rechtsweistümer unkundige Volksklasse war der richterlichen Willkür preisgegeben.

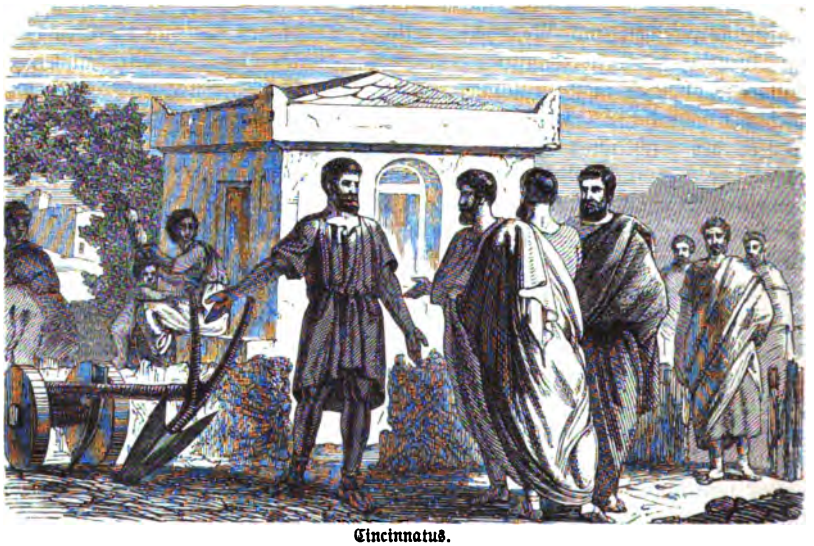
462 v. Chr. **L. Q. Cincinnatus und Cäso Quinctius.** Da wurde der Wunsch nach geschriebenen Gesetzen laut, und der Tribun Gaius Terentilius Arsa gab dem Verlangen der Gemeinde Ausdruck, indem er um 462 den Antrag auf Abfassung eines billigen und gleichmäßigen Gesetzbuches stellte. Dem widersetzten sich die Geschlechter mit aller Macht und mit der alten Taktik. Damals genoß unter ihnen, wie unter den Plebejern, der durch Kriegsthaten und Rechtschaffenheit ausgezeichnete Lucius Quinctius Cincinnatus großes und gerechtes Ansehen. Er baute mit eigener Hand seine Äcker, er war leutselig gegen den geringen Mann, er hatte mehrmals in schwierigen Lagen durch Rat und That Hülfe geschafft. Dabei lebte er mit seiner würdigen Hausfrau Racilia, seinen Kindern und Sklaven in patriarchalischer Eintracht; besonders aber liebte er seinen Sohn Cäso Quinctius, den die Natur selbst zu ihrem Liebling erkoren und mit allen Gaben eines antiken Helden geschmückt zu haben schien. Wenn der hochgewachsene, männlich schöne Jüngling in der Toga oder im Panzer daherschritt, zog er durch die Kraft und Anmut seiner Bewegungen aller Blicke auf sich. Er schien zum Herrscher geboren und hätte einen Thron mit Glanz und Ruhm umgeben; aber in einer Republik waren sein kühner, stolzer Sinn und seine Ansprüche ihm und dem Vaterlande verderblich. Als der Vorschlag des Terentilius die Erbitterung des bevorzugten Standes erregte, stellte sich Cäso an die Spitze gleichgesinnter Jünglinge, um die Abstimmung der Gemeinde zu hindern. Mit höhnischen Worten, mit Schlägen und Wunden mißhandelten sie die geringen Leute und jagten sie endlich samt ihren Tribunen mit blutigen Köpfen aus einander. Wahrscheinlich geschah dies an solchen Dingtagen, an welchen sich das Landvolk nicht zahlreich beteiligt hatte. Als aber die Tribus an einem Markttage zusammenkamen, appellirten die Volksvertreter an die Menge und die robusten Fäuste der Bauern. Dies gab der Sache eine andere Wendung, denn selbst Cäso und seine Genossen wagten nicht gegen das erbitterte Volk ihre Störungen zu wiederholen. Der Tribun M. Volscius, der noch andere Unthaten berichtete, klagte den vornehmen Rädelsführer auf den Tod an, und derselbe mußte bis zum nächsten Dingtage zehn Bürgen stellen, von denen jeder 3000 As zu hinterlegen hatte. So blieb die Versammlung ungestört, in gesetzlicher Haltung. Cäso war indessen durch die Verhandlungen zur Besinnung gekommen und sah ein, daß es hier auf seinen Kopf abgesehen war. Oft hatte er sein Leben im Gewühle der Schlacht gewagt; allein es war ein anderes, unter dem Beile des Henkers zu bluten. Er entschloß sich sofort, der Ungewißheit ein Ende zu machen, ließ Vater, Vaterland und Bürgen im Stich und entwich in nächster Nacht aus der Stadt. Der redliche Cincinnatus zahlte mit einem großen Teile seines Vermögens die Bürgschaft; seine unbescholtene Rechtschaffenheit galt ihm mehr als Vermögen.

Überfall des Kapitols. Unterdessen dauerten die Unruhen wegen des Terentilischen Gesetzvorschlages fort. Die patrizische Jugend benahm sich vorsichtiger, aber nicht weniger widersetzlich. Kein Einzelner that sich besonders hervor; alle waren mit Klienten und anderen Anhängern unter die Tribus verteilt; sobald nun des Vorschlags oder auch nur des Terentilius Erwähnung geschah, erhob sich erst da und dort, dann allmählich, in der ganzen Versammlung ein dumpfes

Murren, das immer mehr anschwoll, wie das Getöse bei zunehmendem Gewitterſturm, darauf Gezänke, Scheltworte, Geſchrei über empfangene Stöße und Fußtritte, bis das Getümmel jede Verhandlung unmöglich machte. Die ganze Bürgerſchaft war fortwährend in leidenſchaftlicher Erregung. Dazu kamen Seuchen, Erderſchütterungen, Nachrichten von einem furchtbaren Ausbruch des Ätna, Wunderzeichen am Himmel, namentlich Feuerflammen, die wie ſtreitende Heere anzuſehen waren. Unter Sorgen und Angſt verbrachte man Tag und Nacht. Da wurden einſtmals die Bürger durch Trompetengeſchmetter und feindliches Feldgeſchrei vom Kapitol herab aus dem Schlafe geweckt. Sie ſtürzten 460 v. Chr.
auf die Straße; der Ruf: „Feinde auf dem Kapitol! Verrat! Der Prätor Gaius Claudius hat dem ſchrecklichen Cäſo und ſeinen Helfershelfern die Thore geöffnet!“ verbreitete ſich überall. Flüchtlinge, die dem mörderiſchen Überfalle entronnen waren, vermehrten den Argwohn. Stimmen vom Kapitol forderten die Sklaven und geringen Bürger zur Hülfe auf, verkündigten eine allgemeine Freiheit und Gleichheit. Als es Tag ward, beſetzte die Gemeinde den Aventin und den Esquilin. Sie weigerte ſich aber, zu den Fahnen zu ſchwören, obgleich man inzwiſchen erfuhr, daß Herdonius, ein reicher und mächtiger ſabiniſcher Häuptling, mit zahlreichem Anhang und römiſchen Verbannten den nächtlichen Überfall ausgeführt habe. Erſt nachdem der volksfreundliche Prätor P. Valerius Poblicola ſein Wort verpfändet hatte, daß die Gemeindeverſammlung künftig ungeſtört, die Abſtimmung über das Terentiliſche Geſetz unbehindert ſein ſolle, leiſtete das Volk den Fahneneid und folgte dem Aufgebote zum Sturm auf das Kapitol. Der Kampf war heiß und blutig; auf den Stufen des kapitoliniſchen Tempels fiel der tapfere Valerius an der Spitze der ſiegenden Kohorten und mit ihm die Hoffnung der Gemeinde. Die Burg war erobert, aber die Patrizier dachten nicht mehr daran, das Wort des Prätors zu halten; vielmehr ward Cincinnatus ungeſetzlich von den Kurien zur Prätur erhoben. Man beſchloß, durch einen neuen Feldzug die müßigen Leute zu beſchäftigen und deshalb die Komitien auswärts zu halten, wo die tribuniziſche Gewalt außer Kraft ſei. Dieſe Maßregeln riefen allgemeine Widerſetzlichkeit hervor und konnten nicht zur Ausführung kommen. So dauerten Beſchwerden und Unruhen fort.

L. Q. Cincinnatus Diktator. In den nächſten Jahren nahm der ſchwere Krieg mit den Äquern die Kräfte des Staates in Anſpruch. Der Prätor Minucius ward nach verſchiedenen unglücklichen Gefechten in den waldigen Gegenden des Algidus eingeſchloſſen. Das geſamte Heer ſchien dem Untergange geweiht; daher ſchritt man zur Ernennung eines Diktators. Die Wahl fiel auf den würdigen Lucius Quinctius Cincinnatus. Derſelbe befand ſich jenſeit der Tiber, wo er in der vatikaniſchen Feldmark eine ländliche Wohnung und ein ſehr beſcheidenes Gütchen beſaß. Er führte den von Ochſen gezogenen Pflug und war nach Sitte der Ackerleute nur mit der knappen Tunica bekleidet, als die feierliche Geſandtſchaft des Senats zu ihm herantrat. Er grüßte die Männer, deren Ernſt ihm anzeigte, daß ſich etwas Wichtiges ereignet habe. Sie forderten ihn auf, in anſtändiger Kleidung die Aufträge des Senats zu empfangen. Sofort begab er ſich in ſeine Behauſung, wuſch ſich von Händen und Angeſicht

von Schweiß und Staub und legte die Toga um, die seine Hausfrau ihm darreichte. Dann ging er würdevoll, wie es dem Römer ziemte, den Abgeordneten entgegen. Aus ihren Händen empfing er die Abzeichen der höchsten Gewalt und folgte ihnen, indem er seiner Hausfrau beim Abschiede zurief: „Racilia, sorge für das Hauswesen, denn die Ernte wird spärlich ausfallen!“ An der Tiber erwartete ihn eine festlich geschmückte Barke, begrüßten ihn Vettern und Klienten und auch drei seiner Söhne, nicht aber sein Liebling Cäso, der verbannt in freudloser Fremde lebte, oder vielleicht in der Schar des Herdonius gefochten hatte und gefallen war. Mit zahlreichem Gefolge hielt er seinen Einzug in die Stadt; schon vor Anbruch des nächsten Tages nahm er auf dem Forum Musterung vor. Wer die Waffen führen konnte, mußte sich rüsten; Schanzpfähle wurden gehauen, Lebensmittel bereitet, die Buden geschlossen, Geschäfte und Gerichtsverhandlungen eingestellt: so befahl der Diktator, und also mußte es geschehen.



Cincinnatus.

Sieg über die Äquer. Sobald diese Vorkehrungen getroffen waren, setzten sich die Legionen in Marsch; Lucius Äbutius, gleich redlich, kriegserfahren und arm wie Cincinnatus, befehligte die Reiterei, der Diktator das gesamte Heer. Mit entfalteten Fahnen, aber ohne das kriegerische Schmettern der Tuben und Hörner, schritt man eilends vorwärts, während die Krieger einander zur Beschleunigung ermahnten, weil die Mitbürger schon drei Tage eingeschlossen seien. Um Mitternacht gelangte man an den Algidus und begann sogleich die Einschließung des äquischen Heeres mit Graben, Wall und Pfahlwerk. Als das Notwendigste vollendet war, erhoben die Legionen lautes, herausforderndes Kriegsgeschrei, das zum Schrecken der Feinde, zur Freude der bedrängten Mitbürger die nächtliche Stille unterbrach. Sofort erhob sich ein wilder Kampf in der Dunkelheit. Die eingeschlossenen Römer machten einen Ausfall aus ihrem

Lager; die Äquer boten ihnen die Spitze und suchten zugleich die engenden Schranken zu durchbrechen. Die Sonne stieg über die dunkeln Waldgebirge herauf; sie beleuchtete das blutige Gefilde und zeigte den Feinden ihre hoffnungslose Lage. Da sank ihnen der Mut, da begehrten sie nur das Leben zu retten. Dies ward ihnen bewilligt, aber unter der harten Bedingung, daß sie, aller kriegerischen Ehren beraubt, unter dem Joche durchgehen sollten. Sofort wurden zwei Speere in den Boden gesenkt, ein dritter quer darüber befestigt, und die Äquer mußten ohne Rüstung und Wehr unter dem Joch und zwischen den eine Gasse bildenden Römern, von Spott und Hohn verfolgt, ihren Marsch nehmen. Ihre Obersten blieben als Gefangene zurück, um den Triumph des siegreichen Diktators zu zieren und dann für den mutwillig begonnenen Krieg zu büßen; auch wurde die Übergabe der Stadt Corbio vorbehalten. Mit reicher Beute an Waffen, Rossen und Gepäck zog das römische Heer in Rom ein und feierte in Liedern den Sieg und den ruhmvollen Feldherrn, der zum Kapitol emporstieg, wo er der schirmenden Gottheit Dankopfer darbrachte. Ehe Cincinnatus seine Diktatur niederlegte, zog er den Ankläger seines geliebten Cäso, den ehemaligen Tribun M. Volscius, vor die Kuriatkomitien, wo er zur Verbannung verurteilt wurde, weil er einen römischen Bürger an Eigentum und Ehre geschädigt habe. Vor dem Ansehen des Diktators mußte die Stimme des Volkes schweigen; Volscius verließ Haus und Heimat und wanderte in die Fremde.

In sechzehn Tagen hatte Cincinnatus seine Aufgabe gelöst und legte die diktatorische Gewalt nieder, um den Bau seiner bescheidenen Hufe wieder aufzunehmen. Die Sage ist geschäftig gewesen, den Bericht von seinen kriegerischen Thaten auszuschmücken, ohne sich um Unwahrscheinlichkeiten und innere Widersprüche zu kümmern. Indessen läßt sich doch ein glänzender Sieg der römischen Waffen nicht in Abrede stellen, da von dieser Zeit an die Äquer zwar immer wieder auf dem Algidus erscheinen, aber doch die römischen Marken nicht mehr zu bedrängen vermögen.

Sobald die Kriegsnot einigermaßen beseitigt war, begann wieder der 457 v. Chr.
Kampf zwischen den Ständen mit erneuerter Heftigkeit. Zunächst erhielten die Plebejer das Recht, statt fünf Tribunen deren zehn zu wählen. Sie erlangten dadurch allerdings ausgedehnteren Schutz gegen patrizische Bedrückungen; allein auf der anderen Seite ward auch die Einmütigkeit des Kollegiums dadurch erschwert. Im folgenden Jahre ward der Vorschlag des Tribunen Lucius Icilius angenommen, daß das Gelände auf dem Berge Aventin unter die Gemeindeglieder verteilt und denselben erblich eingeräumt werde. Es befanden sich in diesem Bezirk ein Tempelhain und viele Staatsländereien, welche die Patrizier bisher, wie andere Staatsgüter, inne gehabt und auf eigene Rechnung bewirtschaftet hatten. Letztere mußten jetzt zum Vorteile der ärmeren Gemeindeglieder auf ihren angemaßten Besitz verzichten, hofften aber dadurch, das Cassische Ackergesetz, das ihnen weit größeren Verlust drohte, beseitigt, oder wenigstens in unbestimmte Ferne gerückt zu haben. — Auf ähnliche Art suchten sie den Terentilischen Gesetzesvorschlag zu umgehen.

Das Decemvirat.

Willst du Gesetz aufbauen, sei
Du selbst Gesetz dir, werde frei
Von blinder Gier der Leidenschaft,
Sonst trifft dich des Gesetzes Kraft.

Die Prätoren Spurius Tarpejus und A. Aternius stellten nämlich den Antrag und ließen ihn durch ihre Standesgenossen in den Kurien zum Gesetz erheben, daß die Strafgewalt der Prätoren und übrigen Beamten künftig bestimmt normirte Grenzen haben und nicht über den Betrag von zwei Schafen und dreißig Rindern steigen solle. Vorher waren die Strafen namentlich gegen Plebejer dem freien Ermessen der Beamten überlassen und konnten bis zur gänzlichen Verarmung der betreffenden Bürger erhöht werden; nach dem Aternischen Gesetz mußten die Bußen mit dem Betrage für ein Schaf beginnen und durften bei fortgesetzter Widerspenstigkeit nur täglich um den gleichen Wert bis zu der festgesetzten höchsten Buße gesteigert werden.

Diese und andere Bewilligungen, die man dem Drange der Gemeinde nach politischer Gleichheit machte, waren indessen nur unzulängliche Notbehelfe. Der Senat, wenigstens der verständige Teil desselben, der den Aufbau eines soliden Staatskörpers unter allen äußeren und inneren Stürmen fest im Auge behielt, sah ein, daß es auf dem bisher verfolgten Wege nicht gelingen werde. Die Kuriat- und Tributkomitien standen gleich feindlichen Heeren einander gegenüber und vereitelten oft die Ausführung heilsamer Beschlüsse. Die Prätoren und übrigen Beamten waren mit großer Vollmacht ausgerüstet; allein die Tribunen, geschützt durch ihre Unverletzlichkeit, griffen in die Verwaltung des Staates, in die Rechtspflege ein und waren allezeit geschäftig, die Staatsbeamten zur Verantwortung zu ziehen. Als nun die Gemeinde auf ihre Forderung geschriebener, fest normirter Gesetze immer wieder zurückkam, suchte man ihr begreiflich zu machen, daß durch ein geschriebenes Landrecht das Amt der Tribunen, der Schutz, den sie dem Volke gegen richterliche Überschreitung gewährten, überflüssig werde. Die Plebejer scheinen darauf eingegangen zu sein; daher zögerte man nicht länger mit der Ausführung.

Geschriebene Gesetze. Vorerst erwählte der Senat drei seiner würdigsten Glieder zu Gesandten an andere Staaten, deren staatliche und rechtliche Einrichtungen als zweckmäßig bekannt und geeignet schienen, um bei Abfassung eines allgemeinen Gesetzbuches zu Rate gezogen zu werden. Die Gesandten reisten auf einem prachtvoll ausgerüsteten Staatsschiffe ab. Sie besuchten zunächst die griechischen Städte in Unteritalien, wo sie manche heilsame Belehrung empfingen. Namentlich wurden sie mit dem weisen Epheser Hermodorus bekannt, der ihnen nicht nur durch seinen Rat, sondern auch durch Übersetzung griechischer Verordnungen und Schriften behülflich war. Von Italien wendeten sich die Abgeordneten nach dem eigentlichen Griechenland, um daselbst von den verschiedenen Verfassungen Einsicht zu nehmen und das für Rom Brauchbare auszuwählen. Damals aber genoß unter allen Staaten Athen durch seine Thaten in den Perserkriegen, wie durch volkstümliche Verfassung, hohe Bildung und blühenden Zustand gerechten Ruhm. In dieser Stadt hielten die Gesandten längere Rast. Sie lernten die Verwaltung des Staates und die Rechtspflege

genau kennen, waren aber nicht blind gegen die Nachteile, mit welchen ungezügelte Demokratie den Staat bedrohte. Daher nahmen sie wohl in der Theorie von mancher heilsamen Anordnung Kenntnis, allein in der Ausführung gaben sie der italischen Weise, wie sich dieselbe besonders in ihrer Vaterstadt entwickelt hatte, den Vorzug. Die Gesetzgebung der Völker des Altertums pflegte überhaupt nicht auf unerprobte Theorien das Gebäude des Staates und des bürgerlichen Rechts aufzubauen, sondern auf Erfahrung, auf den Gang der Volksentwicklung, auf bestehende und bewährte Gesetze. Sie wurde ferner der Weisheit eines Mannes oder eines Ausschusses von wenigen Männern übertragen, die das Vertrauen besaßen, weil man von ihnen mehr Übereinstimmung und erprobte Einsicht erwartete, als von einer durch Geburt oder Wahl dazu berufenen Menge.

Bereichert an Kenntnissen und Erfahrungen kehrten die Gesandten nach 452 v. Chr.
Rom zurück. Es scheint, daß man hier noch immer über die Ausführung des Terentilischen Vorschlags nicht einig war, denn sie verzögerte sich bis in das folgende Jahr. Da wurde endlich der Beschluß gefaßt, einem Kollegium von zehn Männern die Staatsregierung mit unumschränkter Machtvollkommenheit und zugleich die Abfassung allgemein gültiger Gesetze zu übertragen. Glieder dieser obersten außerordentlichen Behörde waren die beiden Prätoren des Jahres, die Quästoren des peinlichen Rechtes und endlich sechs von den Centurien erwählte Patrizier; sie gehörten demnach alle dem bevorzugten Stande an, und ihre Gewalt war um so größer, als das Schutzrecht der Tribunen, sowie jede Berufung oder Provokation an die Komitien für die Dauer ihres Amtes aufgehoben blieb. Die Plebejer übertrugen vertrauensvoll die höchste Macht den zehn Männern oder Decemvirn, da sie die Mehrzahl derselben wegen ihrer volksfreundlichen Gesinnung ernannt hatten und daher von ihnen ein gerechtes, ihren Bedürfnissen entsprechendes Gesetzbuch erwarteten. Auch war ihnen die Begutachtung, die Annahme oder Verwerfung desselben in den Centuriatkomitien vorbehalten.

Die neue Obrigkeit entsprach in der That den gehegten Erwartungen. Wie in früherer Zeit die Zwischenkönige, so führte einer der Decemvirn fünf Tage lang den Vorsitz und die oberste Gewalt und überließ sie alsdann dem zweiten und so fort. Der Vorsitzer allein hatte die Abzeichen der höchsten Würde; nur vor ihm schritten die Liktoren mit den Fasces einher; die übrigen begnügten sich mit einem Diener oder Weibel und bildeten bei richterlichen Amtshandlungen die Beisitzer. Auf diese Art suchten sie die Bürger mit den ungewöhnlichen Formen der Regierung zu versöhnen. Ebenso trugen alle ihre Anordnungen und Beschlüsse das Gepräge der Milde und Billigkeit, und wenn dennoch ein Vorsitzender ein hartes, mißliebiges Urteil gesprochen hatte, so konnte man von seinem Ausspruch an den Nachfolger appelliren, der jedem rechtlichen Einwand Rechnung trug. Dadurch wurde der Schutz und die Vermittelung der Tribunen für den geringen Mann überflüssig, nnd er gewöhnte sich allmählich daran, diese volkstümliche Obrigkeit gänzlich zu entbehren, was natürlich dem Wunsche der Patrizier durchaus entsprach.

Eine nicht weniger lobenswerte Thätigkeit entfalteten die Decemvirn in dem ihnen aufgetragenen Geschäft der Gesetzgebung. Sie zogen die schriftlichen Notizen und mündlichen Berichte der oben erwähnten Gesandtschaft zu Rate,

benutzten ihre eigene Kunde von den bestehenden Gesetzen und Bedürfnissen des Staates und sonstige Vorarbeiten und brachten in kurzer Zeit zehn Tafeln zustande, auf welchen die wichtigsten gesetzlichen Bestimmungen über Verwaltung und Verfassung, über öffentliches und Privatrecht in allgemein verständlicher Weise aufgezeichnet waren.

Appius Claudius. Der Mann, der sich bei dem schwierigen Geschäft der Gesetzgebung durch Thätigkeit, Kenntnisse und gereifte Erfahrung besonders verdient machte, war Appius Claudius. Dem alten schroffen Sabinergeschlechte entsprossen, schien er seinen Vorfahren durchaus unähnlich. Jedem, auch dem geringsten Bürger zugänglich, suchte er die Lasten der bedrängten Volksklasse zu erleichtern. Wie die früheren Appier oft der Schrecken der Gemeinde gewesen waren, so hatte man jetzt Ursache, seine Freundlichkeit, Billigkeit und Gerechtigkeit zu rühmen. Auf seinen Antrag wurden die Gesetztafeln öffentlich ausgestellt, damit jeder Bürger, der etwas dabei zu erinnern fände, seine Anstände und Bemerkungen ausspräche. Diese Notizen wurden hierauf von den Gesetzgebern beraten und, wenn sie begründet und heilsam schienen, in einer letzten Bearbeitung berücksichtigt. Nachdem solches geschehen war und der Senat seine Zustimmung ausgesprochen hatte, unterbreiteten die zehn Männer die Tafeln der Abstimmung der Centurien. Da hier nicht über Einzelheiten, sondern nur über Annahme oder Verwerfung des Ganzen votirt wurde, so erfolgte erstere ohne Anstand; die Kurien aber bestätigten unter glücklichen Auspicien die Gesetzgebung, die nun auf eherne Tafeln eingegraben und, als feste, unveränderliche Norm für Regierungsbeamte, Richter und Volk, auf dem Comitium angeschlagen wurde. — Großes hatten die Decemvirn geleistet; durch ihre Gesetzgebung waren die Stände, die bisher feindlich einander gegenüber gestanden hatten, zwar nicht zur völligen Einheit verschmolzen, aber doch in den meisten Stücken gleichgestellt und zum gemeinsamen Handeln vereinigt.

Die ehernen Tafeln. Die Gesetze der zehn, nachmals zwölf ehernen Tafeln sind uns allerdings in ihrer Vollständigkeit nicht aufbewahrt; allein wir kennen doch Einzelheiten, die auf den Inhalt schließen lassen. Sie umfaßten vornehmlich Bestimmungen, durch welche eine Ausgleichung der Stände angebahnt und die erbitterten inneren Kämpfe verhütet werden sollten. Wir führen einige von diesen gesetzlichen Vorschriften hier an.

In peinlichen Fällen des Hochverrats, des Mordes oder der Vergehung gegen einen der Stände, wo bisher von den Kurien oder den Tribus auf Tod oder Verbannung erkannt worden war, wurde die Gerichtsbarkeit auf die Komitien der Centurien übertragen. Deswegen kommen in der Folge, wenn die Tribunen Klage führten, nur Erkenntnisse auf Geldbußen vor. Ferner wurden die Patrizier, die bisher in die Tribus nicht eingeschrieben waren, denselben nunmehr gesetzlich zugeteilt. Dadurch gestalteten sich die Komitien der Tribus, die ursprünglich nur die Plebejer umschlossen, zu wirklichen Volksversammlungen, und ihre Beschlüsse mußten allgemeine Gültigkeit erlangen. Wenn die Plebejer dadurch manche Nachteile hatten, so wurde dies durch Umgestaltung der Centurien ausgeglichen. Nach der Servianischen Verfassung hatte die erste Klasse, die der Reichen, mit Einschluß der Ritterschaft, 98 Centurien. Sie

war dadurch den vier oder fünf anderen Klassen bei der Abstimmung überlegen. Nicht mehr die gesamte Bürgerschaft wurde nach dem Vermögen in fünf Klassen eingeteilt, sondern jede Tribus, und jede dieser Unterabteilungen bildete wieder zwei Centurien, sodaß die Tribus deren zehn umschloß. Es gab damals überhaupt 17 Tribus, später kamen die 4 städtischen und in der Folge noch 14 andere hinzu. Diese 35 Tribus bildeten daher 350 oder, mit Einschluß der fortbestehenden 18 Ritter- und 5 Arbeitercenturien, die Gesamtzahl von 378 Centurien.

In Hinsicht auf Verkehr, Kauf und Verkauf, Abtretung des Eigentums, Besitz durch Verjährung und andere Rechte fand ebenfalls eine völlige Gleichstellung der beiden bisher feindlichen Stände statt. Auch das Nachbarrecht, Bestimmungen über Benutzung öffentlicher Wege, Verordnungen gegen übermäßigen Aufwand, wurden in den Kreis der Gesetzgebung gezogen und zugleich das Maß der Strafen für einzelne Vergehungen bestimmt angegeben. Im allgemeinen wurde das Recht der Wiedervergeltung oder der Sühne durch Buße festgesetzt. „Wer einem Anderen ein Glied verstümmelt, soll den gleichen Schaden leiden, wenn nicht eine friedliche Übereinkunft abgeschlossen wird", so lautete das Gesetz. Für einen widerrechtlich abgehauenen Baum war eine Buße von 25 As verordnet, für einen ausgeschlagenen Zahn eine solche von 300 As. Das Verbrechen falscher Zeugnisse, verleumderischer Ehrenschändung, Bestechung der Richter wurde mit Geißelhieben bestraft, die unter Umständen bis zum Tode des Schuldigen fortgesetzt werden konnten.

Milder waren die Bestimmungen, wenn es sich um die Freiheit eines Menschen handelte. War derselbe im Besitze der Freiheit, so durfte er darin bis zur ausgemachten Sache nicht gekränkt werden. Auch mußte ihn bei anscheinend gleichen Rechten der Richterspruch im Besitze des edelsten Gutes erhalten. Wie durch die Gesetzgebung der Gemeinde eine größere Selbständigkeit zugeteilt wurde, so war man auch darauf bedacht, die patriarchalische oder vielmehr despotische Einrichtung des Hausstandes freier zu gestalten. Man setzte fest, daß die Frau, welche beständig im Hause des Mannes verblieb, dadurch in die eheherrliche Gewalt eintrat, daß es ihr aber verstattet sei, das strenge Hausrecht zu lösen, indem sie jährlich drei Nächte außer dem Hause zubrachte. In diesem Falle blieb ihr die Verwaltung des eigenen Vermögens, und der Mann hatte nur über die Mitgift zu verfügen. Ebenso konnte ein Sohn von der väterlichen Gewalt sich lösen (emanzipiren), wenn er sich dreimal zum Schein verkaufen ließ.

Die zehn Tafeln enthielten indessen noch keineswegs die vollständige Gesetzgebung; namentlich fehlten Bestimmungen über Eheverbindungen zwischen Patriziern und Plebejern, über Schuldknechtschaft, Benutzung des Gemeindelandes und ähnliche Verhältnisse, die bisher den inneren Zwiespalt veranlaßt und genährt hatten. Deshalb beschloß man, auch für das folgende Jahr Decemvirn zu erwählen. Die Patrizier waren besonders mit dieser Regierungsform vollkommen zufrieden. Sie hatten ja das Übergewicht in dem Rate der zehn Männer; sie hofften, die neue Behörde werde sich behaupten, an die Stelle der vielfach in ihrem Ansehen beschränkten Prätur treten und die Berufung an die

Gemeinde sowie das verhaßte Volkstribunat verdrängen. Um solchen Preis gaben sie zu, daß drei oder wahrscheinlich die Hälfte der Decemvirn dem plebejischen Stande entnommen wurden.

Die Leitung des Wahlgeschäfts war dem Appius Claudius übertragen worden. Bisher hatten die Magistratspersonen, die den Wahlen vorstanden, wohl tauglich scheinende Männer vorgeschlagen, auch Stimmen, die auf andere Personen fielen, kurzweg verworfen, sich selbst aber niemals unter die Bewerber gedrängt. Anders verfuhr Appius. Er schritt unter der Menge umher, drückte den gemeinen Leuten die Hände, sprach leutselig mit ihnen und erklärte, wie er nichts sehnlicher wünsche, als die Gesetzgebung zur Beglückung des ganzen Volkes zu vollenden. Am Wahltage aber nannte er sich selbst unter den Bewerbern und schlug außerdem Leute vor, die unbedeutend oder auf irgend eine Weise von ihm abhängig waren. Vergeblich bewarben sich die Quinctier, Manlier, sein eigener Oheim Gaius Appius und andere angesehene Männer des Adels um die höchste Würde; sein Einfluß bei dem Volke war so groß, daß seine Vorschläge mit großer Mehrheit angenommen wurden.

450 v. Chr. Die neuen Decemvirn, unter denen außer Appius der plebejische Spurius Oppius und der Altprätor Quintus Fabius hervorragten, traten ihr Amt unter großen Erwartungen des ganzen Volkes an. Es zeigte sich aber bald, daß der Mann, der durch Geburt und geistige Überlegenheit in dem Kollegium überwiegenden Einfluß besaß, seine Mitbürger bitter getäuscht hatte. Appius Claudius legte jetzt die gleisnerische Maske der Popularität ab und zeigte sich als einen würdigen Sprößling seines Hauses, als einen Vorkämpfer der stolzen Adelspartei, den schonungslosesten Verfechter ihrer Ansprüche, aber nicht um die alten Geschlechter in ihre Vorrechte wieder einzusetzen, sondern um sich selbst damit zu bekleiden und mit unbeschränkter Macht über das geknechtete Volk zu herrschen. Sein Ansehen, seine Kühnheit und Entschiedenheit, der Anteil endlich, den er seinen Kollegen an der angemaßten Gewaltherrschaft gab, machten diese zu getreuen Bundesgenossen; die patrizische Jugend aber sammelte sich bereitwillig um die oberste Behörde, wie einst um die Könige; sie gab ihr größeren Glanz und gewährte ihr zugleich Schutz gegen die zum Widerstande geneigte Menge. Es scheint sogar, daß die Geschlechter überhaupt die gewaltthätige Regierung nicht ungern sahen, da ihnen so die Hoffnung unbenommen blieb, zur gelegenen Zeit das Prätorenamt mit Umgehung des verhaßten Tribunats wiederum aufzurichten.

Die neu erwählten Gesetzgeber gelangten demnach unter sehr veränderten Umständen und mit ganz anderen Absichten, als die ersten, zur obersten Gewalt. Es geschah dies wahrscheinlich am 15. Mai, dem Tage, an welchem wenigstens in späterer Zeit die Magistrate wechselten. Jeder einzelne der neuen Würdenträger erschien in Begleitung von zwölf Liktoren, aus deren Fasces die furchtbaren Beile blitzten. Schon der Anblick der 120 Beilträger, welche die Straßen durchschritten und das Forum erfüllten, setzte die Bürgerschaft in Schrecken; bald folgten Thaten, welche die allgemeine Besorgnis rechtfertigten. Die polizeiliche und richterliche Gewalt wurde mit unerhörter Willkür und Härte geübt. Die Machthaber wußten ihre eigenen Gesetze nach ihrem despotischen

Sinne zu deuten; jede Einrede, jeder Widerspruch wurde mit schweren Geldbußen gestraft, jeder Anschein von Widersetzlichkeit mit Vermögenskonfiskation, bald auch blutig geahndet. Der Schutz der Tribunen, die Berufung an die Gemeinde waren beseitigt, die Appellation von dem Ausspruche des einen Decemvirs an den des anderen hatte nur ein verschärftes Urteil zur Folge. Das Volk beugte sich stumm, ratlos, führerlos, ohne Hoffnung unter das Joch der von ihm gewählten Zwingherren. Der Senat sah ruhig, zum Teil schadenfroh, der Knechtung der Menge zu und achtete es nicht, daß er selbst nur selten oder gar nicht zur Beratung berufen, noch weniger die Volkskomitien versammelt wurden. Noch entschiedener aber zeigte, wie bemerkt, die patrizische Jugend ihre volksfeindliche Gesinnung, indem sie sich um die kuruli schen Stühle der stolzen Zehnmänner scharte und den Gewalthabern als Stütze und Sicherheitswache diente. Dafür empfing sie, als Miet- und Blutgeld, einen Anteil an den von der verhaßten Plebs erpreßten Geldbußen.

Während die Decemvirn im Vollbesitze der ungerechten Herrschaft schwelgten, setzten sie nach Bequemlichkeit ihre gesetzgeberischen Arbeiten fort. Sie brachten noch zwei Tafeln zu Stande, die zwar weder den Centurien zur Beistimmung noch den Kurien zur Bestätigung unterbreitet wurden, doch aber gesetzliche Geltung erlangten. Diese Tafeln, welche die Gesetzgebung abschlossen, enthielten, wie zu erwarten war, weit unbilligere Bestimmungen als die zehn früheren. Das grausame Schuldrecht ward hier in seiner ganzen Härte und Ausdehnung aufgeführt, doch aber dem Wucher durch Festsetzung der Zinsen auf zehn Prozent einigermaßen gesteuert. Die Ehe zwischen Patriziern und Plebejern, die auch bisher häufig geschlossen worden war, konnte natürlich nicht untersagt werden; allein sie sollte fortwährend der Konsekration, das heißt der religiösen Weihe, entbehren; nicht der Oberpriester, nicht der Flamen Dialis sollte, wie bei patrizischen Ehen, die Opfer schlachten, den Segen der Götter erflehen, das Haupt der Braut mit dem Schleier verhüllen, sondern nur unter Privatformalitäten, gleichsam ohne Sang und Klang, schlossen die Verlobten den Bund, und die daraus entsprossenen Kinder folgten der geringeren Hand, traten also in den Stand der Plebejer. Ebenso ungünstig für letztere war das Gesetz in Betreff der Verteilung der Staatsländereien; die Gemeinde blieb nach wie vor davon ausgeschlossen. Man ersieht hieraus, daß diese Verordnungen geeignet waren, die zwischen den Ständen bestehende Kluft zu erweitern und ihr auf die Dauer gesetzliche Kraft zu geben, daß demnach die Decemvirn nicht die Gleichstellung der Stände, die Wohlfahrt des Gesamtvolkes im Auge hatten, sondern die Wahrung der patrizischen Vorrechte. Man kann sich daher nicht wundern, daß die Geschlechter ihrem Treiben ruhig zusahen und das Fortbestehen dieser außerordentlichen Obrigkeit nicht ungern geschehen ließen.

Gewaltherrschaft der Decemvirn. Mit Ungeduld erwarteten dagegen die Plebejer und namentlich ihre Führer den Ablauf des Amtsjahres; allein der 15. Mai ging vorüber, und die Zwingherren behaupteten ihre Posten; das Volk aber, an Gehorsam gegen das Gesetz gewöhnt, leistete keinen Widerstand, that keine Einsprache, da nach römischem Recht eine Magistratur so lange Bestand hatte, als noch nicht förmliche Niederlegung erfolgt war.

Schweigend ertrug die Bürgerschaft den Druck der Gewaltherren, die sie durch thörichtes Vertrauen selbst sich geschaffen hatte. Die Plebejer sahen mit Grauen die Beile, wenn die Liktoren den Decemvirn voranschritten, oder auf dem Forum ihre kuruliſchen Throne umgaben. Sie lernten unter die schonungslose Regierung den republikanischen Nacken beugen. Unter allerlei Vorwänden wurden Abgaben und Geldbußen erhoben, Züchtigungen, selbst Hinrichtungen verfügt; man sah der Plage kein Ende. Zu den inneren Übeln aber gesellten sich bald auch äußere; denn flüchtige Landleute verkündigten, die wilden Äquer hätten wieder ihr altes Heerlager auf dem Algidus bezogen, verwüsteten die römischen Marken und bedrohten die Bundesstadt Tusculum, während die Sabiner von einer anderen Seite mit großer Heeresmacht im Anzuge seien.

Anfangs waren die Decemvirn in Zweifel, was unter diesen Umständen zu thun sei. Sollten sie, wie es das zu Recht bestehende Herkommen forderte, den Senat berufen, damit dieser die Aufstellung der erforderlichen Heeresmacht beschließe, oder auf eigene Hand die Musterung vornehmen? Sie wußten, daß nicht alle Glieder dieser ehrwürdigen Versammlung unter ihr despotisches Regiment sich willig fügten, daß man hier vielleicht Dinge zur Sprache und zur Geltung bringen werde, die ihren Anmaßungen ein Ziel setzen könnten. Auf der anderen Seite fürchteten sie, Widersetzlichkeiten zu begegnen, wenn sie auf eigene Faust die Musterung vornähmen. Vielleicht überwog endlich der dem römischen Charakter eigentümliche Zug, möglichst auf gesetzlichem Wege vorzuschreiten, alle Bedenklichkeiten: der Senat wurde zusammenberufen.

Als die Machthaber in die Kurie traten, erschraken sie über die Leere in dem Sitzungssaale, wo sonst die Väter das Wohl des Staates berieten. Nur wenige Senatoren hatten sich eingefunden; ihre geringe Zahl war unzureichend, einen gültigen Beschluß zu fassen. Die Bürger, die auf dem Forum in zahlreichen Gruppen zusammenstanden, freuten sich; sie glaubten, die Glieder des hohen Rates protestirten durch ihr Ausbleiben gegen das Regiment ihrer Unterdrücker. Diese waren derselben Meinung und schickten Mahn- und Strafboten von Haus zu Haus. Da erfuhren sie nun, die Väter hätten sich auf das Land zurückgezogen, um daselbst ihre Güter zu verwalten, da man sie der Mühe der Staatsverwaltung enthoben habe. Sofort ergingen eilende Ladungen an die Säumigen, sich nächsten Tages in der Kurie einzufinden, und nun leisteten sie ohne Widerrede dem Befehle Folge.

Unter den versammelten Vätern ragten aus den alten, dem Volke befreundeten Geschlechtern der Valerier und Horatier zwei Männer, Lucius Valerius Potitus und Marcus Horatius Barbatus, besonders hervor, die sich durch Einsicht und Gerechtigkeit die Achtung ihrer Standesgenossen wie der übrigen Bürgerschaft erworben hatten. Als nun Appius Claudius in seiner Eröffnungsrede die Gefahren des auswärtigen Krieges schilderte und verlangte, es solle ohne Verzug über Aushebung und Rüstung des Heeres abgestimmt werden, erhoben sich jene Männer und erklärten unverzagt, einst habe man den Übermut und die Gewalt eines Königs nicht ertragen, sondern durch einmütigen Aufstand abgeschafft; jetzt habe man es mit zehn Tarquiniern zu thun, die sogar im Rate der Väter die freie Rede zu verbieten wagten. Was vormals geschehen

sei, könne und werde sich wiederholen und mit um so größerer Berechtigung, als die Decemvirn wider das Gesetz ihr Amt fortführten, das mit dem 15. Mai abgelaufen sei. Gegen diese und andere kühnen Reden entbrannte der Zorn der Machthaber, die bisher keinen Widerspruch erfahren hatten. Vergeblich that der rechtliche Gaius Claudius, der Oheim des Appius, den vermittelnden Vorschlag, zur Wahrung des Ansehens des Senats gegen angemaßte Gewalt keinen Beschluß zu fassen. Schon schritten Liktoren vor, den Valerius zu ergreifen; schon rief dieser auf der Schwelle der Kurie die Bürger zu Hülfe: da umfaßte ein anderer Senator den Appius und beschwor ihn, den Bürgerkrieg nicht zu entfesseln. Vor diesem Äußersten scheute sich selbst der trotzige, sonst rücksichtslose Zwingherr; er gestattete die freie Beratung. Nunmehr gab es scharfe Reden gegen das willkürliche Regiment; man forderte von den Decemvirn Niederlegung ihres Amtes, Rechtfertigung ihres bisherigen gesetzwidrigen Treibens. Dagegen machte die Verteidigung geltend, nicht jetzt sei es Zeit zu hadern, da äußere Feinde fast vor den Thoren der Stadt ständen; vielmehr müsse man trachten, die feindliche Kriegsmacht vom Boden der Republik zu vertreiben; dann könne man eine passende Gelegenheit abwarten, um ohne Aufsehen die alte bewährte Verwaltung zu erneuern, die durch Mäßigung und genaue Beobachtung der Gesetze das Volkstribunat in Vergessenheit bringen werde. Die letzteren Gründe überwogen; die Mehrzahl der Senatoren, besonders die jüngeren, stimmten bei; es wurde der Beschluß gefaßt, daß die Musterung des Heeres vorgenommen werden solle.

Krieg gegen die Sabiner und Äquer. Das führerlose Volk, dem keine Berufung zustand, folgte dem Aufgebot; zwei Heere rückten ins Feld, um die heimischen Marken zu beschützen. Die zehn Männer verglichen sich dahin, daß acht von ihnen, darunter der im Krieg erprobte Quintus Fabius, den Oberbefehl über die Legionen, Appius Claudius und Spurius Appius dagegen die städtische Verwaltung, die Bezähmung der widerspenstigen Menge übernehmen sollten. — Es war ein trauriger Anblick, als die auf dem Marsfeld gemusterte Jugend ins Feld rückte. Mutlos, niedergeschlagen, ohne Vertrauen zu den Führern folgten die Krieger dem Feldzeichen; kein Jubel, kein begeisternder Zuruf, wie sonst in den Tagen der Freiheit, ward gehört, kein Götterzeichen verkündete Glück und siegreiche Heimkehr.

Fabius mit drei Genossen führte das eine Heer an der Tiber aufwärts gen Eretum, wo die Sabiner lagerten, und griff den Feind sogleich an; allein er mußte nach kurzem Kampfe weichen und sich begnügen, in einem verschanzten Lager den nachdrängenden Verfolgern Einhalt zu thun. Unglücklicher war der Verlauf in den Waldgehegen des Algidus. Die kriegerischen Äquer warfen in einem hitzigen Treffen jeden Widerstand nieder, eroberten das römische Lager und scheuchten die flüchtigen Scharen unter großem Blutvergießen vor sich her. Ohne Fahnen, zum Teil ohne Waffen, suchte das geschlagene Heer Schutz hinter den festen Mauern des verbündeten Tusculum, das ihm bereitwillig seine Thore öffnete. Die Sieger dagegen durchstreiften das flache Land, wo Flammen und Rauch aus den angezündeten Wohnungen, Mord und Greuel jeder Art und das Jammergeschrei des flüchtenden Landvolks ihre verwüstenden Züge bezeichneten.

Auf diese schreckhaften Nachrichten trat sogleich der Senat, der Ladung der Decemvirn folgsam, einmütig zusammen. Alle Glieder der ehrwürdigen Körperschaft verzichteten auf Widerstand gegen die Zwingherren, sie dachten nur daran, das Vaterland sicher zu stellen und seinen Ruhm und Einfluß wieder aufzurichten. Ohne Widerrede wurde der Beschluß gefaßt, neue Legionen zu den Waffen zu rufen. Die älteren, noch waffenfähigen Leute besetzten Mauern und Thore der Stadt; die jüngeren rückten ins Feld zur Verstärkung der geschlagenen Heere, die sofort wieder angriffsweise verfuhren.

Lucius Siccius Dentatus ragte damals durch Waffengewandtheit, ungewöhnliche Körperkraft und rücksichtslosen Mut unter allen Kriegern hervor. Der plebejische Centurio hatte niemals dem Feinde den Rücken zugekehrt, oft mit geringer Macht ganze Haufen in die Flucht getrieben. Viele Narben an Haupt und Brust bezeugten ebenso seine Tapferkeit, wie erbeutete Rüstungen und Ehrenkränze. Auch in der letzten unglücklichen Zeit war er nicht mit den mutlosen, geschlagenen Kohorten geflohen, sondern er hatte auf dem Rückzuge die Flüchtlinge gedeckt, beim Angriff in den Vorderreihen gestritten. Aber ebenso trotzig tadelte er die Willkürherrschaft der Machthaber und hatte unter seinen Waffenbrüdern nicht Hehl, daß man wieder Tribunen wählen und nötigenfalls zu einer abermaligen Auswanderung seine Zuflucht nehmen müsse. Solche Reden versammelten bald eine große Menge unzufriedener, gleichgesinnter Leute um ihn; aber sie zeigten auch den Befehlshabern, von welcher Seite ihnen Gefahr drohe. Diese berieten sofort, was zu thun sei. Gern hätten sie den verwegenen Mann öffentlich, zum abschreckenden Beispiel für andere, durch einen Richterspruch aus dem Wege geräumt; allein wer sollte die Schwerter der kriegerischen Rotten in der Scheide halten, wenn der allverehrte Held zum Richtplatz geschleppt wurde! Sie wählten einen anderen Ausweg. Er erhielt Befehl, mit mehreren Kohorten die feindliche Stellung zu erspähen. Die Mannschaft war klüglich aus der ersten Klasse gewählt, die zumeist aus Patriziern bestand und dem Decemvirat mit ganzer Seele ergeben war. Siccius zog vorsichtig durch Busch und Wald, um von den Feinden nicht bemerkt zu werden. Wie er nun wohlgemut auf bekannten Pfaden dahin schritt, hörte er seine Begleiter heimlich flüstern. Er kehrte sich um und erblickte überall mordgierige Mienen und Waffen. Kein Ausweg war zu sehen, keiner von seinen Genossen stand ihm zur Seite. Er aber, Flucht und vergebliche Bitte verschmähend, wollte als ein tapferer Mann und nicht ungerächt sterben. Mit furchtbaren Streichen traf er die andringenden Mörder. Rings um ihn her lagen ihre Leichen, bis er endlich selbst, von Kampf und Wunden erschöpft, den Todesstoß empfing. Als die blutige That vollbracht war, als der kühnste Streiter des Heeres tot hingestreckt lag, wagten die Meuchler nicht länger zu verweilen. Sie kehrten eilends ins Lager zurück und verkündigten, Siccius sei mit anderen Waffenbrüdern nach heißem Kampfe durch einen schlau gelegten feindlichen Hinterhalt gefallen. Allgemein war die Trauer um den tapferen Hauptmann; aber seine Kohorte und zahlreiche Freunde brachen sogleich ohne Befehl auf, die Leiche, die dem Hohne der Sabiner preisgegeben schien, heimzuholen, damit sie ehrenvoll, wie es sich für einen solchen Mann gezieme, bestattet werde. Als man auf dem Kampfplatze

anlangte, sah man mit Erstaunen um den Erschlagenen nur Römer niedergestreckt, wie der Augenschein lehrte, durch seine Waffen, keine Leichen, nicht einmal eine Spur vom Feinde. Nun war die Frevelthat entdeckt; die Mannschaft kehrte zurück; sie verkündigte, was geschehen war; sie wollte den toten Leib nach Rom führen, das Volk zur Rache aufrufen; allein die Befehlshaber, umgeben von Beiträgern und patrizischen Trabanten, hinderten den Ausbruch des allgemeinen Unwillens, und der Kriegseid, den man noch für unverletzlich hielt, verwehrte, das Schwert gegen die Heerführer zu ziehen. Daher gährten Zorn und Wut in den Gemütern fort, wenn auch äußerlich die Ruhe erhalten wurde.

So berichtet die römische Überlieferung; freilich mag die Sage an dem, was geschehen ist, manches geändert, auch manchen Zug eingefügt haben, um die ruchlose Gewaltherrschaft der Decemvirn zu bezeichnen.

Es waren, fährt die Erzählung fort, Appius Claudius und Spurius Oppius in der Stadt zurückgeblieben, um Gericht zu halten und überhaupt die öffentlichen Angelegenheiten zu leiten. Wer eine unbeschränkte Machtvollkommenheit besitzt, will auch genießen und seine Lüste nicht beschränkt sehen. So wandelte auch den Appius, obgleich er schon in höherem Alter stand, die Lust an, ein junges Mädchen plebejischen Standes in seine Gewalt zu bekommen. Verginia, die Tochter des Lucius Verginius, war schön und sittsam, ihr Vater ein ehrenwerter und vermögender Mann, der sich schon im Kriege ausgezeichnet hatte und damals als Centurio mit dem Heere zu Felde lag. Versprechungen und Verlockungen mußten bei einer unbescholtenen Jungfrau aus ehrenwertem Hause vergeblich sein; der Decemvir beschloß daher, von dem guten Willen seiner Freunde und von seiner Amtsgewalt Gebrauch zu machen. Auf sein Geheiß und nach getroffener Verabredung übernahm sein ihm ganz ergebener Klient Marcus Claudius das verruchte Kupplergeschäft. Verginia besuchte nämlich, obgleich schon erwachsen und mit dem ehemaligen Tribun Lucius Icilius verlobt, eine der Schulen, die auf dem Forum eingerichtet waren. Als sie eines Tages fröhlich und harmlos nach ihrem elterlichen Hause zurückkehrte, wurde sie von einem ihr ganz fremden Manne festgehalten. Sie erschrak; als aber der Fremde ihr mit rauher Stimme befahl, ihm zu folgen, weil sie seine ihm entwendete Sklavin sei, stieß sie ein lautes Geschrei aus. Es war auf offener Straße; die Vorübergehenden sammelten sich um die Gruppe; die Schönheit und Sittsamkeit des Mädchens gewann schnell die Herzen; und als man gar den Namen ihres Vaters und ihres Verlobten erfuhr, fehlte nicht viel, so hätte man den gewaltthätigen M. Claudius mit einer Tracht Schläge abgefertigt. Der aber sagte keck, er berufe sich auf Gesetz und Recht; man solle ihm nur zum Richter folgen; da werde er Beweise liefern, daß die Jungfrau seine Sklavin und nicht die Tochter des Verginius sei. Man betrat das Forum, wo Appius zu Gericht saß. Die Volksmenge, teils von Mitleid, teils auch nur von Neugierde bewogen, hatte indessen immer mehr zugenommen; sie bedeckte alle Räume um das Tribunal, während Leute, die mit Verginius und seinem Hause befreundet waren, sich auf den Weg machten, um die nächsten Anverwandten und natürlichen Verteidiger des Mädchens zur Stelle zu schaffen. Der

Kläger sagte mit dreister Stimme aus, Verginia sei die Tochter einer seiner Sklavinnen. Sie sei bald nach ihrer Geburt aus seinem Hause entwendet und in das ihres angeblichen Vaters gebracht worden, wo sie widerrechtlich als freie Römerin erzogen werde. Das alles könne er durch Zeugen beweisen. Er bat den Richter, ihm zu seinem Eigentum zu verhelfen.

Nach altem, von den zwölf Tafeln bestätigtem Herkommen war ein Mensch, den man als leibeigenen Sklaven in Anspruch nahm, bis zum Schlusse des gerichtlichen Verfahrens frei und in seinem Recht, wenn er hinlängliche Bürgschaft stellte. Dem Gesetze vertrauend, erwarteten die Verteidiger des Mädchens ruhig die Entscheidung des Richters. Allein Appius wußte eine andere Auslegung. Er that den Ausspruch: Wäre die Jungfrau selbständig, so müßte sie gegen geleistete Sicherheit bis zur ausgemachten Sache in ihrem bisherigen Stande belassen werden; da sie aber unter der Gewalt ihres angeblichen Vaters stehe, sei eine Bürgschaft nicht zulässig; der Bürger, der den Anspruch erhebe, habe sie vielmehr in Gewahrsam zu nehmen, so lange das Endurteil noch nicht erfolgt sei, und er als Richter werde die gesetzliche Ordnung aufrecht erhalten. Wohl murrte die Menge umher über die Schmach, die der unbescholtenen Tochter eines Bürgers angethan, über die Mißhandlung, der sie preisgegeben werde; allein vor den Beiträgern des Decemvirs wichen die unbewehrten Leute zurück. Da traten aber noch zur rechten Zeit kühne Verteidiger dem jammernden Mädchen zur Seite. Ihr Oheim Publius Numitorius und der feurige Icilius, ihr Bräutigam, drängten sich durch die Liktoren, und der letztere rief laut die Quiriten zu Hülfe gegen die unerhörte Gewaltthat, und nicht vergebens; die Aufregung nahm zu; Freunde, Genossen, mutige Männer jedes Standes und Alters umstanden drohend das Mädchen und die Verteidiger. Sofort erwog der Decemvir, daß ihn weise Zögerung sicherer ans Ziel führen, daß die Aufregung über Nacht sich beruhigen werde. Er hoffte, am folgenden Morgen, umgeben von seinem bewaffneten Anhang, mit leichter Mühe die Widersetzlichkeit zu brechen. Daher sprach er begütigend, gleichsam aus väterlicher Nachsicht, Verginia möge gegen hinlängliche Bürgschaft bis zum nächsten Tage bei den Ihrigen bleiben; dann werde er, ob ihr Vater anwesend sei oder nicht, das Urteil sprechen und ihm Geltung verschaffen. Während man sich von allen Seiten zur Bürgschaft vordrängte und lange darüber verhandelte, sprengten schon auf des Icilius Wink zwei Freunde auf schnellen Rossen nach dem Lager, um den Vater zur Rettung der Tochter zu berufen. Dieser stürmte nach leicht erlangtem Urlaub mit gleicher Eile nach Rom und vermied glücklich die Boten des Decemvirs, die abgesandt waren, ihn auf seinem Posten zurückzuhalten.

449 v. Chr. **Tod der Verginia.** Am Morgen erschien Appius mit trotziger, zuversichtlicher Miene im Vertrauen auf seine Liktoren und zahlreichen Klienten in Waffen. Sein Blick fiel aber auf den nicht minder entschlossenen Verginius, der mit seiner Tochter schon vor dem Tribunal wartete, während das Forum von Männern und Frauen bedeckt war. Er wunderte sich, daß der Centurio gegen seinen geheimen Befehl gekommen war; er hörte drohende Worte der Bürger und Wehklagen der Matronen, welche in dem Lose der Jungfrau ein Geschick erkannten, das auch ihnen und ihren Töchtern bevorstehen konnte. Ohne darauf

zu achten, befahl der Richter seinem Soldknecht Marcus Claudius, die Klage vorzubringen. Es scheint nicht, daß er auch nur die falschen Zeugen desselben vortreten ließ, oder die Beweisführung des unglücklichen Vaters anhörte. Von wütender Begierde entflammt und seiner Macht vertrauend, sprach er vielmehr das Mädchen dem Kläger als Sklavin zu.

Tod der Verginia.

Umsonst suchten Vater, Oheim, Bräutigam und die umstehenden Haufen die Ausführung des Urteils zu hindern; die bewaffneten Schergen scheuchten die Menge mit rauher Gewalt zurück; sie bemächtigten sich ihres zitternden, jammernden Opfers, um es dem Claudius zu überliefern. Da trat der Vater, seinen Schmerz bemeisternd, noch einmal vor den Richterstuhl. Er bat um die einzige Gunst, mit seiner ihm aberkannten Tochter und ihrer gleichfalls anwesenden Amme ein letztes Wort reden zu dürfen. Dies schien ganz ungefährlich; der Decemvir erteilte die nachgesuchte Erlaubnis. Jener aber führte sein Kind bei Seite, ergriff ein in der Nähe liegendes Schlächtermesser und stieß es der Tochter

in die Brust, indem er ausrief: „So gebe ich dir die Freiheit!“ Lautlos brach die ermordete Jungfrau zusammen; er aber, mit Blut bespritzt, mit dem Blute seines Kindes, das blutige Messer in der Hand, die Augen starr, wie im Wahnsinn, brach sich Bahn durch die bewaffneten Rotten, durch Feinde und Freunde und alle die Haufen, welche das Forum erfüllten. Viele folgten ihm nach durch die Straßen der Stadt und weiter durch Feld und Wald nach dem Algidus, wo das Heer lagerte. Von Zeit zu Zeit rief er: „Appius Claudius, das Blut der Unschuld kommt über dich!“ und es klang, wie eine Mahnung zur Rache, und die Straßen Roms und Feld und Wald hallten davon wieder. Man stieß unterwegs auf eine Legion Ersatzmannschaft. Bei dem Anblicke des seltsamen Zuges lösten sich die Reihen, und fast die Hälfte der Kohorten schloß sich an, fragend, schaudernd beim Anhören des Berichtes. So gelangte man ins Hauptquartier. Die Krieger strömten zusammen; sobald man aber von dem unerhörten Vorfalle genaue Kenntnis erhalten hatte, hemmte nicht mehr der Befehl der Machthaber, noch der Fahneneid; die Standarten wurden aufgerichtet, das ganze Heer setzte sich in Bewegung, der Marsch ging nach Rom, auf den Aventin, wo die plebejische Bevölkerung vorzugsweise wohnte.

Nicht weniger stürmisch war es inzwischen auf dem Forum hergegangen. Icilius und Numitorius hoben die blutige Leiche der Jungfrau empor, daß die andrängende Menge die schöne, frühgebrochene Jugendblüte sehen konnte. Sie riefen auf zur Freiheit, zum Umsturz der Tyrannenherrschaft. Umsonst suchten die Liktoren mit schonungsloser Gewalt die Haufen zu zerstreuen; ihre Fascen wurden zerbrochen, sie selbst geschlagen, zu Boden geworfen; kaum retteten sie das nackte Leben.

Appius zog sich nach dem Comitium der Patrizier zurück; dort redete er von den Stufen des Vulcanals herab zu der adeligen Jugend, die bisher seine Macht gestützt hatte, aber der Schrecken war über sie gekommen; vor dem Sturme, der von dem Forum näher und immer drohender herüberbrauste, entwichen die sonst so vermessenen Jünglinge; er selbst, alles verloren gebend, entfloh.

Oppius, der andere städtische Decemvir, berief indessen den Senat zur Beratung. Horatius und Valerius sprachen laut für die mißhandelte Bürgerschaft, für Wiederherstellung des Tribunats; allein man fürchtete die Folgen erzwungener Nachgiebigkeit, Anklagen auf Leben und Tod. Man konnte keinen Entschluß fassen. Mittlerweile war auch das zweite Kriegsheer angelangt. Es hatte sich mit den Waffenbrüdern und den übrigen Plebejern vereinigt und zwanzig Tribunen als Obrigkeit erwählt. Die Patrizier dagegen samt ihren Klienten, von ihrer Bestürzung sich erholend, besetzten den Palatin und das Kapitol. Die ganze Stadt starrte von Waffen; ein Blutbad, die Greuel des Bürgerkrieges schienen unvermeidlich. Solches erwägend, sendeten die Väter Abgeordnete nach dem Aventin mit dem Auftrage, durch Versprechungen und Drohungen das Volk zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. Die Abgeordneten kehrten bald mit der Botschaft zurück, die Bürgerschaft wolle nur mit Horatius und Valerius verhandeln, die solle man beauftragen. Aber die Volksfreunde weigerten sich, die Sendung zu übernehmen, wenn nicht die Decemvirn ihr Amt niederlegten und das Tribunat wieder hergestellt werde.

Zweiter Auszug nach dem heiligen Berge. In der allgemeinen Unsicherheit trat ein wohldenkender, verständiger Mann, der ehemalige Tribun Marcus Duilius, unter seine Mitbürger und zeigte ihnen den Weg, der zum gewünschten Ziele führen konnte. Der Ausgang des Kampfes sei ungewiß, sagte er, jedenfalls beiden Teilen verderblich. Man müsse mit Weib und Kind die Stadt verlassen und zum zweitenmal auf dem heiligen Berge ein Lager aufschlagen. Die stolzen Väter, meinte er, würden sich dann, wenn Rom entvölkert und verödet sei, wohl endlich zur billigen Nachgiebigkeit entschließen; thäten sie dies aber nicht, so stehe es dem so mißhandelten Volke dann noch immer frei, sich eine neue Heimat aufzusuchen.

Der Vorschlag wurde, wie eine Erlösung aus großem Elend, freudig aufgenommen und sofort zur Ausführung gebracht. Die Legionen in blanken Waffen, mit hochgetragenen Feldzeichen voran, Greise, Weiber und Kinder in der Mitte, Veteranenkohorten als Nachhut: so bewegte sich der Zug vom Aventin herunter über das Velabrum und Forum an den Burgen der Patrizier vorüber nach dem Thore und auf bekannter Straße weiter nach dem heiligen Berg, wo in bester Ordnung Lagerung genommen wurde.

Nach dem Lärm und Getümmel war es mit einem Male in der Stadt still geworden. Aber es war eine unheimliche Stille. Die meisten Häuser standen leer, wie ausgestorben; geisterhaft klang der Wächterruf auf dem Kapitol und Palatin, der Schritt der Liktoren, welche den Decemvirn voran nach der Kurie zogen. Daselbst saßen die Väter versammelt zu Rate. Ihr Stolz sträubte sich vergeblich gegen die herrische Not, die zur Nachgiebigkeit mahnte. Nach langen Verhandlungen wurden die Volksfreunde Valerius und Horatius bevollmächtigt, sich zu der abtrünnigen Bürgerschaft zu begeben, um ihre Forderungen entgegenzunehmen. Die Gesandten wurden freundlich empfangen. Icilius, der erwählte Sprecher der Gemeinde, setzte ihnen auseinander: man begehre Wiederherstellung des Amtes der Volkstribunen, der Provokation oder Berufung an das Volk, Verzeihung und gänzliche Vergessenheit des Aufstandes und endlich Auslieferung der Decemvirn, die für ihre Frevelthaten durch Feuer vom Leben zum Tode zu bringen seien. Die Gesandten billigten die ersteren Forderungen; sie beanstandeten aber die letzte. Wenn das Werk der Versöhnung, der staatlichen Herstellung gelingen solle, meinten sie, dürfe nicht grausame, ungesetzliche Rache eingeflochten werden. Bürgerliche Freiheit, Gleichheit vor dem Gesetz sei das höchste Gut, das man erstreben möge; niemals dürfe man Unrecht mit Unrecht vergelten, wenn man Eintracht und Frieden aufrichtig wünsche. Einer späteren Verfolgung der Schuldigen auf dem Wege des Rechts stehe kein Hindernis entgegen. Diese Worte der Wahrheit fanden Anklang; man überließ den Gesandten, auf den von ihnen gebilligten Bedingungen mit dem Senate die Übereinkunft anzubahnen.

Als die Botschafter in der Kurie über den Erfolg ihrer Sendung Bericht abstatteten, verstummte jeder Widerspruch. Die Zehnmänner erklärten sich bereit, ihr Amt niederzulegen. Doch sagte Appius, die Zukunft ahnend, die Gemeinde verschiebe nur den Kampf, bis man ihr die Waffen überliefert habe. Der Haß verlange ein blutiges Opfer; er sei bereit, es zu bringen. Nach dem Beschlusse des Senats legten hierauf die Machthaber ihr Amt nieder, und ebenso übernahm

449 v. Chr. der Oberpriester (pontifex maximus) den Auftrag, die Wahl der Tribunen zu leiten und zu weihen. Auf die Nachricht von diesen Vorgängen rückte die Gemeinde in derselben Ordnung, wie sie ausgezogen war, wieder in die Stadt, begrüßte freudig die heimischen Penaten und besetzte darauf den Aventin. Schon befand sich daselbst der Oberpriester, um die Wahl der Volkstribunen anzuordnen. Mit großer Stimmenmehrheit wurden Lucius Verginius, der Vater der geopferten Jungfrau, dann ihr Verlobter Lucius Icilius und ihr Oheim Publius Numitorius mit dem Schutzamt der Gemeinde betraut. Nach ihnen erhielten die meisten Stimmen Gaius Sicinius, der verständige Marcus Duilius und noch fünf andere unbescholtene Männer.

Übergang zu gesetzlicher Freiheit. Auf dem Marsfeld, das vom Kapitol und Quirinal auf der einen Seite, von der Tiber auf der anderen begrenzt wird, breitete sich zunächst am Kapitol ein grüner Anger aus, den man die Flaminische Wiese nannte. Daselbst pflegten die Plebejer ihre Spiele zu feiern und auch zu Beratungen sich zu versammeln. Dahin beriefen die Tribunen die Gemeinde nach Tribus. Zuerst stellte Icilius den Antrag, daß die Straflosigkeit der Urheber des Aufstandes sowie der Teilhaber daran durch Volksbeschluß festgesetzt werde. Es war dies eine Bestätigung dessen, was die Väter bereits zugestanden hatten, und wurde ohne Widerrede zum Gesetz erhoben. Dasselbe geschah mit dem Vorschlage des Duilius, der Zwischenkönig (interrex) solle durch die Centurien zwei patrizische Konsuln erwählen lassen. Denn also heißen von jetzt an (nicht mehr Prätoren) die obersten Würdenträger des Staates. Sie sollten künftig nicht willkürliche Herrscher, sondern Männer sein, die den Staat gemeinschaftlich durch Rat und That leiteten. Der Vorschlag des Tribuns ward von der Gemeinde angenommen und auch für die Folgezeit als Norm festgestellt. Sofort trat das Volk in Centurien zusammen und erhob mit großer Mehrheit die beliebten und wohlverdienten Männer L. Valerius und M. Horatius zu Vorstehern des Staates, die Kurien aber, denen die Bestätigung zukam, wagten keinen Widerspruch gegen den Willen des Volkes; denn über mehreren ihrer Glieder schwebte die Furcht der Anklage auf Leib und Leben, die wegen der letzten Vorgänge erhoben werden konnte. Diese Furcht wurde noch vergrößert durch die Anwendung, welche die neuen Konsuln von ihrer Gewalt machten. Sie ließen nämlich durch die Centurien den Beschluß fassen, daß ein von der Tribusversammlung genehmigtes Gesetz (Plebiscit) dem der Centurien gleich zu achten sei. Für beide Arten von Gesetzen war demnach noch die Genehmigung der Väter vorbehalten. Dagegen beweisen spätere Vorgänge, daß auch der Senat Beschlüsse von Wichtigkeit erst vor die Gemeinde brachte, damit sie durch deren Genehmigung Gesetzeskraft erhielten. Ein zweites von den Konsuln hervorgerufenes Gesetz betraf die Wahl der Magistratspersonen, die, vielleicht mit Ausnahme der Diktatoren, niemals ohne Mitwirkung des Volkes stattfinden sollte, ein drittes die Unverletzlichkeit der Tribunen und Ädilen, wie sie schon vor den Decemvirn bestanden hatte. Noch fand man eine Verfügung notwendig, daß Senatsbeschlüsse, die bisher oft zum Nachteile des Volkes unterdrückt oder verfälscht worden waren, künftig von den plebejischen Ädilen im Cerestempel, dem Schatzhaus der Gemeinde, aufbewahrt werden sollten.

Übrigens kamen jetzt auch in Betreff der Rechtspflege und der bürgerlichen Einteilung und Berechtigung die Vorschriften des Zwölftafelgesetzes zur Ausführung. Nach denselben sollten nicht mehr die patrizischen Kurien und die plebejischen Tribus, wie feindliche Volksstämme, in getrennten Lagern einander gegenüberstehen, sondern allmählich zu einem Ganzen verschmelzen. Darum verloren sowohl Kurien wie Tribus die unbeschränkte Gewalt in peinlichen Dingen. Sie durften, wenn die Tribunen Klage führten, nur auf Geldbußen erkennen. Über Schädigung eines der beiden Stände, über Hochverrat, Mord führten die Konsuln die Untersuchung; den Centurien aber kam es zu, nach Anhören des richterlichen Vortrags das Urteil zu sprechen. In gewöhnlichen Fällen folgten sie dann wohl der Ansicht des erfahrenen Richters; handelte es sich aber um einen verfolgten Mitbürger, um Leib und Leben eines Verteidigers der Bürgerrechte, so konnte keine Macht im Staate ihre Entscheidung verändern. Da die Beschlüsse der Tribus Gesetzeskraft erhielten, wäre es Unbilligkeit gewesen, die Patrizier davon auszuschließen. Sie wurden daher, wie schon bemerkt, in die Bezirke eingeschrieben und hatten darin, obgleich in der Minderzahl, durch Reichtum und Anhang eine nicht unbedeutende Stellung. Was die Centuriatverfassung betrifft, so blieb die alte Servianische Einteilung noch geraume Zeit in Gültigkeit. Sie sicherte dem Adel, wenn er vom Glanze des Reichtums umgeben war, sein bisheriges Übergewicht. Erst später gewöhnte man sich an die Bestimmungen des Zwölftafelgesetzes, nach dessen Normen nicht mehr die Gesamtbevölkerung, sondern die einzelnen Tribus im Verhältnis des Vermögens in fünf Klassen und zehn entsprechende Centurien zerfielen. Nunmehr hatten die Kapitalisten und großen Grundbesitzer keine andere Bevorzugung als die der leichteren Vereinigung, welche durch die geringere Zahl der Glieder und das gemeinschaftliche Interesse bedingt wurde.

Allmählich jedoch gestaltete sich die Verfassung und Einteilung der Bürger noch anders. Die Klassen hörten ganz auf, was wohl durch den wachsenden Reichtum veranlaßt wurde. Alle Bürger, die über 4000 As und unter einer Million besaßen, wurden als gleich geachtet. Jede Tribus stimmte mit zwei Centurien, einer der Jüngeren und einer der Älteren. Die Freigelassenen wurden den vier städtischen, zuletzt stimmenden Tribus zugeteilt. Sechs Rittercenturien blieben den Patriziern vorbehalten. In den zwölf plebejischen Rittercenturien hatten diejenigen Bürger Stimmrecht, deren steuerbares Vermögen eine Million überstieg. Männer aus den mit dem römischen Bürgerrecht beschenkten Städten wurden vor der Abstimmung in eine Tribus gewiesen. So war man allen Ständen möglichst gerecht geworden und hatte sich in den Stand gesetzt, die gesamte Wehrkraft des Staates in den späteren, schweren Kriegen aufzubieten. Doch bestanden noch geraume Zeit die Versammlungen der Tribus und Centurien nebeneinander. Auf diese Weise hatten einstweilen die streitenden Parteien eine leidliche Übereinkunft getroffen. Aber ungesühnt war noch immer das Blut der ermordeten Jungfrau. Es schrie um Rache, und der Vater, der Bräutigam, die übrigen Tribunen, die ganze Gemeinde vernahmen den Ruf unter dem Geräusch des Tages auf dem Forum und in der Stille der Nacht. Die Zeit war gekommen, ihm Folge zu geben, nicht durch gesetzwidrige Vergeltung, sondern auf dem Wege des Rechts.

Verurteilung des App. Claudius. Verginius selbst, der schwergekränkte, tiefgebeugte Vater, berief den Appius Claudius vor den Stuhl des ordentlichen Richters. Der Angeklagte erschien, umgeben von jungen Patriziern, wie er sonst im Glanze seiner Würde einherzutreten gewohnt war. Er bedachte nicht, daß er, der Gewalt beraubt, durch Anmaßung nur den Haß schüre. Sofort erhob der Tribun in seinem und seiner Amtsgenossen Namen die Klage: er übergehe die anderen Frevelthaten des Verklagten; ein Verbrechen aber, wie dies, daß er eine freie Bürgertochter zur Sklaverei verurteilt habe, fordere Bestrafung, und wenn er nicht vor dem Richter das Gegenteil beweise, so lasse er ihn jetzt, bis die Gemeinde entscheide, in Kerkerhaft bringen. Diese Drohung beugte den Trotz des Angeklagten. Er rief die anderen Tribunen um Schutz an; sie aber schwiegen. Er berief sich auf das versammelte Volk; aber nur ein dumpfes Murmeln, daß die Götter gerecht seien, daß der sich auf die Gemeinde berufe, der die Berufung unterdrückt habe, antwortete dem schuldbewußten Manne. Die Weibel aber ergriffen ihn trotz seines Widerspruchs und schleppten ihn fort in den schauerlichen Kerker, die Behausung von Mördern und Dieben, wo er Zeit hatte, über seine Ruchlosigkeit nachzudenken. Die Tage, an welchen die Gemeinde über Staatsverbrechen Gericht hielt, waren damals selten. Daher suchte mittlerweile die stolze Familie der Claudier ihr vornehmstes Glied von der Schande der Kerkerhaft zu lösen. Der greise C. Claudius, der Oheim des Beklagten, kam von Regillus, seinem Wohnorte, herüber. Er ging mit allen Claudiern und ihren Klienten in Trauerkleidern auf dem Forum umher und suchte die Bürger zu bewegen, daß sie das altehrwürdige Geschlecht nicht in so große Unehre bringen möchten; aber lauter sprach die Rede des Verginius, wenn er die Hand erhob, die man von der Tochter Blut rot gesehen hatte; wenn er auf die Stelle hinwies, wo die That geschehen war. Appius blieb im Gefängnis und starb darin, wie Livius berichtet, durch Selbstmord, ehe der Tag des Blutgerichts anbrach.

So entging er dem Sturze vom tarpejischen Felsen, den sein Hochverrat an der Freiheit des Volkes verdient hatte. Sp. Oppius, sein ehemaliger Amtsgenosse und Gehülfe, endete auf gleiche Weise. Die übrigen Decemvirn und M. Claudius, das elende Werkzeug des Appius, gingen in die Verbannung; ihre Güter wurden eingezogen und zum Vorteil des Staates verwendet.

Der gute Fortgang der Klagen, der Rückhalt, den man an den volkstümlichen Konsuln hatte, steigerte die Begierde der Tribunen, auch die übrigen Helfershelfer der gestürzten Tyrannen gerichtlich zu verfolgen. Sie warfen begierige Blicke umher, um neue Opfer der Rache für das frech vergossene Blut auszuwählen. Die Väter aber sahen mit Schrecken diese Gewalt, die das Schwert des Gesetzes gegen alle kehrte, denen man Teilnahme an den während der Schreckenszeit begangenen Ungerechtigkeiten beimaß. Da trat M. Duilius, groß durch Weisheit, Mäßigung und uneigennützige Vaterlandsliebe, vor die Gemeinde und erklärte, er werde gegen weitere Verfolgung sein Veto einlegen; Recht und Freiheit seien gesichert, die Übelthaten bestraft, die Manen der geopferten Jungfrau fänden jetzt Ruhe, da die That gesühnt sei.

So ging die grausame Unterdrückung in gesetzliche Freiheit aus, in Entwicklung der Volkskraft, in eine wenigstens vorläufige Einigung der Stände.

Die Erteilung der Toga virilis.

Kulturzustände.

Sag' an, du stolzer Römer, kannst du auch friedlich ruhn
Und spielen, scherzen, lachen, wie andre Menschen thun?
Wie treibst du dein Geschäft zu Haus und auf dem Feld?
Wir wollen dich besuchen in deiner eignen Welt.

Bürgerliches Leben. Auf welche Art die Römer ihre staatliche Verfassung und Gesetzgebung unter inneren und äußeren Kämpfen entwickelten und weiter ausbildeten, haben wir, wie es die Natur der Sache mit sich brachte, in der Erzählung der geschichtlichen Begebenheiten dargestellt. Wir wenden uns zur Betrachtung des Privatlebens der Römer, ihrer Betreibung der Geschäfte und Gewerbe, des Verkehrs und Handels, der Vergnügungen und künstlerischen Versuche, soweit uns davon Nachrichten aus jener alten Zeit zugekommen sind.

Die allgemeinste und ehrenvollste Beschäftigung für den Römer war noch immer der Landbau. Schon als Knabe wurde er von dem Vater dazu angehalten. Mit dem fünfzehnten oder sechzehnten Lebensjahr empfing er feierlich die Toga virilis. Damit war er in die Reihe der Bürger aufgenommen, doch noch immer in Abhängigkeit von dem Vater, dem er seinen Grundbesitz bewirtschaften half. Ursprünglich bestanden wohl geschlossene Güter, die den einzelnen Geschlechtern als Erb- und Eigentum zugeteilt waren und von den Geschlechtsgenossen gemeinschaftlich bewirtschaftet wurden. Schon frühzeitig, jedenfalls vor Einführung der Centurienverfassung, hatte jedoch Güterteilung stattgefunden. Da nun hiermit Erwerb und Veräußerung der Äcker verbunden war, so mußten sowohl größere Grundbesitzer als auch Kleinbauern, die nur wenige Äckerchen zu Erb' und eigen hatten, im Laufe der Zeit entstehen.

Ackerbau. Man nimmt gewöhnlich die Bauernstelle im Durchschnitt zu 20 Morgen an. Rechnet man hierzu noch die Benutzung der Gemeindeweide für das Vieh, den Ertrag der Rebe, des gepflegten Öl- und Feigenbaums, so konnte ein fleißiger Bauer mit Frau, Kindern und Gesinde bequem und behaglich sein Auskommen haben. Die Bewirtschaftung durch Sklaven war in der Zeit, von welcher wir reden, noch nicht gewöhnlich; lieber gaben die reichen Grundbesitzer das Land, das sie nicht selbst bewirtschaften konnten, an verarmte Bauern oder andere geringe Leute ab, welche dadurch in ein abhängiges, doch durch Sitte und Religion geheiligtes Verhältnis zu den Grundherren kamen. Sie waren ihre Klienten, hatten Weib und Kinder, Land und Vieh, standen, natürlich gegen gewisse Leistungen, unter dem Schutze ihrer Patrone, die selten das Recht der Austreibung übten, sondern ein väterliches Regiment führten. Selbst leibeigene Knechte waren oft in ähnlichen Verhältnissen. Sie erlangten dadurch Gelegenheit, sich frei zu kaufen, wenn sie durch Thätigkeit, Sparsamkeit und Treue ihren Verpflichtungen nachkamen. So war der Ackerbau die Quelle des Wohlstandes der Bürger und die Grundfeste des Staates. Daher zog auch der Bauer freudig das Schwert, um seinen Boden gegen feindlichen Einbruch zu sichern, und wenn er, als Kolonist, in eine bezwungene Stadt eintrat, ging er als Bauer dahin; denn er erhielt nicht Geld, noch Herrschaft, sondern Äcker, um sich und die Seinen durch rüstige Arbeit zu ernähren. Fleißig und arbeitsam war aber der römische Ackersmann, mochte er ein Grundherr oder Bauer, oder nur Bittbesitzer sein. Der Gutsbesitzer wie der geringe Mann rechnete es sich zur Ehre, in dem Rufe eines guten Landwirtes zu stehen. Er führte Schaufel, Karst und Pflug mit geübter Hand, wie im alten Griechenland die Könige Homers, die sich ihrer Geschicklichkeit mit Pflug und Axt rühmten.

Der Boden der latinischen und römischen Marken belohnte den Fleiß. Er war fruchtbar, doch nicht von jener Üppigkeit, die zum Müßiggang einlud, wie in Campanien. Der römische Bauer führte mit Fleiß und Geschick seinen einfachen, noch sehr unvollkommenen Pflug. Er zog damit die Furchen so dicht, daß die Egge entbehrt werden konnte. Seine Pflugschar bestand in frühester Zeit, wie wir wissen, in einem hakenförmig gebogenen Baumast oder einem künstlich gebogenen Holz, an dessen oberes Ende das Zugvieh gespannt wurde, dessen unterer, zugespitzter und mit Metall beschlagener Teil bestimmt war, in die Erde zu greifen. Eine andere, rückwärts gehende Zacke diente für den Ackersmann zum Griff, um die Pflugschar in den Boden zu drücken und zugleich die Richtung der Furche einzuhalten. Man ersieht daraus, wie mühselig die Arbeit war, wie sie lange Übung und kräftige Arme forderte, wenn der Zweck erreicht werden sollte. In der Folge brachte man wesentliche Verbesserungen an (vergl. S. 106). Man verlängerte den erstgenannten Teil, das Krummholz oder den Krümmel, wie man ihn jetzt nennt, daß er sich besser zur Deichsel eignete, man ließ denselben in ein anderes Holz ein, den Scharbaum oder die Pflugsohle, woran die metallene Schar befestigt war; weiter hinten brachte man an der Pflugsohle die Pflugsterze an, welche durch Länge und Krümmung für den Ackermann geeigneter zum Handhaben war als die obenerwähnte Zacke.

Man fügte endlich das Streichbrett hinzu, welches, wie noch jetzt, dazu diente, die Furchen auszuweiten. Eine dritte Art des Pfluges, die aber noch später aufkam, hatte Räder und vor der Pflugschar eine Art Messer, das den harten Boden aufriß und die Arbeit erleichterte.

Mit dem von Ochsen oder Kühen gezogenen Pfluge bearbeitete der Römer unverdrossen seinen Acker und gewann ihm die Früchte ab, die für seinen Haushalt erforderlich waren. In dieser oder der folgenden Periode wurde auch die Egge (occa) üblich, ferner eine mit eisernen Haken besetzte Hacke, womit Wurzeln und Unkraut ausgerissen wurden. Karst, Rechen und Schaufeln waren gleichfalls in Gebrauch und ebenso Sicheln zum Schneiden der Feldfrüchte, Hippen, Gartenmesser zum Beschneiden der Bäume und Reben. Die Gartenmesser hatten neben der krummen Klinge noch eine Spitze, womit, wenn erforderlich, die Rinde aufgeritzt wurde (eine Aderlasse, wie die Gärtner sich ausdrücken). Wahrscheinlich wurde dieses Instrument auch zum Veredeln der Bäume gebraucht, was der römische Bauer wohl verstand.

Römische Fußbekleidung.

Kleidung. Der Landmann trug bei seiner Arbeit sehr einfache Kleidung. Meistens ging er ohne Kopfbedeckung; doch mochte er sich auch wohl gegen den glühenden Brand der südlichen Sonne mit dem Pileus (S. 106) schützen. Als Leibgewand diente, wie bereits erwähnt, die Tunica. Wegen der Morgen- und Abendkühle und der schädlichen Bodenausdünstungen legte man zuweilen zwei solcher Kleidungsstücke übereinander an. Das anständige Gewand des Bürgers war und blieb die Toga. Nach der ältesten Art, die Toga zu tragen, zog man sie straff um den Hals und schlug den Zipfel, der über die rechte Schulter ging, auch noch über die linke, sodaß die Arme und der ganze Körper eingehüllt waren, oder man zog sie unter der rechten Achsel durch und ließ sie dann gleichfalls über die linke Schulter gehen, wodurch der rechte Arm frei wurde. Später, und wohl schon in der abgehandelten Periode, vergrößerte man den Umfang des Zeuges, zog es über die rechte Schulter, um den rechten Vorderarm herum und dann aufwärts über die linke Schulter, wie bei der alten Art. Die rechte Hand wurde dadurch frei, und es entstanden vorn ein kleiner Busen und viele Falten, die man zierlich zu ordnen suchte. Die Frauen bedienten sich derselben Kleidung, nur sorgfältiger gefaltet und die Tunica länger, bis über die Kniee und mit kurzen Ärmeln. In späterer Zeit schmückten

sie sich mit der Stola, einer Art weiter, bis auf die Füße herabreichender Tunica, die ein Gürtel unter der Brust und ein anderer über den Hüften zierlich umschloß. Ein besonderes Stück Zeug, das unter dem zweiten Gürtel befestigt war, reichte nach hinten, fast wie eine Schleppe bis über die Ferse herab, und vermehrte die Würde der Matrone in Gestalt und Haltung. Die verschiedenen Arten der Toga sind bei Abbildung römischer Bürger und Frauen vielfach dargestellt, sodaß wir hier uns enthalten, solche in besonderen Illustrationen zur Anschauung zu bringen.

Was die Fußbekleidung betrifft, so gebrauchten die Römer Sandalen, die mit Riemen über die Spanne des Fußes und um die Knöchel befestigt waren. Starkes Rindsleder bildete die Sohle; manchmal aber legte man noch zur Schonung des Fußes eine zweite Sohle von weichem Kalb- oder Rehfell darüber, wovon die Haare nicht weggenommen waren. Eine andere Art von Sandalen, die noch jetzt in den Gebirgen Unteritaliens gebraucht werden, hatte einen aufwärts gebogenen Rand, von welchem viele breite Riemen über den Fuß gingen, die oft kunstreich verschlungen waren. In jener Zeit, da noch jeder Bauer sein eigener Schuster war, bildeten sie wohl die wärmste Fußbekleidung, die man haben konnte. Übrigens hatte man im fünften Jahrhundert auch schon Schusterbuden, wo bequemeres Schuhwerk feil geboten wurde. Der Verkehr mit den Griechen Unteritaliens und den Etruskern mußte dazu Veranlassung geben. Dadurch kam auch die Fußbekleidung nach Rom, die man crepida nannte. Sie bedeckte durch heraufgehende Seitenteile den Fuß, ließ aber die Zehen frei. Ein zwischen der großen und der zweiten Zehe durchgehender Riemen diente zu größerer Befestigung. Indessen blieb diese Art Schuhe den Griechen vorzugsweise eigen, die sie bei öffentlichen Gelegenheiten trugen. Als man nachmals die mit Riemen befestigten Sohlen, welche bei den Griechen in Gebrauch blieben, in Rom für unanständig hielt, kamen verschiedene Arten von Schuhen und Schnürstiefeln (calceus) auf. Sie waren von Leder, die Schnürriemen liefen hoch an der Wade hinauf. Ihre Farbe war verschieden. Die Konsuln sollen weiße, die Patrizier schwarze, die Senatoren dagegen rote Schuhe getragen haben, welche mit einem elfenbeinernen Halbmond geschmückt waren.

Die Soldaten nahmen die caligae an, Schuhe, die den ganzen Fuß umschlossen, mit Nägeln beschlagen und oben durch Binden über und unter dem Knöchel befestigt waren. Sie wurden von besonderen Schustern über den Leisten gearbeitet, wie ein erhaltenes altes Grabmonument in Mailand deutlich zeigt. Eine andere Art Fußbekleidung verband die Sandale mit dem eigentlichen Schuh. Das Oberleder war in eine Reihe von Zungen geschnitten, durch welche ein breiter Lederstreifen hindurchging, der zierlich den oberen Teil des Fußes umschlang.

Wir haben in unserer Darstellung der römischen Bekleidung mehrfach der Zeit vorgreifen müssen, weil es nicht immer möglich ist, die Abänderungen in den verschiedenen Perioden genau zu ermitteln, überdies auch nur eine Zusammenfassung imstande ist, ein annähernd vollständiges Bild von den äußeren Formen im Leben des Römers zu geben.

Öffentliche Feste und Spiele. Der fleißige Ackersmann bestellte sein Feld und seine Gärten mit unverdrossener Ausdauer, doch freute er sich auch der Ruhe und der Feste, welche durch die Religion festgesetzt und geheiligt waren. Er baute vorzugsweise Spelt, später Weizen, doch auch Hülsenfrüchte, Rüben und Gemüse. Allein ebenso sorgsam war er, den Öl- und Feigenbaum und besonders den Weinstock zu pflegen. Die wichtigsten Epochen in der Erzeugung und Bereitung des Weins waren für ihn Freuden- und Ruhefeste und wurden von den Priestern bestimmt. Der älteste Priester der Stadt, der Flamen Jupiters, erteilte die Erlaubnis zur Traubenlese. Ebenso gab er auch das Zeichen zum Weinfest, welches später auf den 23. April festgesetzt wurde. Es war das Fest der dem Vater Jupiter geweihten Faßöffnung, wobei als Trankopfer Wein von beschnittenen Reben dargebracht wurde. Diese Anordnung trug dazu bei, die Veredlung des Weinstocks zu fördern. Sodann war an jedem achten Tage Wochenmarkt; da ging der Bauer in die Stadt, besorgte seine Käufe und Verkäufe und wohnte den Volksversammlungen bei. Längere Ruhe brachte nach ausgestellter Wintersaat der Feiermonat. Da rasteten nach dem Willen der Götter der Ackermann, sein Gesinde und sein Zugvieh.

Das allgemeinste römische Fest war das Stadtfest, durchaus verschieden von dem oben beschriebenen großen latinischen Feste. Man nannte es auch „römische Spiele", und es war ursprünglich auf einen Tag beschränkt; man fügte aber nach Vertreibung der Könige, nach Errichtung des Volkstribunats und später nach Beilegung bürgerlicher Unruhen jedesmal einen Tag zu, sodaß es zuletzt vier Tage lang dauerte. Es wurde mit einem großartigen Festzug eröffnet, der sich nach dem zwischen Palatin und Aventin angelegten Cirkus bewegte. Voran zogen die Männer der Stadtwehr, behelmt und in voller Rüstung, dann die Jünglinge und endlich die Knaben, alle teils zu Pferd, teils zu Fuß, in roten Tuniken mit kupfernem Leibgurt, Schwertern und kurzen Lanzen. Hierauf kamen die Kämpfer zu Wagen, zu Roß und zu Fuß, und endlich die Tänzer. Letztere waren in zwei Scharen geteilt: die eine Hälfte, Schafe genannt, war mit Schafpelzen bekleidet, die andere, die Böcke, machte ihre Sprünge in einem ziegenledernen Überwurf. Jeden Zug begleiteten die ihm zugehörigen Spielleute, Tubabläser und namentlich bei den Tänzern die Pfeifer oder Flötenspieler. War man an der Rennbahn angekommen, so ordnete sich das Volk umher, und die Spiele begannen. Den Anfang machte das Wagenrennen, wobei auf jedem Wagen ein Lenker und ein Kämpfer standen. Der letztere mußte gewandt sein, herunter- und wieder hinaufzuspringen. War die Fahrt geendigt, so erschienen Reiter, und zwar jeder mit zwei Pferden und geübt, mitten im Lauf sich von einem auf das andere zu schwingen. Zuletzt maßen sich die Kämpfer zu Fuß, entblößt bis auf Gürtel und Schurz, im Wettlauf, im Ringen und Faustkampf. Ein einfacher, zum Kranz gewundener Zweig belohnte die Sieger. Er wurde sehr in Ehren gehalten; man pflegte ihn sogar auf die Bahre eines verstorbenen Kämpfers zu legen. Nach Verteilung der Preise versuchten die berittenen Knaben ihre Kunst in Quadrillen zu Pferd. Es war dies wahrscheinlich der Anfang zu dem beliebten circensischen Spiele „Troja". Ernsterer Art war die Sitte, daß bei dieser festlichen Gelegenheit

tapfere Krieger die Trophäen ihrer Siege, die Rüstungen der von ihnen erlegten Gegner vor dem versammelten Volke aufstellten und mit einem Ehrenkranze belohnt wurden. Die übrige Zeit des Festes füllten die Tänzer mit Reigen und Possen aus. Mit ihnen traten auch Taschenspieler und Bänkelsänger auf, die unter Pfeifenklang vor der Menge ihre Künste produzirten. Wie die Tänzer häufig in zwei Chöre geteilt waren, so trugen auch die Sänger Wechsellieder vor, wobei es an derbem Volkswitz und ausgelassener Laune nicht fehlte. Öfters vereinigten sie mit ihren Vorträgen noch Tanz und Musik, und es entwickelten sich daraus die Anfänge scenischer Aufführungen, wie von dem Thespiskarren in Hellas das griechische Drama ausging und zu einer Herrlichkeit sich entfaltete, welche freilich in dem nüchternen Rom niemals erstrebt wurde. Der Römer spielte seine Rolle auf der großen Bühne des wirklichen Lebens; er hatte daher nur Wohlgefallen an solchen Spielen, bei welchen das Blut in Strömen floß, und das waren später die schrecklichen Gladiatorenkämpfe.

Poesie und Musik. Das Volk feierte seine ländlichen Feste mit Musik und Gesang. Man legte dabei Larven aus Baumrinde an und bat den Bacchus um Gedeihen der Herde. Dahinein mischten sich Spottverse, Fescenninische Verse wahrscheinlich nach der etruskischen Stadt Fescennium genannt.

Nach dem campanischen Dorfe Atella sind die Atellanen genannt worden, possenhafte Darstellungen des gemeinen Lebens in karikirender Übertreibung, meist lose an einander gereihte komische Scenen. Mit Larven angethan übte die römische Jugend sich schon in frühen Zeiten darin, um die Lachlust eines bunten Publikums zu befriedigen. Die vorkommenden Charaktere waren stets dieselben. Da gab es einen dummen und plumpen Maccus, einen possenreißenden Hungerleider Bucco, einen engherzigen, spießbürgerlichen Pappus, einen vierschrötigen, marktschreierischen Dorsenus. Aus solchen Anfängen hätte sich wohl eine dramatische Poesie heranbilden können; allein der Römer war dazu nicht geeignet. Er verschmähte die heiteren Gaben der Dichtkunst, die Kränze auf der Bühne, bei den Spielen im Cirkus oder auf dem Albanerberge, um auf dem Theater der wirklichen Welt durch Thaten den blutigen Lorbeer des Sieges zu pflücken. Die Poesie, die Kunst überhaupt und auch zum Teil die Wissenschaft schienen ihm mit wenigen Ausnahmen wie Kinderspiele, unwürdig des ernsten, nach Bürgerehre strebenden Mannes. Daher zog er sich von dem eiteln Zeitvertreib zurück, und auch die Jugend nahm später nur geringen Anteil, als ihr possenhafte Spiele nicht mehr genügten. Eingelernte, handwerksmäßige Kämpfer, Spieler und Sänger traten an ihre Stelle, und die lieferten im Überfluß die tuskischen Städte.

Daher ward aus dem städtischen und dem großen latinischen Feste nicht ein olympisches, wo man vor dem versammelten Latium durch körperliche und geistige Wettkämpfe um die Palme rang, sondern sie schrumpften zu Schaufesten ein, wo die Menge den bezahlten Histrionen von Handwerk lachend und Beifall klatschend zusah.

Übrigens gab es noch andere Gelegenheiten, bei denen die Volkspoesie in ihrer freilich wenig künstlerischen Haltung hervortrat. Die Krieger sangen bei Triumphzügen Lieder zum Teil neckischen und satirischen Inhalts.

Festzug nach dem Cirkus zu den Spielen.

Sie verschonten den siegreichen Feldherrn nicht; seine äußere Persönlichkeit, seine Manieren und abgelauschten Schwächen waren beliebte Gegenstände des Spottes, den er geduldig ertragen mußte, wie ja selbst Romulus schon solchen Spott von seinen freibeuterischen Genossen soll erfahren haben. Dazu kamen Spottgedichte auf bekannte Personen, worin die Geißel schonungslos geschwungen wurde. Ebenso häufig waren Hochzeitlieder, Tischlieder und andere. Wenn ein Gastmahl gegeben wurde, begleiteten die Knaben ihre Väter. Sie sangen daselbst Lieder zum Preise der Ahnen des Gastgebers, deren Bilder in dem Hause aufgestellt waren. Da die Gäste gewöhnlich zu demselben Geschlecht gehörten, so lauschten sie gern auf solche Gesänge zur Verherrlichung des gemeinschaftlichen Stammes und sorgten dafür, daß die aufwachsende Jugend sie erlernte. Sie enthielten allerdings mehr Dichtung als Wahrheit, aber doch auch wichtige Nachrichten, und wurden als Familienurkunde aufbewahrt, vermehrt und vererbt. Ähnlich verhielt es sich mit den Liedern, die bei einer Leichenbestattung vorgetragen wurden. Eine Klagefrau folgte dem Zug und sang diese Nenia, die Klage um den Verstorbenen und das Lob seiner Tugenden.

Von den Ritualgesängen einzelner Priesterschaften haben sich einige Bruchstücke erhalten. Ein solches aus einem Liede, welches die Salier bei ihren Waffentänzen sangen, lautet:

„Das Mahl ist nun verzehrt von Janus' heil'gen Dienern,
Der gute Schöpfer kommt, der göttliche Janus kommt."

Bei dem Feste der Ambarvalien (Flurumwandlung) im Frühjahre segnete die Brüderschaft der Arvalen unter Opfern und Absingen von Gebeten die Fluren ein. Eine noch erhaltene, vielleicht sehr gebräuchliche Gebetsformel versuchen wir hier den Worten und dem Sinne nach wiederzugeben; es ist dies das einzige auf uns gekommene, wahrscheinlich als Wechselgesang gedichtete Tanzlied der Ackerbrüder und lautet:

An die Götter: Uns, o Lasen (Laren), helfet!
Nicht Sterben und Verderben, Mars, laß einstürmen auf mehrere.
Sei nun satt, grauser Mars!

An die einzelnen Brüder: Auf die Schwelle springe! stehe! tritt sie!
An alle Brüder: Den Semonen (Schutzgötter) erst ihr, dann ihr, rufet zu, allen!
An den Gott: Uns, Mars, Mars, hilf!
An die einzelnen Brüder: Springe, springe, springe!

Ein anderes Lied der Art, aber aus späterer Zeit, als die uralte Formel der Arvalbrüder, und darum verständlicher, geben wir hier in dem Versmaß, wie es uns überliefert ist. Es hieß das saturnische und war wohl überhaupt die Form für die alten latinischen Poesien.

Was, Mißgeschick befürchtend — schwer betroffenen Wohlstand,
Sorgvoll der Ahn gelobt hier, — des Gelöbnis eintraf,
Zu Weih und Schmaus den Zehnten — bringen gern die Kinder
Dem Hercules zur Gabe — dar, dem hochverdienten;
Sie flehn zugleich dich an, daß — oft du sie erhörst.

Es fehlte ferner nicht an Weissagungen und Zaubersprüchen aus alter Zeit. Namentlich wurden solche von einem Seher Marcius aufbewahrt und in Ehren gehalten. Eine seiner Prophezeiungen bezog sich auf die unglückliche

Schlacht bei Cannä. Sie kam freilich erst nach der Niederlage zum Vorschein, diente aber dazu, ähnlichen Aussprüchen Glauben zu verschaffen. Sie ist uns nur in Prosa überliefert; doch fügen wir sie nach Vorbergs Übersetzung bei, da sie uns eine Vorstellung von solchen Orakeln giebt.

„Den Fluß Cannä fliehe, o Römer, auf daß nicht Fremdlinge dich zwingen, im Felde des Diomedes die Schlacht zu schlagen. Doch glauben wirst du mir nicht, bis du mit deinem Blute das Feld getränkt hast, und die Tausende deiner Erschlagenen der Fluß hinabspült in das Meer vom fruchtbaren Boden, und den Fischen und Vögeln und dem Wilde, das die Länder bewohnt, dein Fleisch zur Speise wird. Denn also hat mir Jupiter geredet."

Von den Zauberformeln, deren man sich gegen Krankheiten, zur Abhaltung des Regens, auch in böser Absicht zur Zerstörung der Saaten des Nachbars bediente, ist wenig erhalten. Manchmal waren es bloße Klangwörter ohne allen Sinn. So giebt ein späterer Schriftsteller an, man solle bei Verrenkung ein Rohr spalten, dann über dem kranken Gliede wieder zusammenfügen und die Worte sprechen: „Hauat, hauat, hauat, ista pista sista damia badanna ustra." Wir könnten ähnliche unverständliche Formeln anführen, die der Aberglaube noch jetzt in unserem Vaterlande verwendet, meist Reste altheidnischer Vorstellungen, wenn auch zum Teil in christliches Gewand gehüllt.

Der Glaube an Erscheinungen von Gespenstern, besonders von Seelen Verstorbener, war wenigstens unter dem Volke allgemein verbreitet. Wie man sich die Macht zutraute, durch Beschwörungen Jupiter und andere Himmelsmächte von ihren Götterhöhen herabzuziehen, so vermeinte man auch die Geister der Unterwelt citiren oder bannen zu können. An dem im Februar gefeierten Totenfeste richtete man den von der Frühlingsluft erweckten Schatten Mahlzeiten her, damit sie gesättigt wieder in ihre dunkle Behausung zurückkehrten. Im Mai, wenn die Frühlingskeime üppiger dem Schoße der Erde entquollen, stiegen nach dem Volksglauben die Geister herauf, um ihre ehemaligen Wohnplätze zu besuchen. Da feierte man das Fest der Lemuralien. Die Hausväter traten um Mitternacht vor die Thüre und bannten mit ausgestreuten schwarzen Bohnen und Zaubersprüchen die gräßlichen Spukgestalten. Man glaubte, der Anblick dieser Lemuren verursache Wahnsinn; daher versäumte man niemals in der alten, gläubigen Zeit, am 9., 11. und 13. Mai den üblichen Bann vorzunehmen. Man ersieht daraus, daß man sich unter den Lemuren keineswegs die Geister der Ahnen vorstellte, sondern böse, schauerliche Wesen.

Es gab aber auch Geister, die der Beschwörung nicht wichen; besonders war solches der Fall, wenn ein Mensch ermordet und nicht feierlich verbrannt oder bestattet worden war. Dann umschwebte seine Seele den Ort, wo seine Gebeine ruhten, machte ihn unsicher und ängstigte die Bewohner. Was Plinius freilich in viel späterer Zeit von einem Hause in Athen berichtet, mag bei dem Gespensterglauben der Römer oft in Rom vorgekommen sein. Wir fügen daher diese Erzählung hier bei.

In dem angeführten Hause hörte man nachts Ketten rasseln, erst entfernt, dann immer näher. Bald erblickte man einen abgezehrten, gramvoll aussehenden Greis mit langem Bart und struppigem Haar, der an Händen und Füßen Ketten trug und zum Schrecken der Bewohner schüttelte. Der

Spuk verscheuchte Menschen und Tiere, sodaß die Wohnung endlich leer stand und um einen Spottpreis feil geboten wurde. Ein fremder Philosoph, der um diese Zeit nach Athen kam, erkundigte sich nach den Umständen und bezog sogleich das verrufene Haus, da er als ein Freigeist von Gespensterfurcht nichts wußte. Er ließ sich am Abend Licht und Schreibzeug bringen und richtete seine Gedanken auf eine Abhandlung, womit er sich beschäftigte. Nach einiger Zeit aber hört er durch die Stille der Nacht Eisen klirren, Ketten rasseln. Das Getöse nähert sich, und als er endlich aufblickt, steht die beschriebene Gestalt vor ihm und winkt ängstlich und wiederholt, ihr zu folgen. Der Philosoph, der die grauenhafte Erscheinung für Wirkung seiner aufgeregten Phantasie hält, sucht das unheimliche Gefühl zu bemeistern, indem er um so emsiger fortschreibt; allein immer schreckhafter wird das Kettenklirren. Nun ergreift er die Lampe und folgt dem Geiste durch mehrere Gemächer bis in einen abgelegenen Winkel des Hofes, wo die Gestalt verschwindet. Am folgenden Tage läßt er daselbst nachgraben, und es findet sich ein von Ketten umwundenes Gerippe. Nachdem man dasselbe feierlich bestattet hatte, hörte der Spuk auf, und das Haus ward wieder sicher und bewohnbar.

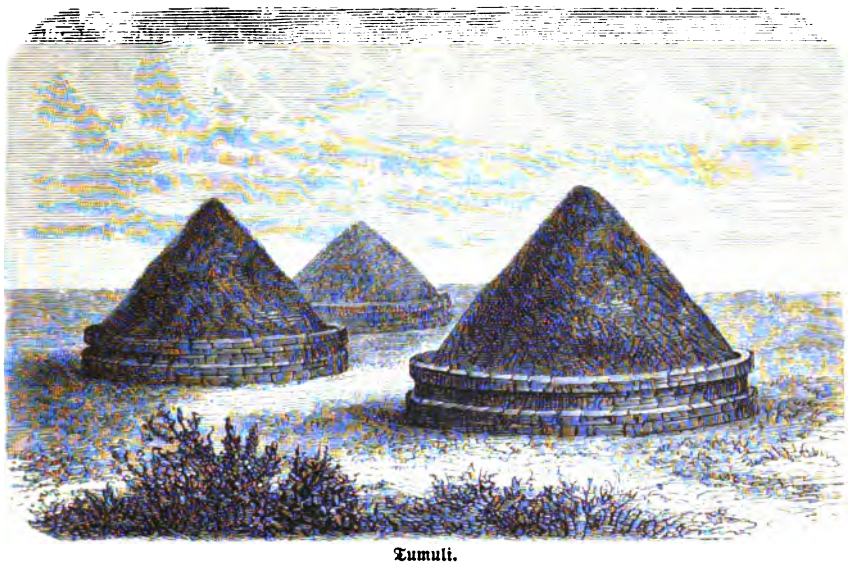
Wenn sich auch der Römer die phantastischen Gebilde der Geisterwelt lebhaft vergegenwärtigte, so war er doch nicht geeignet, dem heiteren Spiele der Phantasie auf dem Gebiete der Dichtung zu folgen. Wie wenig die Poesie in Rom Aufmunterung fand, wie die epischen Anfänge in den Ahnenliedern, die dramatischen in den Atellanen verkümmern mußten, beweisen verschiedene Verordnungen, durch welche Spieler und Sänger aus der Stadt verwiesen wurden. Dagegen duldete man die Tänzer und Pfeifer, da sie bei feierlichen Gelegenheiten, selbst bei den wichtigsten gottesdienstlichen Handlungen verwendet wurden. Die Spielleute bildeten sogar, wie wir bei der Servianischen Gesetzgebung gesehen haben, eine eigene Zunft und besondere Centurie. Ihre Instrumente waren die Tibia, Pfeife, und die Tuba, die mit der Trompete in Ton und Form Ähnlichkeit hatte. Letztere bestand in einem geraden Rohr von Metall mit einem kleinen Mundstück und trichterförmiger Mündung. Ihre schmetternden Klänge riefen die Soldaten zum Angriff und zum Rückzug, sie tönten aber auch in den Tempeln, bei Leichenfeiern und anderen Gelegenheiten. Noch allgemeiner war die Anwendung der Pfeife. Es gab mehrere Arten dieses Instruments. Anfänglich machte man sie aus Beinknochen, daher der Name tibia (Schienbein), später von Holz und Schilfrohr. Man versah sie mit vier Löchern, die mit den Fingern der einen Hand gegriffen wurden. In der Folge fügte man mehrere Löcher hinzu. Ferner verband man zwei Pfeifen, teils gleich an Länge und Ton, teils verschieden, sodaß man zugleich in verschiedenen Oktaven pfeifen konnte. Es kommen auch solche Instrumente vor, deren unteres Ende gebogen und erweitert war, und die man zuweilen gleichfalls verdoppelte. Geübte Musiker verstanden die Kunst, auf zwei getrennten Pfeifen zu blasen, was natürlich die Mannichfaltigkeit der Töne vermehrte. Dies war mit den auch schon frühzeitig aufgekommenen Querpfeifen nicht möglich, die mittels eines vortretenden Mundstücks geblasen wurden, sonst aber mit unseren Flöten einige Ähnlichkeit hatten.

Auszug der luſtigen Muſikanten. (Zu S. 180.)

Außer diesen Instrumenten wurde auch die griechische Lyra gebraucht, die man von den Hellenen Unteritaliens kennen lernte; allein sie erlangte niemals großes Ansehen.

Anders verhielt es sich mit der Gilde der Spielleute. Sie waren im Heer- und Tempeldienst unentbehrlich und erfreuten sich großer Vergünstigungen, wenn sie auch nichts weniger als eigentliche Kunstleistungen produzirten. Sie waren lustige Musikanten, wie etwa die Fiedler unserer Zeit, die bei Kirchweihen aufspielen. Sie durften an ihrem Jahresfest auf öffentliche Kosten einen festlichen Schmaus im Tempel des Jupiter halten und dann maskirt und voll süßen Weines lärmend durch die Stadt ziehen. Die strenge römische Polizei legte ein Verbot auf diese angemaßte Freiheit; aber sofort beschloß die ganze ehrenwerte Zunft eine Auswanderung nach Art der Entweichung des Volkes auf den heiligen Berg. Sie machte sich unter Pfeifenklang auf den Weg und kam nach Tibur. Als aber Rom seine teuern Spielleute zurückforderte, wagte man natürlich keinen Widerspruch, sondern suchte sie gütlich zur Rückkehr zu bewegen. Die Bande beharrte jedoch auf ihrem Vorsatz und blieb. Man nahm jetzt seine Zuflucht zur List und setzte ihnen reichlich Speise und Trank vor. Die Künstlergesellschaft ließ sich die Bewirtung behagen; sie sprach dem Rebensaft so fleißig zu, daß zuletzt alle Glieder derselben das Gleichgewicht verloren und in den Armen des Schlafes Sorgen und Mühen vergaßen. Die Tiburtiner luden sie sofort auf Wagen und fuhren sie nach Rom zurück, wo sie, auf dem Forum abgeladen, den Überrest des Rausches ausschnarchten. Am Morgen rieben sie sich nicht wenig erstaunt die Augen, als sie ihre heimatliche Umgebung erkannten. Doch vergaßen sie ihren Vorteil nicht; sie erklärten einmütig, in entlegene Landschaften auswandern zu wollen, wenn man ihre althergebrachten Gerechtsamen schmälere. Dieser Entschlossenheit wagte selbst die römische Behörde keinen Widerspruch entgegenzusetzen, sondern verwilligte der unentbehrlichen Musikantenzunft das Recht des Schmauses im Tempel und des Umzugs durch die Stadt.

Atellanenmasken. (Zu S. 174.)



Tumuli.

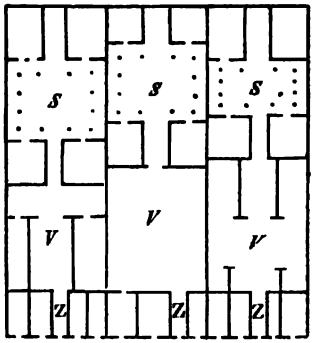
Gewerbe und Verkehr. Wir haben bisher von den Bauern, dem hauptsächlichsten und ehrenwertesten Bestandteil der römischen Bevölkerung, geredet. Es fragt sich, wie es sich mit dem Stande der Handwerker verhielt.

Der Bürger wohnte noch immer in dem einfachen Hause, wie in der ersten Periode nach Erbauung der Stadt; doch hatten wohl bei den Reicheren Abweichungen von dem ursprünglichen, lange Zeit unverändert gebliebenen Grundplan stattgefunden. Es gehört sicher der Peristyl, d. h. die nach der hinteren Seite des Hauses vorgenommene Erweiterung (dargestellt auf unserer Abbildung S. 182 bei S), einer späteren Zeit, vielleicht erst dem dritten Jahrhundert vor Christo, an. Unser Plan stellt drei an einander stoßende römische Wohnhäuser dar. Der Eingang (vestibulum) zu denselben befindet sich bei Z, das Atrium oder Cavaedium (der oben offene Raum, wo sich die Familie versammelte), wohl auch der Hofraum, bei V. Ausführlicher beschreiben wir das Haus des Römers in der folgenden Kulturepoche.

Es gab schon in alter Zeit in Rom acht Handwerkerzünfte, deren Begründung dem König Numa zugeschrieben wurde. Die Pfeifer, Goldschmiede, Kupfer- oder Waffenschmiede, Zimmerleute, Walker, Färber, Töpfer, Schuster werden als solche namentlich aufgeführt. Lederarbeiter, Schneider, Krämer u. a., die später genannt werden, bildeten vielleicht die neunte Zunft. Die Bäckerei und Arzneikunde waren noch unbekannt, ebenso die Eisenfabrikation. Das Spinnen und Weben besorgten die Frauen, und Geschicklichkeit in Wollenarbeiten galt für eine der unerläßlichsten Tugenden einer römischen Matrone. Sie wurde sogar auf dem Steine bemerkt, der ihr Grab deckte, wie folgende erhaltene Inschrift beweist:

„Sie war ein Weib, durch Bescheidenheit, Rechtschaffenheit, Keuschheit,
Sanftmut, Wollenbereitung, Fleiß, Treue den edelsten vergleichbar."

Wenn sich übrigens die Handwerker in Rom von den griechischen durch den geschlossenen Verband der Innungen unterschieden, so standen sie doch, gleich diesen, in geringer Achtung. Sie gehörten meist der sechsten Klasse an, die wenig oder gar kein Vermögen besaß. Sie steuerten nicht zu den Bedürfnissen des Staates, noch zog man sie zu dem ehrenvollen Kriegsdienst. Als später ein Konsul auch Handwerker zum Kriege gegen die furchtbaren Gallier aushob, tadelte man es, weil die Stuhlhocker untauglich seien, die Waffen zu führen. Ferner sagt ein römischer Schriftsteller: „Allen Gewerbleuten klebt Schmutz und Niedrigkeit an; aus der Werkstätte kann nichts Großes und Edles hervorgehen.“ Von dieser Verachtung, die auf dem Handwerk ruhte, waren nur die Spielleute, Zimmerleute und Erzarbeiter weniger betroffen. Man bedurfte ihrer im Kriege und hatte sie daher besonderen Centurien zugeteilt. Indessen traten weder in diese noch in andere Innungen Bürger ein, die eigene Hufen hatten; denn der Ackerbau blieb lange Zeit das allein ehrenvolle Geschäft.

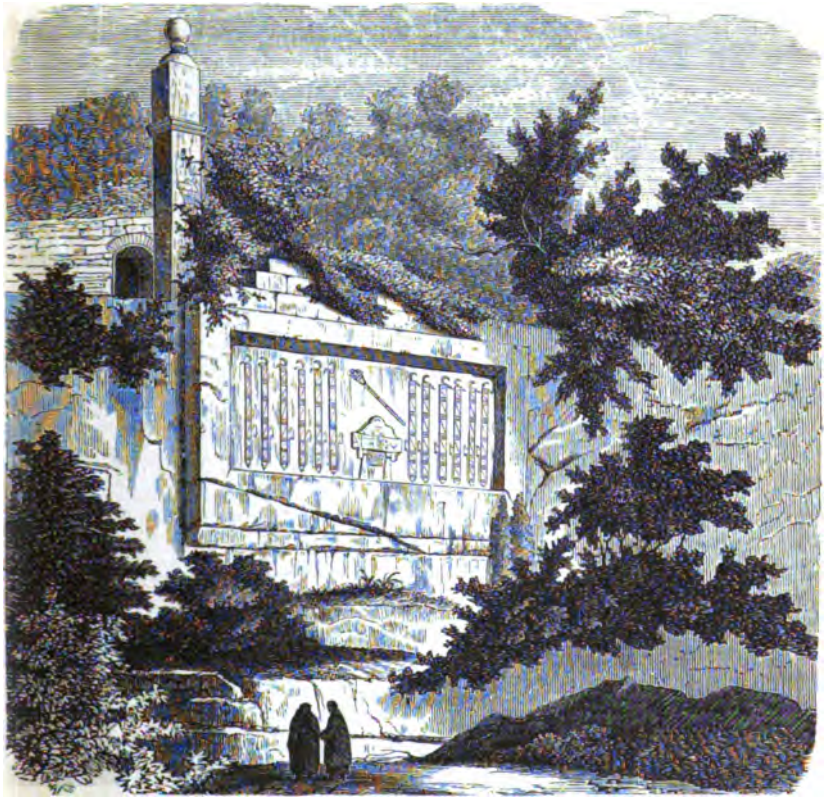


Plan des römischen Normalhauses. (Zu S. 181).

Die römischen Zünfte waren eigentlich nur freiwillig zusammengetretene Vereine, über welche der Staat die Aufsicht führte, ohne sie jedoch durch Beschränkung der Gewerbfreiheit zu begünstigen. Sie nahmen Mitglieder auf, stießen Unwürdige aus der Körperschaft, hatten gemeinschaftliche Kassen, in welche jeder Teilhaber festgesetzte Summen steuerte, erwählten Vorsteher, Quästoren oder Kassenbeamte, feierten gemeinschaftliche Feste und Gottesdienste zu Ehren ihrer Schutzgötter und suchten sich gegenseitig zu unterstützen.

Übrigens waren diese Innungen nicht ohne Bedeutung für den Handel, da Rom den Verkehr Latiums mit den angrenzenden Küsten vermittelte. Auf die römischen Messen, die von den Wochenmärkten verschieden waren, kamen die Latiner, um ihre Einkäufe und Verkäufe zu besorgen. Im Hafen von Ostia landeten mit ihren Waren Etrusker, Hellenen von Cumä und Sizilien und, wie der noch vorhandene Handelsvertrag beweist, auch Karthager. Sie brachten Produkte aus weit entlegenen Gegenden und zogen die vorherrschende Stadt Latiums in den Weltverkehr, den sie, Stürmen und Wogen trotzend, auf zerbrechlichen Fahrzeugen betrieben. Auf eigenen Barken verkehrten endlich die reichen Grundbesitzer der römischen Marken. Sie führten den Überfluß ihrer Bodenerzeugnisse stromauf- und abwärts und wagten sich selbst auf die offene See, wenn der Gewinn lockte. Sie waren aber zugleich die Ursache, daß sich aus dem Handwerk kein städtischer Mittelstand entwickelte. Denn da die Zünfte kein Ausschließungsrecht hatten, sondern nur freiwillig zusammengetretene Vereine waren, so etablirten die Grund- und Geldmänner Freigelassene und andere Zugehörige in der Stadt. Sie schossen ihnen Kapitalien vor, richteten ihnen Werkstätten, Buden, Kramläden, namentlich auch Spezereiläden ein und bezogen dafür oft den besten Teil vom Geschäftsbetrieb. Da gab es geschickte

Handwerker, wohleingerichtete Kaufhäuser, bedeutende Warenlager, die alle dem Kapitalisten mehr oder minder zinspflichtig waren. Freilich standen die abhängigen Gewerbleute an politischen Rechten den freien Bürgern nicht gleich; allein da sie die Geldsäcke ihrer Patrone im Rückhalt hatten, konnten sie Unfälle viel leichter ertragen und zu eigenem Wohlstand gelangen, wodurch sie sogar infolge der Centurienverfassung Zulassung zu den Ehren des Heerdienstes und Einfluß in den Versammlungen erhielten, während, wie schon bemerkt, die geringen Handwerker davon ausgeschlossen waren.



Konsulargräber zu Palazzuola.

Jene aber, wenn sie Ersparnisse gemacht hatten, erwarben sich Äcker und traten so in die ehrsame Bauernschaft ein, die den eigentlichen Bürgerstand bildete.

Den wichtigsten Bestandteil der Waren, welche in Rom vertrieben wurden, lieferte das Ausland. Da waren in Spezereiläden ausgestellt duftende Salben, Weihrauch, Purpur, mancherlei Gewürze; die Töpfer boten nicht bloß ihre eigenen Erzeugnisse feil, sondern auch Salbgefäße von orientalischem Alabaster,

zum Teil in Isisform, Straußeneier mit gemalten und eingegrabenen Sphinxen, Glas- und Bernsteinperlen, welche letztere durch Austausch von Barbarenstämmen aus dem fernen Norden eingeführt wurden, Gefäße von bläulichem Schmelzglas mit Hieroglyphen, die auf Ägypten hinweisen, Vasen aus Attika, Kerkyra und besonders aus Etrurien. Noch reicher und mannichfaltiger waren die Läden der Goldschmiede mit allerlei Schmucksachen versehen. Es thaten sich in diesem Verkehr die großstädtischen Verhältnisse kund, die in Rom allmählich Geltung gewannen.

Diese Verhältnisse hatten indessen auf das Leben des römischen Bürgers noch geringen Einfluß. Der Ackerbau, die ländlichen Beschäftigungen erhielten noch lange Einfachheit der Sitten; und darüber wachten auch die Obrigkeiten, namentlich die bald nach dem Decemvirat eingeführten Censoren, mit solcher Strenge, daß eine des übertriebenen Luxus bezichtigte Vestalin fast mit dem Tode bestraft worden wäre.

Leichenbestattungen. Deswegen wurden auch die Bestattungen der Verstorbenen, von denen wir hier noch reden müssen, zwar mit großer Feierlichkeit begangen, aber ohne den ausschweifenden Pomp, den man in Etrurien bei solchen Gelegenheiten aufwandte. War ein angesehener Bürger aus dem Leben geschieden, so machte ein Liktor öffentlich bekannt: „Jener Quirit ist verstorben; wer nicht abgehalten ist, der gebe ihm das Geleite; eben wird er aus dem Hause weggetragen". Im Atrium lag die Leiche auf der mit feinem Linnen, mit purpurnen und goldgestickten Decken überkleideten Bahre. Der Verstorbene war in das Gewand gehüllt, das der höchsten von ihm bekleideten Würde zukam. Erbeutete Rüstungen und Kränze waren umher geordnet; seine Gesichtsmaske aber, die man in Wachs möglichst ähnlich nachzubilden gesucht hatte, stand in einem Schrein an einer Wand des Saales, wo auch die Masken der Ahnen mit Angabe ihrer Ehren und Würden gewöhnlich aufgestellt waren. Bei dieser Gelegenheit aber hatten mimische Künstler sie vorgebunden, um als Ahnen im Schmucke der von ihnen verwalteten Ämter zu agiren. So traten sie einher, wie wenn die Manen der Vorfahren im Fleisch erschienen wären, um den ebenbürtigen Enkelsohn auf seinem letzten Wege zu begleiten. Auf reich verzierten Wagen, mit vorschreitenden Liktoren, schlossen sie sich dem Leichenzuge an, dem Klagefrauen, Pfeifer, Tänzer und Schauspieler voranzogen.

Unter den letzteren mußte sich eine dem Verstorbenen nicht ganz unähnliche Person befinden, welche ihn durch Maske, Kleidung und Gebärdenspiel der Menge vergegenwärtigte. Hinter der Bahre her schritten die Angehörigen in ernster Trauer, in schwarzer Toga, die Söhne verhüllten Hauptes, die Töchter mit aufgelöstem Haar, dann Freunde, Vettern, Freigelassene und andere Zugehörige. Der Zug ging nach dem Forum, wo Halt gemacht wurde. Daselbst richtete man die Leiche in die Höhe; die Ahnen aber stiegen von den Wagen und ließen sich auf elfenbeinernen Stühlen nieder. Darauf hielt der Sohn oder ein anderer Geschlechtsgenosse die Leichenrede, worin er die Thaten der Vorfahren und auch die des Verstorbenen mit gebührenden Lobeserhebungen berichtete. Alsdann schritt man zur Verbrennung oder Beerdigung der Leiche

wie solche bei den Römern neben einander üblich waren. Nach der Verbrennung wurde die Asche in eine Urne gesammelt und in der bereiteten Grabstätte beigesetzt. Man senkte zugleich mancherlei Gerätschaften ein; aber Schmucksachen von edeln Metallen in die Gruft zu bergen, war schon durch das Zwölftafelgesetz verboten.

Die äußere und innere Ausstattung der Gräber durfte gleichfalls gewisse Grenzen nicht überschreiten. Die Ruhestätten der Toten waren im Durchschnitt, wenigstens in der republikanischen Zeit, weit einfacher hergestellt als diejenigen, welche man noch jetzt in Etrurien findet.

Häusliche Leichenfeier.

Oft genügte ein einfacher, mit einer Inschrift versehener Stein, um den Ort zu bezeichnen, wo ein wackerer Bürger oder eine ehrenwerte Matrone ruhte. Indessen gab es auch reich verzierte Grabstätten. Von dieser Art sind die Konsular-Gräber bei der Franziskaner-Abtei Palazzuola, die über dem einst weitherrschenden, aber spurlos verschwundenen Alba Longa sich erhebt. Dort auf dem Berge, wo Latiums Völker sich versammelten, ruht in prächtig ausgehauenen Gräbern die Asche ehemaliger Konsuln, deren Thaten längst verschollen sind.

Kriegswesen. Wir haben bisher bei Darstellung der kriegerischen Begebenheiten wahrgenommen, wie die römischen Waffen zwar manche Niederlage erlitten, im ganzen aber den umwohnenden Stämmen überlegen waren. Sie verdankten diese Überlegenheit nicht sowohl einer besonders ausgebildeten Kriegskunst, als vielmehr der innern Tüchtigkeit des Volkes.

Denn die Taktik wie die Bewaffnung der Römer war nicht wesentlich verschieden von der ihrer Nachbarn. Wie sie aber in Gestaltung ihrer bürgerlichen Verfassung praktische Einsicht mit kräftiger Durchführung verbanden, so thaten sie es auch im Kriegswesen. Sie eigneten sich an, was sich bei Freunden und Feinden als brauchbar bewährte, und wo sie Übelstände in ihren Einrichtungen wahrnahmen, suchten und fanden sie Verbesserungen. Die Veränderungen in den Waffen, der Aufstellung und Heerverfassung, die allmählich im Laufe der Zeit vorgenommen wurden, werden dies anschaulich machen.

Centurio.

Von den Kriegswagen, auf welchen die Helden bei Homer durch die Schlachtreihen stürmten, findet man in Italien keine Spur. Hier stritten in ältester Zeit die kühnsten und tüchtigsten Krieger zum Teil zu Pferde voran im Vordertreffen. An die Stelle dieser Heerordnung war schon in der Königszeit die geschlossene Phalanx nach dorischer Weise getreten. Wir haben von dieser Ordnung bereits am Schlusse der Geschichte der Könige geredet. Sie bestand noch fort, aber mit wesentlichen Abänderungen, welche die spätere Taktik vorbereiteten. Nach der Centuriat-Verfassung fochten in den vordersten Gliedern die vollständig gerüsteten Krieger der ersten Klasse, dann folgten die Halbgerüsteten und endlich Leute, welche der Schutzwaffen entbehrten. Die Vorderreihen, welche den Sturm des Gefechts zu bestehen hatten, glänzten in reich verzierten, hell polirten Waffen. Statt der Lederhelme trugen sie eherne, der runde Schild war mit Erz überkleidet und der Riemenpanzer oft noch mit metallenen Schuppen bedeckt. Ihre Angriffswaffen waren noch immer die Lanze von mäßiger Länge und ein dolchartiges Messer, wie es die dorischen Hopliten führten. Letzteres ward indessen bald mit einem kurzen, einschneidigen, doch auch zum Stoße eingerichteten Schwerte vertauscht, das zum Nahgefecht, Mann gegen Mann, geeigneter schien. Sie hießen principes, die Ersten und Vorzüglichsten; die halbgerüsteten Krieger nannte man dagegen hastati, d. i. Speerträger, weil sie nur mit der Lanze zu fechten pflegten. Eine dritte Abteilung, ungeeignet zur Teilnahme am Gefechte der Phalangen, war die der Rorarier, die keine Rüstung trugen, sondern nur mit Schleudern und anderen Wurfwaffen kämpften. Außerdem bestanden Scharen zugeteilter Leute (accensi), die als Ersatzmannschaft hinter der Phalanx aufgestellt waren und mit den Waffen der Gefallenen in die Glieder eintraten. Sie bedurften keiner großen Übung, da sie nur die hinteren Reihen verstärkten

und in Masse wirkten. In den beständigen Kriegen der Republik erkannten die Römer bald, wie wichtig es sei, einen Rückhalt von alten, erprobten Kriegern zu haben, der im entscheidenden Augenblick mit frischer Kraft eingreife und das wankende Glück an die römischen Fahnen fessele. Sie bildeten daher aus den bisher beschriebenen Abteilungen besondere Heerhaufen schwergerüsteter, erfahrener Leute, die sie Triarier nannten.

Da sie ferner zu der richtigen Ansicht kamen, man müsse mit möglichst geringer Kraft den Kampf beginnen und von den Leuten die höchste Anstrengung fordern, dann, wenn der Feind ermüdet sei, die Kraft verstärken, um ihn völlig über den Haufen zu werfen, so ließen sie die Hastaten vorantreten und die Principes erst in zweiter Ordnung ihnen nachrücken.

Schleuderer. Fußsoldat. Liktor. Reiter.

Waren im Lanzenkampfe die Reihen gebrochen, dann begannen die Principes, die in Handhabung des Schwertes vorzüglich geübt waren, die Blutarbeit mit der kurzen Waffe. Drang der Feind dennoch siegreich vor, so erscholl das Kommandowort „Surgite!“ („auf!“), und nun erhoben sich die bewährten Triarier, die bis dahin auf einem Knie geruht hatten, schleuderten ihre kurzen Speere auf die überraschten Gegner und griffen dann gleichfalls zum Schwert. Man machte indessen allmählich die Erfahrung, daß die Triarier im wilden Getümmel auch den eigenen Leuten mit ihren Wurfwaffen Schaden zufügten, daß sie dieselben oft gar nicht in Anwendung bringen konnten; daher wurden sie wieder mit der Lanze, die Vorderreihen aber mit den Geschossen ausgerüstet. Wie man den Wurfspieß zu dem furchtbaren römischen Pilum ausbildete, wie man auch die geschlossene Phalanx

in die Manipularordnung mit Zwischenräumen umgestaltete, wird aus den später folgenden Darstellungen hervorgehen.

Die römische Phalanx war übrigens keineswegs eine ungelenke Masse, deren Glieder sich bloß durch die Art der Bewaffnung unterschieden, sondern sie zerfiel in verschiedene Abteilungen, wodurch sie erst zum Manövriren tauglich wurde. Ein römisches Heer bestand gewöhnlich aus zwei Legionen samt den Bundesgenossen, welche an Fußvolk die gleiche Zahl, an Reiterei die doppelte stellten. Da öfters zwei solcher Heere ins Feld rückten, während das Aufgebot der Mannschaft über 45 Jahre zum Schutze der Stadt zurückblieb, so konnten auch gegen einen mächtigen Feind die beiden Heerhaufen in eine Masse zusammengezogen werden. Die Legion ward, abgesehen von den beschriebenen Waffengattungen, in fünf Treffen oder Kohorten eingeteilt, von denen jede 15 Manipel oder 30 Centurien enthielt. Da die Centurie nach der Zahl der Tribus zur Zeit des Königs Servius Tullius 30 Mann stellte, so gab dies für die Kohorte 900, für die Legion 4500 Streiter. Rechnet man hierzu noch die Reiterei, regelmäßig 300 Mann und die Führer, so kamen nahezu 5000 Mann heraus, wie Livius die Zahl angiebt. Inzwischen wechselt mit der Zahl der Tribus auch die der Mannschaft. Man zählte deren in der Königszeit 30, später nur 21 und zuletzt 35, welche Zahl nicht überschritten wurde.

Was die Waffen betrifft, so waren in der Legion 600 Hastaten, 900 Principes und ebensoviele Triarier zum ernsten Kampfe in der Linie gerüstet, 300 mit Wurfspießen versehene Hastaten und 900 Rorarier als Plänkler zum Angriff aus der Ferne bestimmt. Die Accensi, welche man hinzurechnen muß, mochten gleichfalls 900 Mann betragen. Weiterhin jedoch wurde die Legion aus 1200 Hastaten, ebensoviel Principes und 600 Triariern gebildet. Jeder Manipel der Schwerbewaffneten hatte zwei Centurionen (Rottmeister) und, ebensoviele Untercenturionen (optiones, Zugführer). Sie waren nicht eigentlich Offiziere, sondern vielmehr Unteroffiziere, welche die Schwenkungen leiteten am Kampfe mit Speer und Schwert teilnahmen und durch Wort und That die Krieger ermunterten. Auch die Leichtbewaffneten und Plänkler hatten ihre Centurionen, doch in geringerer Zahl. Den Befehl über die Kohorten führten die Tribunen, Männer von Würde und Ansehen, meist senatorischen Ranges, die teils von dem Konsul, teils von der Gemeindeversammlung ernannt wurden. Sie hatten die Befugnis, mit Zustimmung des Feldherrn die sämtlichen Centurionen für den Feldzug zu erwählen. In späterer Zeit, da die Gliederung des Heeres mehr ausgebildet wurde, standen noch über ihnen die vom obersten Befehlshaber ernannten Legaten, die seine unmittelbaren Befehle überbrachten und ihm beratend zur Seite standen. Man hat sie nicht unrichtig mit den Stabsoffizieren der neueren Zeit verglichen.

Die Kriegszucht in den römischen Heeren war sehr streng. Wer sich feige oder ungehorsam bewies, ward ohne Nachsicht bestraft. Der Befehlshaber hatte das Recht, jedem seiner Untergebenen den Kopf vor die Füße zu legen. Er durfte ganze Kohorten dezimiren, das heißt den zehnten Mann durch das Los aussondern und hinrichten lassen. Gegen dieses Schicksal konnten weder Stand noch Ruhm, noch auch ein erfochtener Sieg, noch die Liebe der

Soldaten dem Betroffenen Schutz gewähren. Wie nach der Sage Brutus mit Verleugnung aller menschlichen Gefühle an seinen eigenen Söhnen eine übermenschliche oder vielmehr unmenschliche Gerechtigkeit übte, so verwaltete der Feldherr sein Amt mit rücksichtslosester Strenge. Die Ruten und das Beil des Liktors schwebten über jedem, der die Befehle der Vorgesetzten nicht streng befolgte. Auch die Centurionen führten den Rebstock, ihr Abzeichen, nicht umsonst. Sie prügelten oft unbarmherzig die ungelenken Neulinge im Waffenhandwerk, und auch die alten Soldaten, die ein saumseliges oder nicht anstelliges Wesen zeigten, konnten ihre Rücken vor dem gefürchteten Rebenholze nicht bewahren.

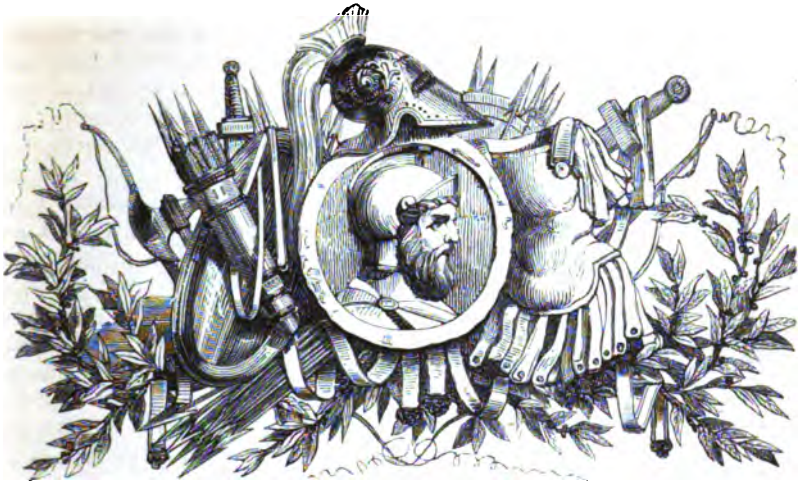
Diese strenge Disziplin wurde nicht blos gehandhabt, wenn man dem Feinde gegenüber stand, sondern auch auf dem Marsche und im Lager. War Gefahr vorhanden und erlaubte es die offene Gegend, so rückte man in der oben beschriebenen Schlachtordnung, doch unter dem Schutze vorausgesandter Plänkler vor, sonst im agmen longum (in gedehnter Ordnung), das heißt, man ließ die Manipel durch eine Viertelsschwenkung Spitzen bilden, und neben, oft auch hintereinander den Marsch antreten. Dieser war anstrengend, denn ohne Rücksicht auf die Glut der südlichen Sonne mußten die Soldaten in fünf Stunden 20000 Schritte zurücklegen. Erforderten die Umstände den Eilmarsch, so waren ihnen in derselben Zeit 24000 Schritte aufgegeben, wobei sie Waffen, Brotvorrat auf 15 Tage und einige Palissaden zu tragen hatten. Erreichten sie endlich den Ort der Lagerung, so war ihnen noch keine Ruhe vergönnt. Sie mußten die Gassen des Lagers, das ein regelmäßiges Viereck bildete, nach der bestehenden Ordnung abstecken, die Lederzelte aufschlagen und vornehmlich Graben und Wall mit darauf gepflanzten Palissaden anlegen.

Sold. Für alle Mühe und Arbeit, für alles vergossene Blut erhielt der Soldat in ältester Zeit keine andere Belohnung, als etwa einen Kranz von Gras oder Olivenzweigen, wenn er sich durch tapfere Thaten ausgezeichnet hatte. Der von Gras geflochtene Kranz war und blieb die vornehmste Auszeichnung. Er wurde nicht, wie andere Ehrenzeichen, von dem Feldherrn, sondern von der ganzen Heerversammlung dem tapferen Krieger verliehen, der in verzweifelter Not Rettung geschafft hatte. War durch ihn ein vom Feinde umlagertes Heer befreit worden, so hieß der Kranz von Gras, den er empfing, Corona obsidionalis (Belagerungskrone). Außerdem gab es noch die Triumphalkrone in Gestalt eines Lorbeerkranzes für den triumphirenden Feldherrn, die Myrtenkrone für einen kleineren Sieg, die Bürgerkrone aus Eichenlaub für Rettung eines Bürgers im Gefecht, die goldene Mauerkrone für Ersteigung feindlicher Mauern und Wälle. Ferner wurden auch goldene Armringe, goldene Ketten als Belohnung erteilt, auch goldene Rundschilder zum Schmucke der Brust (phalerae), Speere mit goldenen Knöpfen u. a., wovon weiterhin ausführlicher die Rede sein wird. Der ruhmvolle Siccius Dentatus, den die Decemvirn verräterisch ermorden ließen, hatte 22 Speere mit Goldknopf, 25 Rundschilde, 83 Ketten, 26 Kronen. Belohnungen an Geld oder Ländereien wurden in dieser Zeit noch nicht verliehen. Man glaubte, es sei die Pflicht des Bürgers und seine Ehre, die Waffen für die Erhaltung des Staates

zu führen; ihm genüge das Bewußtsein, diese Verpflichtung in ihrem ganzen Umfang erfüllt zu haben. Indessen hatte dies, wie bereits bemerkt, den Übelstand, das durch die häufigen Kriege viele geringe Bürger in Schulden gerieten, was Veranlassung zu vielfacher Unzufriedenheit und inneren Unruhen gab. Daher wurde schon frühzeitig Sold gezahlt, namentlich bei Winterfeldzügen; nur war diese Unterstützung keineswegs allgemein und richtete sich nach dem Bedürfnis und den vorhandenen Geldmitteln. Eine ständige Unterstützung erhielten die Ritter, die das ganze Jahr hindurch ein tüchtiges Schlachtroß und einen Reitknecht halten mußten. Sie empfingen die bedeutende Summe von 10000 As für Anschaffung des Pferdes. Da ein Schaf nur 10, ein Rind 100 As kostete, so scheint jener Betrag unverhältnismäßig; allein wahrscheinlich hatte der Reiter auch die Verpflichtung, das Pferd zu ersetzen, wenn es Schaden nahm oder durch Alter unbrauchbar wurde. Ferner erhielt in besonders dringenden Fällen und bei zureichendem Geldvorrate der Kavallerist 2000 As jährlich für Unterhaltung, der gemeine Lanzenträger 1000, der Befehlshaber 3000. Es steuerten nämlich für Unterhaltung der Kriegsmacht die Witwen vermögender Bürger und reiche, vaterlose Erbinnen; ferner verwendete man hierzu wohl auch teilweise die Abgaben der Ärarier, die, außer den Tribus stehend, nicht das Recht und die Ehre der Waffenführung besaßen. Ständiger Sold wurde erst später eingeführt.

Auf der Bahn der Gesetzgebung und bürgerlichen Verfassung, wie auf dem Felde, wo die Waffen entscheiden, war, wie wir gesehen haben, Rom langsam, doch ohne Stillstand vorwärts geschritten. Die folgende Periode führt uns in eine Zeit, da die Kämpfe nach innen und nach außen mit gleichem Erfolge fortdauern, bis ein unerwarteter Sturm aus Norden die streitenden Parteien das ganze Volk und die Nachbarstämme mit unwiderstehlicher Gewalt überfällt und an den Rand des Verderbens bringt. Die ungeschwächte Kraft der Römer und der Genius, der ihr Geschick leitete, wendete den drohenden Untergang ab und erhob die Stadt aus ihren Trümmern, daß sie ihren kühnen Gang zur Weltherrschaft fortsetzen konnte.

Olivenkrone.



Zweite Periode.

Rom als Freistaat (bis zum Abzug der Gallier).

Sie streiten, sie hadern; die Bürgerschaft
Will Recht und Gesetz sich errinaen.
Da zieht fernher der Barbaren Kraft,
Das ewige Rom zu bezwingen.
Doch ob auch das keltische Kriegshorn gellt
Und aufqualmt feurige Lohe:
Wer reißt vom Himmel das hohe
Gestirn von Rom? — Es bezwingt die Welt!

Innere Kämpfe. Die unerträgliche Tyrannei der Decemvirn, besonders ihre letzten, himmelschreienden Thaten, hatten die ganze Gemeinde und den besseren Teil des ersten Standes zur einmütigen Auflehnung gegen sie und zur Wiederherstellung der früheren Zustände vereinigt. Als aber das Ziel erreicht war, gingen die verschiedenen Interessen wieder aus einander. Die Patrizier suchten ihre ererbten Standesvorrechte gegen Übergriffe zu bewahren; die angesehenen Familienhäupter unter den Plebejern, die durch Reichtum, meist auch durch Einsicht die natürlichen Führer der Bürgerschaft waren, begnügten sich vorläufig mit der Errungenschaft; die geringen Leute, mit der Sorge um das tägliche Brot beschäftigt, hatten weder Zeit noch Aufmunterung, sich in Streit mit den Geschlechtern einzulassen. Zwar war gerade der gemeine Mann durch Schulden und Wucher wie durch Ausschluß vom Gemeinland benachteiligt und hätte auf gesetzliche Bestimmungen in dieser Hinsicht dringen sollen; aber unter dem Drucke der Not bedurfte er äußerer Anregung zu weitschichtigen, zeitraubenden Kämpfen, und diese mangelte, da die Führer

sich zufrieden gaben. Daher zogen die armen Leute fort und fort ihre Furchen, aßen ihr Stück mühsam erworbenen Brotes im Schweiße ihres Angesichts und ließen allenfalls am häuslichen Herd ihren Unmut aus über die Großen und Reichen, die das Gemeinland fast ohne Abgaben benutzten und Hunderte von Rindern auf den Wiesen der Staatsländereien weiden ließen. Ihre Tribunen, die als Vorkämpfer der bedrängten Masse hätten auftreten sollen, gehörten fast immer der Klasse der Begüterten an. Sie widersetzten sich wohl dem überhandnehmenden Wucher da und dort und steuerten der Anwendung der unbarmherzigen Schuldgesetze, allein diese vereinzelten Versuche schafften keine gründliche Abhülfe. Es machte sich eben hier geltend, was allerwärts der Fall ist: der Arme muß den Druck des Lebens ertragen lernen und verliert oft das Wenige, das er hat, während der Überfluß des Reichen immer höher anwächst. Dagegen wußte auch der praktische Verstand der Römer keine genügende Abhülfe.

Minderung der Standesunterschiede. Anders verhielt es sich mit den Ansprüchen auf politische Berechtigung, auf äußere Gleichstellung im Staate. Wenn auch die angesehenen plebejischen Bürger sich anfangs zufrieden gaben, so konnte diese Genügsamkeit doch nicht von Dauer sein, da ihr Selbstgefühl durch unbillige Zurücksetzung täglich verletzt wurde. Sie widmeten dem Staate ihre Dienste in demselben Maße, wie der erste Stand; sie sahen daher keinen Grund, weshalb sie in der Dunkelheit verharren sollten, während die Patrizier im Glanze gefeierter Thaten Auszeichnung genossen. Schon vier Jahre nach Abschaffung der Zehnmänner begannen die Bewegungen, welche Ausgleichung der Standesunterschiede zum Zweck hatten. Bereits im Jahre 449 waren mit den Tribunen auch plebejische Ädilen wieder erwählt worden, die jenen zur Aushülfe, oder auch zur Verwaltung des Richteramts und der Polizei in bürgerlichen Angelegenheiten bestellt waren. Ihre Ernennung war Sache der Tribus. Dieser Versammlung ward nunmehr auch die Wahl der Quästoren übertragen, die man bisher den Konsuln zugestanden hatte. Wahrscheinlich geschah dies nur mit den Kriegszahlmeistern, denn die Ernennung der städtischen Quästoren, die als Blutrichter oder Mordspürer sowie als Verwalter der Staatskasse verordnet waren, scheint noch länger bei den Machthabern geblieben zu sein.

445 v. Chr. Entscheidendere Schritte geschahen im Jahre 445. Da trat der Tribun Gaius Canulejus mit dem Gesetzesvorschlag hervor, daß das Eheverbot, welches Familienverbindungen zwischen Patriziern und Plebejern hinderte, abgeschafft werde. Gleich darauf stellten die neun übrigen Tribunen den Antrag, die Gemeinde solle berechtigt sein, nach freiem Belieben die Konsuln ohne Ansehen des Standes aus der gesamten Bürgerschaft zu wählen. Diese Vorschläge schienen, wenn sie gesetzliche Kraft erlangten, alle von den Vätern überkommenen Rechte der altbürgerlichen Geschlechter mit einem Schlage zu vernichten. Der patrizische Stolz erhob sich daher dagegen; die Konsuln Marcus Genucius und Gaius Curtius suchten mit donnernden Reden im Senate die wilden Flammen des Parteikampfes anzufachen. Sie fragten, ob es den ruchlosen Aufwieglern verstattet sein solle, alle göttlichen und menschlichen Rechte zu verwischen, ob aller Unterschied des Standes und der Person auf-

gehoben, das Blut der Väter durch gemischte Ehen verunreinigt, die Stimmen der Götter, die sich in den uralten heiligen Gebräuchen nur den Vätern offenbarten, künftig verachtet sein sollten. Unwillig vernahmen die Tribunen, auf ihren Bänken am Eingange der Kurie sitzend, die stolzen, herausfordernden Reden. Als aber die Gemeinde versammelt war, wiederholte Canulejus die trotzigen Worte, dann führte er aus, wie der verachtete Bürger auch dem menschlichen Geschlechte und demselben Staate angehöre, gleich dem übermütigen Patrizier, wie die Geschlechter oft Fremdlinge in ihre Gemeinschaft aufgenommen hätten, während sie durch Aufrechthaltung des Eheverbots die Kinder desselben Vaterlands als Geschöpfe niederer Art von sich zurückstießen.

Bettler und Klient.

Diese und andere Reden entflammten auf beiden Seiten den Streit. Schon sprach man von einer abermaligen Auswanderung nach dem heiligen Berg oder weiter, in ein Land, wo kein dünkelhafter Adel die Rechte des freien Bürgers mit Füßen trete. Aber unter den Vätern siegte der besonnene Rat billig denkender Männer über den aufwallenden Unwillen der Jugend, die keine Rücksicht gelten ließ. Sie wichen der drängenden Not und genehmigten den vom Volke angenommenen Vorschlag, daß künftighin Eheverbindungen zwischen den beiden Ständen kein Hindernis mehr entgegenstehen, daß sie gesetzliche Gültigkeit haben, daß die aus solchen gemischten Ehen entsprossenen Kinder dem Stande des Vaters angehören sollten. Darauf wurde in betreff des zweiten Antrags eine Übereinkunft getroffen, welche die Zulassung der Plebejer zu den höchsten Würden des Staates allerdings festsetzte, doch aber einen Teil der patrizischen Vorrechte den Vätern erhielt. Es wurde nämlich zum Gesetz erhoben, die Konsuln sollten zwar auch künftig lediglich aus dem ersten Stande erwählt werden, es sei dabei aber dem Willen und dem freien Beschluß der Gemeinde anheimgegeben, an ihrer Stelle Kriegstribunen mit konsularischer Gewalt

und zwar ohne Berücksichtigung der patrizischen oder plebejischen Abkunft der zu Wählenden zu ernennen.

Durch diese Anordnungen wurden die Schranken, die bisher die Bürgerschaft in zwei feindliche Lager getrennt hatten, großenteils niedergerissen. Die Plebejer traten mehr und mehr aus der Bevormundung der Väter heraus und ebenbürtig ihnen gegenüber, da sie die Anwartschaft auf die obersten Würden im Staat erhielten. Die Ehebündnisse aber mußten die unnatürlich geschiedenen Stände allmählich unter einander vermischen und eine völlige Ausgleichung herbeiführen. Denn wenn auch eine Zeitlang die ahnenstolzen Familienhäupter den nach ihren Begriffen ruchlosen Mischehen Widerstand entgegensetzten, so überwand doch oft genug die gegenseitige Neigung der jungen Leute das Vorurteil, und häufig auch that dasselbe die berechnende Klugheit. Man sah über eine dunkle Stelle in der Ahnentafel weg, wenn der Sohn oder die Tochter durch Heirat von der mageren patrizischen Hufe in ein reich dotirtes Bürgerhaus übergehen konnte.

Noch sträubte sich die Adelspartei gegen den Gedanken, daß sie künftig mit der verachteten Gemeinde auf gleicher Stufe stehen solle. Sie bildete eine geschlossene Körperschaft unter geschickter Führung, der viele Mittel zur Durchführung ihrer Pläne zu Gebote standen. Diese brachte sie mit Umsicht und einmütiger Thätigkeit in Anwendung, um die Nachteile des abgenötigten Vertrags möglichst unwirksam zu machen. In der Gemeindeversammlung wurden Bestechungen und Wahlumtriebe im weitesten Umfange aufgeboten; der die Wahl dirigirende Magistrat ließ eine so große Anzahl von plebejischen Bewerbern zu, daß die Stimmen sich zersplitterten, oder er strich die Namen der beliebtesten Bürger von der Liste aus. Dazu kam die Spaltung in der plebejischen Gemeinde selbst. Der überwiegende Mittelstand der Bauern blickte mit Scheelsucht auf die Reichen, die wohl nach Ehren und Würden trachteten, aber um Erleichterung der geringen Leute vom Drucke der Schuldgesetze und um Verteilung der Staatsländereien sich nicht bekümmerten. Da däuchte es die Masse sehr gleichgültig, ob die begüterten Genossen ihres Standes oder die ahnenstolzen Herren in der Purpurtoga und unter dem Geleite der Beilträger hoffärtig einherschritten. Kam dennoch eine mißliebige Wahl zustande, so mußten sich gar die Bewohner unsichtbarer Welten ins Mittel schlagen. Die Götter thaten im Vogelflug, im Blitzstrahl, in den Eingeweiden der Opfertiere ihren Willen kund. Niemand verstand ihre Sprache als die Priesterkollegien, die aus Patriziern bestanden und die Wunderzeichen im Interesse ihres Standes auslegten. Sie erklärten im betreffenden Falle, die Götter seien der Wahl entgegen. Da stand denn die Gemeinde ratlos, thatlos, und ging, dem Willen der überirdischen Mächte gehorsam, unverrichteter Sache wieder auseinander und an die mühselige Arbeit um das tägliche Brot.

Durch solche Mittel gelang es den Vätern, die verhaßten Plebejer selbst von dem konsularischen Tribunat auszuschließen. Sie hatten aber auch dafür gesorgt, daß dieses der Gemeinde zugängliche Amt dem Konsulate nachstand. Wahrscheinlich hatten die Kriegstribunen nicht das Recht der Sella curulis, gewiß aber ist es, daß sie niemals, auch nicht nach entscheidenden Siegen, im

Triumphe zum Kapitol emporstiegen. Sodann ist die Zahl derselben verschieden. Anfangs werden in jedem Jahre drei angegeben, dann abwechselnd vier oder drei, hierauf beständig sechs und sogar einigemal acht Konsulartribunen. Vermutlich verwaltete der dritte Tribun das Statthalteramt und die Gerichtsbarkeit, und als man für dieses Kollegium der obersten Gewalt eine größere Anzahl von Gliedern ernannte, begriff man darunter auch die Censoren, deren Amt und Einfluß zu erläutern uns nunmehr obliegt.

Finanzwesen. Die Konsuln hatten bisher entweder selbst oder durch ihre zahlreichen Schreiber und Unterbeamten die Musterung der Bürger, die Steuerrollen, sowie die Überwachung der Einnahmen und Ausgaben des Staates besorgt. Da die Patrizier weitere Übergriffe der Gemeinde, auch Anspruch auf das Konsulat voraussahen, so trennten sie von diesem Amte die Verwaltung des Staatshaushalts und bestimmten dafür eine neue Behörde, die obengenannte Censur. Sie blieb natürlich dem ersten Stande vorbehalten, und wahrscheinlich kam die Ernennung der Inhaber den Kurien zu, die Bestätigung 443 v. Chr. den Centurien. Anfangs waren die amtlichen Befugnisse dieser Magistratspersonen beschränkt; daher schien es unverfänglich, die Dauer ihrer Amtsführung, gegen die sonst eingehaltene Ordnung, auf fünf Jahre auszudehnen. Später, als sie ihre Gewalt zu erhöhen wußten, bestimmte man $1\frac{1}{2}$ Jahr für ihre Geschäftsführung und überließ für die noch übrigen $3\frac{1}{2}$ Jahre den Konsuln die erforderlichen Anordnungen. Ursprünglich waren die Censoren mit der Verwaltung des Eigentums und der Einkünfte der Republik beauftragt; sie hatten die Aufsicht über die öffentlichen Gebäude, vielleicht auch Anteil an der Gerichtsbarkeit, ehe die Prätur errichtet war; sie führten die Listen über die Abschätzung des Vermögens, über den Senat, die Ritterschaft und die Tribus der Bürger. Die Feststellung des Tributums zur Kriegführung, das in einzelnen Fällen erhoben wurde, war Sache des Senats, die Erhebung aber besorgten die Tribunen des Staatsschatzes; daher blieb anfänglich den Censoren nur die Verwaltung des Hutgeldes von den Staatsländereien.

Befugnisse der Censoren. In ihrer Amtsbefugnis lag es auch, Bürger, die sich entehrender Verbrechen schuldig gemacht hatten, infolge eines richterlichen Ausspruches aus ihren Tribus zu stoßen und in die Klasse der Ärarier zu verweisen. Im Verlaufe der Zeit banden sie sich nicht mehr an das gerichtliche Urteil, sondern nahmen ihre oft genug nur vom Parteigeist geleitete Überzeugung zur Norm für ihr inquisitorisches Verfahren. Ihrer Rüge unterlagen daher nicht blos Meineidige, Diebe, Räuber, betrügerische Vormünder, sondern auch despotische Väter und Ehegatten, falsche Klienten und Patrone, Verführer, Verschwender, Wüstlinge und andere unsittliche Personen, die selten vor Gericht gezogen werden konnten. Sie stießen Ackerleute, die ihre liegende Habe veräußert und ein anderes Geschäft erwählt hatten, aus ihrer Tribus, nahmen dagegen Ärarier, die Grundbesitz erworben, in die Liste der vollberechtigten Bürger auf. Das eigentliche Bürgerrecht konnten sie weder nehmen noch erteilen; das hing vom Gutachten des Senats ab; aber die Zusammensetzung der Tribus und infolge davon die Gemeindeversammlung unterlag ihrer Kontrolle. Sie durften Senatoren, die nach ihrem Dafürhalten unwürdig waren,

durch Ausstreichen der Namen von der Liste aus dem obersten Rate der Republik stoßen. Die Ritter zogen an einem bestimmten Tage, die Pferde am Zügel führend, an ihnen vorüber. Bei dieser Gelegenheit hatten sie die Befugnis, einem Unwürdigen zu befehlen, daß er sein Schlachtroß verkaufe. Er war dadurch wohl nicht aus dem patrizischen Stande gestoßen, aber doch der Ehrenrechte der Ritterschaft beraubt. Nicht weniger umfangreich war später ihr Einfluß auf die Besteuerung. Strenge Censoren belasteten die Hagestolzen mit bedeutend höheren Abgaben, legten Steuern auf junge Sklaven, auf den Schmuck der Frauen, auf Wagen und andere Artikel, die zum Luxus dienten. So übten sie, je nach ihrem Charakter bald ein heilsames Sittengericht, bald eine Tyrannei, die heutigen Tages für unerträglich gelten würde und auch damals der vornehmen Gesellschaft, besonders den angesehenen Matronen, sehr unbequem war. Man begreift nicht, wie sich das auf seine Freiheit eifersüchtige Volk so willig unter ein willkürliches Sittengericht beugte, das keiner Verantwortung unterworfen war; allein in der gegenwärtigen Periode herrschte noch die alte Sitteneinfalt und censorische Rügen wegen Überschreitungen wurden allgemein gebilligt.

Man ersieht aus Vorstehendem, wie ausgedehnt und verwickelt die Geschäfte der Censoren waren, wie dazu lange Übung und große Geschäftskenntnis gehörte. Wenn man nun bedenkt, daß alle fünf Jahre die Inhaber des Amtes wechselten und unerfahrene Männer dasselbe überkamen, so begreift man kaum, wie Mißgriffe und Störungen vermieden werden konnten.

Die Schreiberzunft. Diesem Übelstand war jedoch in Rom durch die schon lange bestehende Zunft der Schreiber vorgebeugt. Sie waren größtenteils Freigelassene und wurden den Staatsknechten beigezählt. Als Steuerbeamte besorgten sie die Verteilung, Ausschreibung und Erhebung der Steuern, als Notare die Aufstellung und Registrirung der Kontrakte, das Ab- und Zuschreiben von erworbenen und veräußerten Gütern, als Kalkulatoren und Revisoren das Rechnungswesen. Alle diese Zweige der Verwaltung waren in der Republik wohlgeordnet. Die genannten Schreiber waren Unterbeamte der Censoren, doch hatten auch die Prätoren und namentlich die Konsuln Protokollisten und andere Gehülfen. Sie bezogen sämtlich für ihre Geschäftsführung Sporteln, die mehr oder weniger ihren Mann ernährten. Sie konnten freilich von den kuruliſchen Würdenträgern entlassen werden; aber man hütete sich wohl, erfahrene, geschäftskundige Staatsknechte zu verabschieden, da sie gewöhnlich in ihren Verwaltungszweigen mehr Kenntnisse besaßen als die vorgesetzten Behörden.

Wir haben oben bemerkt, daß den Plebejern zwar dem Namen nach der Zutritt in das Kollegium der konsularischen Tribunen eröffnet war, daß aber die Adelspartei sie durch gesetzliche und ungesetzliche Mittel geraume Zeit davon auszuschließen wußte. Schon im ersten Jahre wurde die Wahl der Tribunen, obgleich sie Patrizier waren, durch Einspruch der Priester aufgehoben und die Ernennung der Konsuln vorgezogen. Dasselbe geschah in den nächstfolgenden Jahren. Es ging dabei sehr stürmisch zu, und es scheint gewiß, daß die Patrizier nicht ohne heftigen Widerstand das Übergewicht erlangten. Indessen

spielten sie bereits wieder die Herren, und dadurch wuchs ihr patrizischer Übermut; sie meinten, die alten Zeiten seien wiedergekehrt, da sie dem Pöbel ungestraft den Fuß auf den Nacken setzten.

Nun wurde aber das römische Volk, seit mehr als dreißig Jahren und bis in das folgende Jahrhundert hinein durch schauerliche Phänomene, durch Hungersnot und pestartige Krankheiten arg heimgesucht. Erdbeben verwüsteten Stadt und Land; man berichtete von Ausbrüchen des Ätna, von Lavaströmen; am Himmel sah man Feuerbilder, durch welche Blitze zuckten, feurige Kriegsheere, was vielleicht auf ungewöhnlich hochstehende Nordlichter zu beziehen ist. Dann folgten Dürre, Mißwachs und epidemische Krankheiten. Ein rechtes Hunger- und Kummerjahr war das von 440. Kein Regen erquickte die lechzenden Felder; die Früchte verdorrten im glühenden Sonnenbrand; eine Folge davon waren Mangel und Elend jeder Art. Man erzählt, es hätten sich geringe Leute aus Verzweiflung in die Tiber gestürzt, um den Qualen des Hungers zu entgehen. In dieser Not bot der Senat alle Hülfsquellen des Staates auf, von denen er Linderung des Notstandes erwarten konnte. Er gab Vorschüsse aus dem öffentlichen Schatz, legte Magazine an und ernannte aus seiner Mitte den Lucius Minucius zum außerordentlichen Präfekten über das Getreidewesen. Mit ausgedehnter Vollmacht versehen, nötigte derselbe die Kornwucherer, ihre Vorratskammern zu öffnen. Ferner entsandte er Unterbeamte zu Wasser und zu Lande, um Früchte aufzukaufen. Doch war die Mißernte allgemein gewesen, sodaß man nur aus Etrurien einige, wenig ausreichende Aushülfe erhielt. Eben so ungenügend war die Verordnung, die täglichen Portionen, die man den geringen Leuten zu bestimmten Preisen verabreichte, zu beschränken; die Not wuchs mit jedem Tage. Da nahm sich ein reicher plebejischer Ritter, Spurius Mälius, vorsorglich der bedrängten Landsleute an. Sei es daß er selbst Kornspekulant war und auswärts große Magazine hatte, oder daß er durch Handelsverbindung mit den fruchtreichen Gebirgsgegenden dazu in den Stand gesetzt wurde, genug, er brachte große Vorräte auf, die er teils unentgeltlich, teils zu sehr geringem Preise verteilte. Dasselbe that er auch im folgenden Jahre, da die Teurung noch fortdauerte. 439 v. Chr. Er war der allverehrte Wohlthäter des Volkes, während Minucius und der ganze Senat mit ihren unzulänglichen, oft drückenden Vorkehrungen gänzlich in den Hintergrund traten.

Daß ihm die hochmögenden Herrn vom Rate für solchen Dienst schlechten Dank wußten, war vorauszusehen. Sie argwohnten, er opfere sein kolossales Vermögen nicht aus reiner Menschenliebe auf, er strebe wohl gar nach dem konsularischen Tribunat. Der Argwohn aber weckte den Parteihaß und scheute selbst vor Ungerechtigkeit, vor Mord und Gewaltthat nicht zurück. Minucius trat zunächst mit der Klage vor den Senat, jener Spurius Mälius halte nächtliche Zusammenkünfte in seinem Hause; er habe darin Waffen zusammengebracht; es sei Verdacht vorhanden, daß er nach Erneuerung des Königstums strebe. Diese Klage schien der Ratsversammlung von großer Wichtigkeit. Man hielt die konsularische Gewalt für unzureichend, die drohende Gefahr abzuwenden, und beschloß daher die Ernennung eines Diktators. Da saß noch auf

seiner ärmlichen Hufe der greise Lucius Quinctius Cincinnatus, wie eine ehrwürdige Ruine aus der Vergangenheit, aber, obgleich achtzigjährig, ungeschwächt an geistiger Kraft und umstrahlt vom Glanze wohlerworbenen Ruhmes. Oft sprach er am heimischen Herde, unter dem Schatten der väterlichen Penaten, von der glorreichen Zeit der Ahnen, oft klagte er um seinen Sohn Cäso, oft über das ruhelose Streben ehrsüchtiger Plebejer, die weder göttliches noch menschliches Recht achteten. Seine würdige, mit ihm gealterte Gattin Racilia stimmte ihm willig bei; fühlte sie doch auch den Verlust ihres Lieblings. Als nun im Senate die Ernennung eines Diktators beschlossen ward, befand er sich gerade gegenwärtig. Da erhoben sich mehrere Glieder in der Versammlung und erklärten, der greise Held sei allein würdig und tüchtig, das höchste Amt zu bekleiden. Er weigerte sich umsonst, indem er auf sein Alter hinwies; die Väter erklärten einstimmig, der verehrte Greis habe mehr Einsicht und Kraft, als sie alle. Auch der Konsul war sofort dieser Meinung und berief ihn zur Diktatur. Er betete zu den unsterblichen Göttern, sie möchten sein Alter nicht dem Staate zum Schaden oder zur Schande gereichen lassen, und bestieg die Sella curulis. Kühn und entschlossen, wie in den Tagen der blühenden Jugend, gelobte er die letzte, hinschwindende Kraft des Alters dem Vaterlande zu weihen. Dann ernannte er den Gaius Servilius Ahala, dessen rücksichtslosen Mut er kannte, zu seinem Magister equitum. Darauf ließ er des Nachts das Kapitol, den Palatin und das Forum mit Bewaffneten besetzen und bestieg am Morgen, von 24 Liktoren umgeben, das Tribunal, um Gericht über den angeklagten Hochverräter zu halten. Neugierig, was diese ungewöhnlichen Anstalten bedeuten sollten, strömte die Menge herbei, darunter auch Spurius Mälius, der von der erhobenen Klage noch keine Kunde hatte. Der Diktator ertheilte dem Befehlshaber der Reiterei den Auftrag den beschuldigten Übelthäter vor seinen Gerichtsstuhl zu führen. An der Spitze einer bewaffneten Schar patrizischer Jünglinge trat Ahala auf den Angeklagten zu, indem er ihn aufforderte, der Ladung der höchsten Obrigkeit Folge zu leisten. Jetzt erst ging dem bedrohten Manne eine Ahnung von der Gefahr auf, die über seinem Haupte schwebte. Von dem Hasse der Adelspartei erwartete er keine Schonung, nicht einmal Gerechtigkeit. Er wich rückwärts, ergriff zu seiner Verteidigung ein Fleischermesser, dann aber, die Nutzlosigkeit des Widerstandes erkennend, suchte er sich im Gedränge der ihm befreundeten Bürger zu verbergen. Ehe jedoch seine zahlreichen Anhänger sich um ihn sammeln konnten, erreichte ihn der Verfolger und traf ihn zum Tode. So war, bevor der Richter das Urteil gesprochen, das Gericht vollzogen.

Der Diktator sprach sofort vom Tribunal herab zu der versammelten Menge, er habe über den erschlagenen Bürger wegen schwerer Klage ordentliches Gericht halten wollen, derselbe habe sich aber der Gerechtigkeit entzogen; ihm sei daher wegen Widersetzlichkeit sein Recht geschehen; der Reiteroberst dagegen habe seine Pflicht furchtlos erfüllt und sich um den Staat verdient gemacht. Bei schweren Verbrechen erhielt nämlich der Fronbote den Auftrag, den Angeschuldigten lebendig oder bei Widersetzlichkeit tot zu überliefern. Letzteres war mit Mälius der Fall. War sein Anhang um ihn versammelt,

so konnte er der richterlichen Macht Trotz bieten. Gewiß würde im ordentlichen Laufe des Gerichts der achtzigjährige Cincinnatus seine Hand nicht mit unschuldigem Blute besudelt haben. Schwerer indes lassen sich des greisen Diktators folgende Verfügungen rechtfertigen. Er verordnete nämlich, daß das Haus des erschlagenen Ritters niedergerissen und sein ausgedehntes Feldgut zum Vorteil der Staatskasse veräußert werde. Desgleichen zog man seine Fruchtvorräte ein und verteilte sie unter die Bürger, den Scheffel zu einem As. Mehrere Tribunen erhoben später vergeblich Klage wider Ahala; doch wurde er endlich infolge eines Volksaufstandes mit der Strafe der Verbannung belegt, während das Andenken des wohlthätigen Mälius in Ehren blieb.

Konsulartribunen. Der blutige Vorgang scheint in der Gemeinde einige Thätigkeit und Einmütigkeit hervorgerufen zu haben, denn es wurden mehrere Jahre nach einander Konsulartribunen erwählt, ohne daß es den Plebejern gelang, einen Bewerber ihres Standes in das Kollegium zu bringen. Doch erneuerte sich der Kampf der Stände um den Besitz der obersten Würde jedes 424 v. Chr. Jahr. Dann griffen auch die Tribunen die noch immer unentschiedene Frage wegen Verteilung der Staatsländereien wieder auf und erlangten, daß die Väter wenigstens den lange vergessenen Zehnten von ihrem angemaßten Besitz entrichteten. Einige Volksvertreter suchten offenbar die geteilte Gemeinde 417 v. Chr. zum gemeinschaftlichen Vorgehen zu vereinigen; daher drangen zwei derselben auf Ausführung des Ackergesetzes; allein ihre eigenen Kollegen thaten Einrede und hinderten die Ausführung. Sie waren von den Patriziern gewonnen, oder, was wahrscheinlicher ist, der Notstand der geringen Bauern ging ihnen wenig zu Herzen, da sie dem behäbigen Bürgerstande angehörten. Indessen wurde doch im folgenden Jahre eine Kolonie nach der eroberten äquischen Stadt Labici abgeführt und ihr die dortigen Ländereien zugeteilt.

Ein anschauliches Bild von den Vorgängen bei diesen sich beständig wiederholenden Zänkereien, in denen der erste Stand meist die Oberhand behielt, giebt das Jahr 410. Die Äquer drohten mit Krieg, der Konsul berief zur Musterung; allein Mänius, ein Tribun, that Einsprache, weil zuvor das Ackergesetz beraten und angenommen werden müsse. Das Wortgefecht dauerte zwischen den beiden Standesführern auf offenem Felde hin und her. Da brachten erschrockene Landleute die Nachricht, der Feind habe eine nicht fern gelegene latinische Burg überrumpelt und streife sengend, brennend und plündernd durch das offene Land. Nun riefen die Konsuln Götter und Menschen zu Zeugen an, daß Schimpf und Unglück auf das Haupt des Tribunen falle, weil er die Aushebung gehindert habe. Dieser aber versicherte mit gleicher Heftigkeit, alle Folgen der Zögerung, alles dadurch verursachte Unheil komme über die, welche die Ackerverteilung hinderten, denn sobald darin Gerechtigkeit hergestellt sei, werde er selbst die Bürger zur Rüstung treiben. Schließlich schritten die anderen Tribunen gegen den Kollegen ein, der sich denn auch der Mehrzahl fügte, sodaß die Aushebung rasch vorgenommen werden konnte. Bald rückte das Heer ins Feld, eroberte die verlorene Burg zurück, machte große Beute, erhielt aber davon wenig oder nichts, da der Konsul den Raub versteigern und in die Staatskasse abliefern ließ. Er machte dabei, wie zum Hohn, bekannt, das

Kriegsvolk solle seinen Anteil erhalten, wenn es einmal williger zur Musterung sein werde. Weil der Sieg leicht erfochten war, so erhielt der Feldherr nur die Auszeichnung des kleinen Triumphs; während er aber in die Stadt einzog, sangen die Soldaten Spott- und Schelmenlieder auf den Triumphator, worin sie seine Schwächen und Mängel dem allgemeinen Gelächter preisgaben, seinen Gegner aber, den Tribun, in den Himmel erhoben. So oft nun der Name Mänius genannt wurde, stimmte das Volk jauchzend ein. Darüber schüttelten die Väter bedenklich die Köpfe. Sie meinten, der Liebling des Pöbels könne wohl gar Absichten auf das Konsulartribunat im Schilde führen, und beschlossen
409 v. Chr. für das nächste Jahr die Wahl von Konsuln. Die Gemeinde durchschaute die Absicht und erwählte dagegen zum ersten Male Plebejer zu Quästoren, und zwar drei, gegen Einen patrizischen Standes. So stritten die Parteien mit Waffen, die das Gesetz an die Hand gab, wie zwei Fechter, die sich zwar mit Erbitterung, doch nach allen Regeln der Fechtkunst bekämpfen.

Während der nun folgenden schweren Kriege gegen Veji und andere Städte dauerte der innere Streit fort. Selbst die Gefahr des Staates wurde zur Handhabe in diesem Kampfe. Es wurde um diese Zeit wegen der lang dauernden Feldzüge Soldzahlung an das Kriegsvolk eingeführt und daher fast alljährlich Kriegssteuern (tributum) ausgeschrieben. Dies gab den Volksvertretern eine neue Waffe, indem sie die Erhebung untersagten. Sie brachten auch nach einer durch die Zwietracht der Konsuln erlittenen Niederlage die
400 v. Chr. Ernennung eines Plebejers zum Kriegstribun glücklich zustande. Der Mann, der mit fünf patrizischen Kollegen die höchste Ehre teilte, war Publius Licinius Calvus. Er saß schon lange Zeit im Senat und stand wegen seiner Rechtschaffenheit und einfachen Sitten bei den Vätern wie bei der Bürgerschaft in hohem Ansehen. Er führte sein Amt zu allgemeiner Zufriedenheit, weshalb man im folgenden Jahre fünf plebejische Konsulartribunen und nur einen adeligen wählte. Nun endlich war die Bahn der Ehre für die gesamte Gemeinde eröffnet, und sie schritt rüstig vorwärts, um alle Schranken, welche die Stände von einander schieden, niederzuwerfen. Ehe dies aber geschah, brauste ein Sturm aus dem fernen Norden mit zerstörender Gewalt über Rom hin und schien Tribunen, Senat und Gemeinde im allgemeinen Umsturz vernichten zu wollen.

Verwundeter Krieger. Nach einer Gemme.

Suovetaurilia. Nach einem antiken Basrelief im Louvre.

Kämpfe nach außen.

Die Völker, welche um das Tiberthal und die Albanerberge wohnten, waren alle kriegskundig und nach Raub und Fehde begierig. Daher fehlte es niemals an Veranlassungen zu Streitigkeiten, welche mit den Waffen entschieden wurden. Die ersten Konsuln nach Abschaffung des Decemvirats, die volkstümlichen Männer Lucius Valerius und Gaius Horatius, fanden darum überall Feinde, die, das gesunkene Ansehen der Republik benutzend, ihr Gebiet bedrohten.

Krieg gegen die Äquer und Sabiner. Namentlich standen die Äquer, durch volskische Hülfsvölker verstärkt, in dem waldreichen Gebiete des Algidus, wo sie schon so oft das Waffenglück gegen Rom versucht hatten. Valerius war durch das Los zum Führer der aufgebotenen Jugend erwählt worden. Er zog an der Spitze der ergebenen Scharen auf bekannter Straße gegen den Feind. Der Frühling war gekommen, Veilchen blühten und dufteten auf den Wiesen, immergrüne Eichen und riesige Kastanienbäume umrauschten in den Waldgehegen die römischen Krieger; doch hatten diese nur wenig Acht auf die Reize der Natur; sie schienen mutlos; sie gedachten der unglücklichen Feldzüge unter den Decemvirn und scheuten den Kampf mit den wehrhaften Äquern. Der Konsul bezog daher dem Feinde gegenüber ein befestigtes Lager, das er sorgfältig hütete, ohne sich durch die Herausforderungen der Gegner zu einer Schlacht verlocken zu lassen. Als aber letztere, des Zuwartens müde, auf Plünderung sich zerstreuten, da brach er, ehe sie sich wieder vollständig sammeln konnten, mit Heereskraft hervor und erfocht einen glänzenden Sieg. Noch entscheidender schlug der andere Konsul die gleichfalls feindlichen Sabiner, die forthin das Waffenglück nicht mehr versuchten. Wahrscheinlich zog ihre kriegslustige Jugend den stammverwandten Samniten zu Hülfe, die sich damals in Campanien siegreich auszubreiten begannen.

Nach verschiedenen Streitigkeiten wegen der Stadt Ardea sammelten die Äquer und Volsker noch einmal ihre ganze Macht auf dem Algidus gegen Roms verhaßte Übergriffe. Sie gelobten bei den Göttern, für ihre Freiheit bis in den Tod zu kämpfen. Beide Konsuln rückten sofort ins Feld; aber da sie untereinander in offenem Zwiespalt lebten, handelten sie nicht in Übereinstimmung und erlitten wiederholte Verluste. Deswegen forderte sie der Senat zur Rechenschaft und befahl ihnen, einen Diktator zu ernennen. Stolz auf ihre Würde, weigerten sie sich, dem Befehle Folge zu leisten, da kein Gesetz die Väter zu dem eigenwilligen Verfahren ermächtige. Jetzt aber schritten die Tribunen ein; sie erklärten, sie würden die Konsuln sogleich ins Gefängnis führen lassen, wenn sie noch ferner Widerstand leisteten. Diese Drohung beugte den Übermut. Aulus Postumius Tubertus, ein kriegserfahrener Mann, wurde mit der diktatorischen Gewalt bekleidet. Er bot nicht blos die ganze waffenfähige Jugend auf, sondern auch Latiner und Herniker.

Sieg über die Äquer und Volsker. In dunkler Nacht wagten die Feinde einen Überfall. Allein sie wurden zurückgeschlagen und nach Eroberung ihres Lagers trotz des beharrlichsten Widerstands zersprengt und niedergehauen. Diese und andere Erfolge der römischen Waffen werden von den Geschichtschreibern mit vielen Übertreibungen dargestellt. Denn wenn die Berichte von niedergehauenen Kriegsheeren alle buchstäblich zu nehmen wären, so hätten die Äquer und Volsker fast gänzlich aufgerieben werden müssen. Statt dessen erscheinen sie immer wieder auf dem Kampfplatz, erobern Städte und bringen auch zuweilen den Römern empfindliche Niederlagen bei. Die häufige Wahl von Diktatoren, zu der augenblickliche Gefahr nötigte, giebt dafür Zeugnis. Als
434 v. Chr. ein solcher wird uns im Jahre 434 der bei dem Volke mit Recht beliebte Mamercus Ämilius genannt. Die feindlichen Stämme hatten wieder ringsum die Waffen ergriffen, namentlich drohte in ganz Etrurien ein allgemeines Aufgebot. Indessen verliefen diese Bewegungen fast spurlos, da die Etrusker selbst von den wanderlustigen Kelten im Norden gedrängt wurden. Der Diktator benutzte daher seine Vollmacht dazu, daß er, wie oben bemerkt, ein Gesetz veranlaßte, durch welches die Dauer der Censur auf achtzehn Monate herabgesetzt wurde. Die Censoren stießen ihn dafür nach Niederlegung seines Amtes aus seiner Tribus in die Klasse der Ärarier und belegten ihn mit einer hohen Schatzung. Es entstand darüber ein Auflauf, der den parteiischen Sittenrichtern fast das Leben gekostet hätte. Mamercus Ämilius aber unterwarf sich dem Gesetz ohne Widerrede; denn er sah wohl voraus, daß die nächstfolgenden Censoren die Verfügung wieder aufheben würden.

416 v. Chr. Wichtiger als diese Maßregel war für den plebejischen Stand die Ausführung einer Kolonie nach der den Äquern abgewonnenen Stadt Labici oder Labicum. Dadurch erhielten die geringen Leute wenigstens einen Teil von den Staatsländereien, die sie mit ihrem Blute erobert hatten. Ähnliches sollte mit der erstürmten Stadt Bola geschehen; allein der Kriegstribun Marcus Postumius, der bei dem Sturme den Kriegern die ganze Beute verhieß, ließ, uneingedenk seines Wortes, die tapferen Leute mit leeren Händen abziehen, indem er den Raub für den weiten Säckel des Staates zurückbehielt. Als

darauf ein Volkstribun im Senat Absendung von Kolonen vorschlug, damit die Tapferkeit des Volkes angespornt werde, rief Postumius, die Leute müßten im Kriege ihre Schuldigkeit thun, oder des Henkers Hand werde sie schon zwingen. Das trotzige Wort verbreitete sich in der Gemeinde, bald auch unter dem Kriegsvolk. Man fragte, ob der Beutedieb die Soldaten für Hunde ansehe; man stieß Drohungen und aufrührerisches Geschrei aus. Der Quästor wollte mit Strenge einschreiten, aber die Bande der Kriegszucht waren gelöst; ein Steinwurf traf ihn an den Kopf, daß er kaum durch Flucht sein Leben retten konnte. „Nun hat der Quästor, was der Imperator den Soldaten droht", rief man ihm höhnend nach. Auf den wilden Lärm eilte der Konsulartribun herbei. Wütend befahl er, die Rädelsführer zu fassen und zu ersäufen, und als der Widerstand, der Aufruhr wuchs, stürzte er selbst unter die Menge, um Gehorsam zu erzwingen. Aber von allen Seiten flogen Steine, bis er entseelt am Boden lag. Untersuchungen, die der Senat gegen die Meuterer anstellen ließ, wurden durch Einsprache der Tribunen verhindert. Doch wählte man für das nächste Jahr billig denkende, der Gemeinde angenehme Männer zu Konsuln, die mit möglichster Milde verfuhren. Doch büßten einige Rädelsführer unter dem Beile für die gesetzwidrige That.

Erhebung der Etrusker. Während noch der wechselnde Krieg mit den wehrhaften Äquern und Volskern fortdauerte, erging auch der Sturm von Etrurien herüber gegen Roms wachsende Größe. Zwar erhob sich nicht der ganze etruskische Staatenbund, da, wie bereits gesagt, die wilden Keltenstämme am Po sich ausbreiteten und auch über die Gebirge bis in das Arnusthal streiften; aber die an Latium grenzenden Städte, vornehmlich das schon oft genannte Veji, versuchten mit den Waffen ihre bedrohte Unabhängigkeit zu behaupten. Ein durch Reichtum und Ansehen bedeutender Mann, der Lars Tolumnius, hatte sich in Veji der königlichen Gewalt bemächtigt. Er wollte nach Art der römischen Tarquinier seine Herrschaft ausbreiten und zog die Städte Fidenä und Falerii in seinen Bund. Die Fidenaten aber waren seit geraumer Zeit in Abhängigkeit von Rom, auch durch eine längst eingebürgerte römische Kolonie mit der herrschenden Stadt in Verbindung. Sie vertrieben jetzt die aufgedrungenen Kolonen und schlossen sich an Veji an. Bald erschienen auch die vereinigten Heerhaufen der beiden Städte unter Anführung des Königs im Felde. Sie standen schon diesseits des Anio, als ihnen die Legionen begegneten. Nach einem blutigen, aber wenig entscheidenden Treffen zogen sich beide Teile zurück. Jetzt wurde ein Diktator gewählt, der sofort mit Aufbietung der gesamten Wehrkraft des Staates die Feinde gänzlich aus dem Felde schlug und ihr Gebiet plündernd durchzog. Der Sieg kann indessen nicht so vollständig gewesen sein, da man keinen ernstlichen Versuch zur Eroberung von Fidenä machte. Es vergingen mehrere Jahre, ehe man an eine so weitaussehende Unternehmung denken konnte. In dieser Zeit wurde die Bürgerschaft durch häufige Erdbeben und bösartige Seuchen geängstigt, und die Feinde wagten sogar, mit wehenden Bannern bis an die Thore der Stadt vorzurücken. Die Landleute suchten Schutz hinter den Mauern, ihre Wohnungen gingen in Flammen auf; Bestürzung und Schrecken herrschten überall; aber

438 v. Chr.

die Wahl eines Diktators stellte Ordnung und Vertrauen wieder her. Auf die Nachricht von dieser Maßregel zogen sich die etruskischen Haufen in die Berge zurück, wo sie von den nachfolgenden Legionen in einem hartnäckigen Treffen geschlagen wurden. Der Diktator schloß nunmehr Fidenä mit Wall und Graben ein und eroberte es mit Hülfe eines künstlich ausgehauenen Minengangs unter fortgesetzten mörderischen Stürmen. Die Häupter der Aufruhrstifter fielen unter dem Richtbeil, andere unruhige Bürger wurden nach Ostia übergesiedelt; an ihrer Statt erhielt eine verstärkte römische Kolonie Sitz und
426 v. Chr. Äcker in Fidenä.

Zerstörung von Fidenä. Fröhlich hatten die Siedler die überwiesenen Güter angetreten, aber zu ihrem eigenen Verderben; denn acht Jahre später loderte der Aufruhr von neuem auf, und die meisten Kolonen unterlagen den mörderischen Händen des Pöbels, der wahrscheinlich von Tolumnius heimlich aufgereizt war. Der Senat schickte darauf eine feierliche Gesandtschaft nach Fidenä, um Genugthuung und Auslieferung der Übelthäter zu fordern. Da geschah eine blutige, unsühnbare That. Die Häupter der abtrünnigen Stadt, die sich, heilsamen Rat suchend, an das nahe Veji wandten, erhielten von dem Könige Befehl, die römischen Boten gegen alles Völkerrecht zu ermorden, und leisteten in ihrer Verblendung Folge. Aber das ruchlos vergossene Blut schrie um Rache; diesen Ruf vernahm das römische Volk und bereitete Krieg auf Bestehen oder gänzliche Vertilgung. Nach einem nachteiligen Gefecht wurde Mamercus Ämilius zum Diktator erwählt. In der Schlacht erschlug der tapfere Reiteroberst Cornelius Cossus den König Tolumnius, worauf ein vollständiger Sieg erfochten und die Stadt Fidenä zerstört wurde.

Der Diktator hielt an der Spitze des Heeres einen glänzenden Triumphzug, wobei die Soldaten seine und des tapfern Cossus Thaten besangen. Letzterer hing die erbeutete königliche Rüstung in dem Tempel des Jupiter Feretrius (d. h. Empfänger der Edelbeute) auf, wo auch eine ähnliche Waffenbeute von Romulus gezeigt wurde. Im folgenden Jahre wurden Erzbilder der ermordeten Gesandten auf der Rednerbühne aufgestellt, auch hielt man die angelobten Spiele mit ungewöhnlichem Aufwand. Die Nachbarn, die sich dazu in Menge einfanden, erfreuten sich reichlicher Bewirtung und wußten nach ihrer Rückkehr in die Heimat viel von der großartigen Feier zu erzählen.

In diesen Kriegszügen ist vieles hier Ausschmückung der Sage. Allein man sah noch in späterer Zeit die Statuen der Staatsboten, die Rüstung des Tolumnius (spolia opima) und die Trümmer von Fidenä: was die wichtigsten Ereignisse außer Zweifel setzt. — Noch manche Schlacht ward gegen Äquer und Volsker geschlagen, doch bewies die Erstürmung der wichtigen Stadt Anxur (Terracina), deren Plünderung die Legionen bereicherte, die römische Überlegenheit. Dagegen geriet Rom in große Gefahr durch eine Verschwörung sämtlicher Sklaven. Sie wurde jedoch rechtzeitig entdeckt und bestraft.

Rom gegen Veji. Noch stand ungebrochen auf steilem Tuffhügel, umrauscht von zwei Bächen, die sich unterhalb zur Cremera vereinigen, das stolze Veji und blickte trotzig über den Raum von nicht völlig vier Meilen nach dem weitherrschenden Rom hinüber.

Die Stadt Veji. Nach Canina.

Eine wellenförmige Ebene breitet sich westlich und südlich von der einsamen Höhe aus. Zerstreut über die Ebene, wohnten fleißige Bauern; aber sie waren nicht freie Eigentümer, vom Staate beschützte, den Staat schützende Bürger, sondern hörige Leute, die der herrschenden Bürgerschaft zu beschwerlichen Fronden und Zinszahlung verpflichtet waren. Deswegen leisteten sie nur als gezwungene Knechte Heeresfolge und kannten nicht den Bürgerstolz, der die Bauern der römischen Marken zu kriegerischen Thaten für das Vaterland begeisterte. Die etruskischen Städte waren nur stark durch ihre Verbindung; als die Eidgenossenschaft, gedrängt durch Angriffe von verschiedenen Seiten, auseinander fiel, gingen sie mit raschen Schritten ihrem Untergange entgegen. Dies war zunächst der Fall mit Veji. Doch hatten in der letzten, mörderischen Schlacht die Römer so große Verluste erlitten, daß sie mit der etruskischen Stadt einen Waffenstillstand eingingen, der, wie es scheint, von beiden Seiten redlich gehalten wurde. Nach Ablauf desselben aber begannen wieder Raubzüge, wodurch die gegenseitige Erbitterung immer mehr zunahm.

Diese Art der Kriegführung war für beide Städte äußerst nachteilig. Denn wenn auch im Sommer die römische Macht das Feld behauptete und das feindliche Gebiet arg heimsuchte, vergalten die Vejenter die Verwüstungen mit Wucher, wenn jene in die Heimat zurückgekehrt war, und fanden mit der Beute Schutz hinter unbezwinglichen Mauern. Den Etruskern zwar blieb keine Wahl; sie mußten in dem Raubkriege ausharren; aber der umsichtige Senat in Rom dachte auf Mittel, dem unerträglichen Zustande ein Ende zu machen. Dazu bot sich kein anderes dar, als die Unterwerfung oder gänzliche Zerstörung der Nachbarstadt. Um zu diesem Ziele zu gelangen, durften die Waffen nicht ruhen, mußte ein genügendes Heer Sommer und Winter in Rüstung bleiben und den Feind bedrängen. Klar und bestimmt erkannten die Väter, was geschehen mußte, aber auch die entgegenstehenden Schwierigkeiten, den Einspruch der Tribunen, den Widerstand der Gemeinde, die ein solcher Krieg zu Grunde richtete. Dagegen stand vor ihren Augen das glänzende Ziel, der Ruhm, das Heil des Staates, wenn Veji endlich den römischen Waffen unterlag. Sie gedachten der Glorie, die nach solchen Thaten auch sie, die Führer, umstrahlen werde, und über alle Bedenklichkeiten kleinlicher Selbstsucht sich erhebend, waren sie bereit, als wahrhafte Väter der Stadt zu handeln. Auf dem Altare des Vaterlandes brachten sie selbst zuerst den eigenen Vorteil zum Opfer, damit alle Herzen begeistert, alle Bürger zu gleicher Opferfreudigkeit erweckt
406 v. Chr. würden. Sie faßten den Beschluß, daß künftig der Krieger ständigen Sold aus der Staatskasse erhalte. Weil aber der öffentliche Schatz zu solchen außerordentlichen Ausgaben ganz unzureichend war, beschlossen sie weiter, den Zehnten von sämtlichen Staatsländereien, dessen Entrichtung bisher gegen das Gesetz gewöhnlich umgangen wurde, desgleichen wahrscheinlich auch das Tributum von den eigenen Gütern gewissenhaft einzuzahlen. Auf Wagen führten sie das schwere Asgeld (Kupfermünze), das man damals gebrauchte, vor den Augen der Gemeinde in den Staatsschatz. Der Anblick aber erregte in der ganzen Bürgerschaft gleiche Bereitwilligkeit, und einmütig wurde jetzt die Kriegserklärung an Veji erlassen.

Niederlagen der Römer. Die aufgebotene zahlreiche Mannschaft rückte ins Feld bis unter die Mauern der befehdeten Stadt. Da sich aber der Feind hinter den Bollwerken ruhig verhielt, so wurden stark befestigte Lager errichtet, in welchen zwei Legionen samt den Bundesgenossen feste Stellung nahmen, das übrige Heer aber trat den Rückweg an. Eine Einschließung der Stadt, die eine Meile im Umfang hatte, war nicht ausführbar, aber ebensowenig vermochten die Bürger ihr Feld zu bauen. Sie müssen jedoch reichlich Zufuhr von anderen etruskischen Orten erhalten haben, da während der langen Belagerung niemals von Mangel die Rede ist. Deswegen sah sich drei Jahre lang der Senat in seinen Erwartungen getäuscht. Er beharrte aber mit römischer Ausdauer bei seinem wohlerwogenen Plan, obgleich die Tribunen oft Einsprache gegen die Winterfeldzüge und gegen Erhebung der Kriegssteuern thaten. Er verordnete die Bestürmung der feindlichen Stadt mit allen damals gebräuchlichen Belagerungswerken. Daher wurden die Lager zusammengezogen, die Mannschaft verstärkt und ein von Holzwänden eingefriedigter Erddamm mit Schirmdächern errichtet, der den Tuffhügel und die Stadtmauern überragen sollte. Während die Römer Tag für Tag mit ihren Arbeiten beschäftigt waren, versäumten sie die nötige Vorsicht bei Nacht. Ihre Nachlässigkeit benutzten die Vejenter, welche lange Zeit von ihren Mauern herab ruhig dem Verderben drohenden Werke zugesehen hatten. Sie brachen mit Waffen und Feuerbränden durch eine Ausfallpforte in der Dunkelheit hervor, warfen Feuer in das Holzwerk, rissen den Erdschutt nieder und erschlugen die zerstreut herbeieilenden Feinde, oder stürzten sie in die Flammen, die, weithin leuchtend, die Niederlage der Belagerer verkündigten.

Die Nachricht von dem erlittenen Unfall kam, vergrößert durch das Gerücht, nach Rom. Sie setzte anfangs die Bürgerschaft in Bestürzung; allein der Senat, der sich am frühen Morgen in der Kurie versammelte, bewahrte seine würdige Haltung, seinen Mut und seinen auf den Untergang von Veji berechneten Plan. Die Entschlossenheit der Väter rief gleiche hochherzige Gesinnung in der Bürgerschaft hervor. Die streitbare Mannschaft der ersten Klassen, die nach ihrem Vermögen dem Ritterstande angehörte, aber keine Vergütung für ein Streitroß erhielt, versammelte sich vor der Kurie und erklärte einmütig, auf eigne Kosten zu Pferd ins Feld zu rücken. Alle Väter erhoben sich zum Preise der Edeln, die Blut und Vermögen dem bedrängten Vaterlande weihten. Die Begeisterung teilte sich den geringen Leuten mit; sie zogen Haufen bei Haufen vom Forum nach dem Rathause und riefen laut, man solle sie gegen den Feind führen; sie wollten nicht eher zurückkehren, bis Veji erobert sei. Gerührt und stolz auf den Staat, der solche Bürger hatte, blickten die Väter über die Menge hin, und in manchem Auge glänzten Thränen. Sie faßten den Beschluß, Rittern und Fußknechten den Dank des Vaterlandes darzubringen, allen aber ständigen Sold auszuzahlen. Darauf führten die Kriegstribunen ein Heer von Freiwilligen vor die feindliche Stadt. Diese stellten die Überlegenheit der römischen Waffen wieder her, nicht aber die Belagerungswerke, denn von der weiteren Ausführung und Wirkung derselben wird bei Schilderung der ferneren Belagerung nichts berichtet.

Der Fortgang entsprach indessen den Erwartungen nicht. Zwei Kriegstribunen, Sergius und Verginius, führten den Oberbefehl in zwei gesonderten Lagern. Sie lebten in unversöhnlicher Feindschaft schon seit Jahren, handelten daher bei der Belagerung ohne Übereinstimmung. Nun rüsteten sich damals die etruskischen Städte Capenä und Falerii, die nach dem Falle der Vejenter mit Recht für sich selbst Besorgnis hegten, der stammverwandten Stadt zu Hülfe zu kommen. Sie hatten genaue Kenntnis von dem Stande der Belagerung; daher rückten sie mit vereinigter Macht ohne vorherige Kriegserklärung zum Entsatze heran und bestürmten das Lager des Sergius, während die Vejenter, hervorbrechend, gleichfalls ihren Angriff darauf richteten. Die Kohorten verteidigten ihren Wall, wie sie konnten; aber sie waren ungeordnet und zum Teil mutlos, weil sie glaubten, der ganze etruskische Heerbann sei gegen sie in Waffen. Die Werke wurden erstiegen, die Römer, die sich lange Zeit gegen die Übermacht wehrten, teils niedergehauen, teils in die Flucht getrieben. Während dieser Vorgänge stand Verginius mit seiner Macht zwar unter den Waffen, aber unbeweglich. Er hörte das Kriegsgeschrei, das Rasseln und Klirren der anprallenden Schilde, die Speere und Schwerter. Schon erblickte er Flüchtlinge, zum Teil wehrlos, zum Teil aus empfangenen Wunden blutend. Dennoch beharrte er in unbegreiflicher Ruhe, denn er wartete auf den Hülferuf seines Amtsgenossen. Sergius aber wollte lieber mit seinen Legionen untergehen, als den verhaßten Kollegen zum Beistande in seiner bedrängten Lage auffordern. So erlangten die Etrusker unschwer den Sieg.

Camillus. Beide Feldherren mußten sich im Senate verantworten. Sie überhäuften sich gegenseitig mit Beschuldigungen und Schmähungen. Der Senat aber verordnete außer der Zeit ihre Entlassung und die Wahl neuer Kriegstribunen, unter welchen zum erstenmale der ruhmvolle Held Marcus Furius Camillus erscheint. Man hatte aber überall Not: im Felde, wo gegen die Volsker, Capenaten und Falisker und endlich um Veji der Krieg fortdauerte, und in der Stadt, weil daselbst das allgemeine Aufgebot und die wachsende Steuerlast den Widerspruch der Volkstribunen hervorrief. Letztere wendeten ihren Unwillen gegen die unglücklichen Befehlshaber; sie klagten dieselben vor der Gemeinde an. Da ihre Schuld offenbar war, so wurden sie in eine Buße von 100000 schweren As verurteilt, was ihr Vermögen zu Grunde richtete. Der Kampf gegen die äußeren Feinde brachte keine Entscheidung; nur Camillus machte auf einem Plünderungszuge gegen Capenä und Falerii große Beute, die er den Soldaten überließ. In den nächsten Jahren wurden endlich, wie bereits angemerkt, auch plebejische Kriegstribunen ernannt, und sie erfochten unter den Mauern der belagerten Stadt einen großen Sieg über Capenaten, Falisker und Vejenter, die, wie früher, das eine römische Lager zu überrumpeln versuchten. Der folgende Winter von ungewöhnlicher Strenge unterbrach den Fortgang der kriegerischen Unternehmungen. Die Tiber bedeckte sich mit Eis, sieben Fuß hoher Schnee überlagerte die Felder und drückte da und dort die Dächer ein. Der jählings eintretende heiße Sommer verursachte Seuchen, welche Menschen und Vieh befielen. Man brachte nach Befragung der Sibyllinischen Bücher den Göttern Opfer, man stellte neue Feste ihnen zu

Ehren an; man wählte endlich, von den Priestern in Schrecken gesetzt, wieder patrizische Tribunen und unter ihnen zum zweitenmale den Mann, der forthin bei allen kriegerischen Unternehmungen den Ausschlag geben sollte.

In den geheimnisvollen Tiefen der Erde arbeiten und schaffen die Geister der Natur. Neuere Forscher nennen sie Naturkräfte und haben sie in ihren verborgenen Werkstätten belauscht, einiges von ihrem wunderbaren Walten aufgespürt und sie zum Dienste der vergänglichen Kinder des Staubes mit dem Zauberbanne der Wissenschaft gezwungen. In dem gläubigen Altertume trug man Scheu, mit ihnen den gefährlichen Kampf zu versuchen. Man legte ihnen Persönlichkeit bei und begriff sie unter dem Namen der unterirdischen Götter.

Abzugskanal des Albanersees.

Man schrieb ihnen die Fruchtbarkeit des Bodens, das Gedeihen oder den Mißwachs der Früchte zu, aber sie zeigten ihr Walten auch in vulkanischen Ausbrüchen, in Erschütterungen, im Anschwellen und Senken der Gewässer; sie forderten durch solche Erscheinungen Sühnung für Frevel, für Unterlassung gottesdienstlicher Handlungen; sie offenbarten endlich durch ähnliche Wunderzeichen dem kundigen Seher, was noch im Schoße der Zukunft verborgen ruhte. Eine Erscheinung dieser Art war das plötzliche Anschwellen des Albanersees bis zu seinem Kraterrande, das keineswegs durch ungewöhnliche Regengüsse veranlaßt war. Nah und fern sprach man von dem Wunderzeichen und suchte seine Deutung. Solches geschah auch in Rom. Ehemals pflegte man zu einem berühmten tuskischen Magus seine Zuflucht zu nehmen; das war aber jetzt wegen des hartnäckigen Krieges nicht thunlich. Da die Sibyllinischen Bücher keine Auskunft gaben, so ordnete man eine feierliche Gesandtschaft an, die den pythischen Apollo um seinen Rat befragen sollte.

Während dieser Zeit lagerten die Legionen unausgesetzt vor Veji. Die Soldaten beiderseits wechselten oft tödliche Geschosse, Drohungen, höhnische

Reden miteinander; manchmal auch veranlaßte die tägliche Gewohnheit gesellschaftliche Gespräche. Da rief einstmals ein alter etruskischer Opferschauer einem römischen Kriegsknecht zu, die Römer sollten nur Mühe und Arbeit sparen; sie würden den Boden von Veji nicht eher betreten, bis der angeschwollene See abgelassen sei. Der Soldat, dem die Seherkunst der Etrusker bekannt war, lockte den bejahrten Mann durch große Versprechungen zu einer Unterredung heran, packte ihn aber alsdann mit starken Armen und trug ihn wohlbehalten ins Lager Hier befragte der Feldherr den Greis um die Auslegung seiner rätselhaften Worte, und dieser sagte aus, die Götter würden Vejis Heiligtümer nicht eher verlassen, die Stadt nicht eher den Römern preisgeben, bis diese das Albanerwasser nach richtiger Weise abgeleitet hätten. Wenn aber die rinnenden Wasser das Meer erreichten, dann schwebe auch über Rom die Hand des Verderbens. Er gab nun weiter die Art an, wie dies geschehen könne. Noch zweifelte man in Rom; aber die Gesandtschaft, die von Delphi zurückkehrte, hinterbrachte den ähnlich lautenden Ausspruch des Gottes: „Römer, hab' Acht, daß das Albanerwasser nicht im See gesammelt bleibe, noch auch im eigenen Strome mit dem Meere sich vermähle. Ablassen sollst du es und wässernd durch die Felder leiten, daß es in Bächen auseinander fließe. Dann setze kühn auf die feindlichen Mauern den Fuß. Nach der Vollendung bring' ein Weihegeschenk in meine heiligen Bezirke und verrichte väterlichen Gottesdienst, der, unterlassen, erneut werde wie sich gebührt." — Wir haben in unserer Geschichte von Hellas Gelegenheit gehabt, über die Weisheit des pythischen Orakels zu reden, das durch Aussprüche von tiefer Bedeutung nicht wenig Einfluß auf Bildung und Erziehung der Hellenen ausübte. Im vorliegenden Schicksalsspruch verleugnete sich diese Weisheit nicht. Er giebt den Römern eine riesenhafte Aufgabe. Wenn sie dieselbe lösten, so waren sie fähig und würdig, auch aus dem lange zweifelhaften Kampfe gegen die Etrusker siegreich hervorzugehen.

Ableitung des Albaner Sees. Nachdem man durch die Übereinstimmung der etruskischen und hellenischen Prophezeihung Gewißheit erlangt hatte, ging man an das gewaltige Werk, dem Albanerwasser dem Götterausspruch gemäß einen Abfluß zu verschaffen. Ein Schacht wurde bis zu einer Tiefe von 150 m unter dem obersten Kraterrand abgeteuft, dann ein 3 m hoher, 2 m breiter Stollen in einer Länge von 1300 m durch die harte Lavawand getrieben. Zur Aufnahme des Wassers war am äußeren Ausgang eine gewölbte Kammer angebracht, aus welcher drei Rinnen ins offene Feld führten. Noch ist die merkwürdige, staunenswerte Anlage vorhanden; mag man sie nun dieser Periode zuschreiben oder, wie manche thun, in die Zeit der Herrschaft Alba Longas versetzen: jedenfalls giebt sie Zeugnis von der Ausdauer und Kunst der alten Bewohner Italiens.

396 v. Chr. Dem Willen der Götter war Genüge geleistet; aber die Erfüllung verzog noch immer. Zwei Tribunen, die gegen Capenä zu Felde lagen, wurden in einem Treffen geschlagen; der eine fiel im tapferen Kampfe, der andere entwand sich dem feindlichen Andrang und besetzte mit seinen Legionen eine günstig gelegene Anhöhe.

Vejis Eroberung. In der mißlichen Lage nahm man in Rom seine Zuflucht zu dem alten, bewährten Mittel der Ernennung eines Diktators, und die Wahl fiel auf den tüchtigsten Mann, auf Camillus. Er ergriff die Zügel der unumschränkten Gewalt mit starker Hand. Nachdem er ohne Ansehen der Person Musterung gehalten hatte, rückte er mit großer Heereskraft vor Veji. Daselbst verstärkte er die Werke und verbot alle Plänkeleien und planlosen Gefechte zwischen Stadt und Lager. Die Vejenter erfreuten sich der eingetretenen Waffenruhe, spotteten der Belagerer, die den Lagerring nicht zu verlassen wagten, und hofften von ihrer Ermüdung oder dem Angriffe der Stammgenossen gänzliche Befreiung. Sie hatten keine Ahnung, daß still und ungesehen im Schoße der Erde das Werk entstand und fortschritt, das ihnen den Untergang bringen sollte. Es war ein Stollen oder eine Mine, auf deren Ausführung vielleicht die Anlage am Albanersee den erfinderischen Geist des Feldherrn geführt hatte. Das Heer war in sechs Abteilungen aufgestellt; alle sechs Stunden lösten dieselben einander ab. Die Arbeit durch den weichen Tuffstein war bedeutend leichter als die am Emissar; daher ging sie ziemlich rasch von statten. Als Camillus erkannte, daß der Stollen bis unter die Burg getrieben, die Eroberung der reichen Stadt nicht mehr zu bezweifeln sei, meldete er dies dem Senat, damit die Väter die Bürgerschaft zur Teilnahme an der Erstürmung und an der reichen Beute aufforderten. Es geschah; eine große Menge bewaffneter und unbewaffneter Leute strömte ins Lager. Sobald die nötigen Vorkehrungen getroffen waren, ließ der Diktator von allen Seiten die Stadt bestürmen. Aufgeschreckt aus der lange genossenen Ruhe eilten die Vejenter auf die Mauern, versandten ihre Geschosse, schlugen die Angriffe zurück; aber in dem Getümmel und Getöse des Kampfes hörten sie nicht das Hämmern und Klopfen der Krieger, die sich aus der Tiefe nach dem Innern des Junotempels auf der Burg einen Ausweg bahnten. Jetzt öffnet sich die Erde vor den Augen der opfernden Priester; Lanzen, glänzende Rüstungen werden sichtbar; römische Krieger steigen herauf, mehr und immer mehr, unabsehbare Reihen. Sie ordnen sich, besetzen die Burg, fallen mit schallendem Kriegsruf den Streitern auf den Mauern in den Rücken, brechen die Thore auf, und nun ergeht der Sturm des Krieges, der Zerstörung, des Mordens und Würgens über die unglückliche Stadt.

Groß, unermeßlich war die Beute, die nach dem Willen des Senates den tapferen Legionen zu eigen blieb. Nur der Erlös für die Gefangenen, die das Schwert verschont, wurde der erschöpften Staatskasse zugewiesen. Auch der Feldherr hatte sich bei der Plünderung nicht vergessen; es scheint sogar, daß er sich einen unverhältnißmäßigen Anteil von der Beute vorbehalten hatte. Wie Kimon in Athen bedurfte er des Reichtums, nicht um schwelgerisch zu leben, sondern weil er, mit großartigen Entwürfen beschäftigt, mit den kleinlichen Sorgen ökonomischer Einrichtungen sich nicht befassen konnte. Auch jetzt, von der Zinne der Burg den Untergang der herrlichen Stadt betrachtend, gedachte er des unentrinnbaren Verhängnisses, das über den Sterblichen waltet, und der Worte des etruskischen Sehers: „Wenn die rinnenden Wasser das Meer erreichen, schwebt über Rom die Hand des Verderbens!“ Und verhüllten 396 v. Chr.

Hauptes betete er zu Juno, der Königin des Himmels, deren gefeierte Statue nach Rom geführt werden sollte, sie möge die Trübsal, die für so großes Glück ihm und der Vaterstadt bevorstehe, gnädig vorübergehen lassen. Doch vergaß er bald im Jubel des Sieges, vom Ruhm berauscht, der an die Vergänglichkeit irdischer Dinge mahnenden Ahnung, zog unter dem Zuruf der Krieger und der herzuströmenden Menge nach Rom und in einem mit vier weißen Rossen bespannten Wagen, wie nur die Götter zu thun pflegten, durch die festlich geschmückten Straßen und hinauf zum Kapitol. Aber die Götter zürnten der menschlichen Hoffahrt; sie bereiteten Strafe.

Wir bemühen uns nicht, die Sage ihres reichen Schmuckes zu entkleiden. Allein die Hauptsache steht fest, die Eroberung von Veji mittels Anlegung eines Stollens und unter der Leitung des Camillus. Bei den nun folgenden kriegerischen Ereignissen können wir uns kürzer fassen; nach den gewaltigen Kämpfen um Veji erscheinen sie wenig bedeutend. Rom hatte sich durch die unglaublichen Anstrengungen zur Bezwingung der mächtigen Nachbarstadt zu hohem Ansehen erhoben. Weitere Folgen des Sieges konnten nicht ausbleiben.

Der stolze Überwinder von Veji erinnerte sich, als schon die Soldaten den Raub verteilt hatten und als Eigentum betrachteten, daß er den Zehnten von der Beute dem pythischen Gotte gelobt habe. Er forderte ihn mit Strenge zurück, und als der Senat entschied, jeder Bürger solle nach eigener Schätzung seinen Anteil entrichten, verlangte er ferner noch den Zehnten von den erworbenen Ländereien in Gold. Die Staatskasse war nicht imstande, diese Ausgabe zu bestreiten; aber die Frauen brachten bereitwillig ihren Goldschmuck, damit das Gelübde des ruhmvollen Feldherrn dem Gotte vollständig gelöst werde. Sie erhielten dafür das Recht, gleich den kurulischen Magistraten, in vierrädrigen Wagen durch die Stadt zu fahren. Von allen diesen Beiträgen wurde ein prachtvoller goldener Mischkessel verfertigt und durch eine feierliche Gesandtschaft nach Delphi überbracht, wo man ihn unter den anderen Weihegeschenken aufstellte. Zu derselben Zeit verordnete der Senat, um die Gemeinde zufrieden zu stellen, eine Ackerverteilung an 3000 Bürger in einem den Äquern entrissenen Landstrich. Aber das Volk war dadurch nicht befriedigt. Es forderte Verteilung des ganzen Gebietes von Veji und sogar Übersiedlung in die günstig gelegene Stadt. Die Väter waren entrüstet über diese Forderung. Lieber wollten sie alle Schreckniſse bürgerlicher Unruhen erdulden, lieber sterben, als ihr sieggekröntes Rom gegen andere Wohnsitze vertauschen. Sie sorgten dafür, daß Camillus und noch fünf ihm gleichgesinnte Männer zu Konsulartribunen gewählt wurden, von denen sogleich zwei gegen die Äquer aufbrachen, während er selbst zur Züchtigung der Capenaten und Falisker auszog. Er schlug die Feinde, unterwarf Capenä, belagerte Falerii. Die Sage berichtet, ein Schulmeister habe, um Gunst und Geld buhlend, die Knaben der vornehmsten Falisker ins römische Lager geliefert; Camillus aber, ohne den schurkischen Verrat zu benutzen, habe dem Schelm die Hände auf den Rücken binden und ihn von den Kindern mit Ruten in die Stadt zurückpeitschen lassen, worauf die freiwillige Übergabe an den edelmütigen Feldherrn erfolgt sei. Auch noch andere Städte wurden bezwungen, namentlich Nepete, Sutrium;

die Salpinaten und Volsinienser mußten Tribut zahlen; alles Gebiet vom Ciminischen Wald bis an das Circejische Vorgebirge geriet in Abhängigkeit von Rom. Aber im Innern der Stadt wohnte kein Friede. Die Bürger haderten miteinander wegen der Übersiedlung nach Veji hin und wieder nicht blos mit Worten, sondern nicht selten in erbitterten Raufereien.

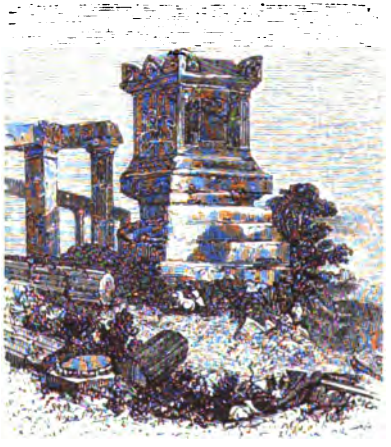
Camillus zieht in die Verbannung.

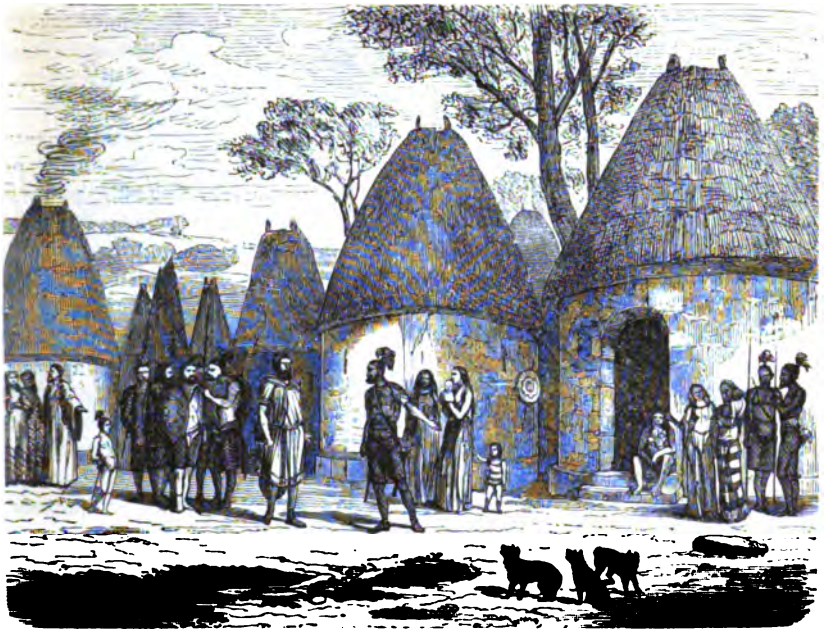
Vergeblich suchte Camillus durch sein Ansehen einzuschreiten; da keine äußere Gefahr drohte, fand man sein herrisches Wesen lästig; man fing an, ihn mit Neid und Widerwillen zu betrachten. Besser gelang es den bekümmerten Vätern, mit Freundlichkeit und Milde den Ausbruch größerer Erschütterungen zu verhüten. Sie gingen einzeln bei den Bürgern herum und beschwuren sie, die heimischen Götter, die bisher so väterlich über der herrlichen Stadt gewaltet, nicht aus ihren heiligen Sitzen zu vertreiben. Diese Reden hatten

Erfolg; sie weckten die alte Frömmigkeit; als man daher in den Komitien abstimmte, wurde die Übersiedlung durch die Minderheit einer Tribus verworfen. Darauf gab der Senat freudig seine Zustimmung dazu, daß jedem Bürger sieben Morgen von dem Vejentischen Gebiete überwiesen werden sollten.

Camillus' Verbannung. Niemand war über dieses Resultat mißvergnügter als die Volkstribunen, denen dadurch ein beliebter Zankapfel, ein Köder für die Menge, aus den Händen gerungen war. Sie zogen dafür den Camillus vor das Gericht der Tribus. Sie beschuldigten ihn, er habe Unterschleif mit der Vejentischen Beute getrieben, namentlich eherne Tempelthüren sich selbst zugeeignet. Der stolze Held versammelte seine Klienten und Tribusgenossen und befragte sie um ihre Meinung. Sie erklärten ihm, er solle getrost vor die Gemeinde treten; sie könnten ihn zwar nach ihrem Gewissen nicht freisprechen, aber sie würden die Buße für ihn bezahlen. Da sprach er zornig: „So mögen die Götter bald mein undankbares Volk zur Reue bringen, daß es seinen Mitbürger zurückruft", und ging in die Verbannung. Er wurde abwesend mit einer Strafe von 15000 As belegt. Schon aber war die Zeit nicht ferne, da der zornige Wunsch des Feldherrn in Erfüllung gehen sollte, schon hatte ein Bürger in der Stille der Nacht, wie von einer überirdischen Stimme, den Ruf gehört: „Sie kommen!"

„Sie kommen!" so riefen erschreckt die Hirten in den grünen Thälern des Hochgebirgs, und der Ruf erscholl um die schneegekrönten Häupter der Alpen und durch die fruchtreiche Ebene, welche der Po durchströmt, und hinab bis an die Gestade des Adriatischen Meeres.





Niederlassung der Gallier.

Die Gallier.

Es waren die Kelten oder Gallier, deren wilde, kriegs- und beutelustige Schwärme durch das Eis und die verworrenen Pässe der Hochalpen sich Bahn brachen, um in dem lockenden Überflusse des Südens zu schwelgen. Ein Teil jenes großen Völkerstammes, der von Hochasien herüber westwärts nach Europa geflutet war, hatte geräumige Wohnsitze in dem weiten Lande gefunden, das zwischen dem Rhein und dem Atlantischen Weltmeere sich ausbreitet. Lange hausten sie daselbst, von spärlichem Ackerbau, aber hauptsächlich von Viehzucht sich nährend, unter beständigen Fehden, bis der eigene unstete Sinn, Übervölkerung oder heimische Unglücksfälle ihre Wanderlust wieder weckten. Da zogen sie zu verschiedenen Zeiten mit Weib und Kind gegen Osten, als wollten sie die alte Heimat wieder aufsuchen. Sie wanderten über den Rhein, wo bei der Einwanderung Zweige des Stammes seßhaft geblieben waren, durch die unwirtbaren Gefilde des Hercinischen Waldes und die Donau entlang weiter nach Pannonien bis gen Macedonien und Griechenland und selbst, den Bosporus überschreitend, nach Kleinasien. Andere zahllose Schwärme überstiegen die Alpen und ergossen sich über die wohlangebauten Fluren von Oberitalien, wo die Etrusker und Umbrer ihrer Macht unterlagen. Die große Stadt Melpum in der Gegend des heutigen Mailand soll in demselben Jahre gefallen sein, in welchem Veji durch die Waffen der Römer unterging.

Wanderungen der Gallier. Die keltischen Druiden und Sänger wußten und erzählten von diesen Wanderungen seltsame Mären, von denen uns Livius einen schwachen Nachklang erhalten hat. Er berichtet folgendes: Weitherrschend durch Verstand und Kriegsglück war in alter Zeit unter den Stämmen der Kelten das Volk der Bituriger und vornehmlich dessen König Ambigatus. Unter seiner Herrschaft ward Gallien reich an Früchten und Menschen. Da er nun alt geworden war und die zahllose Menge nicht mehr mit starker Hand zügeln konnte, wünschte er den überlästigen Schwarm in andere Länder abzuleiten. Er schlug vor: wer nach besseren Wohnsitzen begierig sei, der solle unter Führung seiner tapferen Schwestersöhne Bellovesus und Sigovesus nach dem Willen der Götter die Wanderung antreten. Da strömten die nach Abenteuern und Ruhm begierigen Scharen herzu, und des Volkes ward so viel, daß kein Land es zu ernähren imstande war. Man befragte die Götter, deren Rat in menschlichen Dingen der beste schien. Sie wiesen den Sigovesus nach dem hercinischen Waldgebirge in östlicher Richtung, den Bellovesus auf den erfreulicheren Weg nach dem milden Italien. Der Heereszug des letzteren stand aber bald ratlos an der dem Anscheine nach unersteiglichen Mauer der Alpen. Da vernahm der Führer, es sei ein Haufen Fremdlinge von Phokäa an der südlichen Küste gelandet, um sich daselbst einen Wohnsitz aufzurichten, werde aber von den umwohnenden Salyern hart gedrängt. Er brach jenen zum Beistand auf und half ihnen die Ansiedlung Massilia (Marseille) begründen und sichern. Dafür eröffneten ihm die Götter einen Weg durch die Alpenpässe. Jenseits der Gebirge schlug er die Etrusker und besetzte das umliegende Land, welches forthin das insubrische Gallien hieß. Das Glück der Abenteurer lockte andere Schwärme zur Nachfolge. Da kamen die Cenomaner, welche um Brixia (Brescia) und Verona sich ansiedelten, dann die Boier, die, den Padus überschreitend, die etruskischen Städte Felsina (Bononia, Bologna) und das noch diesseits des Flusses gelegene Hatria oder Adria in Besitz nahmen.

Aruns bei Brennus. Noch versuchten es die ungebetenen Gäste nicht, durch die Wildnisse des Apennin in das eigentliche Etruskerland vorzudringen. Da geschah es, wie die Sage berichtet, daß in Clusium, dem einst mächtigen Herrschersitze Porsenas, ein Bürger, Aruns, von seinem Mündel arg gekränkt wurde. Er hatte als Vormund dessen Güter treulich verwaltet; aber der Jüngling, der ein Lucumo, daß heißt ein Angehöriger des herrschenden Adels war, mißhandelte die Gattin des Vormunds, und der beleidigte Mann konnte kein Recht gegen den Räuber seiner Ehre erlangen. Da beschloß er, von Begierde nach Rache verblendet, sie alle, welche Gerechtigkeit verweigerten, zu verderben, wenn auch die Vaterstadt selbst darüber zu Grunde gehen sollte. Er belud Saumtiere mit köstlichen Früchten des Landes, vornehmlich mit Schläuchen lieblichen Weines, und wanderte, als Handelsmann die Tiere vor sich her treibend, auf bekannter Straße über Berge, Thäler und Ebenen, bis er in das eigentliche Land der Kelten gelangte. Er wagte es, das Gebiet der wilden Senonen zu betreten, und kam bis in das Lager ihres Stammfürsten, den man Brennus, das heißt Heerkönig, nannte. Da reichte er seinen Wein und seine Früchte dar und erzählte von dem Lande, das solche Fülle hervorbringe,

und von den reichen Städten und ihren unkriegerischen Bewohnern, die leicht die Beute tapferer Männer würden. Wohl hatten der König und sein Gefolge schon den Feuertrunk des Südens gekostet, weil Handelsleute des Gewinnes wegen durch die unwirtbarsten Gegenden den Weg zu finden wissen; aber der Glutwein des Aruns und seine anderen Gaben schienen den Kriegern bei weitem die trefflichsten. Sie zechten, bis Schlaf und Trunkenheit sie überwältigten; am Morgen aber berief der Heerkönig die streitbaren Männer des Gaues. Und sie versammelten sich, große, kriegerische Gestalten mit langen, struppigen Haaren, gewaltigem Schnurrbart, den Körper in bunte Gewänder gehüllt, breite Goldringe um Hals und Arme, auch die großen, aber dünnen Holzschilde, die Wurfspieße und langen Schwerter mit Gold verziert. So standen sie um den König, der ihnen die Wundermär von dem Lande im Süden und seinen Schätzen erzählte. Und wie er zum Zeichen seines Entschlusses an seinen Schild schlug, so thaten sie alle. Bald brach auf, wer sich irgend rüstig fühlte, ein gewaltiger Heerhaufen mit Weibern und Kindern, mit Vieh und beweglicher Habe. Denn die alten Kelten waren, ähnlich ihren Nachkommen, stets nach Neuerungen und Abenteuern begierig, leichtfertiger, wandelbarer Gemütsart, zum Raufen und Fechten aufgelegt, eitel auf Kriegsruhm, auf Goldschmuck und buntschillernde Kleider. Es galt unter ihnen für eine Ehre, viel und geschickt zu reden, aber sie kümmerten sich wenig darum, Dauerndes zu schaffen, bürgerliche Ordnungen aufzubauen.

Unter der Leitung des wegkundigen Etruskers überstieg der wilde Schwarm unter lärmendem Getümmel die Alpen; er bewegte sich durch die fruchtbaren Ebenen, wo er bald in freundliche, bald in feindliche Berührung mit den Stammgenossen kam. Er nahm endlich südlich am Adriatischen Meere bis über Ancona hin Wohnsitze. Darauf zog die streitbare Jugend mit dem Brennus durch die Thäler der Apenninen, um das von Aruns verheißene Land in Besitz zu nehmen.

Einbruch der Gallier. Die offenen Dörfer, Weiler und Höfe wurden geplündert oder gingen in Feuer auf; der furchtbare Schwarm, dem die erschrockenen Etrusker im offenen Felde nicht zu begegnen wagten, lagerte sich endlich in den fruchtreichen Gefilden von Clusium und berannte die Stadt. Die Bürger forderten vergeblich den Bund der zwölf Städte zur Hülfe auf. Die Eidgenossenschaft war lose geknüpft, ohne Oberhaupt, die etruskische Macht am Padus durch die Gallier, die in Campanien durch die Samniten zerstört; Veji hatten die römischen Waffen, reiche Seestädte die Hellenen von Sizilien verwüstet. Von dieser Seite konnte keine ausreichende Hülfe erwartet werden.

Wie zu Lande, so waren die Etrusker auch zu Wasser mächtig gewesen. Als Kauffahrer und als kühne Korsaren durchkreuzten sie ehemals das Adriatische wie das Tyrrhenische Meer, sodaß kein hellenisches Fahrzeug ihren Küsten sich zu nahen wagte. Als endlich die seekundigen Phokäer, von Kleinasien herüber steuernd, an der südlichen Küste von Gallien, östlich vom Rhodanus (Rhone) die Stadt Massalia (Massilia) gründeten und auch auf der Insel Kyrnos (Korsika) zu Alalia (später Aleria) eine Niederlassung anlegten, verbanden sich die Etrusker mit den Karthagern und zwangen die griechischen

600 v. Chr.

Ansiedler durch eine mörderische Seeschlacht, die letztere Besitzung gänzlich zu räumen. Seit dieser Zeit war aber ihre Herrschaft auf dem Meere gebrochen.
472 v. Chr. Die Syrakusaner schlugen ihre Seemacht bei Cumä bis zur Vernichtung und setzten sich auf den Inseln Korsika und Ilva (Elba) fest, wodurch sie zugleich das Tyrrhenische Meer und die gegenüberliegende Küste von Etrurien beherrschten. Eine kleine Flotte, die sie während des Peloponnesischen Krieges den Athenern gegen Syrakus zu Hülfe schickten, ging mit der athenischen zu Grunde. So traf sie ein Verlust nach dem anderen. Auf dem etruskischen Volke lag die schwere Hand des Unglücks, eine Folge der inneren Entzweiung und der Haltlosigkeit seiner Bundesverfassung. Es hatte nicht den Mut, nicht die Fähigkeit, sich durch eigene Kraft aus dem Notstande zu retten, sondern es nahm seine Zuflucht zu den Nachbarn, die es in den Zeiten seiner Macht zur Unterwerfung gezwungen hatte. So thaten die Bewohner von Clusium, da sie von den bundesverwandten Städten keine Hülfe erwarten konnten. Sie schickten eine feierliche Botschaft an das mächtige Rom, welche um Hülfe nachsuchte, indem sie vorstellte, wie auch die Stadt an der Tiber bedroht sei, wenn ihre eigene den Waffen der Barbaren unterliege. Der umsichtige Senat nahm Anstand, eine Heerfahrt in das feindselige Etruskergebiet und in so weite Entfernung zu veranstalten. Er begnügte sich, die Clusinischen Boten durch eine Gesandtschaft von drei angesehenen Männern vom Geschlechte der Fabier in das keltische Lager begleiten zu lassen. Wahrscheinlich sollte die Kriegsweise der Barbaren auskundschaftet werden. Der Brennus, mit den kriegerischen Gebräuchen wohlbekannt, empfing die Fremdlinge an der Spitze seiner stolzen, stattlich geputzten Häuptlinge mit allen Ehren. Auf ihre Erkundigungen erteilte er den Bescheid, die Clusiner hätten des Landes zu viel, die Gallier zu wenig; daher sei Teilung gerecht. Als die Gesandten weiter fragten, mit welchem Recht letztere solche Forderung stellten, erhielten sie die trotzige Antwort, ihr Recht beruhe auf ihren Waffen; dem Tapferen gehöre die Welt. Durch solche Reden entbrannte beiderseits der Zorn. Die Römer gingen nach Clusium und kämpften bei einem Ausfall in den Vorderreihen. Quintus Fabius begegnete einem trotzig ansprengenden keltischen Häuptling, bohrte ihm den Speer in die Seite und raubte ihm die Waffen. Das war auch nach Sitte der Barbaren Verletzung des Völkerrechts. Der Brennus ließ den Kampf abbrechen und entsandte einige seiner vornehmsten Krieger nach Rom, um die Auslieferung der Frevler zu begehren. Der Senat, von der Gerechtigkeit der Forderung überzeugt, schien willig, dem Antrag Folge zu geben; aber die Gemeinde — vielleicht waren es die Kurien — verweigerte ihre Zustimmung, da sie Männer des edelsten Geschlechts nicht schnöde der Rache der Barbaren preisgeben wollte.

Kaum vernahm Brennus die Antwort, so befahl er den Aufbruch nach Rom, und der furchtbare Schwarm — man sprach von mehr als 100000 streitbaren Männern — setzte sich eilends in Bewegung. Er wälzte sich durch die Niederungen des Clanis, ohne sich um die umliegenden Burgen und Städte zu bekümmern, überschritt die Tiber und folgte in stürmischer Eile ihrem Laufe.

Anfangs erſchrak die Bürgerſchaft nicht über die Nachrichten von dem Anzuge der Barbaren. Die drei Fabier, die zu Konſulartribunen erwählt waren, ſprachen verächtlich von der ungeordneten Menge und ihrer Art zu kämpfen. Man berief die Bundesgenoſſen, man befahl die Muſterung. Als aber Boten über Boten von dem unaufhaltſamen Anmarſche dieſer nie geſehenen Feinde erzählten, da gedachte man der Götterzeichen, da ergriff eine bange Ahnung die Väter und die Gemeinde.

Gallische Reiter.

Das Heer ward eilfertig aufgeboten; es rückte unter dem Oberbefehle des Konſulartribunen Sulpicius ins Feld und bezog, wie es ſcheint, ein Lager in oder bei Veji. Bald erhielt man Kenntnis von dem Marſche der Kelten auf dem linken Tiberufer. Man ſetzte über den Fluß; man wollte eine günſtige Stellung aufſuchen; aber ſchon erſchienen flüchtige Landleute und berichteten von dem wilden Ausſehen und der ungeheuern Menge der Barbaren, ſchon hörte man das Getümmel und Geheul des heranziehenden Heeres, ſchon

erblickte man am Horizonte Paniere und glänzende Waffen. Da war keine Zeit mehr, ein Lager aufzuschlagen, Wall und Graben zu ziehen. Eilends ordneten die Legionen sich zur Schlacht. Sie hatten vor sich das unbedeutende Flüßchen Allia, der linke Flügel lehnte sich an die Tiber und stand auf ebenem Felde, der rechte hatte eine günstigere Stellung auf Anhöhen und durchschnittenem Boden. Das ganze Heer, etwa in einer Stärke von 40000 Mann, war in dünnen Linien weit ausgedehnt, da man von den sich entwickelnden feindlichen Schwärmen Überflügelung fürchtete.

390 v. Chr. **Niederlage an der Allia.** Der Brennus ordnete seine Schwärme nicht ohne Geschick. Er selbst mit seiner Gefolgschaft und auserlesenen Kriegern behielt sich den Angriff auf den römischen rechten Flügel vor, nach dessen Niederlage er den Feind in der Seite und im Rücken zu fassen dachte, wenn er in der Front unerschütterlich wäre. Darauf gab er das Zeichen zur Schlacht. Der Boden dröhnte vom Stampfen der heranstürmenden Männer und Rosse; das Feldgeschrei erhob sich, das Geheul der Barbaren, der Klang der Hörner, das Klirren und Rasseln der Waffen erfüllte die Luft, Wurfspieße in unzähliger Menge schwirrten und zischten und fuhren in die Rüstungen und, wo Blöße war, in den Körper; jetzt blitzten die langen Keltenschwerter und schmetterten auf Helme und Schilde. In dichtgedrängten Massen fiel die Barbarenmacht auf die Phalanx der Legionen, die, durch den Lärm, den Anblick der wilden Gesichter, die ungewohnte Fechtart verwirrt, Mut und Kraft verloren. In einem Augenblicke waren sie durchbrochen, über den Haufen gerannt, umgangen und im Rücken gefaßt. Hastaten, Prinzipes, Triarier, Reit- und Fußknechte ergossen sich in aufgelöster Flucht nach der Tiber. Hinter ihnen und unter ihnen stürmten die siegberauschten Barbaren; ihre Schwerter würgten schonungslos unter den Flüchtlingen, ihren Wurfspießen erlagen noch Tausende, die sich schwimmend zu retten suchten. Wer das jenseitige Ufer erreichte, floh nach Veji, wo starke Ringmauern einigen Schutz gewährten. Vom rechten Flügel, der überwältigt worden war, hatten sich mehrere Haufen in der nahen Waldung geborgen. Diese gelangten auf Umwegen nach Rom und brachten Nachricht von der Niederlage an der Allia.

Nach erfochtenem Siege lagerten die Gallier auf der blutigen Walstatt unter Toten und Sterbenden. Sie hatten die reiche Beute verteilt, die Rüstungen der Erschlagenen in Haufen aufgetürmt; sie rühmten ihre Thaten, sangen Siegeslieder, schmausten und zechten bis in die späte Nacht. Auch den andern Tag und die folgende Nacht dauerten die Gelage, die ausschweifende Lust fort; Reiterschwärme plünderten die Umgegend und streiften selbst bis unter die Mauern Roms, wo sie keine Rüstung zur Abwehr wahrnahmen.

Brennus in Rom. In der Stadt war der Schrecken über die unerhörte Niederlage so groß, daß man anfangs alle Besonnenheit verlor. Man fragte nach den näheren Umständen, nach dem Schicksale der Väter, Söhne, Freunde; die Bürger, die Frauen rannten durch einander; laute Wehklagen erfüllten die Häuser der Reichen und Armen. So verging die erste Nacht nach dem Unglück. Am Morgen versammelten sich die Väter. Sie zuerst wagten es, dem grausamen Geschicke ins Angesicht zu sehen, mit männlicher Entschlossenheit unter

den Schrecknissen hereinbrechender, unabwendbarer Zerstörung Rats zu pflegen über das, was möglich, was, wenn nicht die Vaterstadt vor dem Untergange, doch den römischen Namen vor Unehre bei Mit- und Nachwelt retten könnte. Da die weitläufigen Mauern nicht zu verteidigen waren, so ordneten sie an, daß die noch übrige wehrhafte Jugend, reichlich mit Waffen und Mundvorrat versehen, das Kapitol besetze, daß die Priesterkollegien die Heiligtümer in Sicherheit bringen und für den fortwährenden Dienst der Götter Sorge tragen, daß endlich die übrige Menge, auf ihre Rettung bedacht, in Nachbarstädten Unterkunft und Schutz suchen solle. Gegen diese Beschlüsse erhob sich nirgends ein Widerspruch. Der natürliche Trieb, sich und was man lieb hatte, vor dem nahen Verderben zu bergen, ergriff alle Bürger. Sie zogen weinend mit Weibern, Kindern und beweglicher Habe über die Tiber und den Janiculus, andere nach dem Meere oder in das Volskerland. Die Priester bargen einen Teil der Heiligtümer unter der Erde; was sie tragen oder sonst fortschaffen konnten, nahmen sie mit. Viele zogen nach der etruskischen Stadt Cäre, so die Vestalinnen, welche mühsam das Bild der Göttin und die Herdgerätschaften fortschleppten. Als sie den Janiculus hinaufstiegen, begegneten sie dem Lucius Albinius, einem frommen Plebejer, der in eigenem Fuhrwerk die Seinen mit sich führte. Er hieß die Angehörigen den Wagen verlassen und lud die geweihten Jungfrauen mit ihrer Bürde auf. Nach dem Kapitol zogen etwa tausend streitbare Männer, darunter alle jüngeren Senatoren; auch scheint es, daß Frauen aufgenommen wurden, aber nur solche, die zur Besorgung der Mundvorräte geeignet und notwendig waren. Achtzig Priester und greise Senatoren gaben der Mannschaft das Geleite bis an den Fuß des Hügels und ermahnten sie, des römischen Namens bis zum letzten Augenblicke würdig zu sein; dann begaben sie sich zurück nach dem Forum. Hier empfingen sie die Todesweihe durch den Oberpriester; denn sie wollten nicht den Untergang der Vaterstadt überleben; sie hofften, daß die unterirdischen Götter, durch ihren Tod versöhnt, sie und die Barbaren durch gleichen Untergang umschließen würden.

Tod des Konsular Marcus Papirius. Der dritte Tag nach der Schlacht war angebrochen; die Kelten zogen heran, nicht in stürmischer Hast, nicht mit schallendem Kriegsruf, sondern vorsichtig, einen Hinterhalt fürchtend. Ihre mit kräftigen Büffeln bespannten schwerfälligen Wagen führten Beute und Trophäen dem unabsehbaren Heereszuge nach. Auf dem unebenen Wege, im Gedränge der Massen, stürzten Menschen und Tiere; aber der Heerkönig stand trotzig auf seinem Kriegswagen; denn er hoffte neuen Sieg und neue Beute. So gelangen die Kelten an die Thore Roms, die ohne Verteidiger sind. Sie werden mit der Axt erbrochen, die Barbaren betreten die Straßen; aber da erblicken sie nicht Bürger, nicht wehklagende Frauen noch neugierige Kinder; keine Stimme, kein menschlicher Laut wird gehört; die Stadt scheint eine Einöde, wie die Moorheiden in ihrem Vaterlande. Die Häuser, die ehrwürdigen Tempel sind teils verschlossen, teils weit offen, auf dem Herde lodert kein wirtliches Feuer, auf den Altären ist keine Priesterhand beschäftigt, den Göttern Weihrauch und Opfer darzubringen. Es ist, als wenn das Schweigen des Todes hier seinen Sitz aufgeschlagen habe. Die wilden Krieger können sich

schauerlicher Gefühle nicht erwehren. Langsam rücken sie vorwärts bis auf das Forum. Da sitzen die greisen Väter in den Prunkgewändern ihrer Würden auf ihren kuruliſchen Thronen, die Elfenbeinstäbe in den Händen, aber stumm und regungslos, wie die übrige Stadt, und droben auf dem Kapitol stehen zum Kampf bereit die bewaffneten Männer, um Burg und Heiligtum treulich zu bewahren. Die Kelten, anfangs in der Meinung, die unbeweglichen Greise seien Bildsäulen, werden bald ihren Irrtum gewahr. Einer von ihnen faßt den Konsular Marcus Papirius an dem weißen Bart; als er aber dafür einen derben Schlag empfängt, gebraucht er sein Schwert, und Priester und Väter werden niedergemetzelt. Jetzt erhebt sich das Getümmel des Krieges; Barbarenschwärme wälzen sich nach dem Kapitol, andere verbreiten sich in den Straßen.

Kampf auf dem Kapitol. Hoch auf dem Burgfelsen harren gerüstet Tag und Nacht die letzten Streiter Roms, verlassen von aller Hülfe, einsam, umbraust von barbariſchen Horden, wie der Schiffer im lecken Fahrzeug von den stürmiſchen Wellen des Ozeans. Sie sehen, wie die Gallier bald da, bald dort in die Häuser einbrechen, wie Flammen auflodern; jetzt ist die Wohnung des einen, jetzt die des anderen erbrochen, geplündert, dem Feuer preisgegeben.

Wehegeschrei der wenigen Einwohner, die zurückgeblieben sind, dringt hinauf bis zu der Höhe; sie möchten helfen, zur Rettung die Schwerter ziehen; aber sie sind auf den engen Raum gebannt; nur da können, dürfen sie fechten, sonst überall droht ihnen selbst Verderben und der letzten Hoffnung des Vaterlandes der Untergang.

Die Gallier scharten sich endlich zusammen nnd drangen in dichten Haufen nach der steilen Höhe. Die großen Schilde vor sich hertragend, die mächtigen Schlachtschwerter schwingend, klommen sie von allen Seiten empor, wo irgend die Felswand nicht zu steil war, wo der Fuß in Ritzen und Spalten haften konnte. Sie fanden männlichen Widerstand. Mit Geschossen, Lanzen und Schwertern wurden sie empfangen, viele erschlagen, andere heruntergestürzt, daß rings von den Abhängen das Blut niederrann. Ihre Schilde waren zwar von gewaltigem Umfang, aber dünn und schwach und leicht von den Waffen durchbohrt, welche die Römer mit dem Mute der Verzweiflung führten. Sie wagten einen Sturm nach dem anderen, sie strebten mit äußerster Gewalt, mit todverachtender Kühnheit empor; ihr Feldgeschrei, das betäubende Schmettern ihrer Hörner scholl rings um die Burg: aber alle Schreckniſſe des fortgesetzten Kampfes vermochten nicht die Tapferkeit der Verteidiger zu erschüttern. Die Vereitelung der wiederholten Angriffe, der Anblick des großen Verlustes veranlaßte die Gallier, von ihrem Vorhaben abzustehen. Sie lagerten sich auf den Brandstätten und in den noch verschonten Häusern. Sie beschlossen den trotzigen Mut der eingeschlossenen Besatzung durch Hunger zur Übergabe geschmeidig zu machen, während sie selbst vom Raube im Überflusse schwelgten. Anfangs genügten ihnen die vorgefundenen Vorräte in der Stadt; dann streiften ihre Horden in das latiniſche, hernikiſche und volskiſche Land, wo nicht bloß Höfe und Dörfer, sondern auch größere Städte mit Feuer und Schwert

heimgesucht wurden. Es scheint, daß sie mehrere Städte gänzlich vertilgten, denn ihre Namen kommen von dieser Zeit an in der Geschichte nicht mehr vor. Indessen nicht immer kehrten die mordbrennerischen Haufen mit heiler Haut von ihren Raubzügen zurück. Eine zahlreiche Horde drang plündernd in das Gebiet von Ardea. Aber daselbst wohnte voll Unmuts über das Unglück der Vaterstadt der tapfere Camillus. Er sammelte die erschrockenen Rutuler, zeigte ihnen, wie leicht die zuchtlosen Banden zu überwältigen seien, und überfiel an ihrer Spitze die Barbaren, die ohne Lagerwall, ohne Wachposten, in Schlaf und Trunkenheit, sich der Ruhe überließen.

Die Gallier in Rom: Tod des Konsular Papirius.

Die Niederlage der Gallier war vollständig. Wer flüchtigen Fußes entrann, fiel den Antiaten in die Hände, die, nicht weniger erbittert als die Ardeaten, auf die zersprengten Räuber einhieben. Zu derselben Zeit erhob ein anderer Erfolg den Mut der gebeugten Römer. Etrusker waren nämlich, das Unglück Roms benutzend, in die Mark von Veji eingebrochen. Flüchtlinge, die von der Allia entronnen waren, fielen unversehens unter dem selbstgewählten Führer Cädicius über die Plünderer her und zersprengten sie nach allen Seiten.

Den ungebrochenen Mut der Römer beweist ferner ein Ereignis, das fast ans Wunderbare streift. Ein Mann vom Geschlechte der Fabier wollte nicht, daß ein in seinem Hause von alten Zeiten her übliches Opfer auf dem Quirinal unterbleibe. Er schritt daher verhüllten Hauptes, die heiligen Gerätschaften

in der Hand, unverzagt durch die drohenden gallischen Haufen nach jenem Hügel, verrichtete die feierliche Handlung und kehrte auf demselben Wege zurück, ohne daß die Feinde, von heiliger Scheu erfüllt, gewagt hätten, ihn aufzuhalten.

Inzwischen dauerte die Belagerung immer fort. Obgleich ein großer Teil des Keltenheeres, von Langeweile, oft auch, weil die Landschaft ausgeplündert war, von Hunger geplagt, weiter bis nach Apulien zog, so beharrte doch der Heerkönig auf seinem Vorsatze, die Burg zu erobern. Aber im heißen Sommer und besonders im Herbst gesellten sich zu anderen Drangsalen tödliche Seuchen. Die Leichen mußten in ganzen Haufen verbrannt werden, und der Ort, wo dies geschah, hieß noch in später Zeit der gallische Scheiterhaufen. Allen Plagen zum Trotz blieb der beharrliche Brennus in dem Lager; denn er hoffte von Tag zu Tag, die Not werde ihm endlich die Burg samt den daselbst vermuteten Schätzen in die Hände liefern. Und allerdings machte sich der Mangel bereits der Besatzung fühlbar. Da kam, allen unerwartet, erfreuliche Botschaft. Ein kühner Jüngling, Pontius Cominius, von Veji entsendet, war im Korkwamms die Tiber hinabgeschwommen, bei Nacht an der steilsten Seite den Burgfelsen hinaufgestiegen und trat vor die versammelten Väter. Er gab Auskunft von den erfochtenen Vorteilen, von der Ansammlung eines bedeutenden Heeres in Veji, wo sich immer mehr flüchtige Römer und Latiner eingefunden hatten, endlich von dem Wunsche der wehrhaften Scharen, daß Camillus zum Diktator ernannt werde. Das Begehren wurde ohne Anstand genehmigt; Cominius kehrte auf demselben Wege zurück, der ihn auf die Burg geführt hatte, während fröhliche Hoffnungen auf Entsatz die eingeschlossenen Römer ermutigten, aber auch sorgloser machten. Schon in der folgenden Nacht weckte sie Waffenlärm und Kriegsgeschrei aus ihrer Sicherheit. Gallische Späher hatten die Fußtapfen des Boten von Veji wahrgenommen. Wo ein menschlicher Fuß haften konnte, da vermaßen sich die kühnen Männer, welche die Alpen überstiegen hatten, gleichfalls hinauf zu klimmen. Still und heimlich bereiteten sie das Unternehmen vor; still und heimlich führten sie es aus. Sie kletterten, wie Gemsen, einer den anderen unterstützend, den steilen Felsen hinauf. Die Wächter schliefen, selbst die Hunde wurden nicht laut; nur die der Juno geheiligten Gänse, welche hier ihre Schlafstätten hatten, thaten mit Geschrei und Flügelschlag ihr Erstaunen über die unwillkommenen Ruhestörer kund. Davon erwachte der tapfere Altkonsul Marcus Manlius, später von seiner rettenden That Capitolinus genannt. Seine Waffen ergreifend, eilte er nach dem bedrohten Orte, wo dumpfes Geräusch und flüsternde Stimmen die Gefahr verrieten. Soeben stieg ein riesiger Kelte auf die Brustwehr. Er stürzte ihn kopfüber in die Tiefe, wehrte den nachdringenden Feinden mit dem Schwerte, rief die Wachen auf, und bald stürzten Bewaffnete von allen Seiten herzu. Das Kapitol war gerettet, gerettet die Heiligtümer, der römische Name.

Zwischen Veji und Ardea schlichen Boten hin und her; aber die Rüstung verzögerte sich; denn nicht mit ungenügender Kraft wollte Camillus den Entsatz versuchen, da die Kelten noch immer zahlreich und ihre Fechtart auf offenem Felde den Römern furchtbar war. Die eingeschlossene Besatzung aber, von allem Verkehr abgeschnitten, erfuhr davon nichts. Sie blickte sehnsuchtsvoll von

ihrer Felsenburg in die Ferne, der verheißenen Hülfe harrend; aber nirgends zeigten sich die Feldzeichen oder Waffen anrückender Legionen.

Diktatur des Camillus. Noch mehr wuchs die Sorge der treuen Wächter, als ihnen eine Plage näher trat, ein Dämon, der die Kräfte lähmt und den Mut raubt, ein Dämon, gegen den nicht Schwert noch Rüstung hilft. Es war der Hunger mit seinem Gefolge von Ermattung, Verzweiflung und qualvollem Tod. Schon konnten die Krieger kaum noch die Rüstungen tragen, schon nagten sie an dem Lederwerk der Schilde und Riemen; da begehrte die Menge Unterhandlung mit dem Feinde. Man suchte die Not zu verbergen, indem man Brote hinunterwarf; allein die bleichen, fahlen Gesichter straften das Vorgeben von Überfluß Lügen. Indessen fand man die Gallier geschmeidig genug, als man im siebenten Monat der Belagerung die Verhandlungen einleitete.

Zug der Gallier. (S. 217).

Mangel und Seuchen hatten ihre Reihen gelichtet, die Veneter waren in ihre italischen Besitzungen eingefallen; da wünschte auch Brennus mit Ehren abziehen zu können. Er verlangte 1000 Pfund Gold und schloß daraufhin, weil die Besatzung keinen Einwand machte, einen Vertrag.

Bis hierher sind wir dem Gange der Begebenheiten gefolgt, die in ihren Grundzügen gewiß historisch sind. Nun aber bringt die Sage ein buntes Spiel von Wahrheit und Dichtung, wie es sich die Phantasie des nationalstolzen Römers ausmalte.

Quintius Sulpicius, wahrscheinlich der an der Allia kommandirende Tribun, kam mit dem auf der Burg vorgefundenen Lösegeld zum Brennus, der ihn stolz inmitten seiner Häuptlinge erwartete. Das Gold ward zu leicht befunden; denn der Kelte gebrauchte falsche Wage und Gewicht. Als der Römer sich darüber beschwerte, warf der Heerkönig noch sein Schwert auf die Wage,

indem er ausrief: „Wehe den Besiegten! (Vae victis!)“ Das fehlende Gold mußte zusammengebracht werden, und die Matronen in der Burg steuerten willig ihren Schmuck. Ehe jedoch die Barbaren mit dem Raube abziehen konnten, erschien der rettende und rächende Camillus und stieß die Wage um mit den Worten: „Die Römer bezahlen mit Eisen, nicht mit Gold.“ Darauf entbrannte die Schlacht. Die Kelten mußten mit Zurücklassung des Lösegeldes und anderer Beute die Stadt räumen. In einem zweiten Treffen auf der Gabinischen Straße wurden sie von dem verfolgenden Diktator nochmals überfallen und bis zur Vernichtung geschlagen. Die Dichtung weiß ferner, man habe die wiedergewonnene Summe unter dem Throne Jupiters niedergelegt, und allerdings fand man sie daselbst und noch 1000 Pfund mehr in späterer Zeit. Vielleicht war es die den Göttern zurückerstattete Summe, in der Zeit der Not aus deren Behausung genommen, welche nachmals aufgefunden wurde. Vielleicht war es aber auch die Beisteuer der befreundeten Massilier, welche sie den Römern in ihrem Unglück zugesandt hatten.

389 v. Chr.

Abzug der Gallier. Nach dem Abzuge der Barbaren versammelten sich der Senat und die Gemeinden auf den Trümmern der Vaterstadt. Es war ein kläglicher Anblick: Schutt, Aschenhaufen, zertrümmerte Wohnungen, erbrochene Tempel, Bruchstücke von Bildsäulen, überall das Grausen der Verwüstung. Da erhoben die Volkstribunen wieder mit doppelter Macht ihre eifernde Stimme, daß man nach dem wohlgebauten und stark befestigten Veji übersiedeln solle, und die Gemeinde pflichtete fast einmütig bei. Dagegen erhob sich mit aller Kraft der Rede Camillus, der noch die diktatorische Gewalt in Händen hielt. Er erinnerte an die Götter, welche die wunderbare Rettung gesandt, an den Herd der Stadt, an alle heiligen Gebräuche, die nur hier ausgeübt werden könnten. Wie er noch redete, kam eine Wache des Weges; der Centurio kommandirte: „Männer, halt! Pflanzt die Fahne auf! Am besten bleiben wir hier!“ Diese zufälligen Worte ergriff der Diktator als eine Götterstimme, die den Willen der schirmenden Mächte geoffenbart habe. Die ganze Versammlung aber, welche sie gehört, war nun einstimmig der Meinung, man dürfe die Vaterstadt nicht verlassen, weil die Götter ihren Willen kund gethan hätten. So ward Camillus durch Rat und That der zweite Gründer von Rom. Der Wiederaufbau geschah mit großem Eifer, da der Staat soviel wie möglich Material lieferte. Jeder baute, wo und wie er konnte, sodaß die Stadt zwar neu, aber noch unregelmäßiger als vorher, auf der heimischen heiligen Stätte sich erhob. Um die zusammengeschmolzene Bevölkerung einigermaßen zu ergänzen, nahm man Capenaten, Vejenter und Falisker auf und bildete aus ihnen vier neue Tribus, sodaß man deren nunmehr 25 zählte.

Gaurusgebirge.

Dritte Periode.

Rom als Freistaat

bis zu den punischen Kriegen.

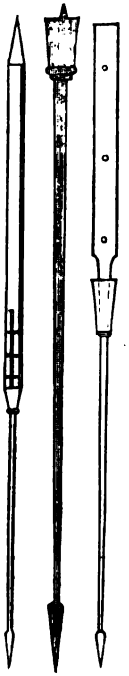
390—264.

Ist's Menschenmut und Menschenkraft,
Was sich vor unserm Blick entrollt?
Nein, Gott, der, was er will, auch schafft,
Hat es nach ew'gem Rat gewollt.

Kriege gegen die Nachbarvölker.

Mit Weisheit, starker Hand und kühnem Geiste lenkte der römische Senat das Steuer des Staates, waffenkundig und opferfreudig zog die Jugend in den Kampf für Vaterland und Kriegesehren. Doch ist es zu verschiedenen Zeiten, besonders in der von den Kelten herbeigeführten Krisis, ersichtlich, daß nicht menschliche Weisheit und Kraft Rom erhielt, sondern eine höhere Macht, deren Gang unberechenbar ist. Wären die Gallier unmittelbar nach ihrem Siege auf Rom losgestürmt, so wären das Kapitol, der Senat, die Gemeinde unrettbar verloren gewesen. Weder die Flüchtlinge von Veji noch auch die Tapferkeit des Camillus hätten eine günstige Wendung der Dinge herbeiführen können. Da jedoch die Barbaren zögerten und schließlich ihren Sieg verkauften, war die Möglichkeit

gegeben, daß der Staat aus der Zertrümmerung sich aufraffe und vermöge seiner kräftigen Organisation an Haupt und Gliedern die frühere Überlegenheit wieder erlange. Indessen waren freilich alle Verhältnisse verändert. Wie wenn eine wilde Sturmflut ein wohlangebautes Gelände überschwemmt, mit Sand und Steinen bedeckt, die Abgrenzungen verflößt: so waren die Kelten über Latium und die Nachbarvölker hereingebrochen und hatten die gewohnten Ordnungen zerstört. Aber wie dort nach Ablauf der Gewässer der emsige Ackersmann sein Feld sorgsam aufsucht und wieder mit unverdrossenem Fleiße reinigt, düngt, pflügt, so gingen hier die Völkerstämme von neuem an den Aufbau ihrer Städte, Staaten und Ordnungen. Einzelne Orte waren allerdings völlig verwüstet, die Bürger erschlagen oder fortgeschleppt; sie konnten nicht hergestellt werden. Ferner hatte sich die latinische Eidgenossenschaft fast gänzlich aufgelöst. Dagegen waren verschiedene Städte, die unter dem Schutze starker Ringmauern die Barbarenflut glücklich abgewehrt hatten, zu größerer Macht gelangt. Präneste herrschte über acht zugewandte Orte; ebenso gruppirten sich andere um Tibur, das ihnen in der Zeit der Not Schutz gewährt hatte. Das Volk der Äquer war von den Keltenschwärmen, die nach Apulien auf Raub und Abenteuer zogen, hart mitgenommen worden; es konnte sich von dem Schlage nicht mehr erholen. Weniger hatten die Volsker durch die Gallier gelitten; daher standen sie fast so mächtig, wie vorher, den Römern gegenüber. Daß unter solchen Verhältnissen Rom nicht ohne schwere Kämpfe seine gebietende Stellung wieder einnehmen konnte, ist gewiß begreiflich. Wir müssen zunächst, ehe wir zur weiteren Entwicklung der bürgerlichen Verfassung übergehen, diese kriegerischen Begebenheiten ins Auge fassen, da hiervon die Existenz des Staates abhing.



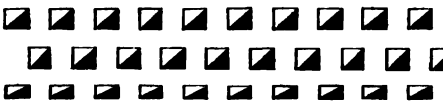
Pila verschiedener Form.

Wie sehr Roms Macht in Verfall geraten war, das zeigt die Sage von der Volksflucht. Die Bürger von Fidenä und Ficulea, zwei unbedeutenden Flecken, machten sich, wie erzählt wird, auf, um die gebrochene Stadt zu überfallen. Ihr plötzliches Erscheinen setzte die Römer so sehr in Schrecken, daß sie in allgemeiner Flucht nach den entgegengesetzten Thoren stürzten. Da ward verkündigt, die Feinde forderten nur gleiches Bürgerrecht und Ehebund und zum Zeichen der Gewährung eine Anzahl edler römischer Jungfrauen als Geiseln oder zu Gattinnen. Eine Sklavin, Tutula, gab nun den hinterlistigen Rat, man möge sie und andere leibeigene Mägde in reicher Kleidung den Feinden überliefern; sie wolle dann, wenn die Kriegsleute des Nachts berauscht schliefen, durch ein Feuerzeichen das Signal zum Überfalle geben. Solches geschah, und die Feinde wurden, wie die Sage berichtet, sämtlich niedergehauen.

Unter den Bedrängnissen von außen war Camillus der sichere Hort der Stadt. Nicht bloß durch seinen Heldenmut wußte er die Krieger zu begeistern, sondern, die gemachten Erfahrungen benutzend, führte er im Kriegswesen

Veränderungen ein, welche die Überlegenheit der Legionen über die Nachbarvölker und selbst über die Gallier zur Folge haben mußten.

Veränderungen im Kriegswesen. Die Gallier, wenn sie dicht geschart zum Angriffe heranstürmten, pflegten zuerst ihre leichten Wurfspieße zu schleudern und dann mit den langen Schwertern einzuhauen. Aber diese Waffen waren von schlecht gehärtetem Eisen; sie bogen sich krumm bei den gewaltigen Streichen auf Helme und Schilde und mußten oft wieder gerade gerichtet werden. Nach Anleitung des Camillus behielt man daher das kurze römische Schwert von kalt gehämmertem und dadurch sehr gut gehärtetem Kupfer bei. Dagegen erhielten die Leichtbewaffneten den gallischen Wurfspieß, dessen dünne, schlanke Spitze leicht eindrang, aber, weil sie sich umbog oder brach, von dem Gegner nicht wieder gebraucht werden konnte. Sodann rüstete man die Schwerbewaffneten in zweiter und dritter Linie mit dem Pilum aus. Diese den Römern eigentümliche Waffe wurde mit voller Kraft auf den Feind geschleudert und zwar nur auf eine Entfernung von 10 bis 20 Schritten. Es war ein starker Speer von 6 bis 7 Fuß Länge, wovon die eherne, vierschneidige Spitze mit dem hohlen Einsatzrohr die Hälfte betrug. Der hölzerne Schaft war vierkantig, zuweilen auch rund und von einer Stärke, daß er zugleich zum Stoße gehandhabt werden konnte.



Die Manipularaufstellung.

Der Soldat trug zwei solcher Speere. Er war auf den Gebrauch derselben besonders eingeübt, konnte sie rasch hinter einander dem anstürmenden Feinde entgegenschleudern, oder den einen für das Nahgefecht zurückbehalten. Die Wirkung war furchtbar, oft entscheidend, wenn die ganze Linie diese Waffe zugleich warf, wenn die Speere krachend durch Schilde und Panzer brachen, wenn eine zweite Salve folgte und nun die Legionen mit lautem Feldgeschrei und blanker Waffe den Feind angriffen. Gleichzeitig verbesserte man die Rüstungen, namentlich den Schild. Letzteren, bisher rund und nicht von großem Umfange, vertauschte man mit dem viereckigen (scutum) von 4 Fuß Länge und 3 Fuß Breite, der künstlich aus Brettern zusammengefügt und mit einem Lederüberzug, ehernem Rand und Buckel versehen war.

Wichtiger als diese Veränderungen in der Bewaffnung erscheint die neue taktische Ordnung, die Stellung in getrennten Manipeln oder, wie man sie oft nennt, die Quincunxial-Aufstellung, d. h. die Ordnung in Gestalt einer Fünf (⁘). Die Legion wurde eingeteilt in 30 Manipel, jeder zu 2 Centurien. Je ein Manipel Hastati, Prinzipes, Triarier mit den zugehörigen Velites bildeten eine Cohorte, deren demnach zehn auf eine Legion gingen. Zur Schlacht wurden nun die Manipel so aufgestellt, daß zwischen den einzelnen ein leerer Raum von gleicher Fläche frei blieb. Es standen also in erster Linie 10 Manipel mit 9 offenen Räumen oder, wenn man sich zwei Legionen,

wie üblich, aufgerückt denkt, 20 Manipel mit 19 Zwischenräumen. Ebensoviele waren in zweiter und dritter Linie geordnet, doch so, daß die folgenden Manipel die offen gelassenen Räume der vorderen Ordnung deckten.

Ähnlich standen die Leichtgerüsteten in vierter und fünfter Reihe, doch plänkelten sie zu Anfang des Gefechts durch die offenen Gassen hervor und zogen sich auf demselben Wege wieder zurück. Durch diese Aufstellung war die Massenwirkung geschwächt; allein die Waffengewandtheit des einzelnen Mannes hatte einen viel größeren Spielraum. Er konnte sich zugleich bei Handhabung der kurzen Waffe freier bewegen, da auch die Glieder weiter auseinander gezogen wurden. Er hatte jetzt sechs Fuß Raum, während er vorher auf die Hälfte beschränkt war. Man vertraute seiner Tüchtigkeit, daß er den Feind in die lose verbundenen Reihen nicht werde eindringen lassen. Mit anderen Truppen wäre es ein gewagtes Spiel gewesen, dem Gegner offenen Raum zum Vorrücken bis in das Herz der Heeresordnung zu bieten; allein der römische Krieger, stolz auf seine Siege und auf sein ruhmgekröntes Vaterland, rechtfertigte das Vertrauen.

Es ist ersichtlich, daß diese Veränderungen darauf berechnet waren, die Schwerterphalanx der Gallier und ihr oft unwiderstehliches Ungestüm im ersten Angriff zu brechen und unschädlich zu machen. Denn wenn die Barbaren in die Zwischenräume stürmten, so wurden sie durch das schnelle Vorrücken der zweiten und dritten Linie ins Gedränge gebracht, konnten ihre langen, schlecht gestählten Waffen nicht recht gebrauchen und waren in ihrer mangelhaften Rüstung dem Stoße des römischen Schwertes preisgegeben.

889 v. Chr. **Sieg über Volsker und Etrurier.** Zunächst erprobte sich die neue Heeresordnung gegen die Nachbarstämme. Die Volsker drangen mit Macht gegen das am südlichen Vorsprunge der Albanerberge gelegene Lanuvium vor. Nur eine Legion konnte das geschwächte Rom der verbündeten Stadt zu Hülfe senden. Sie war nicht vermögend, das Feld zu halten, und zog sich auf den nahen Berg Mäcius zurück, wo sie alsbald von dem überlegenen Feinde eingeschlossen wurde. Die Nachricht von diesem Unfall bewog den Senat, zur Diktatur seine Zuflucht zu nehmen. Die Wahl fiel auf den tapferen Camillus. Sofort bot er die gesamte waffenfähige Mannschaft, zumeist Leute aus der höheren Altersklasse, auf, um den Entsatz zu versuchen. Aber schon sein Name, noch mehr der schnelle Anmarsch, setzte die Feinde in Schrecken. Sie verschanzten ihr Lager mit Wall und Verhau. Der Diktator ließ Feuer in das Holzwerk werfen, und während der Wind Flammen- und Rauchwirbel nach dem Lager trieb, drangen die Legionen selbst ein und zersprengten die trotzigen Feinde unter großem Blutvergießen. Nach diesem Erfolg rückte der siegreiche Feldherr am Südrande der Albanerberge vorüber nach Bolä, das von äquischen Haufen bedrängt wurde. Diese zerstreuten sich, und er konnte nördlich gegen die Macht von Etrurien marschiren, die bereits am Ausgange des Ciminischen Waldes Sutrium und Nepete eingenommen hatte. Er überraschte die siegestrunkenen Feinde in der ersteren Stadt und gewann darauf auch die andere. Nach seinem triumphirenden Einzug in Rom verordnete er, daß Kolonien in beide Städte gelegt würden, damit sie dem römischen Gebiete künftig als

Vormauer dienen möchten. Lange Zeit war die Ausführung solcher Kolonien bei dem Volke sehr mißliebig, denn die Siedler, welche den dritten Teil von der Gemarkung der unterworfenen Orte erhielten, waren der alten Bevölkerung verhaßt und wurden bei günstiger Gelegenheit vertrieben oder erschlagen. Nachdem aber Rom seine überwiegende Machtstellung wieder eingenommen hatte, wagten die Bürger der abhängigen Städte um so weniger Angriffe auf die römischen Kolonien, als diese vorzugsweise die wehrhafte Mannschaft bildeten und zur Verteidigung gerüstet waren. Sie blieben auch fortwährend mit der Hauptstadt in Verbindung und verschmolzen im Laufe der Zeit mit der alten Bürgerschaft.

Mit großem Erfolg stritt auch Titus Quinctius vom Geschlechte des Cincinnatus, den man in der Bedrängnis zum Diktator ernannte. Er schlug die Feinde und eroberte in neun Tagen ebenso viele Burgen der Präneſtiner. Von der Beute legte er auf dem Kapitol eine goldene Krone als Weihegeschenk nieder. Eine daran befestigte Tafel enthielt die saturnischen Verse: 380 v. Chr.

Jupiter und die Götter alle es fügten,
Daß Titus Quinctius, Roms Diktator,
Neun der Städt' in neun Tagen bewältigte.

Noch wird eines erneuerten Einbruchs gallischer Horden erwähnt. Camillus soll in diesem Kampfe zum letztenmale für die Rettung und den Ruhm des Vaterlandes das Schwert gezogen und den Lorbeer des Sieges um sein greises Haupt geschlungen haben. Doch ist dieser Kampf wenig verbürgt. Da der Verlauf ähnlich berichtet wird, wie der, welchen beglaubigtere Angaben zwanzig Jahre später erzählen, so scheint die Darstellung der Dichtung anzugehören. Sie wollte den Nationalhelden Roms im hohen Greisenalter verherrlichen, seinen Ausgang gleichsam mit einem schönen Abendrot umstrahlen, damit er den späten Enkeln noch, verklärt wie eine Göttererscheinung, in der Erinnerung bleibe. Eine reinere Glorie aber, welche auf beglaubigter Geschichte beruht, umstrahlt ihn, da er vor seinem Lebensende gewürdigt ward, nach langen, erbitterten Bürgerzwisten den Ölbaum des Friedens zu pflanzen und in der hadernden Bürgerschaft die lang entbehrte Ruhe wieder herzustellen.

Kämpfe der Stände unter sich um Gleichberechtigung.

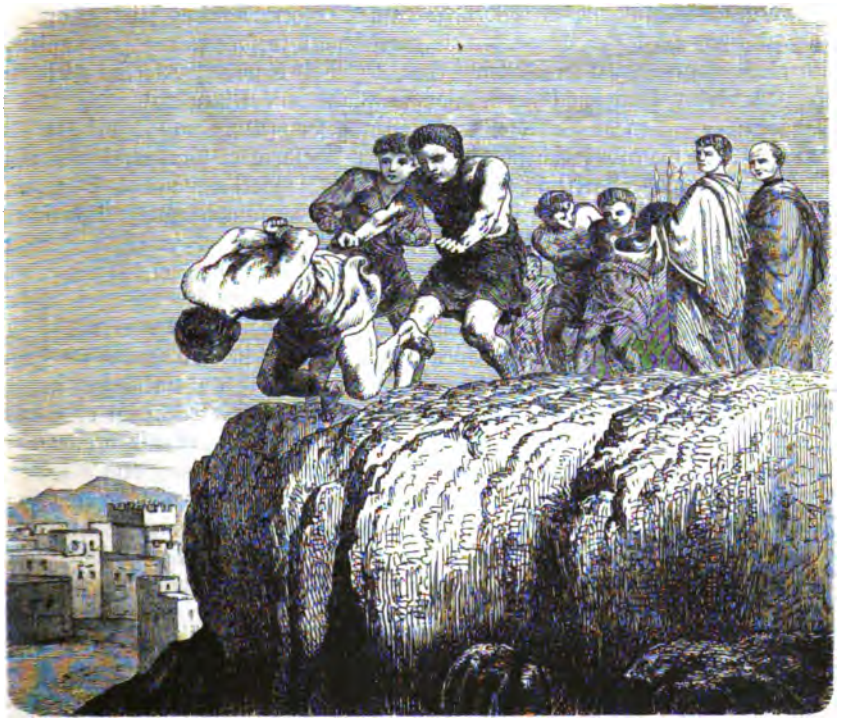
Nach der gallischen Verwüstung ward das Elend der Verschuldung und des Mangels nicht nur für die unvermögenden Bürger, sondern auch für den Mittelstand unerträglich. Vorher hatte unverkennbar der allgemeine Wohlstand zugenommen. Die Äcker, selten vom Feinde berührt, trugen ihre Ernten, die glücklichen Kriege füllten die Schatzkammer und bereicherten auch, wie wir gesehen haben, die tapferen Streiter. Verarmte Bürger wurden in Kolonien ausgeführt und erhielten auf Kosten besiegter Städte Ländereien zugewiesen. Daher schienen die grausamen Schuldgesetze der zwölf Tafeln wenig drückend, da sie nur selten in Anwendung kamen. Diese günstige Lage änderte sich durch den gallischen Brand. Da mußten die eingeäscherten Wohnungen wieder aufgebaut, die verheerten Äcker wieder bestellt werden. Es fehlte an Baumaterial, an Saatfrucht, an Vorräten zum Lebensunterhalt. Die Reichen hatten zwar

auch eingebüßt, verhältnismäßig mehr als die unteren Stände, da sie das schwere Kupfergeld nicht wohl retten konnten; aber sie hatten doch immer noch Mittel, Kredit in der Fremde, Benutzung der Staatsländereien und andere Hülfe. Sie erholten sich bald und brachten auch die häufigen Umlagen auf, die zur Erstattung des Goldschmuckes in den Tempeln, zu den kostspieligen Unterbauten am Kapitol und noch zu anderen Zwecken ausgeschrieben wurden. Sie besaßen Sklaven zum Anbau ihrer Äcker, wenn die häufigen Kriege die Bürger ins Feld riefen.

Die weniger bemittelten Bürger entbehrten dagegen aller dieser Hülfsquellen zum Lebensunterhalt, zu den Feldzügen und zur Aufbringung der Steuern. Daher blieb ihnen nichts übrig, als Kapitalien aufzunehmen. Unter solchen Umständen wurden die alten Schuldgesetze wieder in Anwendung gebracht. Sie beruhten auf dem Grundsatze, daß bei Kontrahirung einer Schuld der Bürger seine eigene Person verpfände. Er blieb in seinen bürgerlichen Rechten, in freier Benutzung seines Feldgutes, aber der Ertrag des letzteren wurde wegen des hohen Zinsfußes gar bald von den Zinsen verschlungen. Da bares Geld mangelte, so kamen ausländische Kapitalisten, die unter der Firma und auf den Kredit angesehener Patrizier Vorschüsse machten, wobei die allgemeine Not Aufhebung des in den zwölf Tafeln festgesetzten niedern Zinsfußes veranlaßte. Die höheren Zinsen, die am Verfalltag immer wieder unter härteren Bedingungen zum Kapital geschlagen wurden, steigerten die Verschuldung, und bald hallten die Haftkammern in den Häusern der Reichen von Schlägen und vom Wehklagen der armen Schuldner wieder, wie vor dem Auszuge der Gemeinde auf den heiligen Berg.

Marcus Manlius Capitolinus. Unter den Edeln Roms ragte in jenen trüben, kummervollen Tagen keiner mehr hervor, als Marcus Manlius Capitolinus, der Retter des Kapitols. Schon als Jüngling hatte er zwei feindliche Rüstungen erbeutet. Eine Mauerkrone und sechs Bürgerkronen waren die Trophäen seiner reiferen Jahre. Vor dem gallischen Feldzuge war er Konsul gewesen. Er fühlte die Kraft und den Drang in sich, Größeres zu leisten, höhere Ehren zu verdienen; aber er sah sich überall zurückgesetzt; keine seiner Bewerbungen um das Kriegstribunat und Konsulat hatten Erfolg; nur Camillus, sein persönlicher Gegner, war der gefeierte, der mit Ehren überhäufte, von Lorbeern umrauschte Held. Wie er sich aber selbst zurückgesetzt fühlte, so sah er viele seiner Waffenbrüder aus dem Bürgerstande durch Schuldenlast gebeugt, von unbarmherzigen Gläubigern mißhandelt. Als er nun einstmals einen tapfern Centurio wegen Verschuldung gefesselt wegführen sah, bezahlte er, entrüstet über die unwürdige Behandlung des Kriegsgefährten, dessen ganze Schuld. Bei diesem Vorgange strömte die Menge zusammen und vereinigte mit dem Danke des geretteten Kriegers das Lob des volksfreundlichen Wohlthäters. Begeistert von dieser Anerkennung, verkaufte Manlius auf der Stelle das reichste von seinen Erbgütern, indem er zugleich gelobte, so lange er noch einen As habe, solle kein Römer wegen Schuld in Knechtschaft geführt werden. Man nannte ihn jetzt den Patron der Gemeinde; man versammelte sich täglich in seinem Hause auf dem Kapitol: viele aus Bewunderung, Hunderte, deren

Schulden er bezahlte, aus Dankbarkeit. Bei solcher Gelegenheit machte er wohl seinem Unwillen gegen die herrschende Partei Luft; er tadelte namentlich die Beitreibung einer Steuer, womit man das den Galliern gezahlte Gold im Tempel Jupiters ersetzen wollte. Die dadurch hervorgerufene Erbitterung wuchs in bedenklichem Maße, da man auch von Unterschlagung der mit Kummer und Not aufgebrachten Summen flüsterte.



Todesstrafe für Staatsverbrecher. (Der Sturz vom Tarpejischen Felsen.)

Manlius ließ es nicht bei eitlen Klagen bewenden; er suchte wirkliche Abhülfe. Er machte Vorschläge auf Schuldentilgung, auf Verkauf von Staatsländereien, um mit dem Erlöse die Gläubiger zu befriedigen. Da die Kurien die Anträge zurückwiesen, drohte die Gährung in offenen Aufstand auszubrechen. Es war im fünften Jahre nach dem gallischen Brand. Der Diktator A. Cornelius Cossus, der zu dieser Zeit siegreich aus dem Volskerlande zurückkehrte, machte in der gefährlichen Lage des Staates von seiner Amtsgewalt Gebrauch. Er ließ den Manlius, als verdächtig der Meuterei und der Verleumdung der Väter, in den Kerker abführen. Nunmehr umlagerten die Plebejer in ganzen Haufen das Gefängnis ihres mildthätigen Freundes. Um die Gährung zu beschwichtigen, wurde Entsendung einer Kolonie nach Satricum verordnet. Aber

die Geringfügigkeit der überwiesenen Äcker und die gefährliche Lage des Ortes mitten unter feindlichen, streitbaren Völkern steigerte die Unzufriedenheit. Man beschuldigte die Väter der Arglist; man sprach laut davon, die Kolonen seien den Messern der Feinde überliefert, was denn freilich auch nur zu bald traurige Wahrheit wurde. Die das Gefängnis umlagernden Haufen wichen jetzt Tag und Nacht nicht mehr von der Stelle; sie drohten sogar, mit gewaltsamer Befreiung vorzugehen. Da nun der Senat es für zu gewagt hielt, die Sache auf das Äußerste zu treiben, so entließ er den Manlius seiner Haft.

Trotzig auf diesen Sieg über die herrschenden Geschlechter, fuhr Manlius in seinen Bestrebungen zur Erleichterung des Volkes fort. Er hielt in seinem Hause auf der Burg nächtliche Zusammenkünfte mit seinen zahlreichen Anhängern; er soll sogar Vorräte von Waffen gesammelt haben. Zwei Volkstribunen, die wahrscheinlich im Interesse der Adelspartei standen, setzten ihn in Anklagezustand. Vielleicht wünschten sie nur die Verbannung des Mannes, dessen sträfliche Absicht auf Umsturz der Staatsverfassung immer deutlicher hervortrat. Sie brachten ihn daher nicht in Haft, wie es in ihrer Gewalt stand, sondern sie luden ihn vor die Centurien auf dem Marsfeld. Hier stand er, verlassen von seinem Geschlecht, von seinen eigenen Brüdern, aber im Angesichte der Burg, die er mit tapferer Hand gewahrt hatte. Er rief zu Zeugen auf die Hunderte von seinen Mitbürgern, denen er Vermögen und Freiheit durch Aufopferung seiner Erbgüter erhalten, die Kampfgenossen, deren Leben er mit seinem Blute gerettet hatte. Dreißig in heißer Schlacht erbeutete Spolien, vierzig durch tapfere Thaten gewonnene Ehrengeschenke breitete er aus. Dann deutete er auf seine narbenvolle Brust, dann nach dem Kapitol, laut betend, die Götter, deren Heiligtümer er im Grauen der Gefahr treu behütet, möchten ihn nicht verlassen, wenn auch die Menschen seiner Wohlthaten vergessen hätten. Dieser Rede und den angerufenen Zeugen widerstand die Menge nicht. Niemand war imstande im Angesichte des Kapitols den Retter desselben zu verurteilen. Er wurde freigesprochen und von seinem Anhange jubelnd nach Hause begleitet.

Des Manlius Tod. Daß hierauf Manlius kühner vorschritt, auch Gedanken an einen gewaltsamen Sturz der Patrizierherrschaft nährte, ist nicht undenkbar. Er unterhielt Bewaffnete auf dem Kapitol und warb Leute, die nichts zu verlieren hatten, für seine Absichten; aber er entfremdete sich dadurch den besseren Teil der Plebejer. Die Quästoren (quaestores parricidii) erneuerten darauf die Anklage auf Hochverrat und zwar, wie es scheint, vor den versammelten Kurien, da die Tagsatzung nicht auf dem Marsfeld, sondern vor dem Nomentanischen Thore im Pöteliniſchen Haine stattfand. Da waren keine geretteten Mitbürger, da verdeckten die östlichen Höhen der Stadt das Kapitol, da schlugen nicht warme Herzen für den Volksfreund; nur das verletzte Gesetz, nur der in seinem Rechte gekränkte Stand richtete und sprach gegen die Bestimmung der zwölf Tafeln das Todesurteil.

384 v. Chr. Man mußte die Maßregeln gut getroffen haben, daß keine helfende Hand sich erhob, daß nicht die Gemeinde die Fesseln des Helden löste, daß er unbeschützt, den erbitterten Feinden preisgegeben, vom Tarpejischen Felsen

hinabgestürzt wurde. Glaubhafter jedoch ist die Nachricht, daß er nach der widerrechtlichen Verurteilung von seinen eigenen Geschlechtsverwandten zu Tode gegeißelt wurde. Denn nur bei den Plebejern galt das Hinabstürzen vom Felsen für die übliche Hinrichtungsart. Nach dem Tode des unglücklichen Mannes wurde sein Haus geschleift und die Verordnung erlassen, daß künftig kein Patrizier mehr eine Wohnung auf der Burg haben solle, wie solches auch von alter Zeit her den Plebejern nicht erlaubt war.

Gaius Licinius Stolo und Lucius Sextius. Der herrschende Stand benutzte den Eindruck, welchen die Hinrichtung des Manlius auf die Gemeinde machte, zu seinem Vorteil. Er riß die Besetzung der obersten Staatsämter ganz an sich, so daß nur ein- oder zweimal Plebejer zum Kriegstribunat gelangten, und hinderte die Censoren, den Schuldenstand zu prüfen und die Besteuerung der Äcker neu zu reguliren. Er handhabte endlich die Schuldgesetze immer schonungsloser und suchte durch Steigerung der Verschuldung die ganze Gemeinde in Abhängigkeit zu bringen. Ungeachtet der glänzenden äußeren Verhältnisse, der im Felde erfochtenen Siege nagte daher der Wurm an dem Herzen des Staates und drohte den gänzlichen Verfall der römischen Macht herbeizuführen. Dieser Gefahr entwand sich die Republik durch den gesunden Sinn und die Kernhaftigkeit ihrer Bürger, die unter Sturm und Drang und dem Drucke der Not die staatliche Entwicklung auf dem Wege der Gesetze fortführten.

Zwei Männer hatten die Ursache des Verfalls mit klarem Blicke erforscht und suchten Mittel, dieselben zu beseitigen. Gaius Licinius Stolo und Lucius Sextius, von plebejischem Stande, aber reich begütert, erkannten, daß eine gleiche Berechtigung der Bürger zu den höchsten Ämtern, wie zu Besitz und Wohlstand Rom vor allen Städten und Staaten groß und mächtig machen werde. Es mag sein, daß ihrem Streben Ehrgeiz zu Grunde lag; aber gewiß umfaßte ihr Blick auch die Wohlfahrt des Vaterlandes und seine Größe in ferner Zukunft. Nicht achtend der Gefahren, denen Manlius erlegen war, unternahmen es jene Männer, ihre wohlüberlegten Pläne auf dem Wege der Gesetzgebung zum Ziele zu führen. Sie thaten dies mit der dem Römer eigentümlichen Beharrlichkeit und ließen sich durch kein Hindernis beirren. Es ist freilich über den Anfang der gesetzlichen Staatsveränderung eine Überlieferung vorhanden, welche, den umfassenden Geist der Urheber verkennend, die erste Idee von weiblicher Eitelkeit herleitet; allein sie trägt zu deutlich das Gepräge der Erfindung, als daß sie auf historische Geltung Anspruch machen könnte. Sie weiß folgendes über den Hergang zu berichten.

Marcus Fabius Ambustus, von altpatrizischem Geschlecht und schon einmal Kriegstribun, verheiratete eine seiner Töchter an den patrizischen Servius Sulpicius, die andere an den reichen Plebejer Gaius Licinius Stolo. Letztere besuchte einst ihre Schwester und erschrak nicht wenig, als plötzlich zwölfmal gewaltig an das Thor geklopft wurde. Es waren die Liktoren, welche mit ihren Fascen die Ankunft des Hausherrn, der gerade Konsular-Tribun war, den Hausgenossen anzeigten. Die Patrizierin lächelte über den Schrecken der Schwester und fügte spottend hinzu, sie verrate dadurch den gemeinen Stand,

in den sie durch ihr Ehebündnis eingetreten sei. Die gekränkte Plebejerin konnte den Hohn nicht vergessen; sie bestürmte den Gatten, sie ging den Vater Tag für Tag mit Bitten an, mit allen Kunstgriffen, die dem Weibe zu Gebote stehen, daß sie auch ihrem Hause den Glanz kuruliſcher Ehren verſchaffen möchten. Der nachgiebige Eheherr, der liebreiche Vater konnten nicht widerstehen; sie versprachen der ehrgeizigen Frau, ihren Wünſchen nachzukommen, und hielten Wort. Die Dichtung vergißt hierbei, daß der geborenen Patrizierin, der Tochter eines Konsular-Tribunen, die geräuſchvollen Anmeldungen der Liktoren nicht unbekannt sein konnten.

Das Licinische Ackergesetz. Mit Mut und Besonnenheit begann Licinius seine gesetzgeberische Thätigkeit. Er fand an Lucius Sextius einen einsichtsvollen und tüchtigen Genossen. Beide Männer bewarben sich um das Volkstribunat, und da sie durch Vermögen und Anhang unterstützt wurden, setzten sie ihre Wahl durch. Sie traten sofort mit drei Vorschlägen vor die Gemeinde. Der erste verordnete, daß künftig nicht mehr Konsular-Tribunen, sondern Konsuln die oberste Gewalt inne haben, und daß der eine der beiden höchsten Würdenträger aus den Geschlechtern, der andere aber ohne Ausnahme aus der Gemeinde gewählt werden solle. Der zweite Vorschlag enthielt das nachher so berühmt gewordene Liciniſche Ackergesetz. Es bestimmte, kein Bürger solle mehr als 500 Jugera (Joch, Morgen) von den Gemeindeländereien besitzen, keiner mehr als 16 (nach anderen 100) Stück großes und 100 (nach anderen 500) Stück kleines Vieh auf die Gemeindeweide treiben. Wer dagegen handle, den sollten die Ädilen wegen unerlaubten Besitzes durch das Gericht des Volkes um eine dem Vergehen angemessene Summe büßen lassen. Jeder Besitz, der nicht größer sei, als die gesetzliche Bestimmung zulasse, der nicht gestohlen, nicht gewaltthätig angemaßt, nicht geliehen sei, solle erhalten und geschützt werden. Jeder Bürger solle berechtigt sein, neu erworbenes Gemeindeland für seinen Anteil zu benutzen, wofern er das vorgeschriebene Maß nicht überschreite. Die Besitzer des Gemeindelandes sollen von Halmfrucht den zehnten, von Baumfrüchten den fünften Teil des Ertrages, vom Vieh ein gewisses Weidegeld entrichten. Diesen Ertrag sollten die Censoren an Pächter versteigern, deren Zahlungen dann zur Bestreitung des Soldes zu verwenden seien. Noch enthielt der Entwurf die Bestimmung, daß die Besitzer von Staatsländereien gehalten seien, eine vorgeschriebene Anzahl freier Arbeiter zu verwenden, und daß alles unbesetzte Gemeindegut an die Plebejer in Losen von je sieben Morgen verteilt werde.

376 v. Chr.

Ordnung des Schuldenwesens. Noch volkstümlicher war der dritte Liciniſche Vorschlag, der das Schuldenwesen betraf. Darnach sollten von den Kapitalien, die man schuldete, alle bereits gezahlten Zinsen in Abzug gebracht und sämtliche Schulden in drei Jahren getilgt werden, indem man in eben so vielen Terminen jedesmal ein Dritteil entrichtete. Dieses Gesetz beugte allerdings das Recht und entzog dem Gläubiger einen Teil seines Guthabens; allein es wurden doch vornehmlich nur die Wucherer betroffen, welche die den Zinsfuß regelnden Gesetze überschritten hatten. Die Bestimmung aber über die Terminzahlung war höchst wohlthätig. Denn man lieh gewöhnlich nur auf sehr kurze Frist, dann schlug man die Zinsen zum Kapital, wodurch dasselbe schnell anwuchs. Jetzt

ward Frist auf drei Jahre gegeben und zugleich den Schuldnern ein Antrieb, mit Aufbietung aller Kraft die Tilgung ihrer Schuld zu bewirken.

Die Tribunen veröffentlichten ihre Gesetzesvorlagen. Der ganze Patrizier-Stand geriet darüber in Aufregung und beschloß, die oft erprobten Mittel dagegen in Anwendung zu bringen. Zunächst gewannen sie die acht Kollegen der die Anträge stellenden Männer, daß sie der Verlesung der Vorlagen entgegentraten. Ein besonders beauftragter Schreiber mußte dies Geschäft vor der Abstimmung verrichten; da jedoch von acht Volksvertretern ein Veto eingelegt wurde, so blieb ihm nichts übrig, als zu schweigen, indem Nichtachtung des tribunizischen Verbots bei Todesstrafe untersagt war. So blieb alles stumm und unthätig; die ganze Gemeinde ging kopfschüttelnd, in ihren Erwartungen getäuscht, auseinander. Höhnisch blickte die Adelspartei auf die verlassenen Gesetzgeber; sie meinte und hoffte, der Stein des Anstoßes sei damit aus dem Wege geräumt. In der That verging das Jahr, ohne daß die Tribunen ihre Versuche zur Einbringung der Anträge erneuerten. Als aber die Wahl der Konsular-Tribunen vorgenommen werden sollte, machten sie ihrerseits von dem Rechte der Einsprache Gebrauch. Es mußte ein Zwischenkönig (Interrex) ernannt werden, der doch nur, wie früher bemerkt, wenige Tage sein Amt verwalten durfte, um es sodann seinem Nachfolger zu übergeben.

Sie selbst, die zwei mutigen Volkstribunen, wurden dagegen von der Gemeinde wieder erwählt, und dies geschah noch fünf Jahre hindurch ohne Unterbrechung, während es freilich auch den Gegnern gelang, abhängige Kreaturen in das Kollegium der Gemeindevertreter zu bringen. Sie gingen in dieser Zeit ruhig und besonnen ihren Weg fort; sie bewiesen dabei so viel Mäßigung, daß sie ihre Einsprache gegen die Wahl der Konsular-Tribunen aufgaben, sobald der Staat in Gefahr war, sobald ein äußerer Feind drohte. Diese Beharrlichkeit ermutigte die eingeschüchterten und selbst die durch Schulden von den Patriziern abhängigen Bürger. Im dritten Tribunat waren nur noch fünf widerstrebende Amtsgenossen, und endlich war das Kollegium einmütig. Sogleich mit Anfang des Jahres zeigten die Tribunen die Einbringung ihrer Vorschläge an. 368 v. Chr. Die Gemeinde trat zusammen, die Vorlesung fand statt, die Abstimmung, deren Resultat nicht zweifelhaft sein konnte, nahm ihren Anfang. Da erschien unter Vortritt von 24 Beilträgern, begleitet von der patrizischen Jugend, mit allem Pomp der diktatorischen Gewalt Camillus, der gefeierte, greise Held, ehrwürdig durch eine lange, thatenreiche Vergangenheit. Der Senat hatte zu diesem äußersten Mittel seine Zuflucht genommen, und der Greis suchte den Erwartungen zu entsprechen. Er befahl kraft seiner Vollmacht, daß die Gemeinde das Forum räumen solle, und hieß die Liktoren die widerstrebende Menge wegtreiben. Ihm gegenüber standen unverzagt die Tribunen. Sie erklärten, sie würden, wenn der Diktator auf seinem Beschluß beharre, eine Buße von 500,000 As wegen Störung der Versammlung beantragen, sobald sein Amt zu Ende sei. Diese Drohung und das Murren sowie der Widerstand der Bürger war für den alten Feldherrn furchtbarer als das Schwert des Feindes; er legte sogleich die Diktatur nieder. Ebenso wenig richtete ein zweiter Diktator, Publius Manlius, aus.

Noch hatte der Senat die Mittel zum Widerstande nicht erschöpft. Die Abstimmung der Bürgerschaft konnte freilich nicht mehr gehindert werden, und die drei Anträge erhielten ein bedeutendes Mehr. Zur Genehmigung mußten sie aber darauf der Versammlung der Kurien unterbreitet werden. Da ward man denn bald einig, daß die Gesetze über die Gemeindeländereien und das Schuldenwesen zwar das Vermögen, nicht aber die Vorrechte des Adels berührten, während das Gesetz über das Konsulat die Väter für alle Zeiten zu der Plebs herabziehe. Deswegen wurden jene genehmigt, dieses aber unbedingt verworfen. Mit dem gewonnenen Resultat war der große Haufen nicht unzufrieden. Was lag ihm an Staatswürden, wenn er Äcker erhielt und die Last der Schulden vom Nacken schütteln konnte! Allein die auf alle Fälle gefaßten Tribunen erklärten, daß sie eine teilweise Annahme der Vorschläge nicht zulassen könnten, daß sie die drei Gesetze in einem Antrag zur Abstimmung vorlegen würden. Die Verhandlungen zogen sich auf diese Art in die Länge; ein Dingtag nach dem anderen ging vorüber, ohne daß es zu einem Abschluß gekommen wäre; das Jahr neigte sich zu Ende. Doch erlangte die Gemeinde einen Vorteil; es sollten nämlich statt zwei künftig zehn Bewahrer der sibyllinischen Bücher bestellt und die Hälfte derselben dem plebejischen Stande entnommen werden. Dadurch erhielten die Bürger Zutritt zu den Heiligtümern und damit Einfluß auf den Gang der Regierung, so oft man in schwierigen Lagen jene Bücher zu Rate zog. Die uralten römischen und sabinischen Auspizien blieben freilich noch länger den Geschlechtern vorbehalten.

367 v. Chr. Im folgenden Jahre nahmen Licinius und Sextius das Tribunat nur unter der Bedingung an, daß über ihre drei Gesetzesvorschläge durch eine umfassende Abstimmung entschieden werde. Sofort begannen die Unruhen der Parteikämpfe von neuem. Drohungen, tumultuarisches Geschrei und selbst Prügelscenen waren nicht selten. Aber die Gesetzgeber, unverrückt das Ziel im Auge behaltend, steuerten mit fester Hand durch den tobenden Aufruhr. Die Gesetze, in einen Antrag verbunden, wurden angenommen und sofort den Kurien zur Sanktion überwiesen. Anstatt aber zu genehmigen, erwählten die Väter nochmals den alten Camillus zum Diktator, der auch sogleich eine allgemeine Musterung anberaumte. Dagegen erhob sich die Bürgerschaft. Sie zog sich bewaffnet zusammen, wahrscheinlich auf dem Aventin; der Bürgerkrieg, vielleicht der Untergang des Staates, stand bevor. Dies ertrug der ergraute Held nicht; er sehnte sich, in Frieden von seinen Thaten auszuruhen, und vermittelte daher die Einigung zwischen den Ständen.

Errichtung der Prätur. Die kurulische Ädilität. Die Licinischen Gesetze wurden angenommen, den Patriziern aber eine neu errichtete Magistratur vorbehalten. Es war die Prätur, ein Amt, dem die Gerichtsbarkeit überwiesen wurde, welches sonst die Konsuln und in ihrer Abwesenheit der Statthalter verwaltete. Der Prätor stand den Konsuln an Würde nicht nach, obgleich diese seine Urteile bisweilen reformirten. Er hatte sechs Liktoren zur Verfügung und die sella curulis. Als ein zweites Zugeständnis erscheint es, daß zu den bisherigen plebejischen Ädilen, welche die Straßen- und Marktpolizei übten, zwei kurulische Ädile aus den Patriziern, welche für die öffentlichen Spiele

Sorge tragen ſollten, hinzugefügt wurden, ein Amt, das übrigens ſchon im nächſten Jahre auch den Plebejern zugänglich gemacht wurde. Nach dem Abſchluß der Übereinkunft ſtiftete Camillus der Göttin der Eintracht (Concordia) ein Heiligtum auf einer Erhöhung am Fuße des Kapitols. Dort ſtand der ſilberhaarige Staatsmann und Krieger und dankte den Göttern für den ſegensreichen Frieden, der forthin, wie er hoffte, die Vaterſtadt beglücken werde. Dann legte er ſein Amt nieder und ward zwei Jahre ſpäter zu ſeinen Vätern verſammelt. Er hatte über ſechzehn Jahre dem Staate gedient und noch am Abſchluſſe ſeines Lebens den inneren Frieden vermittelt.

Tempel der Eintracht. Nach Canina.

Lucius Sextius. Die durch innere und äußere Kämpfe erſchöpfte Bürgerſchaft hatte nach Abſchluß des Vertrags zwiſchen den Ständen einige Jahre Ruhe. Dazu trug eine peſtartige Seuche bei, die auf dem Lande und in der Stadt zahlreiche Opfer, namentlich auch den greiſen Camillus, hinraffte. Die Plebejer erfreuten ſich der errungenen gleichen Berechtigung, wie denn der eine Vorkämpfer in dem glücklich zu Ende geführten Bürgerzwiſt, Lucius Sextius, der erſte Konſul ſeines Standes wurde. Der andere, deſſen ehrgeizige Gattin Veranlaſſung zu der geſetzlichen Neuerung gegeben haben ſoll, blieb noch von der erſehnten Würde ausgeſchloſſen. Er beſaß aber einen unmäßig großen Anteil an den Staatsländereien. Dieſen nach ſeinem eigenen Geſetze ſich ſchmälern zu laſſen war nicht nach ſeinem Sinne. Er fand einen Ausweg,

indem er seinen Sohn für mündig erklärte und in die Bürgerliste eintragen ließ. Auf ihn übertrug er die Hälfte seines 1000 Morgen umfassenden Gemeindelandes. Aber die Obrigkeit hielt damals noch scharfe Aufsicht über dergleichen Kunstgriffe, die Recht und Gesetz umgingen. Sie verurteilte ihn in
368 v. Chr. eine Buße von 10000 As.

Die Väter freuten sich der Bestrafung des Mannes, der ihnen so viel Leid zugefügt hatte; aber sonst wagten sie noch keinen Versuch, die verlornen Rechte wieder anzusprechen. Sie mußten vielmehr noch weitere Forderungen der Gemeinde genehmigen. Unter anderen erhielt dieselbe das Recht, von den 24 Tribunen der Legionen, die sonst der Oberfeldherr auswählte, 16 in ihrer Versammlung zu ernennen, wodurch eine Zurücksetzung verdienter Männer seltener wurde. In demselben Jahre aber geriet der plebejische Konsul Genucius in einen Hinterhalt der Herniker und fiel nach tapferem Widerstande mit einer großen Anzahl Krieger. Sofort schritten die Väter, laut die Unfähigkeit der Plebejer und den Zorn der Götter beklagend, zur Wahl eines Diktators. Sie erneuerten sogar mehrere Jahre hindurch die Einsetzung dieser unumschränkten Gewalt im Staate. Vielleicht brach gerade wegen dieser Ungesetzlichkeit ein Volksaufstand aus, der gefährlich zu werden drohte. Der Konsul Marcus Popillius, der gerade ein Opfer vollbrachte, eilte im Priestergewand herbei und beruhigte durch besonnene Rede die Gemüter.

Erneuerung der Wuchergesetze. Die Licinischen Acker- und Schuldgesetze erfüllten indessen ihren Zweck nicht vollständig, wie denn überhaupt Verarmung, Schuldenlast und was dazu oft Veranlassung giebt, Geldwucher, nicht leicht durch Gesetze verhütet werden. Man beschränkte den angemaßten Besitz des Gemeindelandes, aber man duldete ihn in den gesetzlichen Schranken, statt das gesamte Gebiet in gleichen Losen zu verteilen. Man verordnete eine Abtragung der Schuld in drei Jahren; aber dieselbe konnte vielfach nur wieder durch Geldaufnahmen unter vielleicht härteren Bedingungen erwirkt werden. Der Druck der Gläubiger war unerträglich geworden; daher erneuerte man die alten Ge-
357 v. Chr. setze gegen Wucher und setzte den höchsten Zinsfuß auf $8\frac{1}{3}$, oder wahrscheinlich auf 10 Prozent.

356 v. Chr. Im folgenden Jahre veranlaßte ein Sieg der Etrusker abermals die Wahl eines Diktators. Der damit beauftragte plebejische Konsul wagte es, ohne auf das Murren und den heftigen Widerstand der Patrizier zu achten, einen Plebejer, den wohlverdienten und angesehenen Gaius Marcius Rutilus, zu berufen. Die Gemeinde gab laut ihren Beifall zu erkennen, und der Mann rechtfertigte durch seine Thaten das allgemeine Vertrauen. Dagegen rüsteten sich die Väter mit aller Macht, den Gesetzen zum Trotz, ihr gekränktes Ansehen wieder herzustellen. Sie verhinderten die neue Wahl und ernannten aus ihrem Stande Zwischenkönige. Der elfte derselben überging die Namen der plebejischen Bewerber. Er hatte die Kühnheit, zwei Patriziern, welche auf diese Art die meisten Stimmen erhielten, das Konsulat zu übertragen, indem er, wie zum Hohne, das Gesetz der Zwölftafeln anführte, wonach der jüngste Volksbeschluß den älteren aufhob. Dasselbe geschah im nächsten Jahre, da die rechtlichen Leute, erbittert über das gesetzlose Verfahren, aus den Centurien traten und

das Marsfeld verließen. Unbekümmert um diesen Schritt, beendigten die Väter mit ihrem Anhange und der Hefe des Pöbels die Wahl, worauf die Namen von zwei Patriziern aus der Urne hervorgingen. Durch ähnliche Mittel gelang es noch öfters, das Recht zu verhöhnen,

Gesetz gegen Amtserschleichung. Zwei Jahre vor Erhebung des ersten plebejischen Diktators brachte der Tribun Pötelius ein Gesetz gegen Amtserschleichung ein. Wichtiger war noch eine spätere Verordnung, daß kein Bürger innerhalb zehn Jahren zweimal das Konsulat, noch weniger mehrere kurulische Würden zugleich bekleiden solle. Nur wenige durch Ansehen oder Tüchtigkeit hervorragende Männer hatten bisher die oberste Magistratur mit seltenem Wechsel inne gehabt, oft auch die Prätur damit vereinigt. Jetzt erst war allen Römern der Weg eröffnet, durch Verdienst an die Spitze des Staates zu treten und im Wettstreit für die Wohlfahrt des Vaterlandes die Bahn der Ehre zu verfolgen.

Die letzte Umgehung des Licinischen Gesetzes über das Konsulat geschah 343 v. Chr. Von dieser Zeit an ließen sich die Plebejer nicht mehr zurückdrängen. Schon sieben Jahre vorher hatte der obengenannte Gaius Marcius Rutilus, der erste plebejische Diktator, auch die Censur erlangt und also diese Würde seinem Stande eröffnet. Eben so ausgezeichnet durch löbliche Sitte und Einsicht war Quintus Publilius Philo. Er bekleidete mit seinem patrizischen Kollegen Titus Ämilius Mamercus das Konsulat und wurde von demselben wohl mit Genehmigung des Senats zum Diktator ernannt. Er brachte drei Gesetze zur Annahme, die alle Schwankungen in der Verfassung beseitigen sollten. Das erste erneuerte die schon früher festgesetzte, aber nicht mehr beachtete Gültigkeit der Beschlüsse der Tribusversammlung für das ganze Volk; das zweite gab den Entschließungen der Centurien dieselbe gesetzliche Kraft, und es wurde zugleich, um den Kurien noch einen Schatten ihres ehemaligen Ansehens zu retten, bestimmt, daß sie zum voraus die Gemeindebeschlüsse genehmigen sollten. Das dritte Gesetz verordnete, daß auch die Censur stets von einem Patrizier und einem Plebejer verwaltet werden müsse. Die Patrizier wußten durch ihren Einfluß diese Bestimmungen allmählich wieder in Vergessenheit zu bringen, aber es fanden sich immer wieder einsichtsvolle Männer, die sie gleichsam aus ihrem Grabe zu lebensvoller Wirksamkeit hervorriefen. Der Tribun Gaius Mänius brachte die Verordnung über die Centuriatkomitien, der Diktator Quintus Hortensius das Gesetz über die Beschlüsse der Tribus etwa 286 v. Chr. zu neuer Geltung.

350 v. Chr.

339 v. Chr.

Die Licinischen Gesetze in betreff der Benutzung und Verteilung der Staatsländereien und Schuldentilgung erwiesen sich darum als ungenügend, weil man nicht eine besondere Kommission ernannt hatte, welche die genaue Ausführung überwachte. Die in Besitz genommenen Äcker wurden nicht genau vermessen, und man konnte das Mehr oder Minder des so bedeutenden erlaubten Flächeninhalts (500 Jugera) keineswegs nach dem Augenschein überschlagen. Wer aber sollte das große und kleine Vieh zählen, das auf die Weide getrieben wurde? Daher zogen die Reichen den größten Vorteil von den gesetzlichen Bestimmungen; der Kleinbauer, noch mehr der Proletarier, sah sich überall verkürzt und oft genug aus seinem Besitze verdrängt. In dieser Beziehung machten

die reichen Plebejer, gleichsam eine neue Nobilität, gemeinschaftliche Sache mit den adeligen Herren, und Strafe trat nur bei sehr großen Überschreitungen, bei schreiender Anmaßung ein, wie solches dem Gesetzgeber Licinius selbst widerfuhr.

313 v. Chr. **Aufhebung der Schuldknechtschaft.** Dagegen war ein Sieg und dauernder Gewinn für die Gemeinde die Aufhebung der Schuldknechtschaft durch den Diktator Gaius Pötelius. Ein junger Mensch, der für seinen Vater in Haft ging, entwich den grausamen Mißhandlungen seines Schuldherrn auf das Forum und erklärte laut jammernd, wie man ihn zur Schande habe zwingen wollen. Die aufgeregte Menge ward mit Mühe von gesetzwidrigen Handlungen durch das Versprechen der schleunigen Abhülfe zurückgehalten. Darauf brachte in Übereinstimmung mit dem Senat Pötelius das Gesetz zur Annahme, daß die Schuldhaft aufhöre, das erborgte Kapital lediglich durch das bewegliche und unbewegliche Eigentum des Schuldners gesichert sein solle. Reichte dessen Habe nicht hin, brach also, nach neuerem Sprachgebrauch zu reden, Bankerott aus, so wurde der Schuldner aus der Tribus gestoßen und verlor sein Stimmrecht. Durch diese Bestimmung wurden die grausamen römischen Schuldgesetze gemildert, welche schon vor dem Mänischen und Hortensischen Gesetze einen wilden Aufruhr und sogar, wie es scheint, einen dritten Auszug der Gemeinde nach dem heiligen Berge veranlaßt hatten. Übrigens ward auch der Vermehrung des Proletariats, dem Hunger und Kummer der niederen Volksklasse durch die nachfolgenden Siege der Republik, durch Kriegsbeute, Erwerb von Ländereien, Ausführung von Kolonien u. a. gesteuert, und jeder Bürger zog freudig das Schwert und vergoß willig sein Blut für den Ruhm und die Vergrößerung des Staates, den er mit Stolz sein Vaterland nannte.

Gerichtstage. Rüstig schritt die Gemeinde auf der betretenen Bahn zur Gleichberechtigung mit den Vätern vorwärts. Der wackere Quintus Publilius

337 v. Chr. Philo erlangte, als der erste seiner Standesgenossen, die Prätur, und nach manchem Wechsel wurde auch diese Würde zwischen beiden Ständen geteilt, sodaß immer einer der Prätoren ein Plebejer war. Die Gesetzeskunde, welche die Väter als ein Geheimnis bewahrten, war demnach Gemeingut geworden. Daß auch die Gerichtstage allgemein bekannt wurden, war das Verdienst des Gnäus Flavius, welcher der Schreibergilde angehörte. Er diente als Notar dem Appius Claudius, einem Manne aus dem alten, ahnenstolzen Geschlechte der Appier, und hatte mit seinem Patron einen Kalender über all die Tage, an welchen Gericht gehalten werden durfte, mit großer Sorgfalt entworfen. Früher, solange das zehnmonatliche Jahr bestand, gab es es 38 Markt- und damit zusammenfallende Gerichtstage. Als das Sonnenjahr von zwölf Monaten eingeführt wurde, vermehrte man die Markttage, ließ aber die Zahl der Gerichtstage, als beruhend auf religiösen Gründen, fortbestehen. Manche Tage waren ganz für die Rechtspflege offen, manche zur Hälfte, an anderen hielt man nur einige Stunden für gottgefällig und der Rechtspflege günstig. Die Landleute mußten deswegen häufig bei den Priestern anfragen und hatten viele vergebliche Gänge. Gn. Flavius stellte nun eine oder mehrere Tafeln öffentlich auf, welche Tage und Stunden für Abhaltung der Gerichte genau anzeigten. Er wurde dadurch so bekannt und beliebt, daß er es wagte, obgleich Zunftgenosse, sich um die Ädilität zu bewerben. Der die Versammlung leitende Beamte

wollte den Namen des Geschäftsmannes nicht annehmen; aber Flavius gelobte, dem einträglichen Schreiberdienste für immer zu entsagen, und wurde gewählt. Als er im Verlaufe seiner Amtsführung seinen erkrankten Kollegen besuchte, fand er bei demselben mehrere junge Patrizier, die weder aufstanden noch ihm einen Sitz anboten. Er aber ließ sich seinen kuruliſchen Elfenbeinstuhl holen und setzte sich mit aller Gravität ihnen gegenüber.

Zulassung der Plebejer zur Priesterwürde. Gleichwie die Kenntnis der Gesetze, so waren auch die priesterlichen Geheimnisse, die Auspicien, das Formelwesen bei Opfern und Weihungen der Plebs nicht länger verborgen. Es kam jetzt darauf an, auch die Priesterämter, gleichsam die letzte Burg des ersten Standes, der Gemeinde aufzuschließen. Die Volkstribunen Quintus und Gnäus Ogulnius, wagten den Angriff. Sie schlugen vor, daß zu den vier Priestern (Pontifices) vier Plebejer und zu den vier Auguren deren fünf zugefügt würden. Vergebens sträubte sich der Adel gegen den Raub seines noch allein übrigen Vorrechtes: die Gemeinde erhob den Antrag zum Gesetz, nachdem die Kurien ihn schon vorher genehmigt hatten. Somit blieben nur die Würden der Salier, Arvalbrüder, Fecialen und des Opferkönigs den Patriziern, priesterliche Ämter, welche ohne jede politische Bedeutung waren. 300 v. Chr.

Die Verfassung der Republik war vollendet, ausgeglichen der Hader, dem Bürger die Bahn der Ehre und Macht, dem Staate der Weg zur Herrschaft über nahe und entfernte Nationen eröffnet. Das Volk, in gesetzgebenden Versammlungen zusammentretend, faßte, frei von allen hemmenden Schranken, seine Beschlüsse; aber die Edelsten aus seiner Mitte nahm nach ruhmvoller Amtsführung der Senat in sich auf. Sie wurden also nicht, wie in Athen, durch ihre Talente Lenker und Beherrscher der Gemeinde, sondern sie traten in den gemeinschaftlichen Rat, der nach außen die Staatsangelegenheiten mit sicherer Hand verwaltete, nach innen die ungefügige Menge zügelte und in die rechte Bahn wies, einen Rat, der fremden Gesandten wie eine Versammlung von Königen erschien. Er hatte durch die Ausgleichung der Stände an Würde und Ansehen gewonnen, denn die geringen Leute verstanden wenig von der auswärtigen Politik und genehmigten fast ohne Ausnahme die im Senat nach sorgfältiger Beratung gefaßten Beschlüsse und dies um so leichter, als ihre Vertreter, die Tribunen, nicht mehr von ihren Bänken an der Thüre ihr Veto riefen, sondern Sitz und Stimme unter den Senatoren und sogar das Recht erlangt hatten, den hohen Rat zur Versammlung zu berufen. So gerüstet, begann die noch sehr beschränkte Republik den Kampf um die Herrschaft der Welt, und es gab kein Volk, daß ihr an Tüchtigkeit und Patriotismus der Bürger sowie an vollendeter Ausbildung der Verfassung zu vergleichen war. Beweise dafür liefern nicht nur glückliche Schlachten, kriegerische, todesmutige Thaten, sondern auch das planmäßige System, die besiegten Völker dauernd zu unterwerfen und mit festen Banden an das Reich zu knüpfen. Dieses System war im Grunde das schon unter den Königen eingeführte der Bundesgenossenschaft und der Kolonisation; aber es wurde planmäßig ausgebildet und nach den Umständen erweitert. Völker, die nicht völlig besiegt, aber zu einem nachteiligen Frieden gezwungen waren, nahm man in den Bund auf. Sie behielten ihre Verfassung, mußten aber im Krieg und Frieden dem Gange folgen,

welchen die römische Regierung einhielt. Bezwungene Stämme wurden aufgelöst, ihre Städte erhielten das römische Bürgerrecht, aber ohne Stimme in den Versammlungen. Solche Städte hießen Municipien und hatten je nach dem Grade ihrer Unterwürfigkeit entweder ihre eigenen Verwaltungsbehörden oder auch römische Magistrate; aber in allen galt römisches Gesetz und Recht, und ebenso mußten sie im Krieg und Frieden an den Lasten der herrschenden Stadt Teil nehmen, während ihnen doch die Vorteile der eigentlichen Bürger und ihr Einfluß auf die Regierung entzogen blieben. Durch diese verschiedenartige Behandlung waren die Städte unter sich getrennt und mit mehr oder minder straffen Banden an den Mittelpunkt des Reiches geknüpft.

Kolonien. Eine andere Maßregel war die Aussendung von Kolonien, die man teils an die feindlichen Grenzen vorschob, teils wie Zwingburgen in den noch nicht völlig bezwungenen Ländern anlegte und durch kriegerische Kolonen und starke Ringmauern gegen Angriffe zu sichern suchte. Wurden die entsendeten Bürger in einem neugegründeten Platze gesammelt, sodaß sie eine römische Gemeinschaft bildeten, so waren sie stark genug, um einem Überfalle oder einer Belagerung Trotz bieten zu können, bis Entsatz kam. Verpflanzte man sie aber in eine schon bestehende Stadt, wo sie auf Kosten der alten Bevölkerung Ländereien erhielten, so wurden sie oft ein Opfer der Erbitterung ihrer Feinde. Dann aber hatte Rom Gelegenheit, durch das Schwert der Legionen Rache für vergossenes Bürgerblut zu nehmen und seine Herrschaft auszubreiten. Gerüstet an Haupt und Gliedern wie ein Held zum Streiten und Siegen, stolz auf bisherigen Erfolg, die Seele voll kühner, großer Gedanken, einmütigen Sinnes, jeder Einzelne begeistert für den Ruhm des Vaterlandes: so stand die Bürgerschaft der ewigen Stadt mitten unter den wenig vereinigten Volksstämmen, die Italien bewohnten; so betrat sie die Bahn, die zur Herrschaft über Hellenen und Barbaren, über einen großen Teil der Länder in den drei damals bekannten Erdteilen führte.

Keltische Waffen und Halskette.

Etruskische Menschenopfer. (Nach einer etruskischen Darstellung.)

Kriege gegen Gallier, Samniten und Latiner.

Unter dem Streben und Ringen der Stände nach gleicher Berechtigung wurde die sittliche Zucht keineswegs aufgelöst. Die Lebensweise auch der Großen und Reichen blieb einfach, selbst die vornehmen Grundherren führten den Pflug und rechneten es sich zur Ehre, gute Landwirte zu sein. Besonders übten die Hausväter strenges Regiment über Kinder und Angehörige, und die Söhne, die zu tapferen Kriegern und Befehlshabern heranreiften, lernten zuerst Gehorsam im elterlichen Hause, ehe sie selbst über Heere und besiegte Völker geboten. Dies beweist die Erzählung von dem kindlichen Sinne des Titus Manlius. Wegen einer bösartigen Seuche sollte nach altem geheiligten Brauche im Tempel des Jupiter ein Nagel eingeschlagen werden. Man hatte ehemals durch solche Nägel die Zahl der Jahre bezeichnet, später aber diese Ceremonie unterlassen. Man wählte bloß für diese heilige Handlung den Lucius Manlius Imperiosus zum Diktator. Als aber derselbe das Geschäft verrichtet hatte, ließ er, statt seine Gewalt niederzulegen, strenge Werbungen veranstalten und die, welche nicht sogleich willig waren, mit Rutenstreichen herbeitreiben. Er wurde darum im folgenden Jahre von einem Tribun zur Rechenschaft gezogen und zugleich angeklagt, er halte seinen Sohn wie einen Knecht auf seinen Gütern, weil diesem von der Natur die Gabe der fließenden Rede versagt sei. Am Gerichtstage trat in der Frühe, während der Kläger noch der Ruhe pflegte, der junge

362 v. Chr.

Titus Manlius bei ihm ein, setzte ihm den gezückten Dolch auf die Brust und zwang ihn zu dem eidlichen Versprechen, die Klage unverweilt zurückzunehmen. Der Tribun erfüllte das Gelobte und berichtete zugleich vor der Gemeinde, wie er dazu bewogen worden sei. Das Volk aber, den Edelmut des Jünglings anerkennend, erwählte ihn, ungeachtet seiner Jugend und mangelnder Verdienste, zum Kriegsobersten.

Marcus Curtius' Tod. In demselben Jahre kam ein großer Schrecken über die Bürgerschaft. Es entstand nämlich, wahrscheinlich infolge von Erderschütterungen, ein weiter Spalt von unabsehbarer Tiefe mitten auf dem Forum. Die Einbildung sah Spukgestalten daraus hervorsteigen; man fürchtete die unterirdischen Götter, die vielleicht in der Tiefe die Greuel der Verwüstung bereiteten. Da verkündigte ein Seher der Geschicke: wenn Rom sein teuerstes Gut dem Abgrund weihe, werde die Kluft sich schließen und die Stadt durch alle Zeiten fortbestehen. Wohl tagte der Senat angstvoll in unablässiger Beratung und forschte, was des höchsten Preises würdig sei: wohl beriet die versammelte Gemeinde, was die geheimnisvollen Mächte der Tiefe versöhnen möge: man konnte das Rätsel nicht lösen.

Da trabte hoch zu Roß im vollen Waffenschmuck, ein hochherziger, ritterlicher Jüngling, Marcus Curtius, über das Forum, von allen gesehen, von allen gehört, als er begeistert ausrief: „Birgt unsere Vaterstadt edlere Kleinodien, als Waffen und tapferen Mut? Wohlan, die weihe ich den unterirdischen Göttern!" Mit diesen Worten spornte er sein Streitroß zum Todessprung in den Abgrund, und alsbald schloß sich der Schlund über dem empfangenen Opfer. Mag die Begebenheit immerhin der Dichtung angehören, so ist sie doch im Sinn und Geiste der Römer erfunden, welche gleiche Opferfreudigkeit in den Kämpfen der Republik oftmals bewährt haben.

Besiegung der Herniker. Sie bedurften aber damals ihres Mutes und ihrer Kriegserfahrungen besonders gegen die Herniker, die lange Zeit als ergebene Bundesgenossen ihren Fahnen gefolgt waren, aber seit dem Einbruche der Gallier ihre Unabhängigkeit behaupteten. Der plebejische Konsul Lucius Genucius, voll Begierde, die Ehre seines Standes zu behaupten, drang kühn ins feindliche Land ein; aber die Herniker brachen aus einem Hinterhalte unversehens hervor und hieben ihn mit einem Teile der Legionen nieder. Die Väter, damals noch voll Eifersucht auf die plebejischen Mitbürger, frohlockten über die Niederlage des bürgerlichen Konsuls; doch waren sie zugleich darauf bedacht, an dem Feinde den Unfall zu rächen. Sie wählten zum Diktator den Appius Claudius, einen kriegskundigen, aber, wie sein ganzes Geschlecht, ahnenstolzen Mann. Er griff die Herniker mit großer Macht an, fand jedoch die tapferste Gegenwehr. Acht Kohorten derselben, die auserlesensten und edelsten Krieger, welche den Kern der feindlichen Macht bildeten, standen wie eine Burg in unerschütterlicher Phalanx gegen alle Angriffe, und unter ihrem Schutze sammelte sich das übrige Kriegsvolk, wenn es vor dem Andrange der Legionen zu wanken begann. Vergebens rückten die drei Treffen der Römer in die Schlachtlinien ein, vergebens suchte die Ritterschaft im wilden Anprall den Wall von Speeren zu durchbrechen; Roß und Mann sanken unter den

mörderischen Stößen, und schon gewannen die streitbaren Männer Boden. Da saß die Ritterschaft ab und trat fest geschlossen in die vordersten Reihen. Lange rangen die Edelsten der beiden Völker um den Preis des Sieges; endlich aber behielt die römische Beharrlichkeit die Oberhand. Die Herniker zogen sich, von den geschwächten Legionen wenig verfolgt, in ihr Lager zurück, verließen es aber in der folgenden Nacht, nicht ohne, wie die Überlieferung hinzufügt, auf dem ferneren Rückzug noch großen Verlust zu erleiden. Ihr Land wurde darauf verwüstet, ihre Hauptstadt Ferentinum erobert.

Des Marcus Curtius Opfertod.

Neuer Einbruch der Gallier. Ebenso feindlich bewies sich die mächtige Stadt Tibur, als Haupt eines Städtebundes. Man konnte aber an Bestrafung derselben nicht denken, weil wiederum ein Schwarm von Galliern verheerend in Latium einbrach. Gegen die neuen, noch immer gefürchteten Feinde ward ein Diktator gewählt, der mit den Legionen nur bis an den Anio vorrücken konnte, weil jenseits schon die Barbaren lagerten. Das zwischen hohen Ufern der Tiber

361 v. Chr.

zuströmende Flüßchen trennte die streitbaren Heere; eine Holzbrücke, welche darüber führte, verstattete nur einzelnen Fußgängern den Übergang. Auf dieser Brücke nun erschien ein riesenhafter Kämpe der Kelten und forderte mit lautem Geschrei den kühnsten Römer zum Zweikampf heraus. Langes, struppiges Haar umwallte sein Haupt, der bunte Kriegsrock seinen Leib, von blankem Gold glänzten seine stattlichen Waffen. Er war furchtbar anzuschauen, während er unter allerlei Sprüngen den Kriegstanz aufführte, wie er den Barbaren eigentümlich war. Schweigend blickten die römischen Edeln auf das seltsame Schauspiel, und keiner zeigte Lust, mit dem trotzigen, höhnenden Kämpfer Mann gegen Mann sich zu messen. Endlich trat der junge Titus Manlius, der so mutig seinen Vater gegen Anklagen verteidigt hatte, vor den Diktator und begehrte, für die Ehre des Heeres den gefährlichen Waffengang zu wagen. Als der Feldherr genehmigte, schritt er in einfacher, aber fester Rüstung ruhig und entschlossen dem Kampfplatze auf der schmalen Brücke zu. Die Schwerter blitzten, hier das kurze römische, dort das gewaltige gallische Schlachtschwert. Wie Hagel fielen die schmetternden Streiche des Kelten, aber Manlius, stark, gewandt und scharfen Blickes, fing sie mit dem Schilde auf. Er erspähte endlich den rechten Augenblick, unterlief den Gegner und stieß ihm, seinen mächtigen Schild in die Höhe drückend, die tödliche Waffe wiederholt in die entblößten Weichen. Weithin dröhnte der Fall des Barbaren. Der bescheidene Sieger dagegen schmähte nicht den Leib des Feindes; er nahm ihm nicht Rüstung und Waffen; nur die blutige Goldkette desselben machte er los und schlang sie sich um den Hals, und seine Waffenbrüder, welche ihn jubelnd mit Sang und Klang zu dem Feldherrn geleiteten, begrüßten ihn mit dem Ehrennamen Torquatus (der Kettenträger).

Die Gallier waren durch die Niederlage ihres gefeierten Kämpfers so entmutigt, daß sie den Rückzug antraten. Verheerend rückten sie durch Latium, an Tibur vorüber, wo sie vielleicht Sold und Versprechungen für künftige Hülfsleistungen empfingen, in die fruchtbaren Gefilde von Campanien. Schon
360 v. Chr. im nächsten Jahre kehrten sie zurück und drangen, während der Konsul bei Tibur lagerte, sengend und brennend bis an das Collinische Thor. Ein Diktator wurde eilends gewählt; er führte die ganze waffenfähige Mannschaft gegen den schrecklichen Feind. Nach einem wütenden Kampfe wichen die Gallier nach dem befreundeten Tibur, wo sie durch den hervorbrechenden Konsul eine vollständige Niederlage erlitten.

Gegen die Etrusker. Noch mehrmals erschienen gallische Schwärme; aber sie unterlagen wiederholt der römischen Taktik. Darauf wurden die Herniker überwältigt; dagegen siegten die Etrusker von Tarquinii und ihre Priester schlachteten 300 römische Gefangene an den Altären ihrer finsteren Götter.
358 v. Chr. Der Krieg wurde nach dieser Greuelthat von beiden Seiten mit wilder Erbitterung fortgeführt. Die Falisker und andere tuskische Städte verbanden sich mit den Tarquiniensern. Als die beiden Heere auf einander trafen, warfen sich die etruskischen Priester mit fanatischer Wut auf die anrückenden Scharen, schleuderten Fackeln, Feuerbrände und Schlangen unter sie und brachten sie dadurch in Verwirrung. Nur die feste taktische Ordnung der Römer wendete

eine Niederlage ab; doch konnten sie die Verheerung des auf dem rechten Tiberufer liegenden Gebiets nicht verhindern. Der Diktator Gaius Marcius Rutilus, der erste Plebejer, der diese Würde erhielt, blieb auf dem linken Ufer des Flusses, that aber häufige Streifzüge auf die andere Seite, ermüdete den Feind durch einzelne Gefechte und nahm durch einen Überfall 8000 Etrusker gefangen. Entscheidender wurde der Krieg gegen Tibur geführt. Die Legionen erstürmten Empolum, Saffula und andere Plätze und zwangen die Stadt zur Unterwerfung. Sie erschien später wieder im latinischen Bunde. Dann erfochten sie einen Sieg über die Etrusker. Von den Gefangenen bluteten über 300 auf dem Forum unter dem Richtbeil zur Vergeltung für die von den Priestern geschlachteten Römer. Drei Jahre später bequemten sich die hartnäckigen Feinde zum Frieden. 354 v. Chr.

Es war hohe Zeit, daß man freie Hand bekam; denn schon rückte wiederum ein Keltenschwarm heran und an den Küsten plünderten griechische Piraten. Diese waren dem Anscheine nach Söldnerbanden, die unter einem tüchtigen Führer auf Raub und Blutvergießen auszogen. Der Konsul des Jahres soll in einem Treffen über die Gallier gesiegt haben; allein diese lagerten den ganzen Winter in den Albanerbergen und brandschatzten ungestraft die latinischen und römischen Marken. Im folgenden Frühjahr führte der Konsul Lucius Furius Camillus, ein Sohn des großen Camillus, vier Legionen gegen die Barbaren, die nicht übel Lust zeigten, sich in Latium dauernd niederzulassen. Die Römer, immer noch den stürmischen Angriff und die langen Schwerter der Feinde scheuend, nahmen eine feste Stellung. Als aber, wie vor zwölf Jahren, ein riesiger Kelte vortrat und den Tapfersten zum Zweikampf herausforderte, ging ihm der Tribun Marcus Valerius unverzagt entgegen. Diesmal halfen die Götter dem mutigen Kämpfer, wie die Sage zu berichten weiß. Es schwang sich nämlich ein Rabe hoch aus der Luft herunter und setzte sich auf den Helm des Römers. Wenn nun der Kelte anlief, so verwirrte ihn der Vogel durch seinen Flügelschlag und suchte ihm mit Krallen und Schnabel die Augen aus dem Kopfe zu reißen. Valerius hatte dadurch leichtes Spiel. Er stieß nach einigen Gängen dem geblendeten Gegner das Schwert in den Leib und raubte ihm die Waffen. Über dem Leichnam entbrannte die Schlacht, die mit der Niederlage der Gallier endigte. Doch zogen ihre Heerhaufen, noch immer stark genug, durch das Volskerland und Campanien bis in das ferne Apulien. 350 v. Chr.

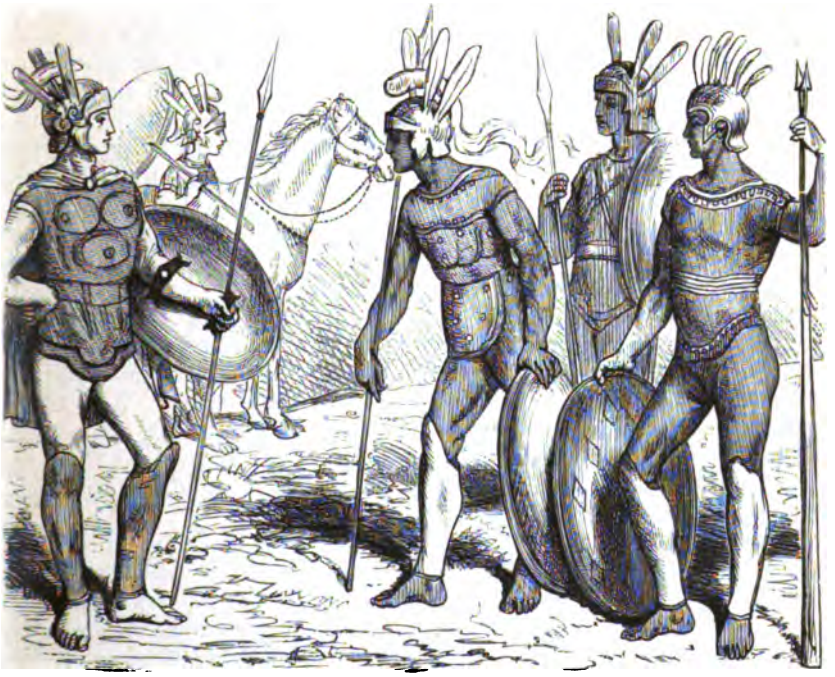
Mit diesem letzten Feldzug hatte der gallische Schrecken ein Ende. Die Römer, die sonst von den keltischen Schwertern zerhauen worden waren, standen jetzt als vollendete Krieger da, ohne Furcht vor irgend einem Volke der Erde. Schon war ihr Name in Griechenland und Kleinasien bekannt; denn selbst der berühmte Philosoph Aristoteles wußte von der großen Keltenschlacht des Lucius Camillus.

Rom gegen Samniten und Latiner. Durch Unterwerfung der Nachbarn, namentlich der Herniker, Volsker und Aurunker, welche letztere nach einem kurzen Kriege bezwungen wurden, rückte die römische Macht dem Gebiete der kriegerischen Samniten näher. Diese Nation sabellischer Abkunft bewohnte die mittleren Gebirgslandschaften von Unteritalien und breitete sich östlich bis

an das Adriatische Meer aus. Sie teilte sich in vier Hauptstämme: die Caudiner, Hirpiner, Pentrer und Ferentaner. Diese Völkerschaften bauten ihre Felder, weideten als Hirten ihre Herden und führten in ihren frischen, gesunden Bergen und im Genusse löblicher Freiheit ein einfaches Leben. Tapfer und freiheitliebend, wie es unbezwungene Bergbewohner sind, wußten sie nicht bloß ihr Heimatland gegen andere Völker, selbst gegen die Kelten, zu schützen, sondern sie machten sich auch bald den verweichlichten Nachbarn furchtbar. Kein Stamm, keine Stadt hatte Gewalt über andere, alle erfreuten sich republikanischer Verfassungen; doch umschlang sie das Band der Stammverwandtschaft und Bundesgenossenschaft, das freilich nur lose geknüpft war. Bei rasch heranwachsender Bevölkerung drangen sie aus ihren Bergen heraus. Sie besetzten einen Teil von Apulien östlich, dann durchzogen sie die südliche Halbinsel, wo sie unter siegreichen Kämpfen mit den ursprünglichen Bewohnern und den angesiedelten Hellenen dauernde Wohnsitze einnahmen. Besonders reizend erschien den streitbaren Bergvölkern der liebliche Fruchtgarten Campanien. Sie strömten in Scharen herüber, bezwangen Etrusker und Hellenen und bemächtigten sich ihrer Städte und wohlangebauten Ländereien. Sie herrschten in dem einst mächtigen Cumä, wo sich bisher die Griechen behauptet hatten, wie auch in dem durch Volksmenge, Reichtum und Schwelgerei bekannten Capua, dem vornehmsten Sitze der etruskischen Macht. Aber die einfachen Hirten und Ackerbauer konnten dem Zauber der üppigen Lebensweise und der griechischen Kultur nicht widerstehen; sie verschmolzen im Laufe der Zeit mit den bezwungenen Bewohnern und verweichlichten, wie diese selbst, im Genusse des dargebotenen Überflusses.

Die Samniten hatten sich auf diese Art weit ausgebreitet, sodaß sie vereinigt allen Völkern der Halbinsel überlegen waren; aber der Mangel fester Einigung hemmte ihre Fortschritte auf dem Wege der Eroberungen. Im Gegenteile wurden die siegreichen Auswanderer dem Mutterlande bald völlig entfremdet. Daher zog ungefähr 80 Jahre nach der ersten Eroberung Campaniens die beutelustige Jugend des Gebirges von neuem in die fruchtbaren Gefilde, wo ihre hellenisirten Stammgenossen an der vollen Tafel des Überflusses schwelgten. Sie umlagerten zunächst die ausonische Stadt Sidicinum und lebten vom Raube der trefflich angebauten Felder. Den bedrängten Bürgern kam ein ansehnlicher Heerhaufen von Capua zu Hülfe, wurde aber vollständig geschlagen. Den Trümmern des zersprengten Heeres folgten die Sieger auf dem Fuße und nahmen eine feste Stellung nordöstlich von Capua auf dem Berge Tifata, wo sie die weit ausgedehnte Stadt und das üppige Gefilde vor Augen hatten. In einzelnen Haufen durchzogen sie sofort die ganze Umgegend und schleppten den Raub in ihr Lager. Diese fortgesetzten Plünderungen bewogen die Capuaner, mit Heeresmacht auszufallen, um die zerstreuten Banden zu überwältigen. Allein die Samniten waren darauf gefaßt und schnell in Schlachtordnung vereinigt. Vor ihrem trotzigen Mute und ihren blinkenden Waffen hielten die Bürger nicht lange Stand, sondern suchten, übel zugerichtet, Sicherheit hinter ihren festen Ringmauern, und Hunger und Kummer kehrten, als unwillkommene Gäste, mit ihnen ein. In dieser Not dachten die Bürger darauf, sich auswärtige Hülfe zu verschaffen. Nur das mächtige Rom schien dazu geeignet; daher

ging eilends eine Gesandtschaft dahin ab, um gegen wirksamen Beistand unterthänige Bundesgenossenschaft anzubieten. Als die campanischen Boten dem Senat ihr Anliegen vortrugen, traten die Väter in ernste Beratung; denn der Fall war schwierig, der Entschluß konnte unberechenbare Folgen nach sich ziehen. Man hatte früher ein freundschaftliches Bündniß mit Samnium geschlossen. That man jetzt zu Gunsten der Campaner entscheidende Schritte, so hatte man die Götter, die Rächer gebrochener Bundestreue, und eine wehrhafte Nation gegen sich. Aber die Lockung, die reichste Stadt Italiens zur Unterthänigkeit zu erwerben, überwog die Bedenklichkeit, und der klügelnde Verstand fand einen Mittelweg.



Samnitische Krieger. (Nach Vasenbildern.)

Eine Gesandtschaft wurde nach Samnium entsendet, um daselbst in aller Liebe und Güte vorzustellen, wie Campanien in den Bund mit Rom aufgenommen und daher von den samnitischen Kriegshaufen zu räumen sei. Als darauf eine abschlägige Antwort erfolgte, war der verhängnisvolle Krieg entschieden. Zwei Heere rückten ins Feld, das eine den Campanern zu Hülfe, das andere zur Bedrohung der samnitischen Grenzen.

Kampf am Gaurusgebirge. Der Konsul Marcus Valerius Corvus, 343 v. Chr. der die Hülfsmacht befehligte, fand die Samniten nicht mehr bei Capua. Es scheint, daß sie sich südlich gewendet hatten, wo die Griechen von Neapolis ihnen befreundet waren. Entweder von ihnen getäuscht oder gedrängt, bezog

er am Fuße des Berges Gaurus (s. S. 227), der in dem Winkel zwischen dem Tyrrhenischen Meere und dem Busen von Neapel sich erhebt, ein Lager. Dadurch von Capua abgeschnitten, befand er sich in einer mißlichen Lage, woraus ihn nur ein Sieg befreien konnte. Darauf aber hoffte er mit Zuversicht, denn er war ein Mann, der seine Streiter durch freundlichen Umgang an seine Person zu fesseln und durch Beispiel zu tapferen Thaten zu begeistern wußte. Bei den Waffenspielen bewies er sich wie ein gemeiner Krieger unter ihnen, hatte für jeden einen Scherz, ein freundliches Wort, mochte er selbst bei den Übungen Sieger sein oder unterliegen. Darum liebten ihn alle und waren bereit, für ihn und mit ihm in den Tod zu gehen. Das zu beweisen fand sich bald Gelegenheit. Denn die Samniten, die schwierige Lage ihrer neuen Feinde erkennend, waren in vollem Anzuge. Nur wenige Tage suchten die beiden Heere durch kleine Scharmützel einander Vorteile abzugewinnen, dann rückten sie in Schlachtordnung aus ihren Lagern. Die Waffen glänzten im Strahle der südlichen Sonne, die Feldzeichen wallten über den Häuptern der Krieger, Hörner und Tuben riefen zum Kampfe um Leben, Ehre und Sieg. Unerschütterlich standen im wilden Handgemenge die Männer des Gebirges in festen, tiefen Massen, ungedeckt von Reiterei. Die römische Ritterschaft sprengte an und versuchte bald da, bald dort im stürmischen Anprall einzubrechen; an dem blinkenden Lanzenwald scheiterte ihr Ungestüm. Sie zog sich nach beiden Flügeln zurück, und die Legionen, Valerius selbst in der vordersten Reihe, trafen wiederum mit den samnitischen Scharen zusammen, die kampfbegierig vorrückten. Schon neigte sich die Sonne zum Untergange; da thaten die Römer, wahrscheinlich verstärkt durch die Triarier, einen letzten, verzweifelten Angriff. Ihre Waffen wüteten in den feindlichen Reihen. Die Samniten widerstanden nicht länger; sie wichen in ihr festes Lager zurück, verließen es aber während der Nacht und zogen, gedeckt durch Baumpflanzungen und Gräben, nach Suessula auf der Straße, die von Capua nach Nola führt.

Während dieser Vorfälle drang der andere Konsul, Aulus Cornelius Cossus, in die Berge von Samnium ein. Er marschirte, unbehindert vom Feinde, über Waldhöhen und durch die Niederungen nach den frucht- und weidereichen Thälern von Beneventum. Aber das samnitische Aufgebot, der Gegend besser kundig, erschien plötzlich auf einem waldigen Bergzug, welcher die Straße beherrschte. Der Marsch vorwärts und rückwärts war in gleicher Weise bedroht; der Untergang des Heeres schien unvermeidlich. Da erspähte der Tribun Publius Decius eine noch über die feindliche Stellung emporragende Kuppe. Er erbot sich, mit 1600 auserlesenen Kriegern dieselbe zu ersteigen und, wenn es sein müsse, bis in den Tod zu behaupten. Das Wagstück gelang; durch Büsche und Bäume gedeckt, erreichte er den Gipfel. Voll Bestürzung erblickten die Samniten römische Fahnen und Waffen über sich. Unentschlossen, was zu thun sei, verloren sie eine kostbare Zeit, die der Konsul zur Rettung des Heeres benutzte; dann bestürmten sie vergebens die todesmutige Römerschar und umlagerten sie endlich mit einbrechender Dunkelheit, wie es scheint, nicht in bester Ordnung. Nach Mitternacht unternahm Decius den Rückmarsch auf dem durchschnittenen, waldigen Boden. Im samnitischen Lager

ward zu spät Lärm geschlagen, der entschlossene Tribun entkam glücklich mit seinen Waffengefährten und hielt am Morgen, gleich einem Triumphator, seinen Einzug im Lager. Hier wehrte er dem Lob und Jubel des Heeres, indem er zum unverweilten Angriff auf den bestürzten Feind mahnte. Der Konsul gab hierzu sogleich Befehl, und der Erfolg war so vollständig, daß der ganze feindliche Heerbann zersprengt wurde. Decius, der Held des Tages, empfing zwei schlichte, von Gras geflochtene Kränze für die Rettung seines Häufleins und für die des ganzen Heeres, ferner einen Stier mit vergoldeten Hörnern und hundert Rinder. Den ersteren brachte er den hülfreichen Göttern zum Opfer, die letzteren schenkte er seinen Kriegern, die außerdem für alle Zeiten doppelte Mehlportionen und Mann für Mann ein Pfund Korn und ein Maß Wein erhielten, um sich nach dem siegreichen aber schweren Kampfe zu stärken.

Es scheint indessen nicht, daß der Konsul weiter in den gefährlichen Bergen vorgerückt sei. Er mußte befürchten, auf ein neues Aufgebot in den wenig bekannten Revieren zu stoßen. Dagegen erfocht Valerius noch einen Sieg bei Suessula, wo er den Feinden lange Zeit unthätig gegenüber gelagert hatte. Der römische Geschichtschreiber redet hier von 40000 aufgesammelten Schilden erschlagener und flüchtiger Samniten, allein gewiß mit großer Übertreibung, da die tapferen Krieger des Gebirges keineswegs Campanien aufgaben, und da im folgenden Jahre von keinen Fortschritten der Römer, sondern nur von einzelnen, wenig entscheidenden Gefechten berichtet wird.

Aufstand des Kriegsvolkes in Capua. Zum Schutze Campaniens gegen feindliche Einfälle standen die Legionen fortwährend bei Capua. Die leckeren Fleischtöpfe und der feurige Falerner mundeten ihnen vortrefflich. Sie verglichen damit ihr ärmliches Leben und die Schuldenlast in der Heimat; da kam ihnen der Gedanke, es möchte so übel nicht sein, wenn sie sich zu Herren von Capua machten. Dem Tapfern gehört die Welt, war der Wahlspruch der Gallier; das wandten jetzt die Römer auf sich an, um es zur Wahrheit zu machen. Dem Konsul Marcius Rutilus blieb die Stimmung des Heeres nicht verborgen. Er entließ nach und nach die Rädelsführer und sorgte dafür, daß frisches Kriegsvolk aus Rom zur Verstärkung seiner Macht entsendet wurde. Aber die Meuterer benutzten diese Maßregel zu ihrem Vorteil. In dem Engpaß von Lautulä unfern von Terracina nahmen sie Standquartier. Daselbst bewogen sie die ankommenden, neu ausgehobenen Truppen, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen, und zogen auch von dem Hauptheere, mit welchem sie Verbindung unterhielten, zahlreiche fahnenflüchtige Haufen an sich. Als ihre Macht ansehnlich genug war, faßten sie einmütig den Entschluß, gegen die eigene Vaterstadt zu ziehen und daselbst eine Verfassung nach ihrem Sinn und Belieben aufzurichten. Sie kamen unter vielen Plünderungen bis in die Gegend, wo aus alter Zeit eingesunkene Trümmer noch den Ort bezeichneten, den einst Alba Longa gekrönt hatte. Daselbst ergriffen sie den greisen, durch Wunden lahmen Titus Quinctius, einen hochverdienten Kriegsmann. Sie zwangen ihn, den Oberbefehl zu übernehmen, und zogen weiter gegen Rom. Ein schnell gemustertes Heer marschirte ihnen entgegen; aber noch scheute man sich, Bruderblut zu vergießen; auf beiden Seiten entfielen den Kriegern die Waffen; die Führer traten

342 v. Chr.

zusammen, um den Frieden zu vermitteln, was durch Zinsenerlaß und andere Vergünstigungen glücklich gelang. Nach anderen Nachrichten war vielmehr der Aufstand in der Stadt selbst ausgebrochen und in ähnlicher Weise beigelegt worden. Wahrscheinlich standen mit diesen Unruhen die Gesetze des Publilius Philo über die Gültigkeit der Volksbeschlüsse und über die Censur, welche bald nachher vorgeschlagen und angenommen wurden, im Zusammenhang.

Während die Römer, durch Meuterei oder Bürgerkrieg beschäftigt, den Krieg lässig führten, scheinen ihre Bundesgenossen, die Latiner, desto thätiger gewesen zu sein. Sie überzogen mit Krieg die Peligner, Stammverwandte der Samniten, und thaten auch erfolgreiche Einfälle in Samnium selbst. Ihr Mut und ihr Ansehen wuchs mit dem Glück, das ihre Waffen begleitete, und vielleicht hat nur die Mißgunst römischer Schriftsteller ihre siegreichen Unternehmungen mit Stillschweigen übergangen. Nach dem gallischen Brande waren sie von Roms Vorherrschaft vollständig frei, dann durch die fortwährenden Einfälle der Kelten wieder zu einem Bundesverhältnis bewogen worden, wie es zwischen gleichberechtigten Völkern wohl bestehen kann. Aber die Römer suchten die frühere Abhängigkeit Latiums herzustellen, während dieses der Anmaßung kühn entgegentrat und selbst auf Ausbreitung seiner Herrschaft bedacht war. Unter solchen Verhältnissen mußte zuletzt der Krieg entscheiden und dies erkannte der weitschauende Senat wohl; er eilte daher, mit den Samniten einen
341 v. Chr. billigen Frieden abzuschließen. Den Römern blieb Campanien überlassen, den Bergbewohnern wurde die reiche Stadt Sidicinum preisgegeben; übrigens wurde das Bündnis, wie es bereits vor dem Kriege bestanden hatte, zu Schutz und Trutz erneuert.

Die verlassenen Sidiciner wandten sich nunmehr Hülfe suchend an den latinischen Bund, und nicht vergebens. Eine bedeutende Macht rückte zu ihrem Schutze durch das Volskerland in ihre Marken ein, und nun schloß sich auch Capua, bald ganz Campanien an Latium. Die vereinigten Völker stritten glücklich gegen die Peligner, sogar die Samniten wurden im eigenen Lande wiederholt heimgesucht. Auf die Beschwerden derselben berief der römische Senat die latinischen Prätoren zur Verantwortung. Sie erschienen, und einer derselben Lucius Annius, erklärte nach dem Beschlusse der Landesgemeinde kühn und offen, zwischen dem Bunde und der römischen Republik müsse Gleichheit bestehen, einer der Konsuln aus Latium gewählt, jedem Latiner volles Stimmrecht in den Bürgerversammlungen zugesichert werden, dann könnten beide Staaten in brüderlicher Eintracht vereinigt bleiben. Auf diese dreiste Rede erhob sich der Konsul Titus Manlius Torquatus. Er erklärte zornig, wenn man solcher Anmaßung weiche, so werde er, mit dem Schwerte umgürtet, in die Kurie kommen und jeden Latiner niederstoßen. Der Senat stimmte ihm bei; er rief den waltenden Jupiter zum Zeugen und Rächer gebrochener Bundestreue auf. Dagegen meinte Annius spottend, der latinische Jupiter werde wohl dem römischen gewachsen sein, und eilte voll Ärger aus der aufgeregten Versammlung. Aber ein Blitz blendete, ein Donnerschlag betäubte ihn; er stürzte die Treppe hinunter und lag ohnmächtig am Boden. So rächte der Gott Roms das frevelhafte Wort, wie die erfinderische Sage den späten Enkeln berichtete.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Berichte über die Begebenheiten der letzten Jahre, namentlich über die Anfänge des Krieges gegen die latinische Eidgenossenschaft, der Dichtung angehören. Die mageren Aufzeichnungen der Priester reichten nicht hin, das Recht und den Ruhm des römischen Volkes zu erheben, seine oft ungerechten Übergriffe in ein günstiges Licht zu stellen. Man nahm unbeglaubigte Sagen, besonders Ahnenlieder zu Hülfe, um den Zusammenhang herzustellen und die Thaten der Römer mit einer Glorie zu umgeben, die vor der Kritik nicht bestehen kann. Dennoch liegen den Berichten historische Ereignisse zu Grunde. Sie mögen vergrößert, hin und wieder entstellt worden sein, aber sie sind nicht abzuleugnen, da die ungeheuern Erfolge dafür reden.

Krieg gegen den latinischen Bund. Für den schweren Krieg hatte man in Rom zwei Konsuln gewählt, die der Aufgabe gewachsen schienen, nämlich den Titus Manlius Torquatus, der einst den riesigen Gallier besiegt hatte, und den Publius Decius Mus, den Retter der Legionen im Samnitenlande. Man hätte erwarten sollen, die beiden stammverwandten Völker würden zum Schutze des heimischen Herdes auf den Grenzen ihres sich berührenden und ineinander verschlungenen Gebietes zusammentreffen, allein es galt alte und neue Bundesgenossen zu beschützen oder wieder zu gewinnen, es galt den Besitz Campaniens, des reichsten Landes der Halbinsel. Dorthin wälzte sich die Woge des Krieges. Vielleicht marschirte das eine konsularische Heer durch das feindliche Land der Volsker, wo noch die treu gebliebenen Städte Fundi und Formiä den Paß offen hielten, gen Capua, während das andere östlich in der Richtung des Fuciner Sees in einem Bogen ebendahin zog. Letzteres, die Hülfstruppen der Herniker, Peligner und Samniten aufnehmend, vereinigte sich mit den Waffenbrüdern ungehindert. Die Macht von Latium, verstärkt durch Volsker, Sidiciner und Campaner, lagerte gegenüber. Der Ausgang des bevorstehenden Kampfes war höchst ungewiß, denn auf beiden Seiten führte man gleiche Waffen, auf beiden Seiten war dieselbe taktische Manipular-Stellung der Haftaten, Principes und Triarier. Die Krieger kannten sich gegenseitig, ihre Stärke, ihre Waffenübung; sie hatten sonst Schild an Schild nebeneinander gestanden und ihr Blut vergossen und Siege errungen; jetzt standen sie in tödlicher Erbitterung einander gegenüber, wie Brüder, welche, von derselben Mutterbrust genährt, in unnatürlichem Zorn sich zu erwürgen suchen. Deswegen erließen die Konsuln den Befehl, daß kein Römer auf Herausforderung feindlicher Krieger antworte, noch weniger sich in einen Zweikampf einlasse.

Titus Manlius. Hin und wieder bewegten sich die Heere und suchten durch günstige Stellungen Vorteile zu erlangen. Reiterscharen schwärmten deshalb in der Gegend umher, um des Feindes Blöße zu entdecken. Ein solches Fähnlein führte der junge, feurige Titus Manlius, ein Sohn des Konsuls. Er stieß auf einen Schwarm tuskulanischer Reiter, deren tapferer Führer ihm wohlbekannt war. Als ihn derselbe vor dem Kriegsvolk verhöhnte und vorsprengend ihn der Feigheit beschuldigte, hielt sich der Jüngling nicht länger zurück. Er spornte sein Roß zum Kampfe, und bald lag der trotzige Gegner, von seiner Lanze durchbohrt, am Boden. Die blutige Rüstung überbrachte er

freudig dem Vater. Der aber war ein Römer, ernst und streng erzogen; jetzt, in unaufhörlichen Kriegen gealtert, kannte er nichts Höheres, als den Ruhm der Vaterstadt und was ihn zu vermehren geeignet war: strenge Kriegszucht und Verwaltung des Feldherrnamtes. Er wandte sich schweigend von dem siegreichen, fröhlichen Jüngling weg; er gedachte des Aufstandes der Soldaten in Capua, und in seiner Seele bewegte sich ein Entschluß, so ungeheuer, so grauenhaft, daß selbst die rauhen, in Blutvergießen verhärteten Krieger davor erzitterten, als er an das Tageslicht trat. Signale beriefen die Centurien des Heeres zur Versammlung. Vor ihr stand der Konsul, umgeben von Legaten und Tribunen, mit der ganzen Würde seines Amtes. Er wiederholte das konsularische Gebot gegen den Zweikampf, führte mit tonloser Stimme an, daß Titus Manlius, der junge Reiteroberst, dagegen gehandelt und deshalb sein Leben verwirkt habe. Dann ermahnte er den Sohn, seine bewiesene Tapferkeit laut rühmend, sich dem Gesetze zu unterwerfen, wie er selbst als Vater wohl das weit schwerere Opfer mit blutendem Herzen, aber willig dem Vaterlande bringe. Hierauf befahl er dem Liktor, seine Pflicht zu thun. Das Haupt des edeln Jünglings rollte in den Staub, die Legionen sahen das blutige Schauspiel, starr vor Entsetzen, dann hörte man lautes Murren, Verwünschungen gegen den unnatürlichen Vater, Wehklagen um den hingemordeten Waffenbruder. Die jungen Ritter aber erhoben die Leiche, bedeckten sie mit der erbeuteten Rüstung und veranstalteten eine so festliche Leichenfeier, wie sie selten selbst den verdientesten Kriegern zu teil wurde. Manche Thräne rollte über benarbte Wangen.

Jetzt war die strengste Kriegszucht hergestellt. Niemand wagte mehr, erlassene Befehle zu mißachten; aber den Konsul, wo er sich zeigte, umgab das Grauen, das von der unerhörten That ausging; die Soldaten, selbst alte Centurionen, nahten sich ihm nur mit Scheu; sie betrachteten ihn fast wie ein Wesen anderer Art, als gewöhnliche Menschen sind. Indessen verzog sich die entscheidende Schlacht. Beide Feldherren suchten einander in dem von Bewässerungsgräben durchschnittenen Terrain durch Märsche und Gegenmärsche Vorteile abzugewinnen. Unter solchen Bewegungen gelangten die streitbaren Heere bis an den Fuß des Vesuv, der damals den zerrissenen und gespaltenen Gipfel weit höher, als jetzt, aber regungslos emporhob. Uralte, mächtige Steinwände und anmutige Rebenpflanzungen bedeckten den unteren Abhang, dem eine wohlbebaute Ebene bis Neapolis vorgelagert war. Die Waffen mußten entscheiden, wem Campanien, wem die ganze hesperische Halbinsel, wem die Herrschaft über Land und Meer anheimfallen solle. Noch einmal breitete die Nacht ihre Schatten über die Erde aus und spendete den Streitern den Frieden, die Erquickung des Schlafes. Auch die Konsuln ruhten, müde vom Marsche des Tages und von den Sorgen über die Entscheidung. Da erschien beiden im Traumgesicht eine übermenschliche Gestalt. Sie verkündigte, der Feldherr des einen, das Heer des anderen Stammes sei den Göttern des Todes und der Mutter Erde verfallen. Die Konsuln erwachten, sie traten in Beratung zusammen; aber ihr Entschluß war bald gefaßt. Auf wessen Seite die Legionen wankten, der solle sich und die feindliche Macht den unterirdischen Göttern weihen. Schon

aus der Opferschau konnten sie erkennen, wem das Schicksal den Tod des Helden, wem es den Glanz des Sieges beschieden habe. Dem Decius erschienen ungünstige Zeichen: er ging dem Verhängnis mit römischem Mute entgegen.

Die Heere rückten aus, die Tuba gab das Zeichen zum Angriff, die Reiter tummelten sich in wenig entscheidendem Gefechte herum; jetzt erhob sich unermeßliches Feldgeschrei; die Legionen trafen auf einander. Nun krachten die Wurfgeschosse auf Helm und Schild, die Speere wüteten in den Reihen; die Schwerter funkelten in blitzschnellen Wendungen, als die Krieger in der Nähe mit einander rangen. Aber gewaltig drangen die latinischen Haſtaten auf dem römischen linken Flügel vor und drängten ihre Gegner auf die Linie der Principes. Sobald Decius diesen ersten Erfolg der Feinde wahrnahm, erkannte er, daß es an der Zeit sei, der Götterstimme gehorchend, das begehrte Opfer zu bringen. Der Amtsgenosse hatte dem Vaterlande den Sohn geopfert, er wollte das eigene Leben hingeben.

Tod des Decius Mus. Auf sein Gebot erschien der Oberpriester im Gewande seiner Würde; er selbst, gehüllt in die Purpurtoga, die rechte Hand frei erhebend, trat auf ein Geschoß. Er sprach die Worte nach, die der Priester ihm vorsagte: „Janus, Jupiter, Vater Mars, Quirinus, Bellona, ihr Laren, ihr neun Götter, ihr Ahnengötter, ihr Gewaltigen über uns und die Feinde, ihr Unterirdischen, zu euch bete, rufe, flehe ich, wollet dem römischen Volke der Quiriten Kraft und Sieg verleihen, Angst und Grauen des Todes über die Feinde bringen. Wie ich in Worten gesprochen habe, also weihe ich für der Quiriten Heer und Legionen und die Bundesgenossen des römischen Volkes des Feindes Legionen und Genossen den unterirdischen Göttern und der Mutter Erde."

So sprach gläubigen Herzens der Held, dann schwang er sich auf sein Roß in derselben Verhüllung und stürmte, beiden Heeren als der Geweihte erkennbar, unter die Legionen von Latium. Entsetzen ging vor ihm her, seine Waffen verbreiteten Tod und Verderben. Die Schwerter und Speere senkten sich; denn Zaghaftigkeit ergriff die Herzen der Krieger, wo er, gleich einer grauenhaften Nachterscheinung, die Reihen durchbrach. Von Geschossen durchbohrt, stürzte sein Pferd, und als er sich aufraffend zu Fuße in das Gedränge brach, empfing er selbst die Todeswunde. Doch schlossen hinter ihm die latinischen Scharen wieder ihre Glieder und widerstanden im verzweifelten Kampfe den kühn vordringenden Römern.

Der Konsul Manlius, vom Tode des Genossen benachrichtigt, übernahm jetzt den Oberbefehl über das ganze Heer. Indessen entfalteten die Feinde immer mehr ihre überlegene Macht; denn die Samniten, die als Hülfsvölker bei dem römischen Heere gegenwärtig waren, hielten sich unbeweglich am Abhange des Berges. Es konnte ihnen nichts erwünschter sein, als wenn sich die beiden stammverwandten Völker gegenseitig aufrieben. Daher brachten die Latiner einen Teil der Kriegsmacht ins Gefecht, der bisher unthätig den Bergbewohnern gegenüber gestanden hatte. In der neuen Gefahr ließ der Konsul statt der Triarier die zur Vorsorge mit Speer und Schild gerüsteten Accensi vortreten. Der latinische Prätor hielt sie für das dritte Treffen der Legionen und rief nun seinerseits die Triarier vor. Eine Zeitlang stand der Kampf

mit geringen Schwankungen, da die Accensi, von der Weihe und dem Heldentode des Decius befeuert, mit Löwenmut kämpften. Als aber die Übermacht dennoch vordrang, da erst erscholl das Kommandowort des Feldherrn: „Surgite!“ Und die Triarier, die bisher, Schild und Lanze gegen die Erde gestützt, auf dem rechten Knie geruht hatten, erhoben sich. Sie drangen zwischen den Manipeln durch mit frischen Kräften in die feindlichen Legionen und warfen nieder, was Gegenwehr leistete. Über Blut und Leichen ging ihr Weg, unaufhaltsam, furchtbar, wie das Verhängnis. So ward der Sieg für Rom entschieden und noch vor Anbruch der Nacht das Lager der entmutigten Feinde fast ohne Widerstand eingenommen.

Unterwerfung der Latiner. Weiter ging die Verfolgung nicht; der Verlust an Toten, die Wunden, die Ermüdung zwangen zur Rast. Daher konnte sich der geschlagene Feind wieder sammeln und unbehindert den Rückzug fortsetzen. Er hielt sich nicht bei Capua auf, nicht am Volturnus; immer weiter ging der Zug, an den dunkeln Waldhöhen des Massicus vorbei, bis an den stillen, verborgen strömenden Liris im befreundeten Aurunkerland, wo sich schilfbewachsene Sümpfe ausbreiten und der Hain der Marica bis zum Meeresgestade niedersteigt. Weiter vorwärts, bei Vescia, bezog das Heer ein Lager. Dahin kam junge Mannschaft aus Latium und dem Volskerlande, der Prätor aber suchte den Mut der Krieger aufzurichten, indem er auf die lässige Verfolgung der Römer hinwies, auf ihren schweren Verlust, den Abgang und die Entlegenheit ihrer Hülfsquellen. Als nun der Konsul mit seiner geschwächten, aber siegreichen Macht endlich anrückte und hart am Meere über den Liris durchzubrechen suchte, warf sich ihm der Prätor kühn bei Trifanum entgegen. Aber die Kerntruppen Latiums lagen am Vesuv auf blutiger Erde; die neu aufgebotenen Legionen waren den römischen wohl an Zahl, doch nicht an Mut und Waffenübung gewachsen. Sie wurden geworfen, verfolgt, zersprengt; wer dem Blutbad entrann, floh in die Heimat und brachte dahin Bestürzung und Ratlosigkeit. Da dem Bunde ein belebender Mittelpunkt fehlte, der die Kräfte vereinigt und neue Entschließungen hervorgerufen hätte, so löste er sich völlig auf, und jede Stadt suchte mit dem siegreichen, herrschenden Rom ein Abkommen zu treffen, so gut oder übel es sich thun ließ. Die Latiner und Campaner wurden um ansehnliche Ländereien gebüßt, jene namentlich um das Priverner Feld, diese um die frucht- und rebenreiche Falerner Mark bis an den Volturnus, wovon jeder römische Bürger zwei bis drei Morgen erhielt. Nur die Bürger von Laurentum und die campanische Ritterschaft, die dem Bunde gegen Rom nicht beigetreten waren, blieben nicht bloß von den Folgen der Niederlagen unberührt, sondern letzterer wurde auch auf Kosten der campanischen Städte eine Jahresrente von 450 Denaren auf den Mann zuerkannt.

Als nach diesen glorreichen Thaten der Konsul im Triumph in die Stadt einzog, kamen ihm nur die älteren Bürger entgegen; die Jugend hielt sich ferne; ihr blieb der Henker des blühenden Jünglings, des eigenen Sohnes, lebenslänglich ein Greuel. Noch aber stand das zu Wasser und zu Lande mächtige Antium trotzig in den Waffen und setzte den Kampf auf eigene Faust fort. Und so geschwächt war der römische Staat, daß auch der erwählte

Diktator nichts Erhebliches ausrichtete. Dieser erfolgreiche Widerstand ermutigte die Latiner, die sich durch den Verlust an Ackerfeld gedrückt fühlten, noch einmal das Glück der Waffen zu versuchen. Es war freilich nicht der vereinigte Bund, der sich aufraffte, sondern es waren die einzelnen Städtebündnisse, die sich nach den gallischen Verwüstungen gebildet hatten. Sie kämpften aber mit Aufbietung aller Mittel und Kräfte, welche ihre hoffnungslose Lage ihnen eingab. Der Konsul Quintus Publilius Philo, dessen volkstümliche Gesetze wir bereits kennen gelernt haben, erfocht einen Sieg; aber die Stadt Pedum, welche starke Mauern und ein daran gelehntes Lager der Hülfsvölker von Tibur, Präneste und Veliträ verteidigten, konnte vorerst nicht erobert werden.

Erstürmung von Pedum. Dagegen siegte später der Konsul Lucius Furius Camillus, seines großen Ahnherrn würdig, in einem blutigen Treffen bei Pedum und erstürmte die Stadt. Nicht weniger entscheidend schlug sein Amtsgenosse einen anderen Heerhaufen an dem Flüßchen Astura. Darauf durchzogen die Konsuln ganz Latium, eroberten oder unterwarfen durch erzwungenen Vertrag eine Stadt nach der anderen und machten den Senat zum Herrn und Meister über die abgefallenen Bundesgenossen. Gemäß der römischen Staatsklugheit wurden die bezwungenen Städte, um sie völlig auseinander zu halten, sehr verschieden behandelt. Einige, wie Lanuvium und Tusculum, erlangten das volle römische Bürgerrecht, wodurch zwei neue Tribus den bisherigen zugefügt wurden, andere wurden durch Erteilung des Bürgerrechts ohne Stimme zur völligen Unterthänigkeit herabgesetzt, noch andere behielten als Bundesgenossen ihre eigene Verfassung. Veliträ, als besonders straffällig, erfuhr eine harte Behandlung; man riß seine Mauern nieder und versetzte die Väter der Stadt samt ihren Angehörigen jenseit der Tiber. Ebenso schonungslos verfuhr man mit Antium. Ein Teil seiner Ländereien wurde an römische Kolonen ausgeteilt; ferner führte man alle bewaffneten Fahrzeuge der Stadt weg und verbot, solche künftig zu erbauen. Sechs Galeeren wurden zerstört, und mit den abgenommenen Schiffsschnäbeln schmückte man die Rednerbühne in Rom, die zwischen dem Comitium und Forum aufgerichtet war. Diese Bühne war ein schmaler, zehn Fuß erhöhter Gang, auf welchem der Redner hin und her gehen konnte. Sie hieß von der Zeit an Rostra (Schiffsschnäbel) und erinnerte noch durch symmetrisch hervorragende Zieraten späte Enkel an die Heldenthaten ihrer Ahnen. — Daß Campanien gleichfalls büßte, haben wir bereits angemerkt. Es trat in das Verhältnis der früheren latinischen Eidgenossenschaft, doch mit geringerer Selbständigkeit. Der Wille des römischen Senates und Volkes galt als oberstes Gesetz, dem unbedingt Folge geleistet werden mußte, und namentlich war die Streitmacht Campaniens durchaus dem Befehle des Konsuls oder Diktators unterworfen. 338 v. Chr.

Daß die Samniten scheelsüchtig auf das kühne und glückliche Vorschreiten der römischen Republik blickten, braucht kaum bemerkt zu werden. Aber wundern muß man sich über die Unthätigkeit der Eidgenossenschaft in der Zeit, da die Gegnerin, noch blutend von den Wunden des latinischen Krieges, zurückgedrängt, vielleicht überwältigt werden konnte. Es läßt sich diese Thatenlosigkeit nur daraus erklären, daß die samnitischen Völkerschaften damals ihre Aufmerksamkeit fast

ausschließlich auf die Erfolge des Epirotenkönigs Alexander gerichtet hielten. Dieser kämpfte zuerst im Dienste Tarents, dann in seinem eigenen Interesse gegen die sabellischen Stämme Unteritaliens, die überdies selbst nur lose mit einander verbunden waren, etwa wie die germanischen Stämme im Kampfe gegen die römische Macht. Die kriegerischen Häuptlinge zogen wohl mit ihren Gefolgschaften auf Beute und Eroberungen aus, aber der Heerbann, das allgemeine Aufgebot, war schwer in Bewegung zu bringen. Es fehlte das Haupt, der Geist, der den gesunden, kräftigen Körper leitet, wie solches in Rom der Senat that.

Zweiter Krieg gegen die Samniten und deren Verbündete.

Bedrängt durch die kriegerischen Lucaner hatten die reichen Kaufherren der hellenischen Pflanzstadt Tarent den Epirotenfürsten, einen Oheim des großen Alexander, herbeigerufen. Derselbe kämpfte mit wechselndem Erfolge gegen die Lucaner und die diesen befreundeten Samniten, bis er endlich in dem äußersten Winkel des Bruttierlandes, beim Übergange über einen Fluß von einem Speere durchbohrt, seinen Tod fand.

827 v. Chr. Durch seinen Tod erhielten die Samniten freie Hand gegen die feindliche Republik, die nach Zertrümmerung des latinischen Bundes ihre Absichten auf Samnium nicht mehr verhehlte. Um offenen Paß in das Gebirgsland zu haben, eroberten die Römer Cales, nördlich vom Volturnus, und verpflanzten 2500 Bürger dahin. Privernum und Fundi, gleichfalls an der Straße nach Campanien nnd Samnium gelegen, hatten bald das nämliche Schicksal. Einen anderen Weg eröffneten sich die Eroberer, indem sie Fabrateria in den Volskerbergen in ihre Bundesgenossenschaft aufnahmen und Fregellä, das die Samniten erobert und zerstört hatten, durch Kolonen wieder aufbauen und behaupten ließen. So suchten sie das Gebirgsland der Samniten in einen eisernen Ring von Festungen und Militärkolonien zu fassen.

Noch stand Rom nicht auf der schwindelnden Höhe unantastbarer Größe; noch konnte ein Bund der rings bedrohten Völker dasselbe in den Staub werfen und das Joch der Knechtschaft von den freien Schultern fern halten; aber wie wäre es möglich gewesen, die verschiedenen Interessen zu vereinigen, die geteilten Kräfte zu mächtigen Streichen zu sammeln! Tarent und andere hellenische Städte sahen ruhig, vielleicht mit Schadenfreude, dem Kampfe der italischen Stämme zu. Hatten sie doch dadurch selbst Muße, ihrem Erwerb nachzugehen und den berauschenden Becher der Lust mit ungestörtem Behagen zu leeren. Daß sie eine gewisse Beute der endlichen Sieger werden würden, lag im Schoße der Zukunft, um welche sie sich, versunken in den Genuß der Gegenwart, wenig kümmerten. Die Lucaner und Apulier, oft verfeindet mit den Stämmen des oberen Gebirgs, waren unter sich zerspalten und darum selten zum gemeinsamen, kräftigen Handeln geeignet. Einige Hülfe versprachen die kleinen sabellischen Gaue der Vestiner, Marruciner u. a. Die Häupter der samnitischen Eidgenossenschaft richteten aber mit größerem Vertrauen ihre Blicke auf Etrurien, das oft mit Unmut die schwere Hand Latinms gefühlt hatte. Wenn die zahlreichen Etrusker mit ihnen gemeinschaftliche Sache machten, wenn es gelang, in die Marken der mißhandelten Volsker, Herniker, der noch nicht ans Joch

gewöhnten Latiner vorzudringen, dann konnten rings um Rom die Flammen des Krieges, des Aufstandes angefacht werden, in denen die Republik selbst untergehen mußte.

Unterdessen suchten sich die Römer der griechischen Nachbarstädte Paläopolis und Neapolis zu bemächtigen. Die Samniten kamen ihnen zuvor; sie warfen eine Besatzung in die erstere Stadt. Bald erschienen römische Legionen, bedrohten Samnium und belagerten die beiden widerspenstigen Plätze. Verräter öffneten ihnen die Thore von Paläopolis, das wahrscheinlich damals in Flammen unterging; Neapolis unterwarf sich. Weniger glücklich waren andere 326 v. Chr.
Unternehmungen, welche den furchtbaren Entscheidungskampf gleichsam einleiteten. Die Lucaner hatten ein Bündnis mit Rom gegen das eigene Mutterland geschlossen; allein sie waren in Parteien gespalten. Die Samniten benutzten die Entzweiung, brachten mit gewaffneter Hand die unterdrückte Partei an die Spitze der Verwaltung nnd zum Anschluß an die Eidgenossenschaft und nahmen, um sich der Treue des wankelmütigen Volkes zu versichern, eine bedeutende Anzahl von Geiseln. Sie wendeten sich in gleicher Absicht nach Apulien, dessen Bewohner ebenfalls mit der Tiberstadt in Freundschaft getreten waren. Der Senat erkannte die Wichtigkeit der Verbindung; seine Legionen konnten, auf Campanien und Apulien gestützt, in das Herz von Samnium vordringen. Er stellte daher zwei Heere ins Feld, von denen das eine die feindlichen Marken auf der gewöhnlichen Straße bedrohte, das andere östlich durch das Gebiet der sabellischen Stämme nach der Küste des Adriatischen Meeres vorrückte.

Heilige Hühner.

Nur die Vestiner widerstanden in einer mörderischen Schlacht, schlossen aber ein billiges Abkommen, als der Konsul mehrere Städte eroberte. Der andere Konsul, durch Krankheit gefesselt, blieb unthätig und ernannte, vom Senate aufgefordert, znm Diktator einen der tapfersten Helden dieser Zeit.

L. Papirius Cursor und Q. Fabius Maximus Rullianus. Der neue Dik- 324 v. Chr.
tator Lucius Papirius Cursor war ein Patrizier von altem Schrot und Korn, groß und stattlich, von athletischen Formen, in allen Waffenübungen wohl erfahren. Der Staat, die Herrlichkeit des römischen Volkes war die Welt, in welcher sich alle seine Gedanken bewegten. Ihr jedes Opfer zu bringen war er bereit, und Gleiches forderte er von seinen Untergebenen. Freudig ergriff er die Zügel der höchsten Gewalt, um mit zerschmetternden Schlägen die Feinde der Republik zu Boden zu werfen. Da trat ihm, als er Befehl zum Vorrücken gab, der Wärter der heiligen Hühner entgegen und bemerkte, die prophetischen Vögel verschmähten die vorgeworfenen Körner, die Auspizien bei seiner Wahl müßten unrichtig genommen worden sein. Da man von dem Appetit dieser Tiere auf das Gelingen oder Mißlingen einer Unternehmung

schloß und der Diktator ein Mann alten Glaubens war, so machte er sich bereit, zur Vornahme neuer Auspizien in die Stadt zurückzukehren. Der Weg war nicht weit, denn das Heer stand wahrscheinlich im Äquerlande, in welches die feindliche Macht zur Aufregung der römischen Bundesgenossen bereits vorgerückt war. Papirius gebot vor seiner Abreise dem Reiteroberſten Quintus Fabius Maximus Rullianus, das Lager zu bewahren und jedes Zusammentreffen mit dem Feinde zu vermeiden. Kaum aber hatte er sich entfernt, so sah man die Lanzen und Schilde der Samniten glänzen; ihre Scharen senkten sich in die Ebene; sie forderten zur Schlacht heraus. Der Reiteroberst war ein Mann vom ruhmvollen Geschlechte der Fabier; der Heldengeist seiner Ahnen kam über ihn, als er die dunkeln Reihen der Feinde sah; er widerstand der Lockung nicht, ein frisches Reis der Siegesehre dem überkommenen Erbteil beizufügen. Er führte das Heer ins offene Feld heraus, und als der Kampf entbrannte, sahen ihn seine Krieger auf seinem Streitroß durch die Reihen sprengen und hörten seine Befehle, die er im Schauer der tödlichen Geschosse, unbekümmert um die Gefahr, mit lauter Stimme erteilte. Sie warfen die Feinde zurück, sie verfolgten sie bis an ihren Lagerwall. Dann schwelgten sie, von Sieg und Beute berauscht, und erhoben laut den Ruhm des tapferen Führers. Dem aber war jetzt minder wohl zu Mute als im Getümmel der Schlacht, denn er kannte den unbeugsamen Sinn des Diktators. Er schickte daher nicht an ihn, sondern an den Senat die Botschaft von dem Siege und beschwur das Heer, als ein Bittender unter seinen Streitern umherwandelnd, man möge ihn gegen die Rache des mißgünstigen Befehlshabers schützen.

Papirius hatte unterdessen in Rom ein feierliches Opfer dargebracht. Die Götter wurden vom Haruspex um Kundgebung ihres Willens befragt; die Zeichen waren alle günstig. Da brachte ein Bote Nachricht von den Vorfällen bei dem Heere. Sogleich kehrte der Diktator ins Lager zurück und saß bald, umgeben von Legaten, Tribunen und seinen 24 Liktoren, vor den schleunigst berufenen Centurien zu Gericht. Er erklärte seine unumschränkte Gewalt, seinen erlassenen Befehl, die Übertretung des ihm untergeordneten Befehlshabers; er befahl dem Liktor den Schuldigen zu ergreifen und sein Amt zu verwalten. Das ertrug der Unglückliche nicht. Er hatte dem Tode im Getümmel des Kampfes ins Angesicht geschaut, ihm kühn die Brust entgegengeboten; aber der Dichter sagt mit Recht:

„Nicht scheut den Tod der Heldensohn,
An Ruhm und Ehren reich;
Der Tod der Schmach, Verräterlohn,
Der macht die Wange bleich."

Er sah das blinkende Beil des Schergen, das seinen Nacken bedrohte, und den Block und den starren Mann auf dem Gerichtsstuhl. Darum erfaßte ihn ein nie gefühltes Grauen. Er entzog sich dem Verfolger und verbarg sich in den dichten Haufen seiner Siegesgefährten, die murrend, lärmend, auf den Diktator schmähend, die nachsetzenden Liktoren überall aufhielten. Er gewann dadurch Zeit, sich auf ein schnelles Roß zu schwingen und ohne Aufenthalt nach Rom zu jagen. Auf Antrag seines Vaters Marcus Fabius versammelte sich

der Senat und hörte mit Unwillen den Bericht über die Vorgänge im Lager. Während man sich beriet und zur Berufung der Gemeindeversammlung die erforderlichen Schritte that, hörte man außerhalb Getümmel und erblickte die Liktoren, die dem Diktator voranschritten. Bald trat er selbst, der unerbittliche Richter, mit seinem Gefolge ein, und kaum erblickte er den Reiteroberſten, so setzte er die Sache auseinander und befahl, den Übertreter diktatorischer Befehle zu ergreifen. Der ganze Senat that Einsprache; aber vergebens. Unbekümmert um den erhobenen Widerspruch und die lärmende Bewegung, beharrte der Diktator auf seinem Willen. Indessen konnte er die Gemeindeversammlung nicht verhindern.

Schon waren die Tribus in ihre Ordnung eingewiesen und von dem Sachverhalt in Kenntnis gesetzt worden, da traten die Fabier, Vater und Sohn, begleitet von dem ganzen Senat, vor die Bürgerschaft. Aber auch Papirius erschien im Glanze seiner Würde und befahl, den Sträflichen von der Rednerbühne wegzureißen. Als dies geschehen war, wiederholte er, unbeirrt durch das Murren der Menge, das Gebot an den Liktor, zu thun, was seines Amtes sei. Dagegen erhoben die Fabier laut ihre Stimme, und lauter noch sprach der letzte Sieg über die Feinde des Staates, die Teilnahme an dem Schicksal des jungen Helden, dem Henkershand den Preis für tapfere Thaten reichen sollte. Wortwechsel, Gezänk erfüllte das Forum, sodaß kein Redner mehr gehört werden konnte. Endlich, nachdem die Menge ermüdet war, wurde die Stimme des Diktators und seiner Anhänger verstanden. Diktatorische Befehle, sagten sie, seien bisher gleich dem Willen der Götter geachtet worden. Wenn man einmal, wenn man jetzt ihre Heiligkeit in den Staub trete, so sei die Würde des höchsten Amtes, das so oft den Staat gerettet habe, für immer vernichtet; die Bürgerschaft aber, die solchen Frevels sich erkühne, sei der Mit- und Nachwelt dafür verantwortlich. Diese Gründe stillten den Aufruhr; der entsetzliche Richter hatte freie Hand, seinen Spruch zu vollstrecken. Aber nun erhoben Senat, Volkstribunen und die ganze versammelte Menge Hand und Stimme und flehten um das Leben des ruhmvollen Kriegers. Jetzt war dem Gesetze Genüge geleistet, die Diktatur in ihrer Machtvollkommenheit erhalten; den Bitten des römischen Volkes, nicht der ungesetzlichen Gewalt gab der oberste Richter nach; er schenkte der Bürgerschaft ihren Liebling und erhielt Rom einen seiner mutigsten und siegreichsten Helden.

Der Diktator verließ die Stadt, nachdem ein anderer Reiteroberst erwählt war, und kehrte zum Heere zurück, das in seiner Abwesenheit manche Anfechtung und manchen Verlust erlitten hatte. Er fand die Legionen entmutigt und in einer ihm feindlichen Stimmung. Daher blieb die erste Schlacht, ungeachtet seiner trefflichen Führung, unentschieden. Als es ihm aber durch Freundlichkeit und Sorge für die Verwundeten gelang, sich die Liebe seiner Krieger zu erwerben, erfocht er den vollständigsten Sieg. Mit Beute beladen kehrte er nach großen Verwüstungen und vielen glücklichen Gefechten zurück und zog im Triumphe in Rom ein. Noch vor seinem Abzug verwilligte er den Samniten gegen Lieferung von Bekleidungsstücken und Jahressold Waffenstillstand auf ein Jahr.

Die Berichte über die folgenden Feldzüge sind sehr unsicher. Es scheint, daß ein konsularisches Heer im entlegenen Apulien Gefahr lief, abgeschnitten zu werden, daß die Samniten ihre Thäler und ihre auf hohen Bergen gelegenen Dörfer nicht immer schützen konnten, doch aber mitunter siegreich in Latium eindrangen und Tusculum, Veliträ, Privernum und andere Städte in Aufruhr brachten. Wenigstens war man in Rom selbst eines Überfalls gewärtig, und einstmals verbreitete sich sogar ein panischer Schrecken in der Stadt, der Feind sei bereits innerhalb der Mauern. Ferner wird erzählt, die Samniten seien einst kühn bis an den Wall des römischen Lagers vorgerückt und hätten Miene gemacht, durch die Örtlichkeit begünstigt, es zu erstürmen: der Feldherr sei bei Nacht aufgebrochen, aber, von der feindlichen Reiterei überholt und geängstigt, zur Schlacht gezwungen worden. Nach fünfstündigem, mörderischem Kampfe habe er endlich dadurch gesiegt, daß die samnitischen Geschwader das römische Gepäck geplündert und, dadurch verwirrt, der anstürmenden Ritterschaft schwachen Widerstand entgegengesetzt hätten.

Fabius in Apulien. Papius Brutulus' Tod. Mit niederbeugender Gewalt führte zu derselben Zeit jener Quintus Fabius, dessen Haupt das Liktorenbeil so hart bedroht hatte, den Krieg in Apulien. Er zerstörte 81 Bergdörfer und nahm mit stürmender Hand das wohlbefestigte Luceria auf der Grenze von Samnium. Die gehäuften Unglücksfälle, die Verwüstungen und Verluste an Habe, Gut und Blut machten endlich die tapfern Bergbewohner kleinmütig. Nur der Bundesfeldherr Papius Brutulus, der bisher die kriegerischen Unternehmungen mit Geschick und großer Einsicht geleitet hatte, dessen Herz an der Freiheit, dem Ruhme seines Vaterlandes hing, widerstand dem Volkswillen. Seine Thaten, sein Ringen mit dem harten Schicksal, sein brechendes Herz, als die starre Notwendigkeit ihm die Waffen aus den Händen nahm, das hat die Geschichte nicht in ihre Jahrbücher verzeichnet, weil sie nicht aus den Berichten und Heldenliedern des unterdrückten, zertrümmerten Volkes, sondern aus den Darstellungen parteiischer Römer schöpfen konnte. Gewiß ist, daß er sich selbst den Tod gab.

Eine Gesandtschaft führte den Leichnam des Mannes, dem man den Ausbruch des Krieges schuld gab, nach Rom, um dadurch die Geneigtheit des Volkes zum Frieden zu bethätigen. Sie gestand alle Bedingungen zu, die der Senat vorlegte; nur die eine, Unterwerfung unter die Majestät des römischen Volkes, also Entsagung der Selbständigkeit, verwarf sie unbedingt und kehrte, als darauf bestanden wurde, unverrichteter Sache in die Heimat zurück. So mußte das Schwert wieder entscheiden. Die Landboten der samnitischen Stämme hielten Tagsatzung, unter ihnen mancher kriegserfahrene Führer. Da wurden die Lage der Dinge, die Ursache des Krieges und seine Erfolge ernstlich in Erwägung gezogen. Um Sieg und Herrschaft war der Kampf entbrannt, jetzt stritt man um höhere Güter, um Aufrechthaltung der Nationalehre, der Unabhängigkeit des Landes. Schlachten waren verloren, doch auch rühmliche Siege erfochten worden; grausame Verwüstungen hatten die heimischen Gaue betroffen, aber auch das römische Gebiet nicht unberührt gelassen. Der Krieg erschien als eine Notwendigkeit; denn, so bemerkte man mit Recht, wenn man die Römer

Lucanien und Apulien ohne Widerstand unterjochen lasse, so sei auch Samnium, von drei Seiten durch feindliche Waffen umschlossen, dem Untergange verfallen. Daher müsse zuerst der Götter Gunst erworben, dann der Schatten des geopferten Papius Brutulus gesühnt werden durch Opfer, mehr noch durch Hingebung, sowie durch tapfere Thaten in seinem Sinn und Geiste. Zunächst müsse man auf sich selbst vertrauen, aber auch Bundesgenossen zu erwerben trachten, besonders Tarent, die sabellischen Stämme, die von Rom unterjochten Völker, ja selbst entfernte, aber gleichfalls bedrohte Nationen.

Demütigung der Römer in den Caudinischen Engpässen.

Die Caudinischen Engpässe. So sprachen die mutigen, einsichtsvollen Landboten, und darnach handelten sie. Der Heerbann aller Gaue wurde aufgeboten, zum Oberbefehlshaber über die ganze Bundesmacht der erfahrene Gavius Pontius bestellt, der seine Geschicklichkeit im Gebirgskriege schon oft bewährt hatte. Den Widerstand zu brechen rückten beide Konsuln ins Feld. Es waren vier Legionen vereinigt, die mit den Bundesgenossen wohl eine Streitmacht von 40000 Mann bilden mochten. Von Capua, wo sie gelagert waren, marschirten sie nach der Grenze gen Calatia. Mehrere Späher wurden daselbst eingebracht: sie versicherten alle, das samnitische Hauptheer stehe bei Luceria in Apulien und bedränge diesen Hauptwaffenplatz der Römer mit äußerster Gewalt. Man brach sogleich dahin auf und zwar, da man vereinzelte Angriffe der Bergbewohner gering schätzte, mitten durch Feindesland auf der geraden Straße von Benevent. Die nördlich gelegene Stadt Caudium zur Seite lassend,

ging der Zug auf schmalem Wege durch Waldgebirge über einen steilen Höhenrücken in einen feuchten Wiesengrund, Furculae Caudinae (Caudinische Gabeln) genannt, bis an einen anderen Gebirgskamm, der überstiegen werden mußte. Man fand oben die Straße durch Baumstämme und Felsen versperrt, und samnitische Krieger, die zugleich sichtbar wurden, schickten sich an, die gefährlichen Werkstücke auf die Angreifenden herabzustürzen. Sofort wurde Halt gemacht; aber nun sah man auch den Rückweg versperrt, und ringsherum auf den Höhen glänzten samnitische Waffen. Die Konsuln erkannten zu spät, daß man sie getäuscht, daß die feindliche Hauptmacht sie umringt habe. Ohne einen ernstlichen Kampf zu wagen — Livius wenigstens erwähnt nirgends eines solchen — ließen sie sich auf Unterhandlungen ein. Pontius, der samnitische Feldherr, verschmähte den Rat seines wegen hoher Weisheit berühmten Vaters Gaius Herennius, das überwundene Heer ungekränkt zu entlassen, oder dasselbe bis auf den letzten Mann niederzuhauen, weil in dem ersten Falle Roms Freundschaft, in dem anderen seine Schwächung erlangt werde. Er schloß vielmehr einen Vertrag, nach welchem ein gleiches Bündnis, Räumung der zu Samnium gehörigen Orte, Entfernung der Kolonien und Überlieferung von 600 Rittern edeln Geschlechts als Geiseln festgesetzt wurden. Die Konsuln und alle höheren Befehlshaber beschwuren und unterzeichneten die Übereinkunft.

321 v. Chr.

Nach Abschluß der Verhandlungen streckten die Legionen die Waffen und schritten, nicht verschont von Spott und Mißhandlungen, unter dem Joche durch. Niedergeschlagen, gebeugt von Unglück und Schande, kamen sie nach Capua, wo man sie mit Speise und Trank reichlich erquickte. Darauf setzten sie ihren traurigen Zug in die Heimat fort, wo sich die Landleute auf ihre Besitztümer zerstreuten, die andern bei Nacht in die Stadt und in ihre Wohnungen schlichen. In Rom war große Trauer. Man hatte zum Entsatze schleunigst ein Aufgebot gerüstet, Schließung der Buden, Stillstand der Gerichte verordnet; es war umsonst; zu schnell kam das Verhängnis und versenkte die Bürgerschaft in Sorgen und Wehklagen. Man legte Gold und Geschmeide ab und zog Trauerkleider an. Der Senat versammelte sich zur Beratung über den abgeschlossenen Vertrag. Da erhob sich zuerst Spurius Postumius, der eine von den unglücklichen Konsuln, an deren Stelle bereits ein Diktator die oberste Gewalt übernommen hatte. Er erklärte, der Vertrag habe keine bindende Kraft für die Republik, weil ihn Senat und Volk weder abgeschlossen noch genehmigt hätten. Wenn man die Konsuln und Kriegsobersten, welche ihn unterzeichnet, als sträfliche Übertreter ihrer Vollmacht dem Feinde ausliefere, so sei man jeder Verpflichtung ledig. Dieser Rat fand allgemeine Billigung. Wohl erhoben mehrere Volkstribunen Bedenken gegen die unredliche Auslegung, allein die römische Staatskunst band sich nicht an das verpfändete Wort. Das Heer, wie billig, gleichfalls den Samniten zurückzugeben, daran dachte niemand.

Fetialen führten die zum Opfer für gebrochene Treue bestimmten Befehlshaber gebunden in das feindliche Lager vor den Feldherrnstuhl des Pontius. Sie verkündigten den Beschluß des römischen Volkes und die Genugthuung, welche man den Samniten durch Überlieferung der sträflichen Obersten leiste. Nach Beendigung der Rede gab Postumius dem Sprecher einen Fußtritt,

indem er bemerkte, er sei durch die Übergabe selbst ein Samnite geworden und habe als solcher durch Mißhandlung des priesterlichen Gesandten das Völkerrecht verletzt. Voll Verachtung und entrüstet über das klägliche Possenspiel zur Beschönigung verratener Treue erhob sich Pontius. Er rief die Götter auf zur Rache für den Frevel; er forderte, daß die Legionen in die Gebirgsenge zurückkehren sollten, wenn irgend die geschworenen Eide noch Geltung hätten, die überlieferten Gefangenen aber ließ er von ihren Banden lösen und frei und ungekränkt ihren Rückweg nehmen.

Die Caudinischen Pässe bei Caserta. Nach Duruy.

Die verzweifelten Kämpfe des messenischen Volkes sowie seiner Heerführer sind in seinen heimischen Heldenliedern durch die Teilnahme von ganz Hellas erhalten worden; der samnitische Stamm ist mit seinen Annalen und Heldensagen spurlos untergegangen; wir haben nur die Berichte seiner Todfeinde. Indessen konnten auch die römischen Überlieferungen die wichtigsten Erfolge und Entschließungen der tapferen Bergleute nicht völlig austilgen. Namentlich war der Sieg in den Gebirgsengen von Caudium keineswegs ohne Folgen. Die samnitischen Heerhaufen breiteten sich nach verschiedenen Seiten aus. Sie eroberten das wichtige Fregellä auf der Hauptstraße, sie nahmen Satricum mitten im Volskerlande, nach Apulien hin eroberten sie Luceria und gewannen die meisten apulischen Städte.

Papirius Cursor und Publilius Philo. Als sich die Römer von der Niederlage einigermaßen erholt hatten, stellten sie zwei erprobte Führer an die Spitze ihrer Heere, den gewaltigen Papirius Cursor und den uns gleichfalls bekannten Publilius Philo. Ersterer, gegen Luceria bestimmt, wagte nicht, durch die gefährlichen Gebirge zu ziehen; er marschirte auf der Straße am Adriatischen Meere, wo ihm die kleinen sabellischen Stämme keinen Widerstand entgegensetzten. Er bezog ein festes Lager vor der Stadt; da ihm aber die umherschwärmenden samnitischen Scharen die Zufuhr abschnitten, so geriet er mit den Legionen in nicht geringe Not. Zur gelegenen Zeit schlug sich sein Amtsgenosse zu ihm durch, und beide Feldherren erstürmten darauf das feindliche Lager. Bald ergab sich infolge dieser Waffenthat die belagerte Stadt Luceria; die benachbarten Ferentaner aber, welche sich jetzt feindlich zeigten, wurden geschlagen und unterworfen.

Der Konsul Papirius wendete sich darauf nach der anderen Seite, wo die Samniten das Land der Volsker und Osker bedrängten. Denn er gönnte weder sich selbst noch seinen Kriegern Rast, so lange noch etwas zu thun war. Er schritt oft auf dem Wege zu Fuß unter ihnen einher; dabei übertraf er in allen Beschwerden des Krieges und in allen Waffenübungen auch die Stärksten, wie er denn von seiner Schnellfüßigkeit den Beinamen der Renner (cursor) erhalten hatte. Von seiner rücksichtslosen Strenge lieferte sein Verfahren gegen den Reiteroberſten einen abschreckenden Beweis. Er kannte aber überhaupt keine Nachsicht und war mit dem Blute seiner Untergebenen nicht sparsam. Den Prätor von Präneste, der im Kampfe gewichen war, strafte er mit der Todesangst. Er ließ den Liktor das Beil bereit halten, dann, als der Mann in banger Erwartung zitterte, befahl er dem Schergen, eine Wurzel abzuhauen, die seinen Gang hinderte. Es war, als ob er sein Spiel mit Menschenleben triebe. Auch bei minder ernsten Veranlassungen übte er seinen kernhaften, aber verletzenden Witz. So baten ihn die Ritter nach einem glücklichen Gefecht um Erleichterung im Dienst. Er schien von der Billigkeit ihrer Forderung überzeugt und sagte endlich, er erteile ihnen nach reiflicher Erwägung die Vergünstigung, daß sie künftig nicht mehr nach einem scharfen Ritt den Pferden den Rücken streichen sollten. Dieser Mann trieb die Samniten aus dem Lande der Volsker in ihre Berge zurück und eroberte Satricum nach schwerer Belagerung, worauf er in Rom triumphirend einzog.

318 v. Chr. Ein Waffenstillstand gönnte den Samniten einige Ruhe, allein die Römer wußten größere Vorteile davon zu ziehen, indem sie ganz Apulien zur Unterwürfigkeit zwangen. Nun aber griff die Eidgenossenschaft wieder zu den Waffen, um nicht durch müßiges Zuschauen von der unaufhaltsam fortschreitenden Todfeindin völlig umschlossen und wehrlos überwältigt zu werden. Der Krieg wurde mit steigender Erbitterung geführt; man kannte von beiden Seiten keine Schonung. Das Bundesheer eroberte Plistia und Sora im Volskerlande und suchte die wichtige Stadt Saticula nicht weit von Capua, welche die Feinde belagerten, zu entsetzen. Die Samniten bemühten sich demnach mit Erfolg, den Legionen die Straßen nach Campanien und Samnium zu verlegen und vielleicht das Konsularheer in Apulien abzuschneiden. In Rom

war darüber so große Besorgnis, daß man einen Diktator erwählte, der sogleich mit großer Macht nach dem Kriegsschauplatz vorrückte. Bei Lautulä, wo die Straße durch das Gebirge von Terracina nach Fundi führte, traf er auf den Feind und erlitt, wie die Folgen lehren, in dem hartnäckigen Treffen großen Verlust. Sein Reiteroberst, Quintus Aulius, der die Flucht aufzuhalten suchte, wurde niedergehauen. 315 v. Chr.

Nach diesem Erfolge der samnitischen Waffen schienen die kühnsten Hoffnungen der eidgenössischen Führer in Erfüllung zu gehen. Ringsherum erhoben sich volskische, ausonische und campanische Städte wider Rom; selbst Capua neigte zum Abfall, und in Latium zeigten sich verdächtige Bewegungen. Noch ein entscheidender Schlag durfte erfolgen, und das ganze Land trat in den Bund mit den Gebirgsbewohnern wider die herrschende Stadt. Indessen dieser Schlag erfolgte nicht; die feindlichen Befehlshaber scheinen im Glücke nicht kräftig und einmütig genug vorgeschritten zu sein, während der Senat mit der ihm eigentümlichen Entschiedenheit die geeigneten Maßregeln traf, seine erwählten Feldherren, ungeschreckt durch Mißgeschick, den Sieg vorbereiteten und seine Legionen ihn mit ihrem Blute erkämpften. Mehrere Siege wurden erfochten, die Ausoner überwältigt und für ihren Abfall grausam gestraft, die Burg von Fregellä, das oskische Calatia, die reiche campanische Stadt Nola erobert. Um die endliche Unterwerfung der Eidgenossenschaft zu erzwingen, suchte der Senat zunächst Sicherung der neuen Erwerbuugen durch Kolonien, die, wie Zwingburgen, Samnium einschließen sollten. Luceria, Sora, Suessa, besonders das wichtige Casinum, wurden von zahlreichen Kolonen besetzt; sogar auf einer Insel, Circeji gegenüber, legte man die Seestation Pontia an, wo die freilich nur schwache römische Flotte Schutz gegen Sturm und Feinde suchen konnte.

Ende der Waffenruhe. Müde, wie ein Ringer, der wiederholt von dem überlegenen Gegner zu Boden geschleudert wurde und sich immer, wenn auch mit schwindender Kraft und Hoffnung, wieder aufrafft, stand das samnitische Volk dem furchtbaren Feinde gegenüber. Es sah sich nach Bundesgenossen um, die den langen, entsetzlichen Kampf mit ihm teilen möchten, und fand dazu die Etrusker bereit. Bisher hatten sie, treu dem mit Rom geschlossenen Waffenstillstand, dem Verlauf der Dinge ruhig zugesehen. Jetzt waren die vierzig Jahre der Waffenruhe zu Ende und ihre Hände frei. Auch mögen samnitische Sendboten sie aus ihrem Frieden aufgescheucht, in den Städten oder in der Bundesversammlung verkündigt haben, wie notwendig es für alle Völker Italiens sei, durch gemeinschaftlichen Kampf das drohende Joch von den Schultern fern zu halten. Die etruskischen Städte rüsteten sich mit Macht, dem Feinde zu begegnen. In den Niederungen zwischen dem ciminischen und sabatinischen See hatten die Römer die wohlbefestigte Stadt Sutrium in Besitz, die während der früheren Kriege mehrmals zur Schutzwehr gegen Etrurien gedient hatte. Dahin wendete sich das Bundesheer. Der Konsul begegnete ihm, ehe die Stadt eingeschlossen werden konnte. Er fand, daß er es mit einem Feinde zu thun habe, der durch fortwährenden Kampf gegen die Gallier wohlgeübt und gewohnt war, der Gefahr ins Angesicht zu sehen. Beide Heere waren ausgerückt, 312 v. Chr. 311 v. Chr.

aber sie zögerten, eine Blöße des Gegners erwartend, bis zum Mittag. Endlich schritten sie zum Angriff. Die Schlacht dauerte ohne Entscheidung bis zum Abend, und als jetzt die Etrusker ihre Übermacht mehr und mehr entwickelten, erhoben sich die Triarier mit frischen Kräften und stellten das Treffen wieder her. Die Nacht machte dem zweifelhaften Kampfe ein Ende. Nach dieser ersten Waffenprobe scheinen beide Heere den Rückzug angetreten zu haben.

Auch in Samnium ruhte der Krieg nicht. Die Römer drangen verwüstend in das Innere des Landes, eroberten Flecken und Dörfer ungeachtet ihrer
313 v. Chr. Lage auf steilen Berghöhen, endlich sogar Bovianum, die wichtigste Hauptstadt der Pentrer, ohne sich jedoch während des rauhen Winters behaupten zu können. Sie erlitten manchen Verlust durch Überfälle in den verschlungenen Berg- und Waldgehegen; doch hatten sie gelernt, auch in schwieriger Lage mit den Waffen in der Hand sich Bahn zu brechen. Als sie einst einen schwer zugänglichen Bergwald zu erstürmen suchten, wohin die Bauern ihren größten Reichtum, die Viehherden, geflüchtet hatten, wurden sie von allen Seiten eingeschlossen und angegriffen. Aber der kundige Führer Gaius Junius ordnete die Legionen der Beschaffenheit des Ortes gemäß, erstieg, Geschosse und Speere nicht achtend, die steilen Anhöhen und erfocht einen blutigen Sieg.

310 v. Chr. Es ist merkwürdig, daß der Senat unter den vielfachen Kriegsgefahren sogar noch auf das Seewesen seine Blicke richtete. Freilich läßt der 348 v. Chr. (nicht 509) mit Karthago geschlossene Handelsvertrag eine gewisse Bedeutung der Handelsflotte vermuten, welche des Schutzes bedurfte. Schon die Gründung der Kolonie Pontia zeigt, wie man, vielleicht im Hinblick auf das zu Wasser mächtige Tarent, eine Seemacht ins Leben zu rufen suchte. Eine solche, nach griechischer Bauart aus Schiffen mit drei Ruderreihen (Trieren) bestehend, ankerte bei Pompeji am Fuße des Vesuv. Kriegsvolk und Ruderknechte ergossen sich über das offene Land, das doch schon Roms Herrschaft anerkannte. Als sie sich, mit Beute beladen, zurückzogen, wurden sie von den erbitterten Bauern überfallen und übel zugerichtet auf ihre Schiffe gejagt.

In demselben Jahre suchten die Samniten wieder festen Fuß in Apulien zu gewinnen; doch der Konsul drang in das Herz von Samnium ein, eroberte viele Orte, ward aber durch den Heerbann des Landes angegriffen und erlitt eine Niederlage, wodurch die Legionen in die äußerste Gefahr kamen. Alle Verbindung mit Rom war abgeschnitten; der Senat, der den Untergang des ganzen Heeres fürchtete, befahl die Wahl eines Diktators und hielt dafür nur einen Mann geeignet, den von Samnium gefürchteten Papirius Cursor. Wer aber sollte den gewaltigen Helden zu der obersten Würde erheben? Die Konsuln allein waren gesetzlich dazu befugt; allein den einen umlagerten feindliche Scharen, sodaß kein Staatsbote zu ihm gelangen konnte, der andere war Quintus Fabius Maximus Rullianus, der einst nur durch die Fürbitte des ganzen Volkes sein Haupt vor dem blutdürstigen Diktator gerettet hatte. Niemals war bis jetzt zwischen ihm und seinem ehemaligen Verfolger ein Wort der Versöhnung gesprochen worden, und jetzt, da er sein einst dem Beil verfallenes Haupt mit frischem Lorbeer bekränzt hatte, schien er am wenigsten geneigt, es vor dem Todfeind zu beugen. Indessen dem Gesetze mußte Genüge geleistet werden,

und der Senat entsandte Botschafter, würdige Konsulare, um den Ruf des Vaterlandes dem Helden zu überbringen, der bis tief in Etrurien hinein die Schrecken der römischen Waffen getragen hatte.

Von dem bedrängten Konsularheere im inneren Samnium eilen wir den Abgeordneten des Senats voraus über das Hochgebirge und die gelbliche Tiber, an dem einsamen Bergrücken Soracte vorbei, über die Tuffhöhen der Ebene. Rechts und links glänzen die Spiegel der vulkanischen Seen, dunkle Waldhöhen erheben sich im Vordergrund; es ist der ciminische Wald. Da sind die Spuren des kühnen Fabius, der sich mit seinen Legionen auf unwegsamer Straße Bahn brach. Jenseits bezeichnen Verwüstungen seinen Weg und bei Perusia ein leichenvolles Schlachtfeld.

Krieg in Etrurien. Wir müssen, um die kriegerischen Thaten der im inneren Etrurien gelagerten Legionen und ihres Führers zu begreifen, die Begebenheiten im Zusammenhang berichten. Fabius war mit seinem Heere, das wie gewöhnlich aus zwei Legionen und den Bundesgenossen bestand, gen Sutrium gezogen. Er traf auf eine zahlreiche etruskische Streitmacht, welche ihm den Weg verlegte. Während er, die Übermacht scheuend, auf einer abschüssigen, mit Felsen überlagerten Hügelkette vorrückte, stürmten die auf ihre Zahl vertrauenden Etrusker die Anhöhen. Aber die Legionen bildeten schnell ihre Schlachtordnung, schleuderten Speere und Steine auf die wild andringenden Feinde und vollendeten ihre Niederlage durch einen raschen Angriff mit dem Schwerte. Die Reiterei, die von beiden Flügeln hervorbrach, schnitt den Flüchtlingen den Weg nach ihrem Lager ab, das mit reicher Beute den Siegern in die Hände fiel. Inzwischen stand das etruskische Hauptheer unerschütterlich vor Sutrium; es war stark genug, den Legionen und der Besatzung die Spitze zu bieten. Alle Versuche des Konsuls, die Stadt zu entsetzen, scheiterten. Da faßte er den kühnen Entschluß, im Rücken der Feinde gegen Etrurien selbst aufzubrechen. Seinen Bruder, der mit der etruskischen Sprache hinreichend bekannt war, sandte er als Kundschafter in die feindlichen Städte, und als dieser mit den erforderlichen Nachrichten zurückkam, setzte er seinen Plan ins Werk. Wohl hätte er gangbare Straßen wählen können; aber dann mußte er erwarten, daß ihm der Feind auf den Fersen folgte. Wie alle großen Feldherren, that er das Unerwartete, was gewöhnlichen Menschen als Vermessenheit erscheint, was aber der kühne, geniale Mann, der auf sich vertrauen darf, mit Mut und Geschick ausführt und zu überraschenden Resultaten steigert.

Der Feldherr ließ zuerst, ungesehen vom Feinde, das sämtliche Gepäck aufbrechen, dann die Legionen, während er selbst mit der Ritterschaft vor dem etruskischen Lager herumschwärmte. Gegen Abend zog er sich zurück und folgte durch das hintere Lagerthor dem Fußvolk. Man gelangte an den ciminischen Bergwald, der in der Dämmerung finster und schauerlich, wie ein Grab, vor den kriegerischen Wanderern lag. Seit vierzig Jahren hatte man ihn als Grenze betrachtet; keine Axt hatte seine Dickungen gelichtet; nur emsige Handelsleute waren mit ihren Saumtieren hindurchgeschritten. Um uralte Riesenstämme wucherte junger Nachwuchs, Dorngebüsche, rieselnde Wasser und herabrollende Felsen machten die spärlichen Pfade unsicher. Die Krieger schauderten,

als sie in die verworrenen, unheimlichen Dickungen eintraten; aber sie vertrauten dem Genie, dem Mute ihres Führers und schritten vorwärts. Nach vielen Mühseligkeiten, doch ohne Verlust, gelangten sie endlich auf eine Anhöhe am Ausgange des Waldes, und vor ihnen lag, vom hellen Morgen bestrahlt, eine blühende, lachende Landschaft des fruchtbaren Etruriens. Ungehindert zogen die Legionen durch die üppigen Gefilde und in die zahlreichen Dörfer, wo die Bauern nicht Zeit hatten, ihr Eigentum in feste Städte zu flüchten. Da erholte sich der Krieger an den vorgefundenen Vorräten, da wurden Menschen und Vieh, Geld und Gut seine Beute. Auf die erschreckenden Nachrichten sammelte sich eilends der Landsturm; aber er ward ohne Mühe zerstreut, und weiter ging der Sieges- und Raubzug nach der Stadt Perusia zwischen dem trasimenischen See und der Tiber, offenbar in der Absicht, das Bundesheer von Sutrium abzulenken. Ob dies gelang, bleibt ungewiß; vielleicht vereinigte sich ein Teil desselben mit den Heerhaufen, die aus vielen Städten sich sammelten, und auch aus Umbrien kam reichliche Hülfe. Die Schlacht war blutig, der Sieg der Legionen aber entscheidend. Perusia ergab sich, andere Städte ließen um Waffenstillstand bitten und erhielten ihn zum Teil gegen Lieferung von Kleidungsstücken und Sold.

In Rom hatte man mit banger Sorge von dem verwegenen Zuge des Konsuls gehört und Abgeordnete gesandt, ihn zu verbieten. Diese kamen aber zu spät und begrüßten den mutigen Führer schon nach seinem ersten Erfolg. Jetzt, da er siegreich im inneren Etrurien stand, erschienen die Botschafter des Senats mit dem Auftrage, den Papirius Cursor zum Diktator zu ernennen. Es war am späten Abend, als sie vor den ruhmvollen Feldherrn traten. Er hörte sie schweigend an, gab aber keine Antwort, sondern entfernte sich und ließ sie in peinlicher Ungewißheit zurück. Einsam, in der Stille der Nacht erwog er in tiefer Seele, was zu thun sei. Der alte, unsühnbare Groll, sein Stolz auf ruhmvolle Thaten, welche ihn über jede Verantwortung erhoben, das Bewußtsein, des Feindes Ehre in Händen zu haben, stiegen mit dämonischer Gewalt in seiner Seele auf. Es war, als träten aus der Vergangenheit nie vergessene Scenen voll Grauens hervor, das blanke Beil, der Mann mit dem eisernen Willen und dem versteinerten Herzen auf dem Richterstuhl, der bittende Senat, das flehende Volk. Er kämpfte gegen die finsteren Mächte, die seinen besseren Willen umstrickten. Da zeigte sich ihm unter den wechselnden Erscheinungen ein anderes Bild, das des weinenden Vaterlandes, der in Samnium eingeschlossenen, vielleicht durch seine Schuld hingewürgten Legionen, und — er hatte überwunden. Er trat ernst und feierlich vor die Staatsboten, erklärte die Ernennung des vorgeschlagenen Diktators, dann entfernte er sich wieder, wie er eingetreten war, ohne ein Wort weiter zu reden.

Wohl ist es wahr, daß auch die Großmut, die hochherzige Selbstverleugnung Pein macht, zumal wenn sie einem Gegner bewiesen wird, der, wie Papirius, kein Wort des Dankes, keinen Blick der Anerkennung dafür bietet. Fabius machte diese Erfahrung; aber er bekämpfte den inneren Unmut männlich. Er suchte durch rastlose Thätigkeit zu vergessen. Daher drang er mit seinen sieggewohnten Legionen rückwärts nach dem immer noch belagerten

Sutrium, schlug daselbst die Etrusker und dann ein neues Aufgebot des Bundes am Rande der Kraterhöhen, welche die Schwefelwasser des Vadimonischen Sees umgeben. Sein Tagewerk war größtenteils vollbracht; die etruskischen Städte 308 v. Chr. schlossen einzeln Waffenstillstände, wie gewöhnlich, gegen Lieferung von Bekleidungsstücken und Sold für die Legionen. Zu spät erhob sich jetzt ganz Umbrien in Waffen, um durch einen raschen Zug nach Rom selbst im Rücken der siegreichen Armee, gleichsam durch einen Handstreich, dem Krieg ein unerwartetes Ende zu machen. Der wachsame Senat erhielt von dem Anschlag Nachricht und berief den damals in Samnium beschäftigten Fabius gegen die vermessenen Feinde. Dieser verlegte ihnen den Weg und überwand sie nach kurzem Kampf. Ihre Städte fielen teils durch Eroberung, teils durch Übergabe, und eine hoch im Gebirge in dem eroberten Nequinum angelegte Kolonie war genügend, alle umbrischen Stämme im Zaum zu halten. Die Römer nannten diese wohlgelegene Festung Narnia.

Niederlage der Bundesgenossenschaft. Mehrmals war dem tapfern Fabius der Oberbefehl verlängert worden. Er führte ihn dann unter dem Titel eines Prokonsuls fort, wodurch man den in Zeiten der Gefahr verderblichen Wechsel in der Heerführung vermied. Auch hob man zu seinen Gunsten das Gesetz auf, daß ein Bürger sich erst zehn Jahre nach seiner Amtsführung wieder um ein kurulisches Amt bewerben durfte. Daß er wiederholt großartige Triumphe feierte, bedarf kaum der Erwähnung. Indessen kämpfte auch der von ihm ernannte Diktator Papirius Cursor seines alten Namens würdig. Er zog an der Spitze eines neuen Aufgebots dem, wie wir wissen, im Gebirge eingeschlossenen Konsul zu Hülfe. Bei seiner Annäherung wich der feindliche Landsturm zurück, sodaß er sich ungehindert mit den befreiten Legionen vereinigen konnte. Dagegen versammelte Samnium seine ganze Macht. Die Edelsten der Nation fanden sich ein und bildeten besondere Kohorten mit ausgezeichneten Waffen, wie ehemals die Principes der Römer. Leicht war die Rüstung, wie sie sich für den Gebirgskrieg eignet, der Schild oben breit, um Brust und Schulter zu decken, unten schmal. Eine Schiene schirmte das vortretende Bein; Federn umwallten den Helm, der das kriegerische Haupt umschloß. Der Brustharnisch war von den Fasern eines Meerschwamms gefertigt, dicht und fest gesteppt, um gegen Hieb und Stoß möglichste Sicherheit zu gewähren. Die eine Hälfte der Legion trug purpurschillernde Leibröcke und goldene Zierate auf dem Schild, die andere weißes, linnenes Gewand und Silberschmuck. Niemals waren die Edeln so zahlreich gewesen; sie hofften, zwei Heere zu vernichten und nach langem Unglück ihr Vaterland zu Siegesehren zu erheben. Darum drängten sie zur offenen Feldschlacht, und der Diktator verweigerte sie nicht. Der Streit war heiß und mörderisch; doch brachte endlich der Reiteroberst den feindlichen rechten Flügel und die Silberschildner zum Weichen; der Diktator vollendete den Sieg, den die verfolgende Reiterei entscheidend machte. Bei dem Triumphe wurden viele von den erbeuteten Gold- und Silberschilden vorangetragen und zugleich festgesetzt, daß mit diesen glänzenden Waffen künftig bei feierlichen Umzügen die Buden der Geldwechsler auf dem Forum geschmückt werden sollten.

Kampf zwischen Römern und Barbaren.

Dritter Krieg gegen die Samniten und ihre Bundesgenossen.

Wohl erfochten die todesmutigen Samniten in den folgenden Jahren noch manchen Sieg: aber im ganzen war ihnen, wie bisher, das Glück abhold, und die römischen Heere zogen, Burgen und Städte erstürmend, durch das Land, sodaß in vielen Gauen nur schauerliche Einöden mit rauchenden Trümmern übrig blieben. Noch einmal schien ihnen das Schicksal günstige Gelegenheit zur Rettung zu bieten, da die sabellischen Völker, die Marser, Peligner, Marruciner, dann auch die Herniker und Äquer, gegen die drohende Macht Roms sich erhoben. Aber alle diese Versuche waren zu spät, vereinzelt, ohne einen beherrschenden Mittelpunkt. Der römische Senat, gleichsam die Seele des Staates, überwachte jede Bewegung, setzte jede Kraft der Republik in Thätigkeit; auf sein Gebot flogen die erprobten Feldherren auf die angewiesenen Posten und erzwangen mit der Schärfe des Schwertes Unterwerfung. Zur Anerkennung der römischen Obmacht mußte sich endlich auch Samnium entschließen. Es entsagte jedem Bündnis mit den Nachbarn, namentlich in Apulien und Lucanien, sowie jeder Einmischung in deren Angelegenheiten, und beschränkte sich auf sein von römischen Festungen eingeengtes Gebiet.

304 v. Chr.

Während der Krieg mit den Männern des Gebirges ruhte, suchte die römische Republik ihre Eroberungen zu sichern, ihr Übergewicht fester zu begründen und die Ausdehnung ihrer Herrschaft über die ganze Halbinsel vorzubereiten. Eine zahlreiche Kolonie wurde zu Alba in den Bergen am See Fucinus gegründet, wo die kriegerischen Marser wohnten; Sora am oberen Liris wurde als Waffenplatz gegen etwaige Versuche der Volsker auf der einen Seite und der Samniten auf der anderen mit 4000 Kolonen besetzt und stark befestigt. Carseoli ward im Äquerlande angelegt, um das noch immer nicht ganz bezwungene Volk im Zaume zu halten. Als sich die Marser und Äquer gegen die Knechtschaft auflehnten, schlug sie das Schwert der Legionen völlig zu Boden. Im äquischen Gebiete wurden vierzig Städte und Dörfer verwüstet.

Tarent. Anders verhielt es sich mit der reichen Griechenstadt Tarent, die dem römischen Eroberungsgelüste noch ferne lag und durch Geld und Schiffe mächtig war. Von den Lucanern, ihren westlichen Nachbarn, vielfach angefeindet und durch Raubzüge geschädigt, nahm sie einen spartanischen Fürsten, Kleonymos, in Sold, der mit seinem Heerhaufen gerade unbeschäftigt war. Durch italische Söldner und das Bürgeraufgebot von Tarent verstärkt, stand er bald an der Spitze eines ansehnlichen Heeres, zwang die Lucaner zum Frieden, eroberte und brandschatzte Metapontum und zeigte Lust, sich in die Angelegenheiten Siziliens zu mischen, wo der kühne Töpfersohn Agathokles, als Tyrann von Syrakus, Griechen und Karthager bedrängte. Indessen waren die auf friedlichen Verkehr bedachten Tarentiner keineswegs geneigt, ihren Söldnerhauptmann in seinen ehrgeizigen Entwürfen zu unterstützen. Daher zog er es vor, gegen ansehnliche Summen nach dem hellenischen Corcyra (Kerkyra) überzusetzen. Zwar erschien er noch einmal an der apulischen und lucanischen Küste, wo er die Stadt Thurii einnahm; er räumte sie aber bei Annäherung eines römischen Heeres und unternahm noch gegen die Veneter in Oberitalien einen Raubzug, der jedoch für ihn unglücklich ausfiel. Nunmehr schloß Tarent einen Vertrag mit Rom, wodurch freier Handelsverkehr festgesetzt, aber auch die Bedingung beigefügt wurde, daß römische Kriegsschiffe nicht nördlich vom Lacinischen Vorgebirge erscheinen, also nicht in den Tarentinischen Meerbusen einlaufen sollten. Diese Bestimmung beweist die Unabhängigkeit und die gleiche Berechtigung der Hellenenstadt mit der römischen Republik.

Unwillig ertrugen die Samniten die durch den Friedensschluß auferlegten Bedingungen, und der Entschluß der freien Männer des Gebirges, lieber im rühmlichen Kampfe unterzugehen, als geduldig dem Fremdlingsjoch den Nacken zu beugen, erstarkte in ihrer Brust. Die Erinnerung an den Jammer der Verwüstung, an die erlittenen Niederlagen konnte die Nation in ihrer Entschließung nicht wankend machen. Abermals, wie nach dem ersten Friedensschluß, traten mutige, weitschauende Männer unter den Landboten auf, welche dem Volkswillen Ausdruck gaben. Schon hatte der etruskische Bund wieder Krieg erhoben; dazu schien es leicht, die keltischen Stämme am Adriatischen Meere, vielleicht auch neue Schwärme aus ihrem Mutterlande, in die Verbindung zu ziehen. Wenn sich ein streitbares samnitisches Aufgebot mit beiden Völkern vereinigte, so konnte man hoffen, die furchtbare römische Macht völlig zu Boden zu werfen.

Quintus Fabius Rullianus. Der Krieg wurde anfangs mit wechselndem Glücke geführt; als aber der alte Feldherr Fabius Rullianus und P. Decius Mus, ein Sohn des am Vesuv gefallenen Helden, an die Spitze der Legionen traten, neigte sich das Glück auf die Seite der Römer. Da faßten der samnitische Führer Gellius Egnatius und mit ihm sein Volk den Entschluß, die geringere Macht zur Deckung der Heimat zurückzulassen, mit dem Hauptheere aber nach Etrurien zu ziehen, um dort die Entscheidung herbeizuführen. Daselbst stand bereits der Städtebund in den Waffen und hatte die gallischen Nachbarn in die Verbindung gezogen. Die umfassendsten Rüstungen wurden während des Winters in Etrurien und Samnium betrieben; am Adriatischen Meere schliffen die Kelten ihre Schwerter und beriefen kriegslustige Scharen aus der Heimat.

Unterdessen wüteten Krieg und Zerstörung in Samnium fort; aber Gellius Egnatius täuschte die römischen Befehlshaber, marschirte auf bekannten Bergpfaden nordwärts und erschien, alle Gefahren überwindend, in Etrurien, wo der Konsul Appius Claudius stark ins Gedränge kam. Nur sein Lager konnte letzterer behaupten, während verschiedene Abteilungen seines Heeres mit großem Verluste von ihren Posten vertrieben wurden. Dagegen folgte der andere Konsul Volumnius, der die Niederlage seines Amtsgenossen fürchtete, eilends den Samniten. Beide konsularische Heere erfochten einen Sieg über die Verbündeten, konnten ihn aber nicht benutzen, weil ein Aufgebot der Bergbewohner bis an den oberen Liris vorgedrungen war und Miene machte, die Volsker, Campaner und andere römische Bundesgenossen zu überwältigen, oder, wenn sie willig waren, mit ihnen vereinigt das römische Gebiet selbst anzugreifen. Volumnius gönnte seinen Kriegern keine Rast, sondern rückte in Eilmärschen gegen den Feind, der bereits an den Volturnus zurückgewichen war und, mit Beute und Gefangenen beschwert, nach den heimischen Bergen zog. Er griff ihn auf dem Marsche an und erfocht einen leichten Sieg.

Durch diese glänzenden Erfolge war der Senat von der nächsten Sorge befreit; aber er blickte weiter über die Höhen des Apennin, in die grasreichen Gefilde, wo die Gallier ihre Herden weideten. Da wimmelten Felder und Dörfer von wehrhaften Männern, die, nach Krieg und Raub begierig, dem lockenden Ruf und dem Gelde der Etrusker willig Folge leisteten. Der gallische Schrecken kam über Rom. Nur ein Mann schien geeignet, der furchtbaren Macht der Verbündeten die Spitze bieten zu können: Quintus Fabius Rullianus, der mit der Weisheit und Kriegserfahrung des Alters noch immer die Kühnheit der Jugend verband. Auf ihn lenkten die Väter ihre Blicke, und die Bürger-
295 v. Chr. schaft erwählte ihn einmütig zum Konsul. Auch jetzt, wie vor zwei Jahren, zeigte er, sich bescheiden weigernd, auf sein ergrautes Haupt; dann, als man in ihn drang, erbat er sich zum Amtsgenossen seinen Freund Decius. Aber die mit neuer Kraft erwachte brennende Begierde nach Ruhm, die jede Schranke, auch die der heiligsten Liebe und Freundschaft sprengt, hatte in den Seelen der Männer, die jetzt an der Spitze des Staates standen, die Herrschaft. Im Dienste des Vaterlandes das Höchste zu leisten, vor allen Mitbürgern durch unsterbliche Thaten hervorzustrahlen, das war das Ziel ihres mächtigen Ringens und Strebens. Als nun dem greisen Helden die Provinz Etrurien, der Posten

der Gefahr, aber auch der Ehre, ohne Los zuerkannt werden sollte, da erhob sich Decius gegen diese Ungesetzlichkeit mit Entrüstung. Und die Männer haderten miteinander vor allem Volk. Aber die allgemeine Stimmung war gegen den jüngeren Mann, weil die Vergangenheit allzu laut für Fabius sprach. Sobald man jedoch die Entscheidung getroffen hatte, war aller Zorn, aller Groll aus den Herzen verbannt, und schnell vereinigt machten sie sich auf, die Gefahren zu beschwören, die rings um den Staat sich gesammelt hatten. Und jetzt offenbarte es sich, wie eitel der Zwiespalt gewesen war; denn man fand nötig, daß beide konsularische Heere unter ihren Führern gegen die verbundene feindliche Macht ins Feld rückten, während andere Schauplätze des Krieges untergeordneten Befehlshabern zugeteilt wurden, .

Die Republik stellte in diesem Jahre eine Macht auf, die zahlreicher war als je zuvor. Sie betrug mit Einschluß der Bundesgenossen wohl gegen 90000 Streiter. Außer den Konsuln befehligten Appius Claudius, Volumnius, Lucius Scipio, Fulvius, Postumius. Vier Legionen waren den Winter über versammelt geblieben. Zu den in Etrurien gelagerten Haufen führten im Frühling die Konsuln ihr Hauptheer. Wahrscheinlich ward später auch Volumnius mit seinem Heerbann aus Samnium herangezogen, da ein Aufgebot der Bergbewohner bald nachher bis über den Liris gen Formiä sich ausbreitete. Zur Verbindung mit den Konsuln standen Legionen bei Falerii, wo die Tiberbrücke gegen Umbrien Schutz nötig hatte, andere lagerten vor der Hauptstadt auf dem vaticanischen Hügel. Zahlreich war insbesondere die Reiterei; denn man fürchtete die gallischen Reiterschwärme. Eine Legion stand weit vorgerückt bei Camerinum, wo man den Einbruch der Gallier befürchtete, nachdem die Frühlingssonne den Schnee des Hochgebirgs geschmolzen hatte. Als sie aber auf den Bergkamm vorrückte, stürmten schon die Kelten in gedrängten Massen herunter, schnitten ihr den Rückzug ab und hieben sie bis auf den letzten Mann nieder. Heransprengende Reiter des Barbarenheeres, welche die Köpfe der erschlagenen Römer an die Sättel gebunden hatten, oder als Siegeszeichen emporhielten, machten zuerst die Konsuln mit der Niederlage bekannt.

Um die obersten Feldherren sammelte sich allmählich die ganze feindliche Macht: Etrusker, Samniten, Umbrer und Kelten, ein Heer, welches das Land kaum ernähren konnte. Wäre Einheit in den Bewegungen desselben gewesen, so hätten die Römer ihrer Niederlage nicht entgehen können. Allein die Massen ordneten sich nicht unter den Oberbefehl eines kriegserfahrenen Mannes, wie Gellius Egnatius war; vielmehr scheint von Anfang eine Spaltung unter ihnen stattgefunden zu haben. Dagegen waren alle Bewegungen der römischen Macht in vollkommenster Übereinstimmung; denn der greise Fabius war die Seele, deren Gedanken der Riesenleib in Ausführung brachte. Auf seinen Befehl rückten die Legionen der Veteranen nach Falerii vor, Fulvius aber, welcher daselbst gestanden hatte, gegen Clusium, um die Städte des inneren Etruriens zu bedrohen, von denen mehrere ihren Heerbann zum Schutze des eigenen Herdes beriefen. Seiner strategischen Überlegenheit vertrauend, marschirte hierauf der alte Held kühn über das Gebirge in die östlich gelegene umbrische Ebene. Er umging dadurch die feindliche Macht und stand in ihrem Rücken bei Sentinum.

Schlacht bei Sentinum. Wohl erkannte der kluge Egnatius das gewagte Spiel, das der römische Feldherr unternahm; er riet zu zögern, mit der zahlreichen Reiterei die Verbindungen desselben abzuschneiden, ihn entweder in einer für ihn ungünstigen Stellung zum Treffen zu zwingen oder durch fortdauernde Gefechte in dieser entlegenen Gegend aufzureiben. Aber der Mut der Barbaren ließ sich nicht länger zügeln. Als sie den Römern gegenüber lagerten, und diese zum drittenmal ins offene Feld ausrückten, verlangten sie die Schlacht und drohten im Falle der Weigerung mit dem Abzug in ihr Land. Der Samnite mußte nachgeben, wenn nicht der große Plan, um dessen willen er die Heimat verlassen hatte, gänzlich scheitern sollte. Er selbst mit seinen tapferen, waffenkundigen Völkern, vielleicht verstärkt durch Umbrer und Etrusker, bildete den linken Flügel. Der etruskisch-umbrische Gewalthaufe soll abgesondert zur Erstürmung des römischen Lagers aufgestellt gewesen sein. Die Kelten in zahlloser Menge, Fußvolk und Reiterei, hatten den Ehrenposten zur Rechten. Ihnen gegenüber stand der tapfere Decius und hatte zu seiner Deckung den größten Teil der römischen und campanischen Reiterei, deren Mut und kriegerische Gewandtheit berühmt war. Gegen die Samniten führte Fabius seine Legionen in der herkömmlichen Manipularordnung. Unerschütterlich widerstanden die Krieger des Gebirges dem Angriff, dann rückten sie selbst vor, und Hastaten und Principes wankten vor ihrem Andrang. Nur die Gegenwart des verehrten Feldherrn, seine Gestalt, wenn er durch die Reihen sprengte, sein Zuspruch, wenn er an die erfochtenen Siegesehren erinnerte, hielt die hart bedrängten Manipel im Gefecht zurück. Heiß brannte die Sonne auf die Streiter; aber sie beleuchtete auch die erzumschienten Triarier, die, regungslos auf das rechte Knie gestützt, hinter dem Getümmel harrten, bis ihre Stunde kam.

Anders ging es auf dem römischen linken Flügel zu. Ein Wolf jagte durch die Rotten der Römer. Sie begrüßten ihn jubelnd, als den Boten des Sieges, welchen Vater Mars gesandt habe. Eine Hirschkuh rannte hinüber zu den Kelten und ward niedergeschossen. Das schien ein Frevel gegen die große Göttin Diana. Decius suchte die Götterzeichen wahr zu machen. Wohlbekannt mit der gallischen Kampfweise, hatte er die Manipel in eine geschlossene Ordnung zusammengezogen. Kaum war solches geschehen, so stürmten schon die Feinde unter gellendem Schlachtruf heran und strebten, nachdem die Geschosse geschleudert waren, in dichten Schwärmen die Phalanx zu sprengen. Das Geheul der Barbaren, das Schmettern der Hörner, die rasselnden Streiche der Schwerter erfüllten die Luft: unerschüttert standen die Legionen. Nun stürmten die gallischen Reiterschwärme heran, und als sie von der tapfern Ritterschaft zweimal durchbrochen und geworfen worden, brachen ihre Kriegswagen rasselnd unter Reiter und Fußvölker, die, überrascht, betäubt von dem neuen Schrecken, von den Geschossen der Wagenkrieger durchbohrt, von den Rädern und den Hufen der Rosse zermalmt, ihre Glieder zu lösen begannen. In dieser Stunde des Entsetzens, erzählt die römische Überlieferung, habe sich Decius seines Vaters erinnert. Er war zu gleichem Todesopfer bereit. Der Priester sprach ihm, wie er verhüllt auf dem Geschosse stand, die Weiheformel vor. Er wiederholte sie nnd fügte noch hinzu: „Vor mir her Entsetzen und

Flucht, Gemetzel und Blutbad! Der Zorn der Götter des Himmels und der Hölle über Fahnen, Wehr und Waffen der Feinde, daß sie mit mir im Todesfluche untergehen." Darauf stürmte der geweihte Held in die Reihen der siegreichen Gallier und fiel unter ihren Geschossen. Seine Völker aber schlossen begeistert zu neuem Kampfe ihre Glieder und drangen mit übermenschlichem Mute gegen den Feind vor. Eine Nachhut, vom ersten Konsul entsandt, kam zu Hülfe; die Pila flogen, Schilde und Männer durchbohrend, in die dichten Haufen der Kelten; doch hielten sie noch Stand. Da erschienen in ihrem Rücken campanische Geschwader und siegreiche Kohorten und vollendeten ihre Niederlage.

Die Entscheidung kam vom rechten Flügel, wo Fabius den Befehl führte. Auf seinen Ruf hatten sich zur rechten Zeit die Triarier erhoben. Und als ihre Lanzen blinkten, ihre ungeschwächte Kraft, ihre geschlossenen Glieder auf die kampfesmüden Samniten trafen: da konnten die Gebirgsleute nicht länger ihre Stellung behaupten. Rückwärts und immer rückwärts wichen sie vor den wütenden Drängern bis an den Lagerwall. Hier endlich suchte sie der tapfere Gellius Egnatius zum Stehen zu bringen. Am Eingange kämpfte er selbst mit den Edelsten des Heeres, die Flucht der Seinen hemmend, dem feindlichen Andrange wehrend; er blickte über das Blutfeld, ob nicht die etruskisch-umbrische Macht dem Feinde im Rücken erscheine; aber er sah nur siegreiche Kohorten der Römer und in der Ferne flüchtige Kelten. Da traf ihn selbst der Todesstoß und bewahrte ihn vor dem Schmerze, alle seine Hoffnungen gescheitert zu sehen.

Der Überrest der Samniten zog sich in Ordnung zurück, da die erschöpften Römer die Verfolgung nicht fortsetzen konnten. Sie erreichten durch geschickte Märsche und unter abwechselnden Gefechten ihre heimatlichen Berge. Fabius marschirte mit dem siegreichen Heere rückwärts über den Apennin nach Etrurien, verheerte das Gebiet von Perusia und Clusium und krönte den Feldzug durch einen Sieg über die Etrusker, der einen Waffenstillstand mit mehreren Städten zur Folge hatte. Darauf hielt er seinen wohlverdienten Triumphzug in Rom.

Fall von Aquilonia. Der Verlust der Samniten in diesem entscheidenden Feldzuge war, so scheint es, nicht so groß, wie römische Geschichtschreiber angeben. Denn schon im folgenden Jahre sind sie imstande, dem Feinde drei Heere entgegenzustellen. Sie überraschen an der westlichen Grenze ihres Landes das Lager des einen Konsuls an einem nebeligen Tage und werden nur nach großem Verluste der bestürzten Legionen zurückgetrieben. Sie liefern bei Luceria eine zweifelhafte, vielleicht sogar siegreiche Schlacht. Indessen können sie die feindliche Übermacht nicht abwehren, die verwüstend das Land durchzieht. Noch einmal machen sie die größten Anstrengungen und sammeln einen Heerbann von 40000 Streitern bei Aquilonia. Der Kern desselben, 293 v. Chr.
16000 Mann in weißen Waffenröcken und glänzenden Rüstungen, verpflichtet sich durch einen Eid, die Walstatt lebendig oder tot zu behaupten. Es ist vergeblich; Papirius Cursor, der Sohn des berühmten Diktators, trifft seine Maßregeln mit solcher Umsicht, daß er das gesamte Heer trotz Eidschwur und Weihe über den Haufen wirft, das Lager einnimmt und am Abend Aquilonia erobert.

Man begreift nicht, wie das Gebirgsvolk auch nach dieser Niederlage sich wieder aufraffen konnte. Und doch schlägt es unter Anführung des alten

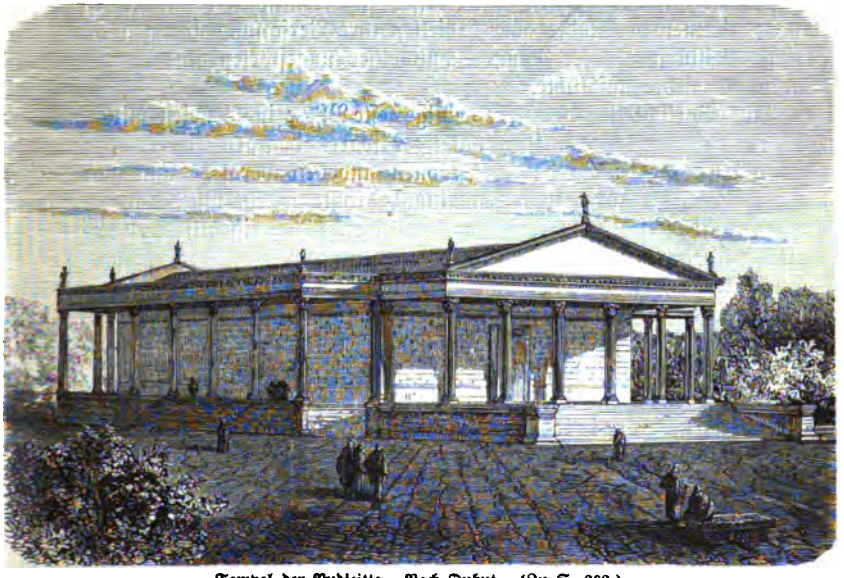
Pontius, des Siegers von Caudium, im folgenden Feldzug den Konsul Quintus Fabius Gurges, den Sohn des Rullianus, schimpflich in die Flucht. Ein Diktator sollte ernannt werden; allein der greise Sieger von Sentinum erbot sich, dem unglücklichen Feldherrn als Gehülfe und Ratgeber zur Seite zu treten. Durch geschickte Bewegungen zwang er die Samniten zur Schlacht, und als schon das Vordertreffen zum Weichen gebracht, der verzweifelt kämpfende Konsul umzingelt war, errang er an der Spitze der Reiterei und der Nachhut den vollständigsten Sieg. Die samnitische Macht war vernichtet, ihre Führer selbst gefangen. Wie mochte das Vaterherz freudig schlagen, als der Konsul mit bekränztem Haupte zum Kapitol emporstieg! Dagegen ruht unser Blick mit Wehmut auf dem einst berühmten Pontius, dem Imperator der Samniten, der, mit Ketten beladen, vor dem Triumphwagen herschritt und dann im Kerker nach grausamer Römersitte enthauptet wurde.

Manius Curius Dentatus. Die letzte Schlacht war so entscheidend, daß fernerhin die Samniten nicht mehr im Felde erscheinen, sondern nur durch vereinzelte Gefechte, Überfälle, überhaupt durch den kleinen Krieg im Gebirge der Übermacht Abbruch thun, bis endlich unter dem Konsul Manius Curius
290 v. Chr. Dentatus Friede geschlossen wird, wodurch Samnium in das frühere Bündnis, wahrscheinlich aber unter sehr abhängigen Verhältnissen, wieder eintritt. Derselbe Konsul bezwang auch die Sabiner in ihren reich angebauten Thälern um Reate und Amiternum, wo sie eines langen Friedens und behaglichen Wohlstandes sich erfreut hatten. Die besiegten Völker schickten eine Gesandtschaft mit reichen Geschenken an ihn ab, um einen günstigen Frieden zu erlangen. Als sie das Feldherrnzelt betraten, saß der schlichte Mann am Herdfeuer und kochte sich ein Gericht Rüben. Lächelnd blickte er auf das glänzende Gold, das vor ihm ausgebreitet wurde, und sagte, Rom wolle lieber über reiche Völker herrschen, als selbst reich sein. Damit wies er die Boten an den Senat, und der schonungslose Krieg dauerte fort. Die Legionen waren indessen weniger enthaltsam als ihr Befehlshaber. Sie schleppten unermeßliche Beute mit sich fort, sodaß man sagte, damals erst habe Rom den Reichtum kennen gelernt.

Das Cäritische Recht. Die bezwungenen Städte erhielten das Bürgerrecht ohne Stimme oder, wie man es von der zuerst damit beglückten Stadt Cäre nannte, das Cäritische Recht. Außer den durch Plünderung erworbenen Schätzen wurden ausgedehnte Ländereien gewonnen, die man verteilte. Jeder Bürger in Rom erhielt sieben Morgen; dem siegreichen Curius wies man fünfzig an. Aber auch jetzt bewies er sich als ein Mann von altrömischem Gepräge und einfachen Sitten, der den Überfluß verschmähte. Er lehnte die Bevorzugung ab und war zufrieden mit dem Anteil, den seine Mitbürger und Waffengefährten empfingen.

Der Krieg in Etrurien war um diese Zeit lässig fortgeschleppt worden. Die östlichen Städte hatten sich zum größten Teil mit den Römern vertragen, da sie die wilden Gallier mehr fürchteten als jene; die Seestädte dagegen nährten wider die herrische Stadt an der Tiber den alten Haß und trugen ihn auf ihre eigenen Stammgenossen über, die sich unter die angemaßte Botmäßigkeit schmiegten. Sie überzogen namentlich das volkreiche Arretium mit Krieg

und verschmähten es nicht, die benachbarten wilden Senonen zum Beistande aufzufordern. Die Einladung fand, wie gewöhnlich bei den Galliern, williges Gehör, denn Kriegführen und Rauben war für sie das rechte Lebenselement. Indessen rückte alsbald ein römisches Heer unter dem Prätor Metellus der befreundeten Stadt zu Hülfe und war ohne Furcht vor den Barbaren, die am Tage von Sentinum die Schwere des römischen Armes gefühlt hatten. Die Kelten aber warfen die feindliche Ordnung über den Haufen, hieben mit ihren Schwertern nieder, was Widerstand leistete, und schleppten Tausende von Gefangenen und den Raub des Lagers über die Berge in ihr Land. Der Verlust war so groß, daß sich der Senat entschloß, eine Gesandtschaft von Bundespriestern zur Auslösung der Gefangenen an die Senonen zu schicken. 283 v. Chr.



Tempel der Pudicitia. Nach Dubut. (Zu S. 282.)

Vernichtung der Senonen und Niederlage der Bojer. Berauscht von Sieg und Übermut achteten die Barbaren nicht der priesterlichen Gewänder, sondern fielen über die Fetialen her, erwürgten sie und zerstückten sogar ihre Leiber. Dem Frevel folgte die Strafe auf dem Fuße. Eine starke römische Macht rückte in Eilmärschen in das senonische Gallien, zersprengte den Heerbann und durchzog mit Feuer und Schwert das offene Land, wo keine ummauerten Städte den Verwüstern Einhalt thaten. Das wütende Kriegsvolk kannte keine Gnade; das ganze senonische Geschlecht mußte büßen, es ward fast gänzlich ausgerottet.

Von diesem Greuel der Verwüstung hörten die Bojer, die zwischen dem Padus und Apennin ihre Herden weideten. Sie machten sich mit Heereskraft auf, ihre Stammverwandten zu rächen. Entronnene Senonen verstärkten die zahllosen Schwärme, ehe sie das Gebirge überstiegen; jenseits stießen etruskische Scharen zu ihnen, denn der Zug ging geradeswegs auf Rom los, das

man zu vertilgen gedachte. Die Legionen begegneten der feindlichen Macht auf dem vulkanischen Boden, dessen ausgebrannten Krater der Vadimonische See füllt. Der Kampf war hartnäckig, aber entscheidend; das feindliche Heer wurde größtenteils aufgerieben. Daß nach dieser Niederlage die Etrusker nicht länger der römischen Oberherrschaft sich erwehren konnten, war vorauszusehen. Nachdem ein zweites Aufgebot der Bojer und Etrusker bei Populonia im folgenden Jahre geschlagen war, bequemte sich die Eidgenossenschaft
280 v. Chr. Etruriens zum Frieden. Die Bedingungen waren sehr milde, weil Rom im Süden durch einen auswärtigen Eroberer in große Bedrängnis gekommen war. Volsinii, Vulci und andere Städte, die am beharrlichsten die Fehde fortsetzten, wurden hart behandelt; einige Landschaften mußten sich das Cäritische Bürgerrecht auf den Nacken legen lassen und römischen Präfekten Gehorsam leisten; die meisten Städte aber behielten ihre Verfassung und genossen gegen geringe Leistungen unter Roms Schutz einer ungestörten Ruhe, wodurch ihr Wohlstand wieder aufblühte.

Aus Vorsicht ließ der Senat einige feste Plätze in Etrurien mit römischen Siedlern besetzen. Bei weitem wichtiger waren dagegen die Kolonien Sena Gallica im verödeten Lande der Senonen und besonders Venusia in Apulien. Letztere Stadt, die Tarent und Samnium bedrohte, wurde mit der ungewöhnlich großen Zahl von 20000 Kolonen bevölkert. Im eigentlichen Gebiete der Samniten dagegen wagte man keine Ansiedelungen.

Matronenstreit in Rom. Während die Bürger Roms in blutigen Schlachten um die Herrschaft von Italien kämpften, entbrannte ein nicht minder heißer Streit in der Stadt selbst. Es bestand nämlich seit alters ein Tempel, der Göttin keuscher Frauensitte, der Pudicitia, geweiht. Hier pflegten jährlich die Edelfrauen in ihrem besten Schmuck ein gemeinschaftliches Opfer zu bringen. Als nun die Patrizierin Verginia, die Gattin des durch Siege verherrlichten plebejischen Konsuls Volumnius, wie sie sonst zu thun pflegte, dem Festzuge sich anschloß, wurde sie an der Tempelpforte zurückgestoßen. Wahrscheinlich hatten dasselbe Schicksal noch andere an Plebejer verheiratete Damen, die sie bei dem entbrennenden Wortgefecht unterstützten. Worte voll Zorn und Hohn flogen hinüber und herüber. Vergebens berief sich Verginia auf ihren makellosen Wandel, auf die amtliche Stellung, den Ruhm ihres Gatten. Ihre Rede ward durch die Zungenfertigkeit der Gegenpartei übertönt; sie mußte, glühend vor Zorn und Scham und verfolgt von dem Spott und Gelächter der edeln Damen, den Rückzug antreten. Kein Tribun legte gegen dieses Verfahren sein Veto ein; daher half sich Verginia selbst, so gut sie konnte. Sie ließ auf ihrem Eigentum und auf ihre Kosten der Göttin bürgerlicher Frauenehre ein Heiligtum errichten und feierte hier jährlich mit plebejischen Matronen das Fest der makellosen Sitte. So hatte Rom infolge des seltsamen Zwistes geraume Zeit zwei Göttinnen und Wächterinnen weiblicher, keuscher Sitte. Bei dem Zusammenfluß von allerlei Volk in der großen Hauptstadt scheinen sie jedoch nicht so mächtig gewesen zu sein als die geheiligte Einfalt des Lebens in alter Zeit; denn es kamen Untersuchungen gegen Giftmischerinnen vor, die, wie die Bestrafung zeigt, wohlbegründet waren.

Benevent.

Pyrrhus von Epirus.

Von dem fernen Land
Zieht der Kriegesheld;
An Hesperiens Strand
Schlägt er auf sein Zelt,
Und er will mit kühnem Wagen
Sich des Glückes Gunst erjagen.
Wagst du nicht zu viel?
Eisern ist das Spiel!

Ein anderes Schauspiel, eine andere Scenerie thut sich vor unseren Blicken auf. Ein Feldherr aus der Schule des großen Alexander, der kühn seine Blicke auf den Thron einer Weltmonarchie richtet, geht mit neuen Waffen und ungewöhnlichen strategischen Mitteln in den Kampf gegen das aufstrebende Rom. Es ist Pyrrhus, König von Epirus. Etwa sieben Jahre nach dem Tode des macedonischen Eroberers war er geboren; schon in seinem dritten Lebensjahre entging er nur mit Mühe dem Tode, da sein Vater in den Untergang der Königin Olympias, der Mutter Alexanders, verwickelt war. Treue Diener flüchteten mit dem Knaben nach Illyrien, wo er Schutz fand, bis er als Jüngling in das Reich seiner Väter zurückkehren konnte. Zum zweitenmale vertrieben, schloß er sich an den kühnen Abenteurer Demetrius den Städteeroberer, an, focht an seiner Seite in der mörderischen Schlacht bei Ipsus und entrann mit ihm glücklich aus den Schrecken der Niederlage. Er blieb dem Genossen im Unglück treu. In seinem Interesse begab er sich, als Geisel, an

den Hof des Ptolemäers nach Alexandrien, wo er, herangereift zum stattlichen kriegerischen Manne, durch Gewandtheit, wie durch offenes, mutiges Wesen die Gunst des Königs und die Hand der Stieftochter desselben erhielt. Mit Geld und Mannschaft versehen, gewann er darauf wieder die Herrschaft in Epirus. Während der fortdauernden Unruhen wußte er sich sogar auf den Herrscherstitz von Macedonien zu schwingen, allein die stolzen Besieger Asiens duldeten den Fremdling nicht; er mußte sich in die heimischen Berge zurückziehen, wo er unter den Eichen Dodonas und an den geheimnisvollen Wassern des Acheron von großen Entwürfen, von Siegen und Siegesehren träumte. Er unterhielt ein streitbares Heer; ein Kreis von fein gebildeten Freunden umgab ihn; doch wußte er auch seine rauhen, halbbarbarischen Epiroten zu schätzen und durch freundlichen Umgang an sich zu fesseln. Mit ihrer Hülfe hoffte er noch eine große Rolle, vielleicht die hervorragendste auf der Bühne der Welt zu spielen, und wartete voll Ungeduld auf die Gelegenheit, um aus seiner Verborgenheit hervorzutreten. Da landeten Gesandte von Tarent an der Küste, Redner und Staatsmänner, wie es damals üblich war. Sie traten mit dem Gesuch vor den König, er möge ihrem Staate wider die römischen Barbaren Hülfe leisten, er möge als Schirmherr der bedrängten Griechenstädte in Italien erscheinen, die hellenische Kultur und Sitte vor dem drohenden Untergange retten. Geld zum Kriege sei bereit, Bundesgenossen warteten nur auf seinen Befehl. — Die Stunde der Befreiung von dem Drucke der Thatenlosigkeit war gekommen. Er beschied die Staatsboten auf den folgenden Tag.

Sofort beriet er sich mit seinen Freunden, besonders mit dem weisen Cineas (Kineas), der ihm in allen Angelegenheiten mit Rat und That zur Seite stand. „Wenn du nun ganz Italien erobert hast", fragte der treue Diener, „was weiter?" — „Dann gilt es, Karthago, Ägypten, Asien, endlich Macedonien zu gewinnen", versetzte der König. — „Und wenn wir das alles im Besitz haben", fuhr jener fort, „was beginnen wir ferner?" — „Wir freuen uns des Ruhmes, wir feiern fröhliche Feste. Der Becher soll uns laben, das Saitenspiel erklingen, jede Lust des Lebens uns erquicken." — „Aber", entgegnete der Weise, „könnten wir diese Freuden nicht schon jetzt genießen, ohne das wechselvolle Glück auf die Probe zu stellen?" — „Erst Mühe und Arbeit, Schlacht und Sieg, dann Genuß!" schloß der König die Beratung und erteilte den Staatsboten den gewünschten Bescheid.

Die vorstehende Unterredung gehört freilich der Dichtung an; aber sie kennzeichnet klar den Sinn des epirotischen Fürsten.

Freilich war Pyrrhus, der jetzt gegen Rom in die Schranken trat, keineswegs mit dem großen Alexander zu vergleichen. Dieser zog mit der vereinigten Macht von Macedonien und ganz Hellas in den Kampf gegen das in sich zerfallene Persien, gegen die Völker des inneren Asien und Indiens. Sein Adlerblick umfaßte das Ganze und das Einzelne. Daher umgab er sich mit den tüchtigsten Führern, die an Kühnheit einem Fabius, an Energie und Ausdauer einem Papirius, an taktischer und strategischer Tüchtigkeit jedem römischen Befehlshaber mehr als die Wage hielten. Seine Siege erfocht er nicht mit der starren, unbehülflichen Phalanx, sondern an der Spitze der

gepanzerten Ritterschaft, mit Hülfe der unwiderstehlichen Silberschildner, der leicht gerüsteten Hypaspisten, der Agrianer-Speerschützen. Gegen Elefanten und Sichelwagen, gegen die verschiedensten Feinde fand er schnell die geeignete Kampfweise und die anwendbaren Waffen. Mit seinem unerschöpflichen Genie, seiner Thatkraft, seinen Hülfsmitteln würde er den Römern ganz anders entgegengetreten sein, als Pyrrhus, der nur das schwache Epirus hinter sich, das schwelgerische Tarent und unzuverlässige Bundesgenossen zur Seite hatte, der keineswegs sein Ziel fest im Auge behielt, sondern vermöge seiner lebhaften, beweglichen Natur bald dahin, bald dorthin absprang, wo sich ihm ein augenblicklicher Vorteil bot. Doch war er immerhin kein verächtlicher Gegner. Mit athletischer Kraft handhabte er Schwert und Speer, daß ihm kein Krieger im Handgemenge gewachsen war, und ebenso lenkte er als Feldherr mit Geschick und kaltem Blute den Gang der Schlacht.

Was aber war es, das die Tarentiner bestimmte, den epirotischen König zu Hülfe zu rufen?

Gaius Fabricius gegen die Lucaner. Während die Römer noch reichlich in Etrurien zu thun hatten, befehdeten die stets unruhigen Lucaner, die sonst von Samnium im Zaume gehalten wurden, ihre Nachbarn. Sie rückten namentlich gegen Thurii vor, wo gute Beute zu holen war. Die weichlichen 282 v. Chr.
Bürger erschraken. Sie wußten gegen das wilde Kriegsvolk keinen anderen Rat, als, wie vormals die Campaner, Roms Beistand anzurufen. Der Senat befahl den Lucanern, die Stadt in Frieden zu lassen; und da sich diese nicht daran kehrten, schickte er den neuen Bundesgenossen ein Heer unter dem Konsul Gaius Fabricius und eine Flotte zu Hülfe. Ersteres schlug die Belagerer in die Flucht, letztere ging auf ihrer Fahrt in dem großen Hafen von Tarent vor Anker. Die Bürgerschaft dieser Hellenenstadt blickte schon lange mit Ärger und Besorgnis auf die Fortschritte der Römer, ihre Siege, ihre Kolonien. Besonders verkannte sie nicht, daß Venusia bedrohlich ihrer Grenze nahe gerückt war. Sie hatte die Samniten, die Tusker und selbst die Gallier heimlich unterstützt und fürchtete, nach dem Friedensschluß in Etrurien werde sie der Senat zur Rechenschaft ziehen. Nun geschah es, daß in Tarent das Volk im Theater versammelt war, wo man die Aussicht auf das Meer hatte. Ein Redner wies auf die einlaufende Flotte im Hafen hin und erklärte, daß die Römer hierdurch den früheren Vertrag gebrochen hätten, der ihnen verböte, den Meerbusen zu beschiffen. Wie berauscht von Zorn und Thorheit, stürmte ein Pöbelhaufe ans Ufer, bestieg die Galeeren, überfiel die Fahrzeuge und richtete sie übel zu. Ein Teil ward in den Grund gebohrt, ein anderer genommen, der Überrest suchte sein Heil in der Flucht.

Noch kam das bethörte Volk nicht zur Besinnung; Mannschaft und Flotte wurde gegen Thurii aufgeboten und nach dessen Einnahme die römische Besatzung zwar entlassen, die Stadt selbst aber den Söldnern zur Plünderung preisgegeben. Noch immer zögerte der Senat, zum Schwerte zu greifen. Er begnügte sich, durch eine Gesandtschaft in Tarent Genugthuung zu fordern und zwar nur Befreiung der Gefangenen, Auslieferung der Rädelsführer und Wiederherstellung von Thurii. Der würdige Konsular, der an der Spitze der

Gesandtschaft stand, wurde ins Theater vor die Volksversammlung geführt. Er meinte Wunder, wie er durch seine römische Gravität und sein Staatskleid imponiren werde. Aber das bewegliche Griechenvolk deutete mit Fingern auf seine Prätexta und ließ seinem Witz und seiner Laune freien Lauf über die steife Haltung des Barbaren. Als er nun gar in seinem Vortrage die hellenische Sprache radbrechte, so erregte er eine solche Heiterkeit, daß des Gelächters kein Ende war. Er aber rief voll Entrüstung: „Lachet und höhnet nur; ihr werdet bald Ursache haben, zu weinen!“ Mit diesen Worten suchte er durch das Gedränge den Ausweg. Hier nun geschah es, daß ein gemeiner Mensch aus der Hefe des Pöbels seine Toga schändlich besudelte. Wie nun die Menge darob abermals in ein wieherndes Hohngelächter ausbrach, hob er die nassen Falten seines Kleides in die Höhe und sagte, Ströme Blutes würden die Flecken rein waschen. Und dasselbe Gewand trug er, als er im Senat Bericht über den Erfolg seiner Sendung abstattete, und er trug und zeigte es vor den versammelten Centurien, welche ohne weitere Zögerung den Krieg beschlossen.

Ungeachtet des durch die Verletzung des Völkerrechts gerechtfertigten Beschlusses war der Senat vorsichtig. Er verhehlte sich nicht, daß Tarent in Verbindung mit den kriegerischen Lucanern und den zum Aufstande geneigten Samniten keineswegs ein verächtlicher Feind sei. Der Konsul Lucius Amilius erhielt daher den Auftrag, zwar mit seinem Heere vorzugehen, aber nochmals an der Grenze billigen Frieden anzubieten. Er that es und rückte erst vor, als die Unterhandlungen vergeblich waren. Er gewann Siege und Beute in Lucanien und schlug die Stadtwehr von Tarent; welche im offenen Felde Widerstand zu leisten wagte. Inzwischen schlossen die Tarentiner den Vertrag mit Pyrrhus; Milo, der Feldhauptmann desselben, landete im Hafen der Stadt und besetzte mit 3000 Söldnern die Burg. Er suchte die Fortschritte der Römer möglichst zu hemmen; aber er fand bei der Bürgerschaft wenig Unterstützung und mußte sich auf Verteidigung der Mauern beschränken.

Mittlerweile betrieb der König die Rüstung mit äußerster Anstrengung. Als sie vollendet und das stattliche Heer von 20,000 Lanzenknechten, 7000 Schleuderern, Bogenschützen und thessalischen Reitern nebst 20 Elefanten zum Aufbruch bereit war, ließ ihn seine Ungeduld nicht warten, bis die Zeit der Stürme vorüber war. Er ging, seinem Glücke vertrauend, unter Segel. Ein Orkan aus Norden zerstreute die Flotte, trieb einige Fahrzeuge auf Untiefen und jagte viele ins offene Meer. Das Schiff, worauf sich Pyrrhus selbst befand, strandete, sodaß er sich nur mit Mühe retten und Tarent erreichen
280 v. Chr. konnte. Nicht in königlichem Glanze, sondern armselig, als ein fast verlorener Mann hielt er seinen Einzug. Er bewies aber große Klugheit, und trat vorsichtig auf, bis sich allmählich seine Macht um ihn versammelte. Jetzt kehrte er die rauhe Seite des Kriegers heraus, der nicht willens war, die Schlemmer und Schwelger bei Festgelagen auf die Possen der Flötenspielerinnen und Tänzerinnen merken zu lassen. Er übernahm die diktatorische Gewalt, schloß die Theater und damit die Volksversammlungen, in welchen nur Demagogen und Possenreißer ihre Rolle spielten, während der Feind die Mauern bedrohte. Er hob die zum Heerdienst taugliche Mannschaft aus, ließ sie von seinen Haupt-

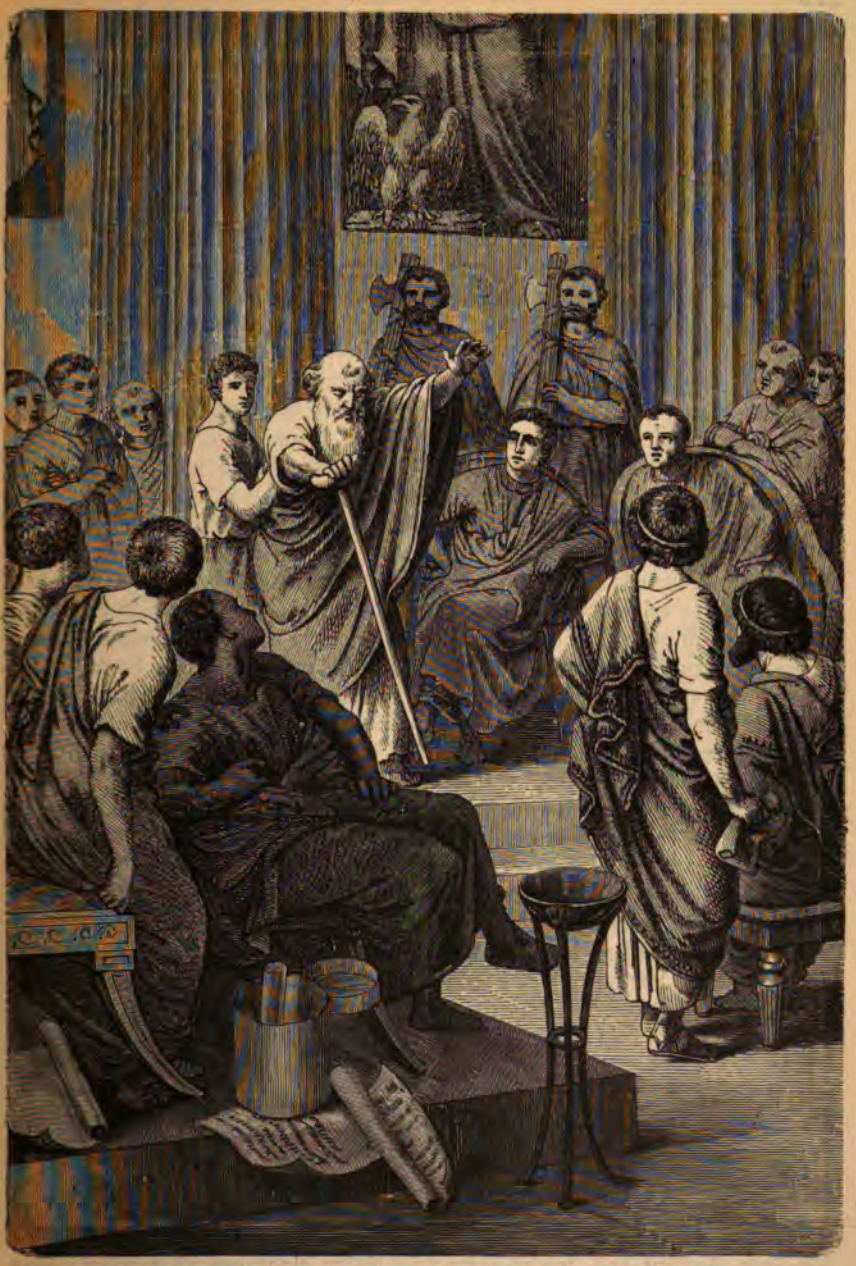
leuten abrichten und achtete nicht auf die Klagen über rauhe Behandlung und gelegentliche Prügel. So ergänzte er sein Kriegsvolk, das durch den Sturm empfindliche Einbuße erlitten hatte. Mit dem Gelde der Tarentiner warb er Söldner; denn er sah wohl, daß es mit den verheißenen Bundesgenossen übel stand, daß er auf eigene Kraft angewiesen war. Die benachbarten Messapier, ein wildes Volk, fügten sich nicht in kriegerische Ordnung; Samnium hatte der lange Krieg geschwächt, die Lucaner bedrängte der Konsul Publius Valerius Lävinus, der früh ins Feld gerückt war, um den Krieg auf feindlichem Boden zu führen. Gegen ihn wandte sich der König zunächst.

Schlacht bei Heraklea. Der Marsch ging die Küste entlang, welche den Busen von Tarent umkränzt. Am Flüßchen Siris, nicht weit von Heraklea, ward man des römischen Heeres ansichtig; aber Pyrrhus zügelte seine Kampflust, um lucanische Kriegshaufen an sich zu ziehen oder durch strategische Bewegungen den Feind in Nachteil zu bringen. Lävinus dagegen, der sich in dem feindlichen Lande von Mangel bedroht sah, erzwang den Übergang durch seine Reiterei, welche er der epirotischen Vorhut in den Rücken führte. Gegen diese trabte der König an der Spitze seiner trefflichen thessalischen Reiterscharen heran. Er hieb einen Obersten, der ihn angriff, im wütenden Handgemenge vom Pferde; allein die römische Ritterschaft, obgleich schlechter gerüstet und eingeübt, focht mit unbezwinglichem Mute und trieb den Feind zurück. Jetzt drang der König mit der Phalanx vor, der die lose Ordnung der Legionen nicht Stand halten konnte. Letztere gerieten aber nicht in Verwirrung, sondern wo irgend der unebene Boden die epirotische Masse hemmte, nahmen sie Stellung, schleuderten ihre Pila unter die speergerüsteten Männer und drängten sie mit Schwert und Schild in die Ebene zurück, wo der furchtbare Lanzenwald wieder die Oberhand gewann. Siebenmal wechselte auf diese Art das Glück: da wankten die Epiroten, weil das Gerücht sich verbreitete, der Feldherr sei gefallen. Pyrrhus aber eilte entblößten Hauptes durch die Reihen und führte sie von neuem in den mörderischen Streit. Der Konsul blickte mit Sorgen auf das unentschiedene Ringen der Heere; er fürchtete die Ermüdung seiner Krieger, die bei ihrer Kampfweise durch Beweglichkeit und größere Anstrengung der Massenwirkung der Phalanx begegnen mußten. Er nahm seine Zuflucht zu der erprobten Kraft seiner Reiterei. An ihrer Spitze stürmte er gegen die gepanzerten Geschwader der Thessalier, um sie aus dem Felde zu schlagen und dann, im Rücken der Phalanx einbrechend, den Legionen Luft zu machen. Während er sich mit den Reitern herumtummelte, erschienen im Hintergrunde, von Schleuderern und leichtem Kriegsvolk umgeben, schwarze Kolosse, gleich wandelnden Festungen anzusehen. Es waren die Elefanten, von denen die Römer wohl gehört, die sie aber noch niemals gesehen hatten. Die Ungeheuer trabten zwischen den Thessaliern durch; der Boden dröhnte unter ihren Füßen, die Geschosse ihrer Schutzmannschaft prasselten auf Helm und Schild; die Pferde scheuten vor dem ungewohnten Anblick, bäumten, überschlugen sich; Roß und Reiter wendeten sich zur Flucht, verfolgt, niedergeworfen von den Speeren der jauchzenden Epiroten. Die entsetzlichen Tiere schwenkten gegen die Legionen, und auch sie, ohne alle Mittel zum Widerstande

gegen die Ungeheuer, wurden von gleichem Schrecken ergriffen. Die Niederlage der Römer war entschieden; nur ein von Geschossen verwundeter Elefant, der sich wütend gegen die eigenen Leute wendete, und die Nähe des Lagerwalles rettete vor gänzlicher Vernichtung. Doch mußte auch das Lager verlassen und den Feinden preisgegeben werden. Fast die Hälfte der Legionen bedeckte tot oder verwundet die Walstatt oder geriet in Gefangenschaft. Dagegen waren auch 4000 Epiroten, der Kern der königlichen Macht, gefallen, und Pyrrhus rief aus, als man ihn als Sieger begrüßte: „Noch eine solche Schlacht, und ich kehre ohne Heer nach Epirus zurück.“ Dann deutete er auf die römischen Leichen, die alle die Todeswunde vorn in Brust und Angesicht empfangen hatten, indem er hinzufügte: „Mit solchen Kriegern wäre ich Herr der Welt, und sie gehörte den Römern, wäre ich ihr Oberhaupt!“

Cineas in Rom. Der König erkannte wohl, wie unzureichend seine Mittel seien, die mächtige Republik zu bezwingen. Er ließ den geschlagenen Lävinus mit den Trümmern seines Heeres ungehindert den Rückzug nach Apulien nehmen, wo Venusia ein fester Stützpunkt der römischen Waffen blieb. Er wünschte den Frieden und entsandte mit billigen Anträgen seinen treuen und gewandten Cineas nach Rom. Der erfahrene, vielgereiste Staatsmann bewunderte die Barbarenstadt. Da war allerdings keine Pracht des Marmors und edler Metalle, wie in Hellas, aber solide Werke der Architektur und Plastik schmückten die Hauptstadt Italiens. Tempel, eherne Götterstatuen etruskischer Kunst, die Mauern der Stadt, Wasserleitungen, Straßen, alles von gediegener Art, gaben Zeugnis von dem ernsten Schaffen des Volkes, das hier seinen Herrscherstitz aufgeschlagen hatte. Als aber der fein gebildete Hellene in den Senat eintrat und die lange Reihe der Väter vor sich sah, ihre würdevolle, ernste Haltung beobachtete, ihre den Gegenstand klar erwägende Rede hörte, da lachte er nicht, wie die leichtfertigen Tarentiner, sondern er glaubte, eine Versammlung von Königen vor sich zu haben. Er setzte sein Anliegen mit aller Kunst der Rhetorik auseinander. Er bemerkte, wie sein König nach dem entscheidenden Siege nur die Befreiung der griechischen Städte, die Herstellung seiner Bundesgenossen, der Lucaner, Apulier und Samniten fordere, wie er dagegen die Gefangenen lösen und Italien räumen werde, wie er ferner aus hoher Achtung vor dem römischen Namen ein Bündnis mit der Republik abzuschließen bereit sei.

Der Senat zog die Sache mehrere Tage in Erwägung, welche Zeit der gewiegte Staatsmann geschickt benutzte, um die einzelnen Väter für die Absichten seines Herrn zu gewinnen. Dadurch erhielt die Friedenspartei allmählich die Oberhand. Ehe man jedoch zum Abschluß kam, erschien ein Mann in der Versammlung, der seit Jahren keinen Anteil mehr an den Beratungen genommen hatte, der greise Appius Claudius, starr in seinen Ansichten über die Rechte der Patrizier, blind und gelähmt vor Alter, aber noch immer die Geschicke des Staates, die Ehre und den Glanz der Republik erwägend. Er sprach mit der Macht der Überzeugung von den Kämpfen und Siegen der Altvordern, die sich nicht vor der Menge der Feinde, nicht unter der zermalmenden Hand des Schicksals gebeugt hätten. Er fragte, ob man jetzt die Früchte ihrer Mühen und Kämpfe, ihres vergossenen Blutes einem Fremden opfern wolle.



Der blinde Appius Claudius und Cineas, der Gesandte des Pyrrhus, in der Ratsversammlung.
Von H. Leutemann.

Dann, fuhr er fort, preise er die Blindheit seines Alters, die ihn verhindere, die Schmach des entarteten Geschlechtes am Lichte des Tages zu sehen. Die gewaltige Rede des Greises verfehlte den Eindruck nicht. Cineas ward abschläglich bedeutet und angewiesen, die Stadt zu verlassen.

Zug des Pyrrhus gegen Rom. Pyrrhus war indessen nicht müßig gewesen. Er hatte lucanische, apulische und samnitische Heerhaufen an sich gezogen, auch mehrere Städte nach Vertreibung der römischen Besatzung gewonnen. Er sah es nicht ungern, daß die campanische Legion, welche Lävinus nach Rhegium zum Schutze der Bürger verlegt hatte, die Einwohner teils ermordete, teils zu Knechten machte und einen unabhängigen Soldaten- oder Räuberstaat bildete, wie solches die Mamertiner in Messana gethan hatten. Ferner teilte er seine Phalanx in Speiren (Bataillone) und schob zwischen die Abteilungen Kohorten der Bundesgenossen, um sie nach dem Muster der Legionen beweglicher zu machen. Darauf setzte er sich mit seiner Macht in Bewegung, um Rom selbst anzugreifen. Er rückte ohne Aufenthalt nach Campanien vor, allein Lävinus, der als Prokonsul den Oberbefehl fortführte, deckte Capua und Neapolis, da er durch zwei frisch ausgehobene Legionen verstärkt war. Der König verwüstete jedoch das campanische Gebiet und das Falerner Feld. Mit Beute beladen, marschirte er hierauf weiter, nahm Fregellä im Sturm, besetzte mit Wissen und Willen der Einwohner Anagnia, Präneste und das ganze Land der Herniker. Als er sich Rom selbst näherte, traten ihm die Legionen entgegen, welche siegreich aus Etrurien zurückkehrten. Da nun ein drittes Aufgebot unter Roms Mauern lagerte, so sah er sich zugleich von drei Heeren bedroht und mußte sich zum Rückzug entschließen. Den Winter über blieb er mit seiner Macht in und um Tarent.

Hierher kam der Konsular Fabricius an der Spitze einer Gesandtschaft, die wegen Auslösung der Gefangenen unterhandeln sollte. Der König, der sich noch immer mit der Hoffnung auf einen ehrenvollen Frieden trug, bemühte sich, den einflußreichen Mann zu gewinnen. Er versuchte es mit Gold, das er auf eine feine Art als gastliches Ehrengeschenk bot. Der genügsame Mann verweigerte die Annahme, weil er den Überfluß nicht achte, als Magistrat aber von dem Staate glänzend ausgestattet werde. Als man nachher seinen Mut auf die Probe stellte, indem man plötzlich einen großen Elefanten hinter einer Zeltwand vortreten und den Rüssel über ihn ausstrecken ließ, sagte er ruhig zu dem Könige: „So wenig mich gestern dein Gold bewegte, so wenig schreckt mich heute dein großes Tier.“ Übrigens verweigerte Pyrrhus die Auslösung der Gefangenen; er ließ sie dagegen auf ihr Versprechen, sich wieder einzustellen, zur Feier der Saturnalien nach Rom gehen. Er wunderte sich, als dieselben ohne Ausnahme in die Haft zurückkehrten; allein er wußte freilich nicht, daß der Senat diese Ehrlichkeit unter Androhung der Todesstrafe geboten hatte.

279 v. Chr. **Schlacht bei Asculum.** Den Feldzug des folgenden Jahres eröffnete der König mit großer Macht. Sein Heer zählte wohl 70 000 Streiter und breitete sich über Apulien aus, wo mehrere feste Plätze eingenommen wurden. Der wichtigste Ort war Venusia. Wenn auch dieses bezwungen war, so hinderte

nichts, Samnium zu besetzen und mit Hülfe der willigen Bergbewohner Campanien und das römische Gebiet zu bedrängen. Deswegen rückten beide vereinigte Konsuln zum Entsatze von Venusia in Apulien ein. Sie stießen bei Asculum am Abhange des Gebirges auf den Feind, hielten sich aber aus Furcht vor den Elefanten und der thessalischen Reiterei auf den Höhen.

Inzwischen hatten sie Maschinen hergerichtet, mit welchen sie die lucanischen Ochsen, wie sie die unbekannten Ungeheuer nannten, zu bekämpfen hofften. Sie hatten nämlich eine Art Streitwagen gerüstet, auf denen Feuerbecken an eisernen Stangen und ein nach vorn beweglicher Mast mit einem starken eisernen Stachel angebracht waren. Pyrrhus wagte den Angriff auf ungünstigem Boden, wo er weder Phalanx noch Reiterei entfalten konnte. Er mußte sich unverrichteter Sache zurückziehen. Am folgenden Tage wußte er das römische Heer, das durch den Erfolg kühner geworden war, ins offene Feld zu locken, und nun entbrannte der Kampf mit derselben Wut, wie bei Heraklea. Auf beiden Flügeln hatte er Abteilungen italischer Bundesgenossen und Epiroten vermischt aufgestellt, in der Mitte die geschlossene Phalanx. Auf diese richteten die Legionen, welche in tiefen Massen geordnet waren, verzweifelte Angriffe. Sie stürzten sich mit Schild und Schwert auf die vorstarrenden Sarissen (die schweren Lanzen der Phalanx); allein alle Anstrengung, aller Mut war vergeblich. Der Streit wogte hin und her; nur wo der König selbst im Gewühl der Speere und Schwerter kämpfte, drangen die Epiroten vor, ohne jedoch die feindliche Ordnung gänzlich zu durchbrechen. Jetzt zeigten sich die wandelnden Kolosse auf dem einen Flügel; die Streitwagen fuhren gegen sie auf; allein ein Hagel von Schleudersteinen, Pfeilen und Wurfspießen, von der Bedeckungsmannschaft der Elefanten entsandt, traf Rosse und Lenker. Sofort wurden die Wagen zertrümmert, die Reiterei verscheucht, die Legionen von der Seite gefaßt, und zum zweitenmal räumte das römische Heer vor den furchtbaren Ungeheuern die blutige Walstatt und floh dem nahen Lager zu, dessen starker Wall die verfolgenden Thessalier und Elefanten aufhielt.

Der Sieg war mit großem Verlust erkauft; der König, dem ein Geschoß den Arm durchbohrt hatte, konnte ihn nicht benutzen, denn vor ihm stand das wohlverschanzte Lager; auch waren neue Legionen im Anzug. Zugleich empfing er Nachrichten, die seine Lage sehr schwierig machten. Die Gallier nämlich hatten jenseit des Meeres mit ihren Schwärmen Macedonien überfallen und bedrohten Griechenland und selbst Epirus; sodann hatten die Karthager mit Rom ein Bündnis geschlossen, das offenbar gegen ihn gerichtet war. Er trat daher in kurzer Zeit den Rückzug nach Tarent an, um die Stadt gegen feindliche Versuche zur See zu schützen. So gestalteten sich die Aussichten für ihn immer trüber. Wie ein Schiffer auf uferloser See, der nach verschiedenen Seiten schwarze, sturmverkündende Wolken aufsteigen sieht, zweifelnd erwägt, wohin die Fahrt zu lenken sei, so blickte der König von der Tarentiner Akropolis hinab auf die drohenden Bewegungen, die seinen Untergang vorzubereiten schienen. Da ging ihm ein glänzender Hoffnungsstern in Sizilien auf, und freudig folgte er auf neuen Bahnen, die ihn, wie er glaubte, an das ersehnte Ziel der Herrschaft und des Ruhmes führten. Syrakus, das von der karthagischen

Macht bedrängt wurde, erließ einen Hülferuf an den Sieger von Heraklea. Als Oberhaupt des syrakusanischen Staates hatte noch vor kurzer Zeit Agathokles Sizilien beherrscht und Afrika erschüttert. Pyrrhus, der Eidam des Tyrannen, vertrauend auf dieselbe Kraft, bereitete sich vor, nach der Insel überzusetzen.

278 v. Chr. **Pyrrhus in Sizilien.** Zu dem Entschlusse des Königs soll ein mörderischer Anschlag auf sein Leben beigetragen haben, den ihm der rechtschaffene Fabricius, der zum Konsul erwählt war, entdeckte. Es dürften aber die vorerwähnten Gründe größeres Gewicht gehabt haben als römischer Edelmut. Mag übrigens die Erzählung wahr sein oder nicht: Pyrrhus ging unter Segel, nachdem er in Tarent und anderen Städten genügende Besatzungen zurückgelassen hatte, und landete wohlbehalten auf der Insel. Hier sammelten sich die Hellenen um seine Fahnen; er erfocht Siege über die Afrikaner, verdrängte sie aus allen ihren Besitzungen und wagte es endlich, ihren letzten Waffenplatz, Lilybäum, auf der äußersten westlichen Spitze anzugreifen. Das Unternehmen scheiterte; die wankelmütigen Bundesgenossen wurden schwierig, und als er wiederholten Abfall mit Strenge ahndete, verlor er gänzlich ihr Vertrauen. Schnell, wie das Glück ihn zur schwindelnden Höhe emporgetragen hatte, stürzte es ihn wieder herab. Doch war er selbst nicht ohne Schuld. Noch behauptete er den größten Teil der Insel; festes Beharren konnte leicht einen Umschlag zu seinen Gunsten herbeiführen; aber er schwankte hin und her, wie ein verzweifelter Spieler, und verlor darüber Einsatz und Gewinn, Hab' und Gut und Leben. Er schiffte sich, mit dem Raube Siziliens belastet, wieder nach Tarent ein.

Obgleich er ein Treffen gegen die karthagische Flotte verloren hatte, suchte er doch zunächst Rhegium an der Meerenge zu erobern; aber die in der Stadt mit den räuberischen Mamertinern vereinigten Campaner schlugen ihn zurück. Dagegen nahm er Locri ein, wo er mit Tempelschätzen seine Söldner bezahlte. Ein Sturm zerstreute seine Flotte, was man als eine Strafe für den Tempelraub betrachtete; doch kam er mit einem Heere von mehr als 20 000 Mann wieder nach Tarent.

275 v. Chr. **Sieg der Römer bei Samnium.** Wohl war er an der Zahl fast wieder so stark wie bei seiner ersten Ankunft, allein die alten geübten, in vielen Kämpfen erprobten Krieger lagen auf den Schlachtfeldern; neu geworbenes, zum Teil unzuverlässiges Volk war an ihre Stelle getreten; die samnitischen und lucanischen Bundesgenossen hatten während der Abwesenheit des Königs durch Niederlagen und Verwüstungen Mut und Kräfte verloren. Diese veränderten Verhältnisse waren für die Epiroten wenig günstig. Doch überließ sich Pyrrhus nicht der Mutlosigkeit, sondern er warf sich mit seiner ganzen Macht auf den Konsul, den schon oft genannten M'. Curius Dentatus, der mit seinem Heere in Samnium bei Benevent eine günstige Stellung genommen hatte, während sein Amtsgenosse in Lucanien beschäftigt war. Ehe sich der letztere mit ihm vereinigen konnte, mußte es der König zur Entscheidung bringen, er beschloß daher, das römische Lager bei Nacht zu überfallen. Ein ansehnlicher Heerhaufen wurde dahin abgeschickt, um auf Umwegen in den Rücken der feindlichen Aufstellung zu kommen; allein er verirrte sich im Gebirge, die Fackeln erloschen.

Die Schlacht bei Asculum. Zeichnung von H. Leutemann.

Erst am hellen Morgen erreichte er den Ort seiner Bestimmung und ward von den Römern ohne Mühe zurückgeschlagen. Der Konsul aber rückte jetzt kühn in die Ebene, wo die Epiroten ihre Schlachtordnung entwickelten. Der Kampf entbrannte mit großer Erbitterung. Auf dem einen Flügel drangen die Legionen siegreich vor, auf dem anderen, wo Pyrrhus selbst mit gewohnter Tapferkeit stritt, mußten sie vor der Phanlanx und der Elefanterie bis an den Lagerwall zurückweichen. Hier aber hielten sie Stand, schossen Brandpfeile mit Widerhaken, warfen brennende Pechkränze auf die Ungeheuer nnd scheuchten sie auf die Epiroten zurück, die verwirrt, niedergetreten und völlig in die Flucht geschlagen wurden. Die Sieger erbeuteten vier Elefanten und eroberten das feindliche Lager, der König selbst kam mit wenigen Reitern nach Tarent, wo sich allmählich die Trümmer des Heeres wieder sammelten.

Pyrrhus' Tod. Der Held von Epirus hatte in den Kriegen der Nachfolger Alexanders und in seinem eigenen Leben oft den überraschendsten Wechsel erfahren. Heute ein heimatloser Flüchtling, morgen ein König, berechtigt zur Herrschaft über zwei Erdteile, das war das verworrene Glücksspiel, in welchem sich jene Männer bewegten, die nach dem Diadem Alexanders die Hände ausstreckten. Schaukelnd trieben sie auf der Woge des Meeres, das man Leben nennt, bald als Schiffbrüchige in leckem Fahrzeug, bald stolz im Sonnenglanze die königlichen Wimpel entfaltend. Und ihren Schritten folgen trotzige Kriegshorden, deren Losung war: Sieg und Gewinn oder Schlachtentod, Gold und Lust des Augenblicks oder jäher Untergang. Solche Horden hoffte Pyrrhus durch seine Persönlichkeit, durch seine tapfere Faust, durch das wiederkehrende Glück um sich zu versammeln, nachdem seine Veteranen größtenteils gefallen waren, und mit ihrer Hülfe Ehren und Kronen zu erringen. Daher ließ er eine Besatzung unter seinem treuen Milo in Tarent zurück, um sich die Wiederkehr offen zu halten, dann ging er mit 8000 Mann, dem Überreste seines Heeres, nach Epirus unter Segel. Er warf sich in den Strudel der hellenischen
272 v. Chr. Wirren, wagte, gewann, verlor und endigte sein Leben zu Argos im Straßenkampfe.

Unterwerfung der Samniten. Nach und nach wurden die Völker Unteritaliens, die sich noch immer gegen das römische Joch sträubten, zur Unterwerfung gezwungen. Die Lucaner, Bruttier, Salentiner, Apulier lernten durch Niederlagen und Verwüstungen Fügsamkeit unter die eiserne Not. Zuletzt ergaben sich auch die Samniten, so viele übrig waren, nachdem sie noch mehrmals während des Vertilgungskrieges römische Heeresteile in den Schlupfwinkeln des Gebirges niedergemetzelt hatten. Nun wurde nicht länger Schonung geübt. Die Eidgenossenschaft hörte thatsächlich auf, Heerstraßen durchkreuzten das Land, Kolonien entstanden, namentlich erhielt Benevent (s. S. 283) starke Befestigungen und bildete forthin den Hauptstützpunkt der römischen Obmacht über Samnium. Andere Kolonien, wie Ariminum im senonischen Gallien, Pästum und Cosa in Lucanien und ähnliche, dienten ebenso zur Sicherung gegen die bezwungenen Völker. Noch stand unangetastet Tarent in seinem festlichen Schmucke von Tempeln, Statuen und Säulenhallen und umgeben von starken Ringmauern, welche der unvollkommenen Belagerungskunst der Römer Trotz boten. Aber die Legionen sammelten sich allmählich um dieses Bollwerk, das

ihnen noch allein entgegenstand. Eine Partei der Bürgerschaft forderte den Frieden um jeden Preis. Sie wurde von Milo ausgetrieben und besetzte eine feste Burg in der Nachbarschaft, wo sie mit den Römern in Verbindung trat. Der kriegserfahrene Epirote ließ sie gewähren; er verlachte die unzulänglichen Werke, welche die Belagerer aufrichteten, da der Handel und die Zufuhr auf dem Meere unbehindert blieben. In der That sah es mit der Belagerung mißlich aus; allein die Nachricht von dem Tode des Königs machte die Entschlossenheit des Befehlshabers wankend.

Milo schließt Frieden mit Rom. Da erschien eine karthagische Kriegsflotte im Angesichte der Stadt und verschloß ihr das befreundete Meer, das bisher ihr hülfreicher Bundesgenosse gewesen war. Der Flottenführer knüpfte Unterhandlungen mit den Bürgern an; denn er hoffte, ungeachtet des Vertrags mit Rom, diese Perle im Juwelenschmuck Hesperiens für seine Vaterstadt zu erwerben und dadurch festen Fuß auf der Halbinsel zu fassen. Hierdurch sah sich Milo seiner letzten Hülfsquelle beraubt und hatte nur die Wahl zwischen Rom und Karthago. Er setzte aber mit Recht größeres Vertrauen auf die Ehrlichkeit der rauhen Barbaren an der Tiber. Er trat mit ihnen in Unterhandlungen und erhielt die Zusicherung freien Abzuges mit Eigentum und Kriegsehren. Auf diese Bedingungen hin, die auch redlich gehalten wurden, räumte er ihnen die Akropolis, worauf die Übergabe der Stadt selbst erfolgte. Als die Karthager römische Fahnen auf der Burg wehen sahen, lichteten sie, getäuscht in ihren Erwartungen, die Anker. Wohl forderte der Konsul Rechenschaft wegen des feindlichen Eingriffs in seine Angelegenheiten; er erhielt aber die Antwort, die Flotte sei dem Bundesvertrag gemäß als Hülfsmacht erschienen, und mußte sich mit diesem Bescheid begnügen.

Pyrrhus. Statue im Kapitolmuseum zu Rom.

Herstellung einer Seemacht. Vielleicht veranlaßte dieser Vorfall den Senat, ernstlich auf Herstellung einer Seemacht Bedacht zu nehmen. Schon vorher hatte man vier Quästoren für das Seewesen und Flottenstationen zu Ostia am Ausfluß der Tiber, zu Pyrgi in Etrurien, zu Ariminum im senonischen Gallien und an anderen Orten angeordnet; jetzt wurde Brundisium, der illyrischen und epirotischen Küste gegenüber, besetzt und zum wichtigsten Hafenplatz erhoben. Den griechischen Küstenstädten wurde die Verpflichtung auferlegt, die erforderlichen Fahrzeuge zu stellen. Sie erhielten dagegen günstige Verhältnisse, namentlich Selbstverwaltung und Befreiung vom Landdienst. Doch blieb die Seemacht sehr beschränkt; Verteidigung der Küste gegen Seeräuber war hauptsächlich ihr Zweck.

Groß, fest und gediegen stand die römische Macht aufgerichtet, nachdem der Widerstand der italischen Völker in unaufhörlichen, schonungslos geführten Kriegen gebrochen und ihre Selbständigkeit völlig vernichtet war. Von dem Volturnus im Süden bis an den ciminischen Wald, vom Meere bis an den Apennin und weiter erstreckte sich das Gebiet der Stadt und ihrer Zugehörigen. Die Völker in Mittel- und Unteritalien waren alle, wenn auch unter verschiedenen Verhältnissen, zur Unterwerfung gezwungen.

Die Räuber in Rhegium. Die campanische Legion, welche sich unter Raub und Mord der Stadt Rhegium bemächtigt hatte, setzte ihr Räuberleben noch fort. Sie überfiel namentlich die Stadt Kroton, die durch Handel und Gewerbe in blühendem Zustande war, ermordete oder verscheuchte die Bürger und bemächtigte sich ihrer Habe. Zwei Jahre nach Unterwerfung der italischen Völker gedachte der Senat in Rom an die campanische Räuberlegion, die ihre Greuelthaten unter römischem Feldzeichen verübte und beschloß ihre Bestrafung. Der Konsul Genucius rückte demnach mit einem Heere gegen Rhegium und eroberte die Stadt trotz des hartnäckigsten Widerstandes der ruchlosen Kriegsrotte. Die gefangenen Übelthäter wurden in Rom mit dem Tode bestraft.

Römische Denkmünze auf den Sieg von Benevent.

Landbau und Landleute. Nach römischen Altertümern.

Kulturzustände.

„Sage mir, Pflüger, wer baute die Straßen bis ferne zum Meere
Kunstreich? Wer die Kanäle durch Felsen, die schwellenden Wasser
Niederzuführen? O rede! Nicht menschliche Hände vermochten
Solcherlei Wunder zu schaffen. Unsterbliche thaten es, wohnend
Dort in der ragenden Stadt auf den Hügeln, in Burgen und Tempeln."
„Roma siehst du vor dir und die Burg mit den Götterstatuen.
Römische Kraft hat alles vollendet. Nun staune nicht länger!"

Den Kern der römischen Macht bildeten die vollberechtigten Bürger in der Hauptstadt selbst, in den Kolonien und in den mit unbeschränktem Stimmrecht begabten Städten, wie Lanuvium, Tusculum u. a., dann die latinischen Bundesgenossen, die freilich seit den Niederlagen am Vesuv, bei Trifanum und Pedum nicht mehr dieselben waren, wie die alte um Alba geschaarte Eidgenossenschaft. Als latinische Bundesgenossen galten ungefähr zwanzig Städte in Latium, dem Äquer- und Volskerlande, viele Kolonien zum Teil in ansehnlicher Entfernung und wahrscheinlich noch andere Volksstämme, die sich in fester Treue an Rom anschlossen.

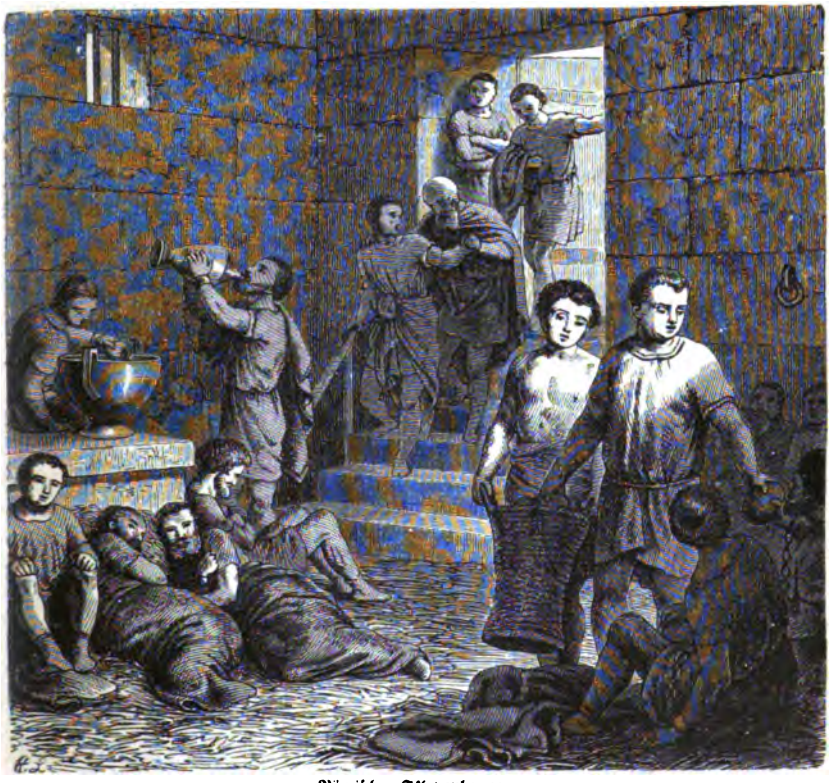
Bürgerliche Verhältnisse. Die Bürger dieser Städte hatten große Vorrechte, namentlich Befreiung von vielen Lasten der Römer, eigene Munzipal-Verwaltung, Anspruch auf das volle Bürgerrecht, das jedem Latiner erteilt wurde, der in seiner Heimat ein obrigkeitliches Amt bekleidete oder nach Rom übersiedelte, wenn er nur einen Sohn im väterlichen Erbteile zurückließ. Die zahlreichen Munizipien, die nur an den Lasten der römischen Bürger teilnahmen, nicht an ihren Rechten, wurden so nach und nach mit festen Banden

an Rom gefesselt. Sie mußten alle die römischen Gesetze einführen, mochten sie nun ihre eigene Verfassung und Verwaltung beibehalten haben, oder römischen Präfekten und Richtern untergeordnet sein. Sie wurden allmählich Römer der Gesinnung und selbst der Sprache nach. Nicht weniger trug dazu der Verkehr mit der Hauptstadt bei, wodurch die gegenseitigen Interessen in einander verschmolzen. Wo aber diese Mittel nicht ausreichten, da wirkte der Schrecken, die blutige Gewalt, welche jede Widerspenstigkeit unerbittlich ahndete.

Übrigens wurde den bezwungenen Städten und Völkern Italiens keinerlei Besteuerung auferlegt, ein Verfahren, das die römischen Zwingherren vielleicht unter allen Eroberern allein einhielten. Denn selbst das von Perikles geleitete Athen herrschte in seiner Blütezeit über ein Reich tributpflichtiger Inseln und Städte; Rom dagegen forderte von den bezwungenen italischen Völkern keinen Tribut. Freilich entsprang diese Maßregel nicht aus natürlicher Milde und Liberalität; der Senat suchte vielmehr in anderer Weise aus den Erfolgen der römischen Waffen Gewinn zu ziehen. Er forderte nämlich von den bezwungenen Staaten bedeutende Gebietsabtretungen. Gewöhnlich wurde das Gelände einer mit Waffengewalt unterworfenen Stadt in drei Teile geteilt: ein Dritteil wurde Staatsländerei, ein zweites erhielten römische Bürger, der Überrest blieb den Einwohnern. So hart und fast unerträglich diese Beraubung anfänglich war, so glich sich das Verhältnis doch im Laufe der Zeit durch Kauf, Verkauf und sonstigen Erwerb allmählich aus; die alten Bürger gewöhnten sich daran und fühlten sich durch die erlangte Ruhe und Sicherheit für den Verlust der Selbständigkeit entschädigt, sodaß sie ergebene Anhänger des Staates wurden, dem sie vorher mit Gut und Blut Widerstand geleistet hatten.

Sklavenwesen. Wenn sich das Los der unterworfenen Völker nach und nach günstiger gestaltete, so war dagegen das Schicksal der Gefangenen, welche in den unaufhörlichen Kriegen und Raubzügen den Römern in die Hände fielen, ein höchst unglückliches. Ganze Bevölkerungen wurden niedergemetzelt oder in Sklaverei geschleppt. Weder Alter, noch Stand, noch Unschuld gewährte Schutz. Das harmlose Kind, den hülflosen Greis, wie den hochherzig für seine Vaterstadt kämpfenden Krieger traf die Rache des Siegers. So verfuhr nicht blos der rauhe Römer, sondern auch der gebildete, feinfühlende Hellene. Indessen war doch die Stellung der Sklaven bei diesem eine andere als bei jenem. In Hellas, besonders in Athen, stand auch der Sklave seinem Herrn gegenüber in einem von dem Gesetze geregelten Verhältnis. Strafen, namentlich das Recht über Leben und Tod, waren durch gesetzliche Bestimmungen normirt. In Rom hatte der Leibeigene keinen Rechtsschutz anzusprechen, er war Eigentum seines Herrn, wie Haus und Hof, Acker und Vieh, und seiner Willkür, seinen oft grausamen Launen preisgegeben. Diesem traurigen Schicksale waren fast ohne Ausnahme die Kriegsgefangenen verfallen. Sklavenhändler (mangones venalicii), eine allerdings verachtete Menschenklasse, folgten wahrscheinlich schon in dieser Zeit den Heeren und kauften die Gefangenen in Massen auf. Sie brachten dieselben auf die Sklavenmärkte der Städte, besonders nach Rom, wo der ehrlose Handel am lebhaftesten betrieben wurde. Auf erhöhten hölzernen Gerüsten wurden die Unglücklichen zur Schau ausgestellt.

Sie trugen einen Kranz auf dem Kopfe und ein Täfelchen am Halse, worauf ihr Name, Vaterland, Gesundheitszustand, sowie ihre Brauchbarkeit und etwaige besondere Geschicklichkeit verzeichnet stand. Die Händler boten aus, priesen ihre Ware und suchten auf jede Weise Käufer anzulocken. Sklaven und besonders Sklavinnen, die sich durch Schönheit, geistige Bildung oder sonstige Vorzüge auszeichneten, wurden nicht öffentlich vor der Menge ausgestellt, sondern in Tabernen nur denjenigen vorgezeigt, welche zum Ankaufe solcher teuern Artikel hinreichendes Vermögen besaßen.



Römischer Sklavenbagno.

In diese Klasse gehörten vornehmlich hellenische Sklaven, während die gefangenen Gallier in Haufen aufgetrieben wurden. Auch die Samniten scheinen kein besseres Schicksal gehabt zu haben, da später unter den Gladiatoren eine besondere Klasse von Fechtern Samniten genannt wurde.

Ungeachtet solcher massenhaften Einführung von Sklaven scheint doch in gegenwärtiger Periode die Verwendung derselben sowohl im städtischen Haushalt wie auf dem Lande bei Bewirtschaftung der Güter noch sehr beschränkt gewesen zu sein, und ihre Stellung unter einem Gebieter, der mit ihnen den

Pflug führte, war wohl nicht viel anders, als die der Knechte heutigestags auf einem Bauerngut. Erst in der Folgezeit, als Vermögen und Grundbesitz unmäßig anwuchsen, lesen wir von Scharen gefesselter Sklaven, die unter der Peitsche des Aufsehers die Äcker ihrer schwelgenden Herren bauten.

Durch Sklavenverkauf und Erwerb von Gemeindeländereien gewann indessen das Oberhaupt des Reiches fortwährend an Einkünften, indem die Nutzung der Äcker und Wiesen Pachtzins in immer steigenden Verhältnissen eintrug. Allerdings verschlang der Aufwand für den Krieg, namentlich der Sold des Heeres, ungeheure Summen, allein der Staatsschatz wurde dadurch selten erschöpft, er wuchs vielmehr beständig, und der Senat gewöhnte sich daran, ihn als Sparschatz für Zeiten der Not zu betrachten. Da trat nun ein Mann auf, der diese kleinlichen Berechnungen engherziger Staatskunst verwarf, der durch die That zeigte, welchen großartigen und würdigen Gebrauch man von den Reichtümern des Staates machen könne.

Es war Appius Claudius, ein Nachkomme des Decemvirs, der als Censor diese neue Bahn einschlug. Er war stolz, wie das ganze Claudische Geschlecht, unbekümmert um das Geschwätz der Krämerseelen auf dem Forum und im Senat, die Gegenwart, Zukunft und die Bestimmung Roms überschauend, ein Mann des großartigsten Fortschritts. Er hatte allerdings gegen die Teilnahme der Plebejer am Konsulat mit aller Leidenschaftlichkeit der Adelspartei gestritten; aber er hatte auch die Fesseln des Bürgerrechts gelöst, das sonst nur auf die Grundbesitzer beschränkt war. Er hatte Kenntnis von der hellenischen Kultur und schrieb selbst über römische Rechtskunde und Beredsamkeit; es werden ihm sogar poetische Versuche zugeschrieben. Noch als blinder Greis trat er, wie wir gesehen haben, in der Kurie gegen den Sendling des Königs Pyrrhus für die Würde und Hoheit Roms auf und überwand den feingebildeten Griechen durch die Macht seiner Rede. Wie er als Censor altrömische Sitte zu erhalten suchte und einen Senator aus dem Rate stieß, weil derselbe kostbares Silbergeschirr gebrauchte, so schuf er Bauten, die noch heutigestags für die Größe des Römergeistes Zeugnis geben. In Athen hatte einst Perikles unter Zustimmung seines Volkes, das er für seine Zwecke zu begeistern wußte, die Akropolis mit Werken von unvergänglicher Schönheit geschmückt; Appius, der Censor, ließ dagegen Werke ausführen, die, nicht weniger großartig, dem praktischen Sinne des Römers angemessen waren. Am bekanntesten und mit Recht am meisten gerühmt war die große Heerstraße, die nach ihm die Appische (via Appia) genannt wurde. Sie führte von Rom bis Capua über Tiefen und Höhen. Bei der Anlage wurden Schluchten ausgefüllt, Bäche und Flüsse überbrückt, steile Anhöhen durchschnitten; sie diente zum Muster für viele andere Straßen, welche von Rom aus ganz Italien durchzogen, um die entferntesten Militärstationen mit der Hauptstadt in Verbindung zu bringen. Wie solid die Anlage war, beweist ihre Dauer; denn noch jetzt, nach mehr als 2200 Jahren, ist sie vorhanden.

Darauf war aber auch die Bauart berechnet, denn sie bestand, wie man noch gegenwärtig an vielen Stellen deutlich erkennt, aus vier übereinander angebrachten Lagen.

Die Via Appia mit den Grabdenkmälern. Zeichnung von C. Rehlender.

In der untersten Schicht, war festgestampftes Steingeröll, in der zweiten gebrochene und mit Mörtel gemauerte Steine, die dritte bestand aus Backsteinen und Ziegeln, welche zusammengekittet waren und das eigentliche, aus Polygonblöcken aneinandergefügte Pflaster von Basalt und Lava trugen. Auf beiden Seiten erhob sich längs des die Fahrstraße begleitenden Fußpfades eine Einfassung von behauenen Steinen. In bestimmten Entfernungen, besonders bei Durchschneidung anderer Wege, hatte man Erweiterungen angebracht und passend geformte Steine, um dem Reiter das Auf- und Absteigen zu erleichtern. Auch Ruhesitze für die müden Wanderer fehlten eben so wenig als kleine Heiligtümer, die den Reisenden zu Andacht aufforderten.

Freilich war die Via Appia nicht gleich in der beschriebenen Vollkommenheit angelegt; vielleicht war sie anfänglich nur für Fußgänger und Reiter, nicht für Fuhrwerk eingerichtet; durch den Pontinischen Sumpf begleitete sie ein Kanal, teils zur Entwässerung, teils zum Transport angelegt. Auch ein Marktflecken, Forum Appii, daselbst scheint von dem baukundigen Censor herzurühren. Jenseits des Kanals wurde die Straße über Capua später durch Samnium über Benevent und Luceria bis an das Meer fortgesetzt. Andere nach gleichem Muster gebaute Straßen entstanden in dieser und der folgenden Zeit. Es waren die Via Latina, welche wie die Via Appia vom Kapenischen Thore in Rom beginnend am Fuße der Berge hin nach Benevent führte, die Via Tiburtina, welche vom Tiburtinischen Thore nach Tibur und dann als Via Valeria durch das Sabinerland an das adriatische Meer führte, die Via Salaria, welche vom Collinischen Thore über Fidenä und Reate nach Ancona führte, die Via Flaminia, welche vom Flaminischen Thore über Spoleto nach Ariminum und von dort als Via Aemilia nach Placentia am Po führte, später sogar sich teilend bis Turin und Triest, die Via Cassia, welche mitten durch Etrurien nach Luna führte, wo sie sich mit der Via Aurelia vereinigte, die vom Thore des Janiculum an der etruriſchen Küste entlang bis nach Genua und Frejus führte. Zwanzig Nebenstraßen verbanden diese sieben Hauptstraßen oder zweigten sich von ihnen ab. So war die leichte Verbindung Roms mit allen Teilen des eroberten Landes gesichert und ein Straßennetz über Italien gelegt, welches im Verein mit den Militärkolonien und Kastellen es in straffer, gesicherter Botmäßigkeit erhielt.

Wenn diese Anlagen die Kriegsführung und die Befestigung der römischen Herrschaft erleichterten, so half ein anderes Werk des berühmten Censors einem dringenden Bedürfnisse der Stadt ab. Es fehlte nämlich an gutem Trinkwasser. Deswegen unternahm Appius den Bau einer Wasserleitung und führte ihn nicht weniger großartig aus als seine Straße. Reichhaltige Quellen in
302 v. Chr. der Gegend von Präneste wurden gefaßt und in Gewölben fast ganz unter der Erde bis nach Rom geführt. Nur an der Capenischen Pforte zwischen dem Cälischen Hügel und dem Aventin war sechzig Schritte lang ein Aquädukt über der Erde erforderlich. Da jedoch das zugeführte Quellwasser zur Versorgung noch nicht hinreichend war, so baute Manius Curius Dentatus eine ähnliche Leitung, welche die Wasser des Anio nach Rom führte. Er verwendete dazu die Beute, welche im eroberten Lager des Pyrrhus ihm zugefallen war.

Waſſerfälle von Terni. Nach Duruy.

Derselbe hatte schon früher mit den Reichtümern, die man aus dem bezwungenen Sabiner-Lande wegschleppte, durch eine in Felsen gesprengte Leitung dem Velinus einen Ausfluß verschafft, wodurch die fruchtbare Reatina entwässert und für neue Ansiedelungen ergiebiger Boden gewonnen worden war. Noch immer wird der Wasserfall (bei Terni) bewundert, den seit der Ableitung der Strom bildet; und noch steht die Brücke, die Curius aus mächtigen Werkstücken in einem Bogen über den Fluß bauen ließ.

Die Bauten des Appius Claudius kosteten ungeheure Summen. Der öffentliche Schatz wurde dadurch erschöpft; man mußte sogar zum Verkaufe von Staatsländereien seine Zuflucht nehmen. Der herrische Censor fragte dabei weder nach Senat noch nach Gemeinde; er vertraute fest, daß der Gewinn und Glanz des Staates, den er im Auge hatte, das allgemeine Beste, das er förderte, auch seine Rechtfertigung sein werde, und er betrog sich nicht. Sogar den Aufforderungen der Tribunen, dem Gesetze gemäß nach achtzehn Monaten sein Amt niederzulegen, ihren Drohungen und Anklagen bot er Trotz und verwaltete die Censur allein bis ins fünfte Jahr, nachdem sein Kollege sich zurückgezogen hatte. Um seinen Anhang zu vermehren, stieß er viele Senatoren, wahrscheinlich Plebejer, aus dem Rat; dagegen nahm er Nachkommen von Freigelassenen und allerlei unberechtigtes Volk in die Tribus auf, wodurch die Gemeinde in heillose Verwirrung geriet. Erst der große Fabius Rullianus und Decius Mus, sein treuer Freund, stellten während ihres Censoramtes die Ordnung wieder her, indem sie den ganzen Anhang des Appius mit den Zunftleuten in die vier städtischen Tribus zusammenwarfen. Hier konnte die unberechtigte Menge nicht schaden und hatte doch das erstrebte Bürgerrecht bewahrt.

Außer den aufgeführten Denkmälern der römischen Kunst, die nicht im Gebiete idealer Schönheit, sondern in der praktischen Nutzbarkeit Meisterschaft bewies, wurden noch verschiedene Tempel aufgeführt, namentlich zur Ver-
302 v. Chr. ehrung der Göttinnen der Wohlfahrt, des Sieges, des Glückes u. a. Ebenso ließ man es auch nicht an Statuen fehlen, um die Hauptstadt Italiens und ihre Heiligtümer würdig zu schmücken. Spurius Carvilius, der Genosse des jüngeren Papirius, des Siegers von Aquilonia, stellte aus der gewonnenen Beute eine kolossale Bildsäule Jupiters auf dem Kapitol her, die von solcher Größe war, daß man sie auf dem Albanerberge sehen konnte. Seine eigene Statue, die man aus den Abfällen des verwendeten Erzes goß, ließ er zu den Füßen des Kolosses aufrichten. Auch Erzbilder verdienter Helden und Staatsmänner, sogar die der Griechen Pythagoras und Alkibiades, schmückten das Forum, die Burg und andere Plätze der Stadt. Noch wird erwähnt, daß Fabius Pictor (Maler), aus dem berühmten Geschlechte der Fabier, den Tempel der Heilsgöttin mit Gemälden ausschmückte. So vereinzelt diese Kunstleistung eines Römers altadeliger Abkunft dasteht, so zeigt sie doch, daß die Ausübung der bildenden Kunst in Rom nicht so gering geschätzt wurde, wie dramatische und überhaupt poetische Versuche.

Lebensweise des Römers. In solider Stattlichkeit prangte die Königin der italischen Städte und Völker auf ihren Hügeln an der Tiber. Weithin schaute nach allen Seiten das mit Burg und Tempel gekrönte Kapitol auf

bezwungene Länder, und im Innern breitete sich das Forum aus, der Mittelpunkt des städtischen Lebens, umgeben von Monumenten römischer Größe. Da standen an den Langseiten nicht mehr die hölzernen Fleischerbuden, wie zur Zeit der Decemvirn; steinerne Hallen der Wechsler und Goldarbeiter waren an ihre Stelle getreten, und ringsum blickten Erzbilder der alten Könige, berühmter Priester, denkwürdiger Frauen, vor allem Statuen siegreicher Konsuln, welche in den Schlachten der Republik Sieg und Ehren errungen hatten, auf die Versammlung der Gemeinde, von deren Beschlüssen die Schicksale der Völker abhingen.

Wie der Überfluß an Staatsmitteln, der Geldvorrat in der Staatskasse fortwährend zunahm, so wuchs auch der Wohlstand der Bürger. Kriegsbeute, Landanweisungen, der steigende Verkehr gewährten allen Schichten der Bevölkerung hinreichende Mittel, sich die Not fern zu halten, dem guten Haushalter, seine Habe zu bewahren oder auch zu vermehren.

Wenn es nun in der zusammengedrängten Menge allerdings nicht an schlechtem Gesindel und Hungerleidern fehlte, so häuften sich dagegen in glücklichen Händen Reichtümer von wahrhaft kolossaler Art. Daß sich unter diesen Umständen der Luxus allmählich einschlich, war eine natürliche Folge, wenn auch im allgemeinen die Lebensweise noch die alte republikanische Mäßigkeit und Einfachheit bewahrte. Zunächst zeigte sich der erhöhte Wohlstand in der Anlage der Privatwohnungen, die bequemer und geräumiger eingerichtet wurden als früher.

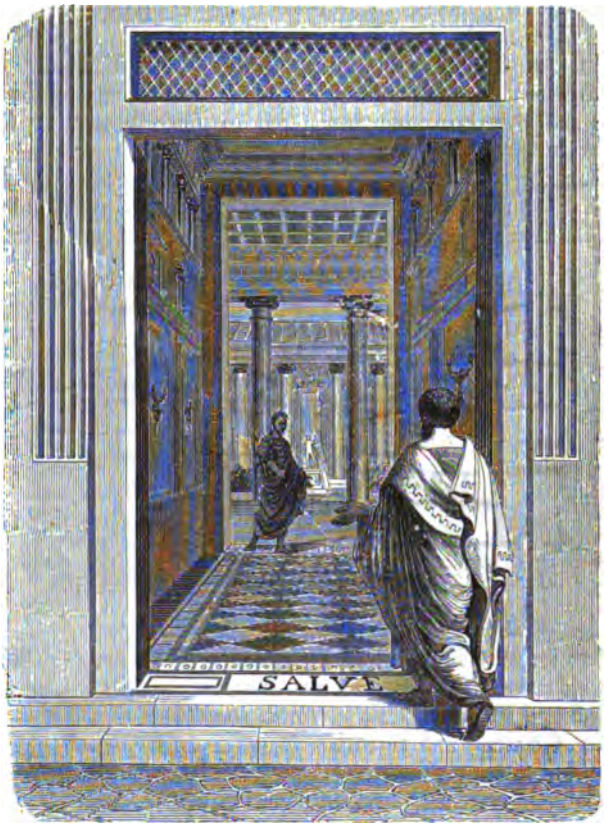
Das römische Haus. Die spitzen Stroh- und Schindeldächer verschwanden in Rom ziemlich allgemein; Ziegeldächer traten an ihre Stelle. Die Wohnungen der geringen Leute beschränkten sich noch auf das Atrium (Schwarzraum mit berußter Decke), das eine oben offene Halle bildete, um dem Rauch von innen und dem Licht von außen Durchgang zu verschaffen. Diese Halle, worin die Familie den Tag über ihre Geschäfte betrieb, war von Schlaf- und Vorratskammern umgeben. Der enge Raum, der dem reichen und angesehenen Römer nicht mehr genügte, wurde jetzt erweitert, doch blieb die Halle mit der offenen Decke in der Mitte und den anstoßenden, mehr oder weniger ausgedehnten Räumlichkeiten der vornehmste Bestandteil des römischen Hauses. Sie bildete ein längliches Viereck und hieß auch cavaedium (Hohlhaus); doch wurde mit dieser Benennung in großen Palästen noch ein besonderer Raum bezeichnet. Die auf S. 308 stehende Abbildung stellt den Normalplan eines gewöhnlichen römischen Mittelhauses dar. Der äußere Eingang Ostium 1 führt zu der Eingangshalle, dem Vestibulum 2. Durch die Thür und die Vorhalle 4 gelangt man in das Atrium 6. Bei 3 ist ein Raum, der sich sowohl nach der Vorhalle als nach dem Atrium öffnete und dem Thürhüter zum Aufenthalt diente. Das Atrium 6 hatte in der Mitte einen Wasserbehälter (Impluvium), in welchem durch eine Öffnung (Compluvium) das Regenwasser von den Dächern zusammenströmte. In der Ecke führt eine Treppe nach dem oberen Geschoß 19, welches der Dienerschaft oder Mietsleuten eingeräumt war. 7, 7, 7 sind Gemächer für Fremde oder Hausgenossen. Diese sowie die mit 5 bezeichneten Räume hießen Alae (Flügel) und waren nicht selten durch sehr prächtig verzierte Wände oder durch Säulengänge von einander abgetrennt. Hier empfing der vornehme Hausbesitzer seine Klienten oder Geschäftsfreunde. Thüren führten aus 7 nach dem Atrium; die Gastzimmer 5

war nach diesem Raume hin ganz offen, ebenso das Tablinum 11, wo Familienheiligtümer, Geschlechtstafeln und Ahnenbilder zur Schau aufgestellt waren. Es wurde nicht als Durchgang benutzt, sondern durch einen Vorhang 8 abgeschlossen, den man nur der schönen Perspektive wegen aufrollte. Das Atrium stand mit dem Innern des Gebäudes durch dieses Tablinum, einen breiten Zwischenraum, in Verbindung. Vom Atrium führte ein seitwärts angebrachter Gang 9, bisweilen wohl auch zwei solcher Gänge (Fauces), in das Peristylium, die mitunter prachtvolle Säulenhalle 12, den freundlichen Aufenthaltsort der Familie, sodaß mit dem Tablinum der für den öffentlichen Verkehr bestimmte Teil des Hauses abschloß. Jene Halle ist von bedeutend größerem Umfang als das Atrium, dem sie sonst in der Form entspricht. Wenn das Atrium zum Empfangszimmer der Fremden diente, so war das Peristylium vorzugsweise für den Gebrauch des Hausherrn, seiner Angehörigen und Freunde vorbehalten. Die in der Mitte offene Decke ward ringsum von Säulen getragen, die einen Wasserbehälter mit Springbrunnen, Piscina, umschlossen. Um diesen Hof befanden sich Privatgemächer der Familie 14, 15, deren eines, das des Hauseigentümers, meist aus drei Räumlichkeiten, dem An- und Auskleidezimmer sowie dem Schlafzimmer mit Alkoven, bestand 16. In letzterem war die eherne, elfenbeinerne oder auch hölzerne Bettstelle. Links und rechts waren Speisezimmer, wo die Triclinia, Speisetische mit den Sophas, aufgestellt waren. An drei Seiten dieser Gemächer sind die Triclinien für die sich lagernden Gäste, die vierte ist frei für die Eintretenden. Man hatte zwei solcher Speisezimmer, das luftigere für den Sommer, das nach der Mittagsseite gelegene für den Winter. In der Nähe waren für gesellige Unterhaltung bestimmte, meist kleinere Zimmer, mit der Aussicht auf das Peristylium. Daselbst, sowie im Gesellschaftszimmer 17, versammelten sich die Gäste. Größere Gastmähler wurden im Atrium abgehalten. Der nach dem Garten führende Gang ist auf unserem Plane mit 18 bezeichnet. Daneben befindet sich 17 der vorhin erwähnte Gesellschaftssaal, Oecus, so groß, daß mehrere Triclinien darin Platz hatten. Vorratskammern liegen daneben. Den hinteren Teil des Hauses schließt nach dem Garten hin ein Porticus ab. Unser Haus kehrt Fronte und Seiten den Straßen zu, und es führt aus dem einstöckigen Hintergebäude ein Ausgang, Posticum 13, nach der Straße.

Das Atrium.

Die Räumlichkeiten 20 ſind vermietete Läden; der nach vorn zu liegende ſtand mit dem Innern des Hauſes in Verbindung und konnte dem Hauseigentümer zum Betriebe ſeines Gewerbes dienen.

Die beſchriebenen Formen des Hauſes blieben feſtſtehende Norm für alle Zeiten und wurden nur im Verhältnis des Reichtums und Anſehens der Eigentümer erweitert, mit Nebenanlagen verſehen und reicher dekorirt. Wir fügen daher noch kurz die Beſchreibung eines Hauſes in Pompeji bei, welches, wie die Aufſchrift an der Hauptpforte lehrt, dem Ädilen Panſa gehörte. Wir wollen damit nicht behaupten, daß man ſchon in der vorliegenden Periode ſolche Wohnungen herrichtete; gewiß aber hatten jetzt ſchon reiche Bürger in der Hauptſtadt und ihrer Umgebung Häuſer, die dem in der unbedeutenden Provinzialſtadt an Ausdehnung und geſchmackvoller Einrichtung nicht weit nachſtanden.

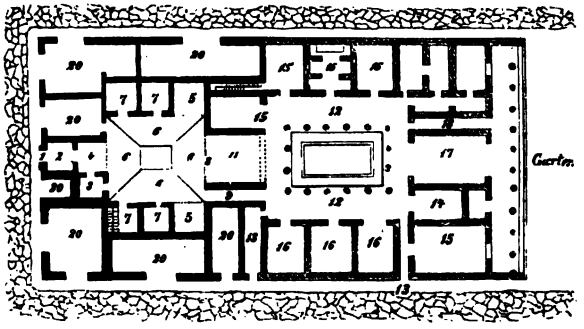


Das Veſtibulum.

Die vier Seiten des Hauſes des Panſa (ſ. Abbildung S. 309), das noch erhalten iſt, ſind von Straßen begrenzt. Ein ſo gelegenes Haus pflegte man eine Inſel zu nennen. Durch den Eingang kommt man in das Veſtibulum, den Vorplatz, deſſen Fußboden von Moſaik mit dem in farbigen Steinen deutlich ausgelegten Worte Salve (Sei gegrüßt!) bezeichnet iſt. Man betritt durch die Hausthür über einen kleinen Vorraum das Atrium; es iſt toskaniſch, das heißt, die von dem Compluvium durchbrochene Decke wird von Querbalken (nicht, wie anderwärts, von Säulen) getragen. Hinter dem Impluvium befindet ſich ein Altar, wo man den Penaten opferte. Das Tablinum mit einem Fußboden von Moſaik führt in das Periſtylium, wo man die vertrauten Freunde

empfing. Vier, das offene Dach stützende Säulenreihen umgeben die Piscina (Fischbehälter). Oft war dieser Raum gartenähnlich angelegt und diente auch zum Spazierengehen. Neben dem Tablinum war ein Zimmer, wo man vornehme Gastfreunde empfing, vielleicht zugleich zur Pinakothek (Gemäldesaal) bestimmt. Der am hinteren Ende des Peristylium offene Raum rechts war das Triclinium.

Oft befand sich in dem Speisesaal eine Vorrichtung von Mauerwerk, welche im engeren Sinne des Wortes Triclinium genannt wurde. Sie bildete ein Viereck; die vordere Seite desselben war offen, damit die Sklaven die Platten mit den Speisen und Getränken serviren konnten, die anderen Seiten waren von massiven Ruhebetten umgeben, welche mit Matten und weichen Decken für die Speisenden belegt wurden. Die Einrichtung zeigt, daß man gewöhnlich auf neun Gäste rechnete; denn einem alten Gebrauch zufolge galt es als Regel, daß ihrer nicht mehr als neun und nicht weniger als drei an einer Tafel, d. h. zwischen der Zahl der Musen und Grazien, lagerten. Bei einer höheren Zahl von Gästen stellte man mehrere Triclinien auf. Nachdem man gespeist hatte, griff man zum Becher. Da floß der köstliche Wein Campaniens in Strömen, und Scherz und Ausgelassenheit belebten die Gesellschaft. Man hatte diese Sitte ziemlich frühe von den Griechen überkommen; nach ihrer Weise lagerte man sich um die Tafel, während der Römer nach altem Brauche sein frugales Mahl sitzend verzehrte. — Besondere Triclinien hatte man für die Leichenfeier. Die Freunde und Angehörigen des Hauses nämlich versammelten sich nach der Bestattung zu einem gemeinschaftlichen Mahle, um, wie es scheint, bei Schmaus und Wein den Kummer zu vergessen. Weil nun die Triclinien in den Privatwohnungen für die zahlreichen Trauergäste nicht Raum genug darboten, so hatte man öffentliche Speisehallen für diesen Zweck errichtet. Ein solches Triclinium funebre (Speisehalle für Leichenfeierlichkeit) erblickt man in der sogenannten Gräberstraße zu Pompeji (s. S. 311). Es bildet einen viereckigen, von Mauern umschlossenen Hof, der in allen Teilen die Einrichtung der gewöhnlichen Triclinien mit gemauerten Ruhebetten hat.



Plan des römischen Normalhauses.

Aus dem Peristyl gelangt man, wie bei den kleineren Wohnungen, in den Oecus. Er nimmt in gleicher Richtung mit der Piscina die Mitte der Wand ein, ist um zwei Stufen erhöht und hat ein breites Fenster mit der Aussicht auf die abschließende, überdachte Galerie und den daran stoßenden Garten. Auf der linken Seite des Oecus ist ein Durchgang, wie auf der rechten des Atrium, und daneben die Küche in zwei Abteilungen mit einem Vorplatz.

Durchschnitt des römischen Hauses. Zeichnung von G. Rehlender.

Niedrige Mauerwerke, welche darin angebracht sind, dienten zur Unterlage für die fertigen Platten und die Küchengerätschaften. In dem regelmäßig viereckigen Garten enthielt der äußerste Winkel zur Rechten die Cisterne mit daran stoßendem Wasserbehälter, womit sie gefüllt wurde.

Auf drei an Straßen grenzenden Seiten des Hauses befinden sich, wie bei unserem Normalhaus, Buden und Läden, die zum Teil vermietet wurden. Sie sind nur von außen offen und stehen nicht mit dem Innern in Verbindung; nur das eine dieser Gemächer, entsprechend oben 24, hat außer dem vorderen Eingange noch eine Thüre in das Haus selbst. Hier wohnte der Intendant des Besitzers und verkaufte die Erzeugnisse von den Gütern seines Herrn: Obst, Wein, Öl, Feldfrüchte, auch wohl Fabrikate seiner Sklaven. Die Räume auf den beiden Ecken des Gebäudes mit der Aussicht in zwei Straßen waren an Bäcker vermietet.

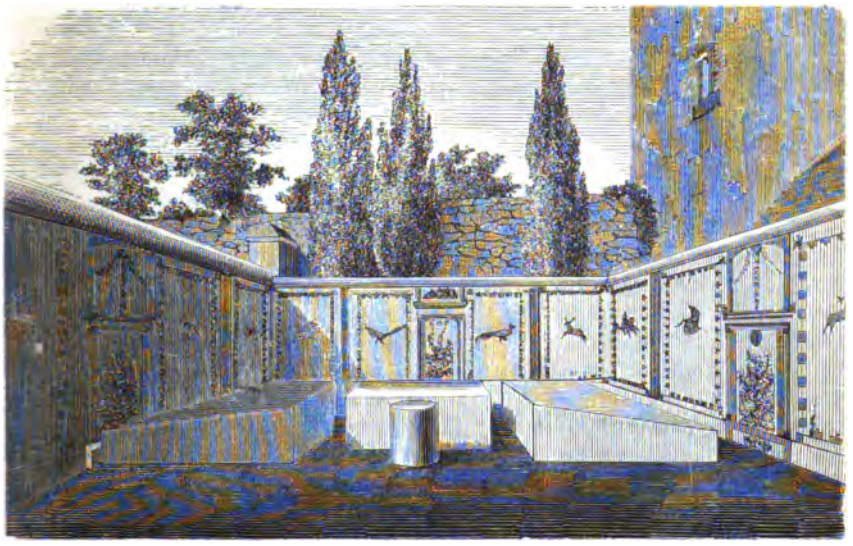
Man erkennt diese Verwendung an den Backöfen, Brunnen und anderen zur Bäckerei gehörigen Erfordernissen, welche darin angebracht sind. Noch sieht man auf der Langseite des Gebäudes zur Linken zwei und auf der Rechten drei Buden oder Mietwohnungen, die mit dem innern Hause nicht in Verbindung stehen.

Die größten Gebäude hatten in späterer Zeit noch ein oberes Geschoß oder auch mehrere, die aber nur kleine Gemächer enthielten. Einige derselben gingen auf eine Terrasse über dem Garten, andere erhoben sich über dem Tablinum und den angrenzenden Räumen. Diese Zimmerchen, deren erstere Hälfte die freundliche Aussicht auf den Garten gewährte, hatte wahrscheinlich die Familie des Hauseigentümers in Benutzung. Für die Sklaven war eine weitere Reihe von Stuben bestimmt, die sich über der hinteren Wand des Atrium hinzog, während die Sklavinnen seitwärts abgeschlossene Schlafzimmer inne hatten. Die beiden Langseiten des Peristyls waren nicht überbaut; das obere Geschoß bildete daher zwei ungleiche, von einander gesonderte Teile, wodurch es, von außen betrachtet, keineswegs als ein symmetrisch geordnetes, architektonisches Ganze erschien. Man sieht, es war durch das Bedürfnis hervorgerufen und gehörte ursprünglich nicht in den Plan des Hauses. Desto mehr aber war das untere Geschoß den Gesetzen der Kunst wie der Behaglichkeit der Bewohner angepaßt.

Trat man durch die Hauptpforte in das Vestibulum, so hatte man die freundliche Perspektive in das Atrium, Tablinum und weiter in die Säulenhalle des Peristyls und den Œcus, hinter welchem das Grün des Gartens einen wohlthuenden Abschluß bildete. Und wie angenehm war der Aufenthalt im Atrium, besonders wenn die Decke von Säulen getragen wurde, und ein Gang im Peristyl unter den Kolonnaden um das Bassin, wo springende Wasser das Auge erfreuten und die Luft kühlten! Wie erquickend mußte die Ruhe sein in den anstoßenden, vorn offenen Gemächern, wo eine liebliche Dämmerung den Schlummernden umgab, wenn man den Eingang durch Vorhänge verschloß! Alles war auf Behaglichkeit berechnet; kein überflüssiges Gerät störte den Lustwandelnden; Sitze, Ruhebetten, Triclinien waren fast die einzigen Möbel; aber der musivisch eingelegte Fußboden, Schnitzwerk und heitere Wandgemälde, aufgestellte Vasen, Urnen, Spiegel und in den Schlafzimmern zierliche etruriſche Schmuckkästchen trugen dazu bei, den Aufenthalt für den Besitzer angenehm, für den besuchenden Gast oder Fremdling wünschenswert zu machen.

Außer den angeführten Geräten hatte man, wie die Abbildung S. 313 zeigt, Lampen, Rauchpfannen, Dreifüße, Löffel. Griechen und Römer hatten Lampen von mannigfaltigen, zum Teil sehr zierlichen und eleganten Formen. Der Rauchpfanne bediente man sich, teils um bei Festlichkeiten in den Räumen Wohlgerüche zu verbreiten, teils um den Göttern köstliches Rauchwerk zu opfern.

Da die Speisen zerlegt aufgesetzt wurden, so bedurfte man kaum der Messer und Gabeln. Man langte mit den Fingern zu. Löffel dagegen waren im Gebrauch, zumal um Eier zu essen und den altnationalen Mehlbrei.



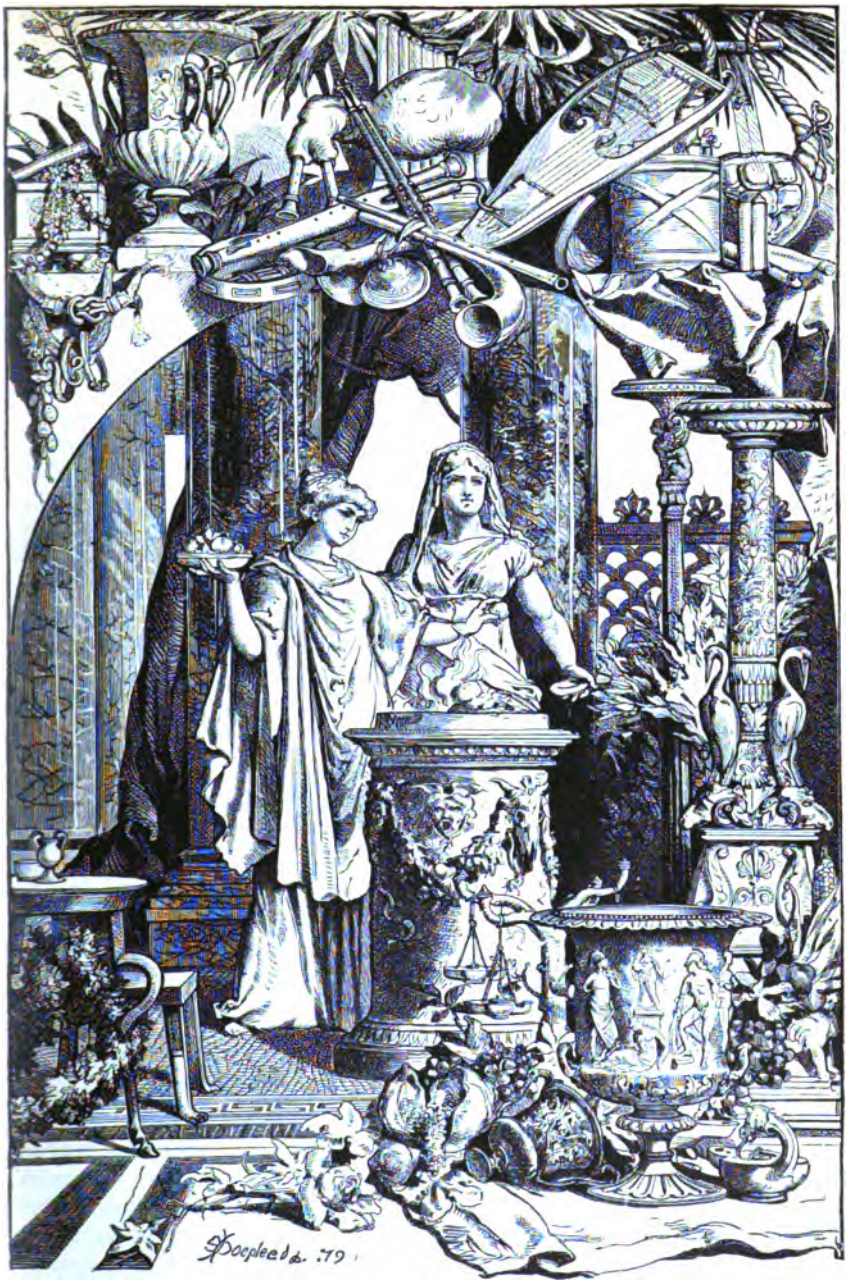
Triclinium funebre. (Nach Overbeck.)

Speisezeiten. Die Römer pflegten des Tages drei Mahlzeiten zu halten. Bevor sie an die Geschäfte des Tages gingen, nahmen sie ein leichtes Frühstück ein, dann genossen sie etwa um die Mittagsstunde ein frugales Mahl, häufig nur Brot und Käse, aber weder Fleischgerichte noch Wein. Nachmittags oder gegen Abend war die Hauptmahlzeit. Da wurde denn, wenigstens in späterer Zeit, an reichlich besetzter Tafel geschmaust und im Übermaße getrunken. Denn früher als die Griechen suchten die Römer in den materiellen Genüssen des Essens und Trinkens Entschädigung für die überstandenen Mühen und Kämpfe, da ihnen die edeln Künste, die das Leben schmücken und erfreuen, fremd waren. Die öffentlichen Schmausereien der Priesterkollegien, der Musikbanden und auch die Feste der Bürger geben dafür hinreichende Belege. Die strenge Polizei hielt diese Ausschweifungen in Schranken. Daher waren noch immer die bürgerlichen Wohnungen im allgemeinen Stätten löblicher Sitten, wo der Mann, als Hausvater, der Familie und Dienerschaft streng und würdig vorstand, die Hausfrau, ihm an Bildung und Ansehen ebenbürtig, die inneren Angelegenheiten ordnete und frei und unbehindert auch in Gesellschaft von Männern verkehrte.

Kam der Römer heim aus dem Senat oder der Gemeindeversammlung oder aus dem Lager, so gab er der verständigen Matrone Gehör, wenn sie zum Besten riet, und sprach mit ihr über die Angelegenheiten des Hauses wie des Staates. Er leitete mit ihr die Erziehung der Kinder, die in öffentlichen Schulen Lesen, Schreiben und die Gesetze kennen lernten und namentlich die Zwölftafelgesetze dem Gedächtnis einprägten. Darauf beschränkte sich der Unterricht, das Übrige gab das Leben; in seinen bewegten Strömungen reifte der römische Knabe zum kühnen Jüngling, zum Manne der That. Doch lernte er schon im Vaterhause und in der Schule Gehorsam, und der Lehrer griff zum Stock, wenn der Schüler unlenksam oder schwerfällig im Lernen war. In vornehmeren Familien leiteten griechische Sklaven den Unterricht und lehrten auch ihre gebildete Muttersprache. Es wird aber als Unsitte dargestellt, daß freigeborene römische Kinder der Zuchtrute von Sklaven unterworfen wurden.

Der zunehmende Reichtum und der damit verbundene Aufwand führte diese und andere Abweichungen von der väterlichen Sitte mit sich. Vergebens suchten die Polizeigerichte durch strenge Maßregeln dem steigenden Luxus entgegenzutreten; vergebens stieß der Censor den Publius Cornelius Rufinus, der zweimal Konsul gewesen war, aus dem Senat, weil er zuerst silbernes Tafelgerät im Werte von 3360 Sesterzien (240 Thaler) gebrauchte; die Zeit war vorüber, da ein Salzfaß und eine Rauchpfanne das einzige Silbergerät des römischen Bürgers sein durfte, und alles Eifern, alle Gesetze konnten die altväterische Einfalt nicht immer aufrecht erhalten. Männer wie Curius Dentatus und Fabricius, die sich ihr Rübengemüse selbst bereiteten, wurden selten. Schon zeigen sich Spuren von zunehmender Sittenverderbnis, wie Bestrafungen wegen Kornwuchers, Zauberei und Giftmischerei beweisen.

Religion. Dagegen hielt unter allen Veränderungen der Römer noch fest an seinem religiösen Glauben und Aberglauben. Den Göttern verdankte er seine Erfolge, nicht den eigenen Thaten; ihnen opferte er, zu ihnen betete er mit frommem Sinne; sie offenbarten ihm durch Vogelflug, Eingeweide der Opfertiere, durch mancherlei Wunderzeichen ihren Willen und das kommende Geschick. Nur vereinzelt erscheint der Unglaube und wurde, nach der herrschenden Meinung, von den Göttern gestraft. Als z. B. der schon oft genannte ungläubige Censor Appius Claudius dem Geschlechte der Pötelier anriet, den diesen übertragenen Dienst des Hercules durch Sklaven verrichten zu lassen und sie auch Folge leisteten, starb während einer Pest das ganze sündige Geschlecht aus. Gegen solche handgreifliche Beweisführung des beleidigten Gottes selbst wagte der Zweifel lange nicht das Haupt zu erheben. Man richtete sogar in größeren Wohnungen besondere Kapellen ein, wo man außer den Penaten des Hauses noch andere Schutzpatrone verehrte. Unsere Vignette S. 316 giebt eine Vorstellung von solchen häuslichen Heiligtümern. Ferner fügte man zu den alten Göttern noch neue, z. B. den Silbergott (Argentinus), einen Sohn des Kupfergottes (Aesculanus), nachdem das Silbergeld übliche Münze geworden war. Auch griechische Götter, die Dioskuren, Apollo, Äsculap (Asklepios), Aphrodite, deren Wesen man mit der Gartengöttin Venus verschmolz, hielten ihren Einzug in Rom.



Römiſche Gerätſchaften, Geſchirre, Vaſen u. ſ. w.

Im Mittelgrund ein Altar aus Marmor, dahinter zwei Veſtalinnen. Vorn unten Vaſen und Henkelkelche. Rechts Kandelaber aus Marmor und Bronze. Links ein Dreifuß mit Tiſch aus Bronze. Oben Vaſen, Muſikinſtrumente (Lyra, Flöten, Sackpfeife, Trompete) und Schmuckſachen.

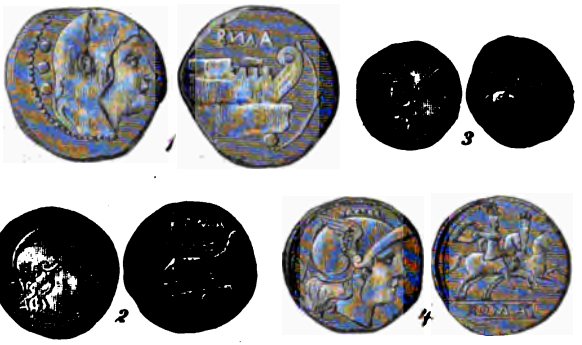
Die Veränderung im Münzwesen, deren wir soeben gedachten, war eine Folge der veränderten Machtstellung des Staates, der jetzt durch seine Ausdehnung in den Weltverkehr gezogen wurde. Da war Silbergeld üblich, und die Schätze, die man in Samnium und in den Griechenstädten erbeutete, setzten Rom in den Stand, Silbermünzen in großer Menge herzustellen. Man setzte einen Münzfuß fest, der um weniges niedriger war als der attische. Die gangbarste römische Münze war der Denar, etwa siebzig Pfennige an Wert, also fast gleich einer attischen Drachme. Er betrug zehn As und wog in Kupfer $3\frac{1}{2}$, in Silber $\frac{1}{84}$ römisches Pfund.

Bei kleineren Zahlungen gebrauchte man den Sesterz, $\frac{1}{4}$ Denar. Dieses Geld verbreitete sich bald über ganz Italien und hatte auch in dem überseeischen Handel Geltung, den Rom durch Vermittelung der griechischen Städte und der Handelsrepublik Karthago betrieb.

Verkehr. Wie schwunghaft der Verkehr mit den Karthagern oder Puniern, dem ersten Handelsvolke des Altertums, betrieben wurde, beweist der Vertrag zwischen der römischen und afrikanischen Republik aus dem Jahre 348 v. Chr., dessen bereits Erwähnung geschehen ist. Die punischen Handelsleute führten nicht nur Produkte und Fabrikate aus ihrer Vaterstadt ein, sondern auch aus anderen Ländern, die sie des Gewinnes wegen zu Wasser und zu Lande besuchten. Sie brachten Löwen-, Panther-, Leopardenfelle, Elefantenzähne und andere von den afrikanischen Nomadenstämmen eingetauschte Waren, ferner kostbares Rauchwerk, das sie auf abenteuerlichen Fahrten aus dem Norden holten und in ihren Gerbereien herstellten. Auch zubereitete Häute von Elefanten, Büffeln, Gazellen und anderen Tieren der Negerlande, desgleichen Bernstein von den fernen Ostseeküsten, Schnitzwerk von Elfenbein, Cedern- und Ebenholz, köstliche Feigen, punische Äpfel (Granaten), Datteln, Wohlgerüche aus Arabien und Äthiopien, Pfeffer und andere Gewürze waren beliebte, wenn auch teure Einfuhrartikel. Nicht weniger gesucht waren die feinen Wollenzeuge Karthagos, zum Teil mit dem schönsten Purpur gefärbt, Gerätschaften, Spiegel und feine Glaswaren, sowohl aus eigenen wie aus phönizischen Glashütten. Alle diese Waren, die der zunehmende Luxus unentbehrlich machte, mußten die Völker Italiens entweder um schweres Geld oder um wertvolle Naturalien eintauschen. Sie lieferten den Puniern, deren fruchtbares und gut angebautes Gebiet übervölkert war, Schlachtvieh, Pökelfleisch, Schiffsbauholz, Getreide, treffliches Öl, spottbilligen Wein und Obst, das man in Italien gar wohl zu veredeln verstand.

Garten- und Obstbau. Wir haben schon davon geredet, wie sorgfältig die Römer den Ackerbau betrieben, der für die täglichen Bedürfnisse und auch für den Handel die wichtigsten Produkte lieferte. Es gehörte dazu die Viehzucht und die Kultur der Obstbäume. Die Oliven Latiums wurden mit großem Fleiße gepflegt, während der Weinstock freilich weniger sachgemäß behandelt wurde. Man zog die Reben an Bäumen in die Höhe, sodaß Cineas sagte, als er italischen Wein trank, er wundere sich nicht, daß die Rebe, die solches Getränk lieferte, so hoch aufgehängt werde. Es scheint doch, daß man schon in früher Zeit die Reben, namentlich edlere Sorten, an Pfählen oder in Spalieren emporranken ließ und daß nur der geringere Landwein aus

Rebenpflanzen gewonnen wurde, die, wie noch heutigen Tages in Italien, in die Zweige von Ulmen und Pappeln verschlungen sind. War die Weinlese glücklich vorüber, so kelterte man die Trauben auf sehr einfache Weise; man brachte sie in einen wasserdichten Behälter und zerstampfte sie mit den Füßen. Gewöhnlich kamen nachmals die Träber noch in eine Presse, wodurch der Most vollständig ausgedrückt wurde. Derselbe kam darauf in bauchige Gefäße, die man im Weinkeller bis an den obern Rand in die Erde einsenkte. War die Gärung vollständig vorüber, so füllte man einen Teil davon, den man in späterer Zeit trinken wollte, in andere Gefäße (Amphorae), die vorher ausgepicht, mit Salzwasser ausgespült und mit Myrrhen durchräuchert waren. Man verschloß die Amphoren mit Kork und Gyps und bewahrte sie darauf im obern Geschoß des Hauses, wo der Rauch vom Herdfeuer sie umspielte. Man glaubte, dies diene zur bessern Erhaltung des Weins. Den geringen Landwein füllte man in gepichte Schläuche, welche der Winzer auf dem Rücken oder auf dem Wagen in die Stadt zum Verkauf führte. Der Römer begnügte sich in frühester Zeit mit seinem herben Landwein und dachte erst später daran, bessere Rebsorten zu pflanzen. Dagegen verstand er sich wohl auf die Obstbaumzucht. Er kannte und übte die Kunst des Veredelns mit Pfropfen, Kopulieren und Okulieren. Man wandte Reiser und Augen von edleren Obstsorten an, man wußte aber auch, daß durch Impfung mit der gleichen Sorte Veredlung erzielt werde. Man beobachtete dabei den Saftrieb, den Boden, die Jahreszeit uud selbst den Lauf des Mondes, dem man großen Einfluß zuschrieb. Außer vortrefflichen Birnen, Äpfeln und Pflaumen, die man auf diese Art gewann, veredelte man Nüsse, Kastanien und andere Früchte. Dagegen waren Südfrüchte, namentlich Citronen, Orangen und Apfelsinen, noch nicht auf italischem Boden einheimisch.



1 Quadrone. 2 Unze. 3 Sesterze. 4 Denar.

Großen Fleiß verwandte man endlich auf die Kultur der Rosen; denn diese Königin der Blumen stand bei Griechen und Römern in hohem Ansehen und wurde bei vielen Gelegenheiten benutzt. Einen Kranz von Myrten, Rosen und Veilchen trug bei den Griechen in Unteritalien die Braut unter ihrem Schleier, und diese Sitte ging auf die Römer über. Ebenso schmückten sich die Gäste an froher Tafel mit Rosenkränzen und warfen Rosenblätter in den Wein, um seinen Wohlgeruch zu erhöhen. Man schmückte mit solchen Kränzen die Bildsäulen der Götter, man warf sie den heimkehrenden Siegern zu, man

legte sie auf die Gräber der verstorbenen Angehörigen. Auch Rosenwein wurde durch Mischung von Most, Rosenblättern und Honig bereitet, ferner Rosenwasser, Rosenöl und allerlei Parfümerien. Später badete man sich in Rosenwasser, bestreute Tafel und Estrich bei Gastmählern hoch mit Rosen, und dergleichen Übertreibungen mehr. Obgleich in Campanien die Centifolie wild wucherte, die Gegend von Pästum wie ein Rosenanger blühte, mußten doch von auswärts ganze Schiffsladungen dieser duftigen Lieblinge der Römer eingeführt werden.

Dasselbe geschah mit einem anderen Material, das nicht dem Luxus diente, sondern dem wirklichen Bedürfnis, mit dem Papier. Es wurde aus der Papyruspflanze hergestellt, einem etwa 10 Fuß hohen Schilf. Die Pflanze kam in Ägypten, Sizilien und auch in einigen Gegenden der italischen Halbinsel vor. In ersterem Lande wurde die Papierfabrikation seit uralten Zeiten betrieben. Man löste die feinen Basthäutchen unter der Rinde los, reihte sie der Länge nach an einander, durchflocht sie in die Quere mit anderen Häutchen und verband das Fabrikat durch Übergießen mit Nilwasser und Pressen zu einer feinen, aber dichten Masse. Später wurde die Herstellung bedeutend vervollkommnet. Durch Zusammenfügen, Pressen, Anwendung von Leimwasser und Glätten gewann man einen Stoff, der haltbar, fein und biegsam war wie Leinwand. Freilich verstanden in dieser Periode die Römer die Zubereitung dieses wichtigen Materials noch nicht. Erst in späterer Zeit, als sie anfingen, die Reden und Thaten ihrer Väter und die eigenen aufzuzeichnen, als sie hellenische Poesie in ihrer Sprache nachzuahmen suchten, richteten sie ihr Nachdenken und ihren Fleiß auf die Fabrikation eines Stoffes, der ihrem geistigen Schaffen Wesen und Dauer gäbe.

Hauskapelle.

Der Berg Erkte.

Vierter Abſchnitt.

Rom und Karthago.

Erſte Periode.

Zeit des erſten Puniſchen Krieges.

264—241 v. Chr.

Sie ziehen weiter und weiter, das Schwert in nerviger Fauſt,
Ob auch das Meer ſie breiter mit ſtürmiſcher Wog' umbrauſt,
Ob Tauſende hier verderben und dort in Afrikas Glut: —
Es gilt, auf Leben und Sterben zu werben mit Gut und Blut
Um einen Kranz, den auf Erden ein Gott dem Sieger verleiht,
Daß er ihm gleich ſoll werden an irdiſcher Herrlichkeit.

An den Ufern des Mittelmeers in Aſien wohnte ſchon in grauer Vorzeit das Volk der Phöniker, die ſich ſelbſt „Kananiter“ oder Kananäer nannten. Sie waren ſemitiſchen Geſchlechts und hatten weit früher, als andere kananäiſche Völker, namentlich früher als ihre Stammgenoſſen, die Iſraeliten, die Wanderung aus der Urheimat angetreten. Gedrängt von nachrückenden Völkerſchwärmen, gelangten ſie in die üppigen Gefilde von Syrien und weiter über das Hochgebirge an den buchtenreichen Strand des Meeres, wo ſie ſich dauernd niederließen, Viehzucht trieben und den fruchtbaren Boden bebauten. Die Volksmenge wuchs im Laufe der Zeit, teils durch natürliche Vermehrung, teils durch Einwanderung verwandter, kananäiſcher Stämme. Letzteres geſchah beſonders, als die ſog. Hykſos mit ihren ſyriſchen Beduinenſcharen, die Jahrhunderte lang Unterägypten beherrſcht hatten, aus dieſem älteſten Kulturlande vertrieben wurden, und ſpäterhin, als die Iſraeliten in Kanaan einfielen und das Land in langjährigen Kriegen eroberten. Der ſchmale Küſtenſaum konnte bald die Menge nicht mehr faſſen; ſie verbreitete ſich nordwärts nach Kilikien und Karien, wo ſie ſich mit den Eingeborenen vermiſchte.

Ungeachtet dieser Auswanderungen und obgleich der Boden gartenmäßig angebaut wurde, war der beschränkte Raum doch nicht ausreichend, die Volksmenge zu ernähren. Daher wendeten die bisherigen Ackerbauer und Hirten ihre Thätigkeit dem Meere zu, das ihre Ufer bespülte. Anfangs trieben sie nur in zerbrechlichen Fahrzeugen Küstenhandel; allein allmählich lernten sie größere Schiffe bauen, versahen sie mit Segeln und wagten kühn, den Stürmen und Wogen Trotz zu bieten, weil reicher Gewinn und Lebensgenuß zu erbeuten war. Das Meer war ihre Welt, es gab ihnen Erwerb, Reichtum, Lebensgenuß, und dies war das Ziel ihrer Bestrebungen. Sie machten viele nützliche Erfindungen, wie denn die Herstellung des Glases und Purpurs von ihnen herrühren soll; sie legten Fabriken in Metallen und kunstreichen Webereien an; sie besuchten die Küsten der Barbaren und scheuten keine Gefahr, wenn der Gewinn lockte. Dadurch kamen die Phöniker in den Besitz unermeßlicher Reichtümer; ihre Städte erhoben sich zu großer Macht.

Sidon und Tyrus. Kolonien. Zuerst erhob sich Sidon als Vorort der verschiedenen Staaten und Städte. Zu Homers Zeiten kannte man hauptsächlich die Sidonier als Handelsleute, kühne Schiffer und Fabrikanten kunstreicher Waren; doch wußte man auch, daß sie gelegentlich Seeräuberei und Menschenraub trieben. Später erlangte Tyrus die Hegemonie, und unter seiner Leitung entwickelte sich der phönikische Welthandel, dessen Ausdehnung und Bedeutung in Erstaunen setzt. Hatte man sich früher begnügt, Cypern, Rhodos, die kykladischen Inseln, die hellenischen und kleinasiatischen Küsten zu besuchen und Kolonien dahin auszuführen, so wurden jetzt an der ganzen Nordküste von Afrika, in Sizilien, Sardinien, auf Gozzo und Malta, im südlichen Gallien, besonders aber an der Südküste von Hispanien, Niederlassungen und Töchterstädte angelegt. Vor allen Kolonien blühte Massilia (das heutige Marseille), wo sie ein eignes Viertel inne hatten, und an der spanischen Südküste Gades (Cadiz) durch seine für den Handel günstige Lage. Hier war der Mittelpunkt des Verkehrs mit dem reichen Tarsis oder Turdetanien, wie man das Land nach dem Flusse Tartessus nannte.

Indessen drangen die kühnen Handelsleute mit streitbaren Söldnern auch in das Innere der Pyrenäischen Halbinsel vor; denn da gab es Gold und eine Fülle von Silber. Sie wuschen das edle Metall aus den Flüssen, sie schürften darnach in den Bergen, und man hat neuerdings kunstgerecht angelegte Minen mit bergmännischen Geräten und sogar eingehauene Kapellen und darin Götterbilder entdeckt, die nur von dem betriebsamen Handelsvolk aus dem Orient herrühren können. Die Tarsis-Fahrten, die Silberflotten, die aus dem fernen Tarsislande die edlen Metalle der Heimat zuführten, waren im Altertume berühmt.

Der Unternehmungsgeist führte die Handelsleute weit nach Norden. Sie holten aus Britannien Zinn, das, mit Kupfer zusammengeschmolzen, die nutzbare Bronze lieferte. Selbst bis an die Gestade der Ostsee sollen sie in jahrelangen Wanderungen vorgedrungen sein.

Die emsigen Handelsherren richteten auch ihre Blicke nach Osten und Süden. Ihre Karawanen zogen nach dem Euphrat und wohl noch weiter,

wo sie mit den kunstsinnigen Assyrern und Babyloniern in Verbindung traten. Unter dem Könige Hiram, einem Zeitgenossen und Verbündeten Salomos, eröffneten sie die Fahrten nach dem Lande Ophir. Sie fuhren dahin auf dem Roten Meere und holten Weihrauch, Gewürze, kostbare Hölzer und Gold. Man sucht dieses Land gewöhnlich in dem fernen Indien; allein wahrscheinlich war es an der afrikanischen Ostküste, wo man, wie in Hispanien, Minen entdeckt hat, die phönikische Werke zu sein scheinen.

So umfaßte der Welthandel der Phöniker, an dem sich auch andere kananäische Völker, desgleichen Kilikier und Karier beteiligten, Länder und Nationen, die den Kulturvölkern des Altertums selbst dem Namen nach unbekannt blieben. Die reiche Blüte aber, die viele Jahrhunderte gedauert hatte, verwelkte endlich durch innere Unruhen und durch Kriegsstürme, welche fremde Eroberer über das Land brachten. Schon Salmanassar von Assyrien zwang die meisten Städte unter seine Botmäßigkeit. Nebukadnezar, der stolze Beherrscher von Babylon, der die Ägypter aufs Haupt geschlagen und das Reich Juda zerstört hatte, überzog darum Phönikien mit Heeresmacht. Die meisten Städte unterwarfen sich; nur Tyrus, im Vertrauen auf seine Reichtümer und festen Mauern, leistete zwölf Jahre lang verzweifelten Widerstand. Als alle Mittel der Gegenwehr erschöpft waren, zogen sich die Einwohner auf eine nahe Felseninsel zurück, wo schon seit grauer Vorzeit Magazine und Fabriken angelegt, Tempel und Paläste der Großen, Hafenbauten und Festungswerke aufgeführt waren. Dahin konnte der Eroberer nicht folgen; doch bequemten sich die Handelsleute zu Tribut, und es scheint auch, daß der Sieger den König von Tyrus nach Babylon schleppte. Unter der folgenden persischen Herrschaft nahm die Blüte des Landes immer mehr ab, bis endlich Alexander der Große auch die Inselstadt Tyrus nach einer langen Belagerung zerstörte. 722 v. Chr. 586 v. Chr.

Die Phöniker trugen während der Blütezeit ihres Handels viel zur Kultivirung barbarischer Völker bei; sie waren es, die eine Verbindung zwischen weit entfernten Ländern vermittelten; sie haben Spuren ihres Wirkens in Hispanien, Irland, Britannien und Skandinavien hinterlassen. Das Ziel ihrer Bestrebungen war der Erwerb; ihre Gedanken erhoben sich nicht über das irdische Dasein. Fülle, Reichtum und Lebensgenuß schwebten ihnen bei ihren kühnen Fahrten zu Wasser und zu Lande vor. Geld und Gut suchten sie unter den Stürmen des Ozeans wie in den Wildnissen der Barbaren zu gewinnen. Daher erlangten sie große Fertigkeit in Herstellung gefälliger Formen, Schmucksachen, Waffen und Geräten mancherlei Art. Sie bauten Tempel und Paläste von großer Pracht, schufen künstliche Häfen, Kanäle und Straßen; aber das alles geschah nur in handwerksmäßiger Weise, ohne die Weihe der Kunst, die, nach dem Ideale strebend, Unvergängliches zu schaffen sucht. Der Genius, der nach ewiger Schönheit ringt, war dem Handelsvolke fremd geblieben. Auch der Gottesdienst der Phöniker giebt davon Zeugnis. Sie verehrten den Sonnen- und Himmelsgott Baal, der ihren Saaten Reife, ihren Fahrten und Unternehmungen Glück verlieh, und neben ihm Aschera, die Göttin der fruchtbaren Naturkraft. Dagegen war Moloch, der Schreckenkönig, Symbol der verdorrenden Sonnenglut, dem man die eigenen Kinder in die glühenden

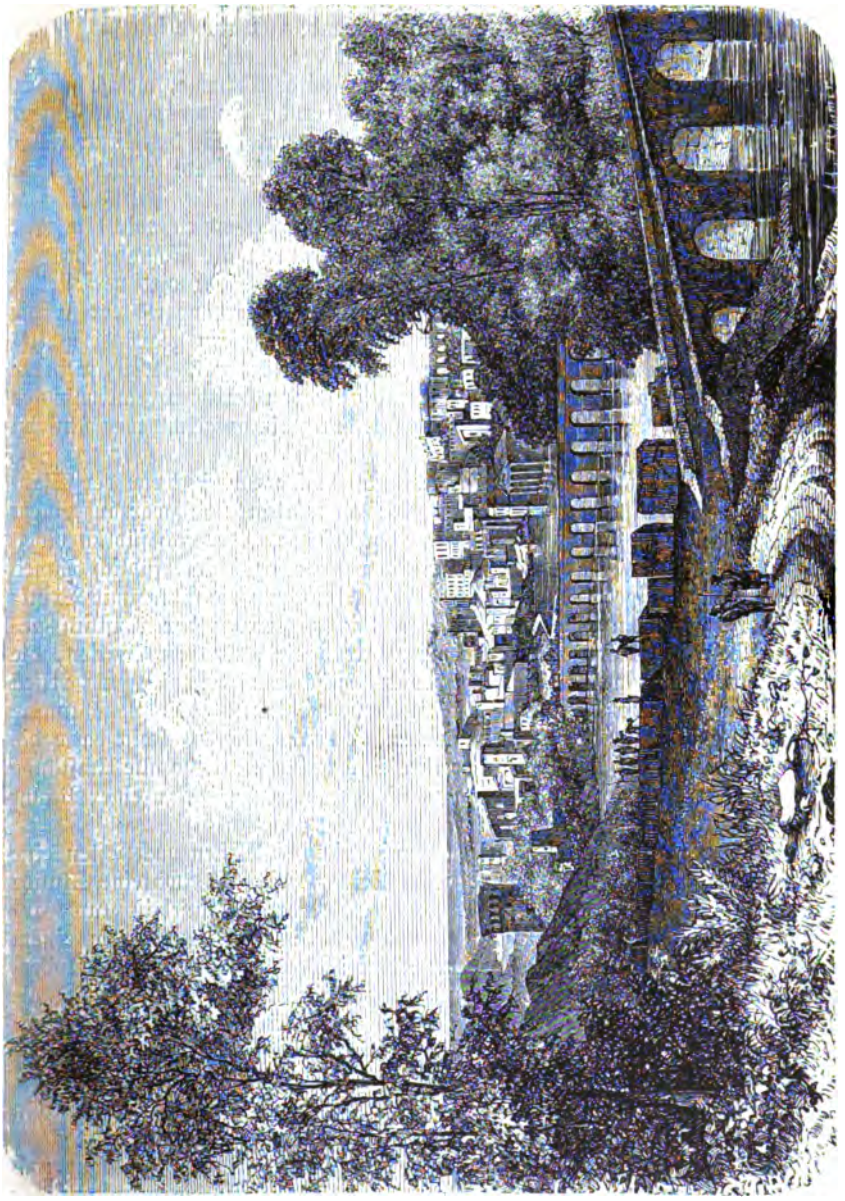
Arme warf, um ihn zu versöhnen. Ihm entsprach die jungfräuliche „große“ Astarte mit der tötenden Lanze in der Rechten, die Burggöttin von Sidon. Von den segnenden Gottheiten hofften die Phöniker durch üppige Festlichkeiten Glück und Reichtum, von den verderblichen durch grausame Opfer Abwendung des Ungemachs zu erlangen; das war ihr Gottesdienst.

Lange bevor Nebukadnezar das reiche Küstenland heimsuchte, fanden die Phöniker Gegner, die sie auf ihrem eignen Elemente, dem Meere, bekämpften und von den kolonisirten Landstrichen zu verdrängen suchten. Die Hellenen waren es, die ihnen entgegentraten, sie von den Inseln des Ägäischen Meeres vertrieben und sie auch vom Bosporus und den nördlicheren Meeren ausschlossen. Sie aber wichen vor den wehrhaften Gegnern überall zurück und suchten in entlegeneren Ländern Entschädigung.

Indessen die rührigen Hellenen kannten keinen Stillstand; sie gründeten Kyrene in Lybien, die großgriechischen Städte in Italien, die mächtigen Kolonien in Sizilien, selbst nach Gallien und Hispanien richteten sie ihre Blicke, und wo sie ansässig waren, entstanden Tempel der Götter, Kunstwerke, starke Burgen; da war hellenisches Wesen und Leben, da erhob sich der Genius der edelsten Kultur, gegen welchen der phönikische Krämergeist nicht aufkommen konnte. Die Phöniker selbst, in ihrer Heimat dem persischen Großkönig unterworfen, wagten keinen ernstlichen Widerstand; lieber suchten sie entfernte Küsten auf, um dort ihren friedlichen Geschäften nachzugehen.

Karthago. Ein Zweig des alten Stammes, eine Tochterstadt von Tyrus, gelegen an der Küste von Afrika und erstarkt unter Mühen und Beschwerden, durch Handel und Betriebsamkeit, fühlte sich berufen, den Kampf gegen die hellenischen Dränger aufzunehmen. Diese Stadt war Karchedon oder Karthago, das zunächst seine Macht aufbot, um den Hellenen die Spitze zu bieten, und später, um in mörderischen Schlachten mit Rom selbst um die Weltherrschaft zu ringen. Über ihre Entstehung weiß die Sage folgendes zu berichten.

König Agenor oder Karchedon von Tyrus hinterließ seinem Sohne Pygmalion die Herrschaft, seiner Tochter Dido, richtiger Elissa, aber großen Reichtum. Die Jungfrau reichte ihre Hand dem edlen Sichäus oder Sicharbas, der ebenso durch Schönheit wie durch Schätze vor allen Mitbewerbern ausgezeichnet war. Aber ihr Bruder, lüstern nach Gold, erschlug am Altar den Schwager mit eigner Hand. Doch suchte er vergebens nach den verborgenen Schätzen, nur die unglückliche Witwe fand, durch einen Traum belehrt, den Goldhort, lud ihn auf ihre Schiffe und entfloh mit ihrem zahlreichen Anhang auf den blauen Fluten des Meeres. Günstige Winde führten sie nach Cypern, wo sie Frauen an Bord nahm, und weiter an der Küste von Libyen entlang gen Utica. Die Bürger dieser phönikischen Niederlassungen nahmen die Königstochter freundlich auf, und es gefiel ihr das fruchtbare Land an der geräumigen Meeresbucht, die der Flotte sichern Schutz gewährte. Sie erkaufte ein mäßiges Gebiet von den wilden Stämmen der Gegend und erbaute daselbst die feste Burg Byrsa. Bald sammelten sich viele Flüchtlinge aus Tyrus und andere phönikische Handelsleute um sie. Sie bauten geräumige Wohnungen, umgaben sie mit starken Ringmauern und nannten die also entstandene Stadt Karchedon oder Karthago.



Karthago.

Jarbas, ein Häuptling, der die umwohnenden Libyer beherrschte, erblickte die junge Königin. Er begehrte ihre Hand, und drohte im Falle ihrer Weigerung Burg, Stadt, Altäre und das Volk der Fremdlinge zu verderben. Er war ein gewaltiger Krieger, mächtig durch wilde Stämme, welche seinem Kriegsrufe folgten; aber die Fürstin bewahrte treu das Andenken ihres ersten Gemahls, dem der rauhe Häuptling so unähnlich war. Sie ließ einen Holzstoß errichten, bestieg ihn, schaute noch einmal über die Stadt und das weite Meer und starb in den auflodernden Flammen.

Wir bemühen uns nicht, die Dichtung näher zu beleuchten; wir bemerken nur, daß unter dem Namen Dido die Göttin Astarte, als Schutzherrin von Karthago, verehrt wurde. Die Zeit der Gründung der Stadt wird verschieden angegeben; doch scheint sie etwa in der Mitte des 9. Jahrhunderts vor unsrer Zeitrechnung erfolgt zu sein, nachdem das von Sidoniern gegründete Alt-Karthago durch wilde Nomadenstämme zerstört worden war. Mit größerer Genauigkeit läßt sich ihre Lage angeben; denn davon berichten glaubwürdige Schriftsteller des Altertums, deren Angaben durch die aufgefundenen Ruinen bestätigt werden.

An der westlichen Seite der ausgedehnten Bai, welche jetzt von der Stadt Tunis den Namen führt, war Karthago erbaut worden, und zwar auf einem sanft anschwellenden Boden, der ins Meer vorspringt und dadurch südlich einen großen Hafen bildet. Nördlich an derselben Seite lag Utica, südlich Tunes (jetzt Tunis). Einige Quellen und Cisternen versorgten die Stadt mit Trinkwasser, der fruchtbare Boden lieferte reichlichen Ertrag; der künstlich gegrabene Hafen begünstigte den Handel, während die Nähe von Sizilien, die unbehinderte Fahrt westlich nach Hispanien, östlich nach Ägypten und Asien zu Niederlassungen und anderen Unternehmungen einlud. Die Lage konnte in der That nicht günstiger gedacht werden; ein freundliches Geschick hatte die Ansiedler geleitet, daß sie gerade hier ihre Stadt gründeten, wo alle Umstände sich vereinigten, die junge Pflanzung zu nicht geahnter Größe, zu einer Macht ersten Ranges zu erheben.

In den Meerbusen des heutigen Tunis tritt von Westen nach Osten eine Halbinsel in Form eines Hammers, dessen Stiel westlich die etwa eine Stunde breite Landenge bildet. Die östliche, höchste Spitze der Halbinsel ist Kap Karthago. Sie fällt steil ins Meer ab und zieht sich landeinwärts in einem mäßigen, 60 bis 90 m hohen Bogen. Nördlich davon senkt sich der Boden, und da breitete sich die ausgedehnte Vorstadt Magalia aus, an welche sich die Nekropole (Totenstadt) anschloß. Südlich durch eine ganz flache Bodensenkung getrennt, erhob sich ein anderer Höhenzug, dessen südlichen Ausläufer die feste Burg (Byrsa) krönte.

Noch weiter nach Süden zu auf einer mäßigen Erhöhung lag der Markt, der Versammlungsplatz des Volkes, und östlich davon waren die beiden Häfen, an deren Umgebung Tänia, eine Landzunge, grenzt. Weit ausgedehnt und höchst mannigfaltig ist die Aussicht auf Land und Meer, die man von der Burghöhe herab genießt. Da breitet sich links der bewegte Golf aus, den blaue Berge begrenzen; weiter rechts ruht still und schweigend der See von

Tunis und jenseit desselben eine grüne, von steilen Hügeln umgebene Ebene. Noch mehr rechts in weiter Ferne erheben mächtige Berggipfel ihre Häupter, wo die Phöniker einst dem Moloch und der Astarte Opfer brachten. Ihrem Schoße entströmen jene Quellen, deren Wasser die Bewohner Karthagos in einer großartigen, 10 Meilen langen Leitung in die Stadt führten. Östlich der grüne Landrücken, nördlich die Senkung El Mersa und der Höhenzug von Kap Karthago vollenden die Rundschau, welche das Plateau der Burg darbietet.

So war die Lage Karthagos. Die Stadt selbst war sehr wehrhaft gemacht. Mauern von 16 m Höhe und 10 m Breite umgaben sie, in deren Untergeschoß sich Stallungen für 300 wohldressirte Elefanten befanden, während im Mittelgeschoß 4000 Pferde untergebracht waren, und die Räume im Obergeschoß als Kasernen für die Söldnerarmee dienten. Alle Waffenmagazine waren wohlgefüllt.

Regierungsweise. Die Regierung in dem allmählich sich ausbreitenden Staat war anfangs monarchisch, dann streng aristokratisch. Ein Rat der Alten, aus 28 Mitgliedern und zwei Präsidenten (Suffeten oder Schoffetin) bestehend, leitete die Geschäfte im Krieg und im Frieden, erwählte die Feldherren, zog sie aber auch nach beendigtem Feldzuge nicht selten zu strenger Rechenschaft. Die Schoffetin, vielleicht auch die übrigen Räte, wurden auf ein Jahr aus der Bürgerschaft gewählt; doch blieben fortwährend einzelne hervorragende Familien im Besitze der obersten Stellen, was auf geringen Einfluß der Bürgergemeinde hindeutet.

Um nicht die gesamte Staatsgewalt in der Hand weniger Männer zu vereinigen, wurde um die Zeit der Decemvirn, also um 450 v. Chr., eine neue Behörde geschaffen, die Körperschaft der hundert Männer (eigentlich 104), die auch als Richterstand bezeichnet wird. Ihr kam die wichtige Befugnis zu, die übrigen Behörden, namentlich auch die Feldherren, zu beaufsichtigen und Strafen, selbst die grausamste Todesstrafe, über sie zu verhängen. Daß sie dadurch zur ersten Macht im Staate sich erhob, daß die Beamten, die ihrer Willkür preisgegeben waren, dadurch im Krieg und im Frieden gehemmt wurden, bedarf keiner weitern Ausführung. Die Gemeinde erhielt in der Folge mehr Bedeutung, als man ihrer in den Tagen des Unglücks bedurfte. Sie war jedoch eine herabgekommene, feile Menge, begierig nach Geld und Genuß, wenig tauglich zum Kriege. Nur eine geringe Anzahl tüchtiger Leute wurde aus der Gemeinde gewählt, um als Garde die Person des Feldherrn zu umgeben. Hätte man sie wehrhaft erhalten, so würde sie eine bedeutende Macht gebildet haben, denn noch während des dritten punischen Krieges zählte Karthago 700000 Einwohner.

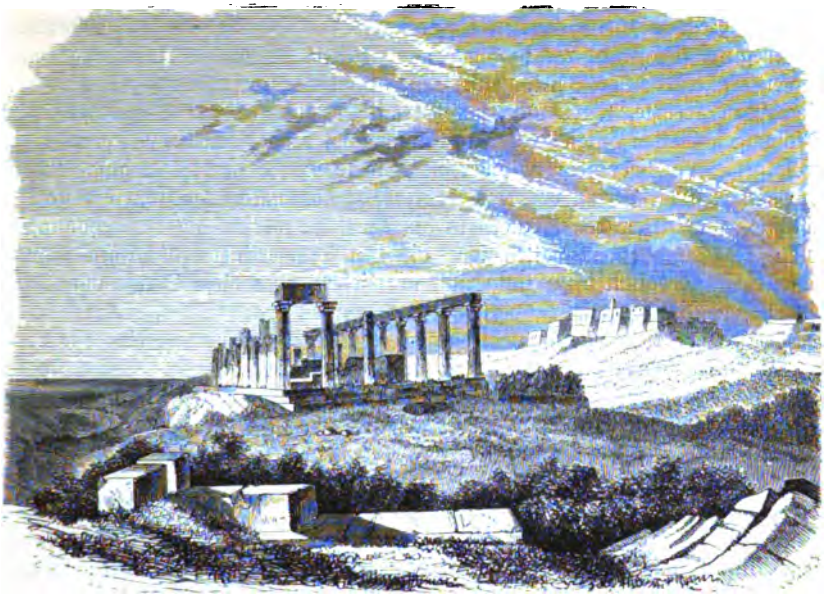
Durch das Vordringen der Hellenen wurde, wie bemerkt, der sonst friedliche Handelsstaat zum bewaffneten Widerstande gezwungen. Seine Geldmittel setzten ihn in den Stand, zahlreiche Söldnerheere aufzubieten, ohne die eignen Bürger in Anspruch zu nehmen. Mit diesen Söldnern wurde der Krieg voll stolzer Zuversicht in Sizilien eröffnet und mit wechselndem Glücke geführt. Daß aber die phönikische Republik nicht unantastbar, daß diese Herrschaft nicht unerschütterlich war, bewies der Kriegszug des Agathokles nach Afrika.

Dieser kühne Abenteurer, der nach dem Tode des edlen Timoleon eine tyrannische Herrschaft in Syrakus errichtet hatte, wagte es, nach Afrika überzugehen, während seine eigne Hauptstadt von den Karthagern zu Wasser und zu Lande belagert wurde. Das verwegene Unternehmen glückte vollkommen; den feindlichen Geschwadern ausweichend, landete er mit seiner wenig bedeutenden Macht. Er fand überall in dem offenen, vortrefflich angebauten Lande reiche Beute; keine Burgen, keine festen Mauern hemmten die Fortschritte des Eroberers, die geknechteten Unterthanen der Hauptstadt erhoben sich nicht zu ihrem Schutze. Nur ein glückliches Geschick rettete die Beherrscherin der Meere vom Untergang.

Agathokles nämlich wagte einen Angriff auf das karthagische Lager, wurde jedoch zurückgeschlagen und verlor viele Gefangene. Als darauf die Karthager nach ihrer grausamen Weise die Unglücklichen auf mächtigen Holzstößen ihrem Moloch opferten, entstand ein Brand, der sich über das ganze Lager verbreitete. Um dieselbe Zeit zog ein Heerhaufe afrikanischer Söldner, die bisher dem sizilischen Tyrannen gedient hatten, nach dem karthagischen Lager, um sich mit ihren Landsleuten zu vereinigen. Als sie aber die Verwirrung daselbst bemerkten, kehrten sie wieder zu ihrem frühern Führer zurück, wurden jedoch von den Griechen für herannahende Feinde gehalten, und es entspann sich ein wilder Kampf, bei welchem Agathokles einen großen Teil seines Heeres verlor. Daraufhin kehrte der Söldnerführer nach Syrakus zurück, wo er das Ende seiner Thaten fand.

Noch einmal brachte Pyrrhus die phönikische oder, wie man gewöhnlich sagt, punische Herrschaft auf Sizilien in Bedrängnis; nach seinem Abzug erhob sie sich zu neuem Glanze und beherrschte die ganze westliche Hälfte der Insel. Schon aber nahte die Zeit erneuerter Kämpfe um das goldene Eiland, das, wie kein anderes, einladend mit seinen Bergen, mit seinen Saaten und Früchten in den blauen Fluten des Mittelmeeres ruht; denn Rom warf begehrliche Blicke hinüber nach den glänzenden Städten und suchte und fand Gelegenheit zum Kampf um das vielbegehrte Kleinod.

Münze von Karthago.



Ruinen von Agrigent.

Die Römer in Sizilien und Afrika.

Nach dem Ende des Agathokles gelangte Hiero, ein verständiger, volksfreundlicher Mann, zur Herrschaft in Syrakus. Da die störrischen Mietvölker seines Vorgängers schwer zu bändigen waren, so hatte man sie nach Auszahlung des rückständigen Soldes ihres Weges ziehen lassen. Unmutig über die Abfertigung marschierten sie die Seeküste entlang nach Messana, um daselbst über die Meerenge zu setzen. Die Bürger der Stadt gaben ihnen bereitwillig Herberge; aber die zuchtlosen Landsknechte, welche sich bei den vollen Fleischtöpfen behaglich fühlten, setzten sich in dem Orte fest und erschlugen, als man Gewalt gebrauchte, in wütendem Gemetzel ihre freundlichen Wirte; Weiber, Kinder, Sklaven; alles, was in und außer der Stadt den Bürgern gehört hatte, fiel in ihre Gewalt. Die friedlichen Geschäfte des Ackerbaues und Handels verschmähend, suchten sie durch ihr gewohntes Waffenhandwerk nicht bloß reichlichen Lebensunterhalt, sondern auch Macht und Ansehen zu erwerben. Sie unternahmen Raubzüge in die Nachbarschaft, sie unterwarfen sich verschiedene kleine Städte, und es schien, als werde die Räuberrepublik eine dritte Macht auf der Insel bilden. Sie nannten sich Mamertiner (Söhne des Mars) und setzten ihr Recht auf die Spitze ihrer Schwerter. 284 v. Chr.

Hiero, bemüht, in seiner Hauptstadt, wie in allen hellenischen Staaten, Ruhe und gesetzliche Ordnung wieder herzustellen, wendete sich mit aller Kraft gegen die räuberischen Störer des Friedens. Er schlug sie bei Mylä und trieb 266 v. Chr.

sie nach Messana zurück, wo sie, bestürzt und das Schicksal ihrer Verbündeten in Rhegium fürchtend, ratschlagten, wie sie dem drohenden Untergange entrinnen könnten. Der Befehlshaber eines punischen Geschwaders, das in den Gewässern kreuzte, warf sich zum Vermittler auf. Seine Vorschläge oder Drohungen hielten anfangs die Syrakusaner ab, den erfochtenen Sieg rasch zu verfolgen. Als jedoch die Mamertiner zur Übergabe der Stadt aufgefordert wurden, kam die Furcht vor dem Henkerbeile abermals über sie, und sie beschlossen, sich lieber den Römern in die Arme zu werfen als den schonungslosen Siegern. Zwar hatten jene die den Mamertinern ähnlichen Raubgenossen in Rhegium dem Blutgericht überliefert, aber diese Strafe war über eidbrüchige Bundesgenossen verhängt worden; es war zu hoffen, daß man mit den Herren von Messana, die gegen Rom nicht gefehlt und eine der vornehmsten Städte der Insel darboten, anders verfahren werde. Die Söldner schickten daher eine feierliche Gesandtschaft nach Rom, um den Schutz der mächtigen Republik anzurufen und dagegen Bundesgenossenschaft und Unterwerfung anzubieten.

Der Senat, dem die Boten das Begehren vortrugen, war unschlüssig. Es fehlte nicht an rechtlichen Männern, die einen Bund mit dem Räubervolk für unwürdig und ehrlos erklärten. Andere warnten davor, weil man durch diesen Schritt in einen Krieg mit Karthago verwickelt werde und weil man auf das unsichere Meer sich wagen müsse, wo die Kraft der Legionen aufhöre, wo alle Berechnungen über den Ausgang unmöglich seien. Die kriegslustigen Konsuln brachten darauf den Vorschlag an die Gemeinde, und hier überwog die Zuversicht, der stolze Mut, den die bisherigen Siege erzeugt hatten: den Söldnern wurde Aufnahme in die Eidgenossenschaft und Schutz zugesichert. Gesandte gingen an König Hiero und die Karthager ab, um sie von dem Beschlusse in Kenntnis zu setzen; zugleich aber wurden Rüstungen zu Wasser und zu Lande veranstaltet, da man sich über den bevorstehenden Krieg nicht täuschte.

Dem Konsul Appius Claudius voraus rückte mit der Vorhut des Heeres der Legat Gaius Claudius nach Rhegium. Beide Befehlshaber waren aus dem bekannten Appischen Geschlecht, stolz auf ihre Abstammung und nach neuem Ruhm begierig. Auf Befehl des Senats sammelte sich in dem Hafen der genannten Stadt die Seemacht von Tarent, Lokri, Neapel und anderen griechischen Bundesgenossen. Es waren Lastschiffe zum Transport und Triremen (Trieren), Schiffe mit drei Reihen von Ruderbänken übereinander. Mit solchen Fahrzeugen hatten einst die Hellenen ihre Siege erfochten; seitdem waren aber bedeutende Fortschritte in der Schiffsbaukunst gemacht worden. Die Diadochen (Nachfolger Alexanders) kämpften auf Penteren und Hepteren (mit fünf und sieben Ruderreihen) um Sieg und Herrschaft; man baute sogar Kolosse mit zehn, zwanzig und mehr Ruderreihen, die aber unlenksam und zum Kriege wenig brauchbar waren. Die karthagische Seemacht dagegen bestand aus Quinqueremen oder griechisch Penteren. Gegen diese hochbordigen Schiffe, die seetüchtig, lenksam und mit geübtem Schiffsvolk bemannt waren, konnten die Trieren des römischen Geschwaders den offenen Kampf nicht aufnehmen. Man mußte, wenn der Fehdehandschuh von den Herren des Meeres

aufgenommen wurde, die Überfahrt auf gut Glück versuchen. Indessen kam die unerwartete Botschaft, die Mamertiner bedürften nicht mehr des römischen Schutzes, sie hätten punische Besatzung in ihre Burg aufgenommen und sich mit König Hiero friedlich vertragen.

Erste Landung der Römer in Sizilien. Mit diesem Ausgang war C. Clau- 264 v. Chr.
dius wenig zufrieden. Er hatte von Kampf und Siegesehren geträumt und sollte sich nun vielleicht mit kahlem Dank für seine Bemühungen abfinden lassen! Kühn bis zum Übermute warf er sich in eine offene Barke und setzte nach Messana über. Auf seinen Antrag kam die Gemeinde zusammen. Er fragte gebieterisch, ob man Bundeshülfe gegen karthagische Unterdrückung zurückweise, und als die eingeschüchterten Söldner schwiegen, erklärte er dies für ein Zeichen, daß man Roms Hülfe begehre, und kehrte zu seinen Legionen zurück. Sobald die Mannschaft an Bord der Schiffe war, ging er, Wind und Strömung nicht achtend, unter Segel; aber die Elemente ließen sich nicht einschüchtern, wie die Mamertiner; sie zerstreuten das Geschwader und trieben mehrere Fahrzeuge unter die karthagische Flotte, die sie als gute Prise anfangs in Empfang nahm. Noch bestand scheinbarer Friede zwischen den beiden Republiken und Hanno, der punische Befehlshaber, wagte nicht auf eigne Verantwortung den Krieg zu beginnen. Er sandte die genommenen Schiffe höflich zurück, ließ aber die Bitte beifügen, man möge von einem weitern Unternehmen auf Messana abstehen, weil er sonst zu ernsteren Maßregeln genötigt werde. C. Claudius wies Gabe und Gesuch stolz zurück; er ging bei erster Gelegenheit, doch mit größerer Vorsicht, unter Segel und landete mit einer Handvoll Leute in Messana. Die Mamertiner versammelten sich abermals, und als auch Hanno, der zur Gemeinde eingeladen war, an der Beratung teilnahm, faßte ihn ein Kriegsknecht und überlieferte ihn dem Legaten. Der aber machte wenig Umstände. Unbekümmert, ob mit Recht oder Unrecht, warf er den erschrockenen Mann ins Gefängnis und zwang ihn unter schweren Drohungen, für seine Befreiung die Räumung der Burg zu befehlen. So kam die wichtige Stadt Messana durch einen verwegenen Handstreich in römische Gewalt und bildete den Ausgangspunkt für weitere Unternehmungen.

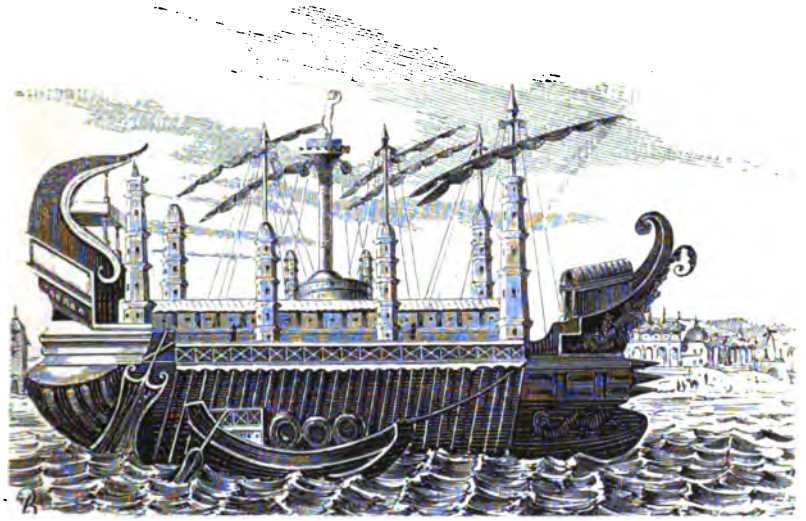
Hiero II. von Syrakus.

Die ersten Kriegsjahre.

Bei den regierenden Herren in Karthago herrschte große Erbitterung über diese Vorgänge. Der unglückliche Hanno verfiel dem Blutgericht; eine starke Flotte ging in See und nahm, nachdem Kriegsvolk ans Land gesetzt worden

war, Station am Vorgebirge Pelorum, der italischen Küste gegenüber, um die Meerenge zu bewachen. Das Landheer lagerte nördlich von Messana, während Hiero, der mit den Puniern gemeinschaftliche Sache machte, die Südseite der Stadt umschloß. Die Mamertiner sahen mit Schrecken diese Vorbereitungen, die sie dem Henkerbeile überliefern sollten; aber die römischen Kohorten und ihr Führer blieben gutes Muts; denn sie wußten, daß der Konsul zum Entsatze nahe sei. In der That war Appius Claudius mit seinen Legionen in Rhegium eingerückt; er harrte mit Ungeduld auf eine günstige Gelegenheit zum Überschreiten der Meerenge. In einer dunkeln Nacht, da die wechselnde Strömung nach der Insel trieb, unternahm er das Wagstück. Er landete wohlbehalten mit dem ganzen Heere südwärts von der Stadt, den Belagerungswerken der Syrakusaner gegenüber, und schon am frühen Morgen stand er zum Sturme bereit. Ungeachtet der Überraschung fochten die königlichen Völker mit unverzagtem Mute; ihre Reiterei warf die römische auf beiden Flügeln und deckte den Rückzug der Phalanx, die den Legionen endlich weichen mußte, nach dem befestigten Lager. Vergebens hatten die Hellenen auf die Hülfe der punischen Bundesgenossen gewartet. Entweder aus Fahrlässigkeit oder aus bösem Willen waren letztere ruhig in ihrer günstigen Stellung zwischen dem Meere und den sumpfigen Niederungen stehen geblieben. Schon am folgenden Tage kam die Vergeltung über sie. Nach hartnäckigem Treffen mußten sie das Feld räumen und sich in die festen Städte zurückziehen. Der Konsul rückte darauf mit gleicher Verwegenheit, wie bisher, vor Syrakus, zog jedoch in einem Reitertreffen den Kürzern und konnte nur mit Mühe und Not Messana erreichen.

263 v. Chr. Im folgenden Jahre gingen vier Legionen unter beiden Konsuln nach Sizilien und breiteten sich nach allen Seiten aus, ohne auf bedeutenden Widerstand zu stoßen. Sie eroberten eine Stadt nach der andern, die meisten durch deren freiwillige Unterwerfung. Am rauchenden Ätna vorüberziehend, erreichten sie die fruchtbare Ebene, welche Catana umschloß. Die Stadt wagte Gegenwehr, aber die siegberauschten Römer drangen mit stürmender Hand hinein und gewannen große Beute. Zum zweitenmal erschienen römische Feldzeichen unter den Mauern von Syrakus, aber jetzt war es ein Heer von 40 000 Mann, zahlreich genug, um die Stadt auf der Landseite einzuschließen. König Hiero wartete die Belagerung nicht ab, sondern leitete Unterhandlungen ein. Die Bedingungen waren hart: er sollte auf alle nördlich gelegenen Landschaften Verzicht leisten, also nur den südlichen Winkel der Insel behalten, ferner die Kriegsgefangenen frei geben, hundert Talente zahlen und als Bundesgenosse treuliche Hülfe leisten. Der König weigerte sich nicht; er warf sich den Römern ganz in die Arme, schloß Frieden und Bündnis und bewahrte die Treue während seiner langen Regierung, die den erschütterten Wohlstand und Glanz von Syrakus wieder herstellte. Nicht in den Stürmen des Krieges suchte er forthin seinen Ruhm, sondern im friedlichen Walten für das Aufblühen seines kleinen Staates und in Förderung der Künste und Wissenschaften. An seinem Hofe und in seinen Diensten lebten Dichter, Künstler und Gelehrte, namentlich der berühmte Mathematiker Archimedes, der ihm die Maschinen zu einem Schiffe mit 20 Ruderbänken lieferte.



Das Riesenschiff des Königs Hiero von Syrakus.

Dies riesige Fahrzeug faßte mehrere Säle, Bibliotheken, Badezimmer und viele Bequemlichkeiten in sich, war aber auch zum Kriege ausgerüstet. Es zeigt, auf welcher Stufe der Schiffbau schon in jener Zeit stand.

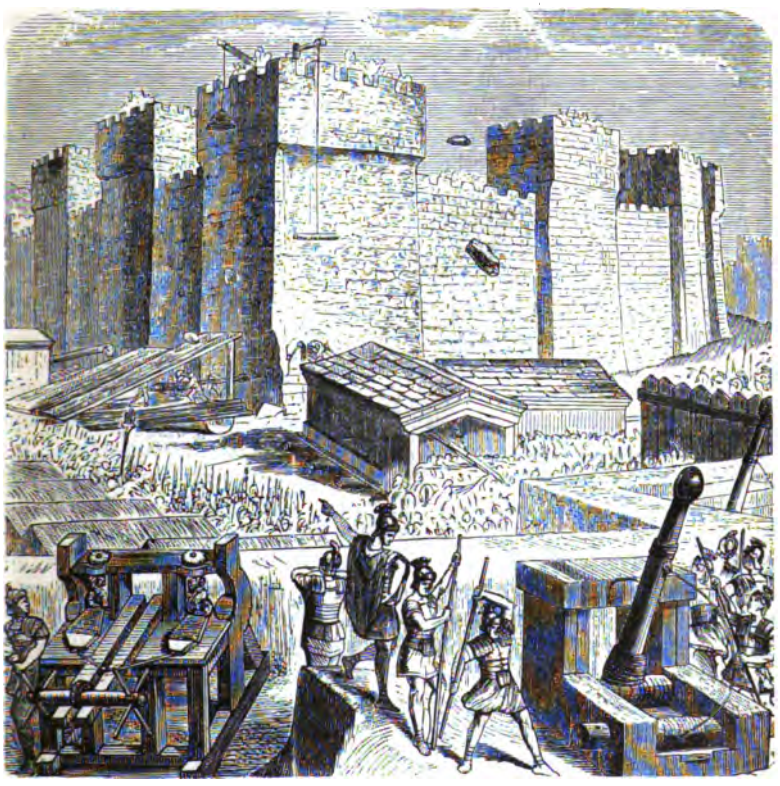
In Karthago hatte man die sizilischen Angelegenheiten keineswegs aus den Augen verloren. Man machte im Gegenteil gewaltige Rüstungen zu Wasser und zu Lande; aber man brauchte dazu mehr Zeit als in Rom, wo auf den Ruf des Senats allezeit ein schlagfertiges Aufgebot sich erhob, um dem Konsul zu folgen, wohin er es führte. Man rief die libyschen Unterthanen, die Nomadenstämme zu den Waffen; man stellte Werbungen unter den streitbaren Völkern Hispaniens an, ließ Kriegselefanten abrichten und brachte bis zum nächsten Jahre eine Macht von 100000 Mann zusammen. Die eine Hälfte sollte in Sizilien die punische Herrschaft wieder herstellen, die andere von Sardinien aus mit Hülfe der Flotte die Küsten von Italien heimsuchen. Unbekümmert um diese Anstalten, welche Latium selbst bedrohten, ließ der Senat beide Konsuln nach Sizilien aufbrechen. Zur Sicherung der Küsten wurde ein Prätor bestellt, der überall die Städte in wehrhaften Stand setzte.

Hannibal, Gisgons Sohn. Der karthagische Befehlshaber Hannibal, 262 v. Chr.
Gisgons Sohn, wußte nichts Besseres zu thun, als sich nach Agrigent an der südlichen Küste zu werfen und abzuwarten, was die rührigen Feinde unternehmen würden. Diese ließen nicht lange auf sich warten. Mit vier Legionen und den hellenischen Bundesvölkern rückten sie vor die Stadt. Noch standen hier die alten felsenfesten Mauern, die einst in glücklicher Zeit eine hellenische Bevölkerung von 400000 Seelen umschlossen hatten. Die Blüte war längst durch einheimische Tyrannen und verheerende Kriege zerstört, die Tempel, Gymnasien und Theater zerfallen; den größten Teil der Einwohner hatten

die karthagischen Söldner bei der letzten Eroberung vertilgt. Jetzt sahen die punischen Scharen von den Hügeln herab auf die Römer, die sich in geringer Entfernung südöstlich lagerten. Es war die Zeit der Weizenernte; die Belagerer trafen Anstalten, die Feldfrüchte, die sie nicht gesäet hatten, einzuheimsen. Die größere Hälfte der Legionen blieb zum Schutze des Lagers zurück, die andere bildete teils eine Postenkette gegen den Feind, teils war sie beschäftigt, in zerstreuten Haufen das Getreide zu schneiden und einzubringen. Bei diesen Arbeiten wollte der punische Feldherr nicht ein müßiger Zuschauer sein. Er ließ einen Teil seiner Völker gegen die unberechtigten Schnitter marschieren, und mit dem Kern des Heeres wagte er einen Angriff auf das feindliche Lager. Seine streitbaren Söldner drangen in der That mutig gegen den Wall vor und erstiegen ihn, nicht achtend die Schauer der Geschosse an mehreren Stellen. Die Palissaden wurden ausgerissen; im mörderischen Handgemenge rangen die Krieger hier um Sieg und Beute, dort um Ehre und Leben. Während dieser Vorgänge tobte mit nicht geringer Heftigkeit der Kampf auf dem offenen Felde. Die Postenkette der Römer war in äußerster Gefahr; Reiter und Fußknechte suchten sie an verschiedenen Stellen zu durchbrechen, aber diese Krieger standen wie Felsen im Ansturze der schäumenden Wogen. Mann für Mann fochten sie mit eisernem Mute und starben lieber unter den Speeren und Schwertern der Afrikaner, als daß sie einen Fuß breit gewichen wären. Als darauf die Haufen der Schnitter zu Hülfe eilten, trieben sie die Feinde zurück, schwenkten seitwärts und fielen die Scharen an, welche unablässig das Lager bestürmten. Nun war der Streit bald entschieden; Hannibal mußte sich mit großem Verlust in die Stadt zurückziehen.

Das glückliche Gefecht steigerte die Kühnheit der Römer; sie schlugen ein zweites Lager südwestlich von der Stadt auf und verbanden beide Stellungen durch Wall und Graben nach innen und außen, wodurch die Zufuhr auf dem Meere gehemmt wurde. Ob sie bloß durch Hunger die Belagerten zu bezwingen hofften oder auch Versuche gegen die starken Mauern machten, ist ungewiß, letzteres aber nicht unwahrscheinlich, da sie jedenfalls von den Hellenen den Bau und Gebrauch der Belagerungsmaschinen erlernten. Außer dem Widder (aries) mit dem Schirmdach, der im Altertum gegen steinerne Befestigungen angewendet wurde, gebrauchte man damals auch den Mauerbohrer. Er war dem Aries ähnlich, gleichfalls von einem Schirmdach (testudo) überwölbt, aber vorn mit einer schraubenförmigen Spitze versehen, welche sich in die härtesten Steine wühlte und zwar langsamer als der Widder, aber viel sicherer zum Ziele führte. Ferner hatte man verschiedene Arten von Wurf- und Schleudermaschinen, die selbst centnerschwere Steine warfen. Vielleicht wendete man schon gegen Agrigent, dessen Mauerring einen großen Raum umschloß, die einarmige Balliste an, die man auch Onager nannte. Sie warf die schwersten Steine mittels eines Balkens, der mit Haartauen befestigt, mit großer Gewalt zurückgebogen und durch Ausschlagen eines Bolzens plötzlich losgelassen wurde. Die Steine oder sonstigen Geschosse lagen auf dem einen Löffel bildenden Ende des Armes und wurden fortgeschleudert, wenn der Arm bei seiner bogenförmigen Bewegung der senkrechten Lage sich näherte.

Wenn die Legionen während der Belagerung durch solche und ähnliche Maschinen die Mauern niederzuwerfen versuchten, so geschah es noch auf sehr unvollkommene Art und führte nicht zum Ziele. Ein besseres Mittel war die Verhinderung der Zufuhr, wodurch das zahlreiche Kriegsvolk in der Stadt und die Einwohner in große Bedrängnis gerieten. Es wurden zwar aus den nördlichen Gebirgen noch immer Vorräte eingeführt, aber sie reichten für die Menge nicht hin, da die Belagerung sich sehr in die Länge zog.



Belagerung von Agrigent.

Fünf Monate lang, ungeachtet des täglich wachsenden Notstandes behauptete sich Hannibal innerhalb der festen Mauern; denn er wußte, daß sich auch die Belagerer in großer Bedrängnis befanden, da sie an Lebensmitteln Mangel litten und in der naßkalten Herbstzeit von Krankheiten heimgesucht wurden. Er hoffte auf Entsatz, und nicht vergebens. Von der hochgelegenen Burg blickte er täglich hinüber nach dem Meere; endlich sah er Schiffe, erst einzelne, dann immer mehr, auf den Wellen sich schaukeln. Er erkannte die vaterländischen Wimpel; er verstand sofort die Hülfe verkündenden Signale.

Hanno. In der That war es Hanno, sein Genosse im Oberbefehl, der von Sardinien herüberkam, um Agrigent und das eingeschlossene Heer der Republik zu retten. Er wagte zwar nicht, im Angesichte des römischen Lagers zu landen, er verließ vielmehr wieder die offene Reede, aber er ging westlich bei Heraklea vor Anker und nahm mit dem Heere daselbst Stellung. Er hatte 50000 streitbare Fußknechte, 50 Elefanten und 6000 Reiter zur Verfügung. Das Glück schien ihm gleich anfangs günstig; er eroberte durch List und Bestechung die Stadt Erbessos mit allen daselbst befindlichen römischen Magazinen. Darauf gelang es ihm, die feindliche Reiterei weit heraus ins offene Feld zu locken, wo seine trefflich berittenen Numidier sie von allen Seiten angriffen. Nur mit großem Verluste vermochten die Römer das Lager wieder zu erreichen. Hanno rückte jetzt ganz in die Nähe der feindlichen Stellung und blockirte sie. Da bot Hiero, der treue Bundesgenosse, alle Hülfsmittel auf, die Legionen mit Lebensbedarf zu versorgen; aber sein Beistand reichte nicht aus, da mancher Wagenzug von den Numidiern und manches Proviantschiff von den kreuzenden Penteren der Karthager aufgefangen wurde. Die Belagerer ertrugen die Entbehrungen mit römischer Beharrlichkeit, da sie wußten, daß in der Stadt die Brotnot noch größer war.

Zwei Monate währte dieser unentschiedene Zustand; da verkündeten täglich aufsteigende Signale dem wartenden Hanno, die karthagische Besatzung des Platzes sei aufs äußerste gebracht. Längerer Verzug war nicht mehr möglich; er rückte mit gesamter Heereskraft ins offene Feld zur Schlacht. Das erste Treffen bildeten die streitbaren Söldner; ihnen folgten die Elefanten mit der Bedeckungsmannschaft; die afrikanische Phalanx stand als Nachhut in dritter Linie. Es erhellt aus dieser Ordnung, daß der punische Feldherr von den Hellenen, namentlich von Pyrrhus, nichts gelernt hatte. Dieser stellte in seinen glücklichen Schlachten die Elefanten auf die Flügel, verwendete sie zunächst gegen die Reiterei und ließ sie nur von der Seite in die Legionen einbrechen. Er vermied es, sie beim Frontangriffe dem Wurf und Stoß des Pilum auszusetzen, noch weniger zog er sie vor die Phalanx, der sie Verderben bringen mußten, wenn sie verwundet umkehrten. In der Schlacht überwältigten die Legionen das feindliche Fußvolk, die Elefanten und die anfangs siegreiche Reiterei, während zugleich das Lager gegen die ausgefallene Besatzung behauptet wurde.

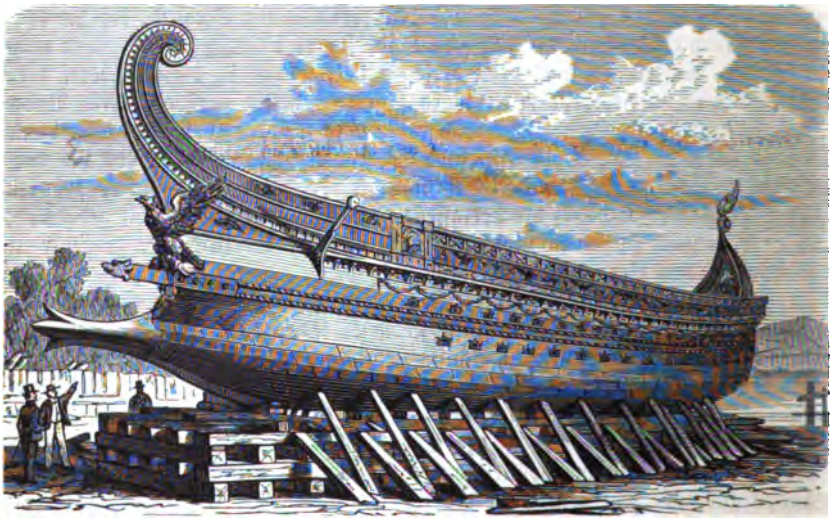
Es war eine dunkle Herbstnacht, kein Stern leuchtete am bewölkten Himmel, selbst die ermüdeten Wächter versahen lässig ihr Amt. In Agrigent dagegen wachte der bekümmerte Feldherr, der jetzt keinen Entsatz mehr erwarten konnte. Der Tod durch das Schwert des Feindes, oder der grausamere durch Hunger, oder die Schmach der Gefangenschaft stand ihm und seinem zusammengeschmolzenen Haufen bevor. Da fand er die Entschlossenheit zu einem kühnen Wagstück, welche ihm zu Anfang des Krieges durchaus gemangelt hatte. Seine getreuen Scharen standen noch, wie er befohlen, unter den Waffen; es war der Kern des Heeres, der den Gefechten und Entbehrungen nicht erlegen war. Hannibal ließ die Thore der Stadt öffnen und seine Krieger aufmarschieren. Still und schweigend ging der nächtliche Zug bis an den feindlichen Wall. Bereit gehaltene Faschinen und Spreusäcke füllten alsbald den Graben und

wurden bis zur Höhe der Brustwehr aufgeschichtet. Eilends, doch in möglichster Stille, überschritten die Krieger das Bollwerk, gelangten unbemerkt durch die Linie und an die äußere Einfriedigung, die auf gleiche Weise überstiegen wurden. Ohne sich Ruhe zu verstatten, marschierte das ganze Heer über das leichenvolle Schlachtfeld und erreichte am Morgen Heraklea, wo die Flotte noch vor Anker und bereit war, die geschlagenen Völker an Bord zu nehmen. So berichten uns die alten Schriftsteller; allein hätten nicht die Römer, wenn sie so sorglos lagerten, nach Ersteigung des Walles ohne Mühe gänzlich aufgerieben werden können?

Einnahme von Agrigent. Zu spät erkannten die Römer, was in der Nacht vorgegangen war; sie konnten den entronnenen Feind nicht mehr erreichen. Sie wendeten sich sofort gegen die Stadt, erstiegen die Mauern, erbrachen die Thore und ergossen sich mordend und plündernd in die Straßen, wo die vom langen Elend entkräfteten Bürger zum Widerstande unfähig waren. Wer nicht unter den Waffen der wütenden Krieger fiel, wurde in die Sklaverei verkauft. Durch diese Eroberung ward Agrigent völlig verödet. Als Ruine ragte es noch auf seinen Hügeln über die einst reiche und trefflich angebaute Gegend hervor. Der vorüberseglende Schiffer erzählte vielleicht von der vergangenen Herrlichkeit, und der Geschichtschreiber Philinos, der hier geboren war, wandelte wohl durch die verlassenen Trümmer, der alten Zeit gedenkend, als er den Plan zu seinem Geschichtswerke entwarf, worin er den Ehrenkranz der barbarischen Eroberer zu entblättern suchte.

Die Römer schritten nach diesen Thaten zu weiteren Eroberungen fort. 261 v. Chr.
Fast alle Städte im Innern der Insel fielen in ihre Hände; aber die westlichen festen Plätze, wo die punischen Schiffe Lebensbedarf, Waffen und Mannschaft zuführten, blieben ihnen unzugänglich. Die Karthager, welche ihre Söldnerheere nicht so schnell ergänzen konnten, beschränkten sich auf das Meer. Sie landeten bald da, bald dort an der italischen Küste und dehnten ihre Plünderungszüge, die römischen Posten durchbrechend, oft bis tief ins Innere des Landes aus. Es war kein Ende des Krieges abzusehen. Da faßte der Senat den Entschluß, den Kampf auf dem Elemente selbst, das der Feind sein eigen nannte, zur Entscheidung zu bringen. Eine Flotte sollte gebaut werden, an Größe und Zahl der Schiffe des römischen Namens würdig, so erklärten die Mitglieder der ehrwürdigen Körperschaft einmütig, und einmütig stimmte die Gemeinde bei. Man ging sogleich ans Werk, indem man eine gestrandete 260 v. Chr.
Pentere zum Modell nahm. Edle und geringe Bürger, Reiche und Arme lieferten Beiträge an Geld und Material, damit das Nationalwerk schleunigst zur Ausführung komme. Die Bundesgenossen wurden zugezogen; die hellenischen Städte lieferten Baumeister, Matrosen, Steuerleute. Eine allgemeine Begeisterung erfüllte die ganze römische Eidgenossenschaft. Durch diese gemeinschaftlichen Anstrengungen gelang es, in der unglaublich kurzen Zeit von zwei Monaten 100 Penteren und 20 Trieren zu bauen. Während man damit beschäftigt war, wurden die ganz unerfahrenen römischen Ruderknechte auf Gerüsten eingeübt, später auf den Schiffen selbst. Auch der Erfindungsgeist war thätig; denn man bemerkte wohl, wie unzureichend die Beweglichkeit der

Fahrzeuge war und wie wenig geeignet, den Herren des Meeres die Spitze zu bieten. Daher ersann man eine Vorrichtung, durch welche die Möglichkeit gegeben wurde, die Waffengewandtheit und den Mut der römischen Krieger besser in Anwendung zu bringen. Man errichtete auf dem Vorderdeck der Penteren einen $7\frac{1}{2}$ m hohen Mastbaum, woran eine bewegliche Falltreppe befestigt war. Letztere hatte eine Art Gelenk, sodaß der längere Teil nach verschiedenen Seiten niedergelassen werden konnte. Ein Tau, welches an ihrem obern Teile und an einer Schraube oder Rolle des Mastes befestigt war, diente zum Auf- und Niederziehen. Wurde das Tau nachgelassen, so fiel die Enterbrücke mit großer Gewalt auf das feindliche Schiff, welches in ihren Bereich kam, und bohrte sich mit den daran befindlichen Stacheln in das Verdeck.



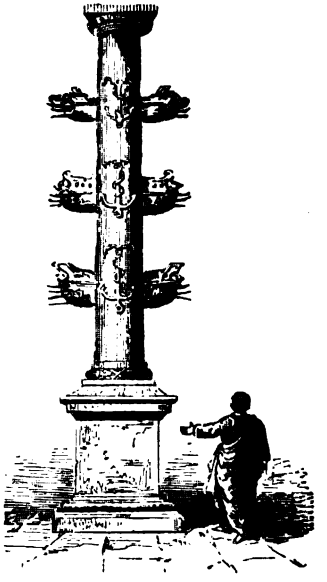
Alte Trireme (nach dem Modell Napoleons III).

Sofort stiegen die römischen Waffenleute, je zwei und zwei, erst längs des Mastbaumes aufwärts und dann wieder herunter auf das geenterte Fahrzeug, wo sofort die Blutarbeit mit Schwert und Speer begann.

Hamilkar. Es war hohe Zeit, daß die Rüstung in See ging; denn der karthagische Befehlshaber Hamilkar war unternehmender als seine Vorgänger. Durch Mietsvölker verstärkt, belagerte er Segesta. Den Legaten, der mit einem Heerhaufen zum Entsatz herbeieilte, schlug er in die Flucht. Ein Prätor mußte schleunigst nach Sizilien übersetzen, um den Oberbefehl zu übernehmen, während beide Konsuln mit Herstellung der Flotte beschäftigt waren. Der eine von ihnen, Cn. Cornelius Scipio, Asina genannt, fuhr mit 17 bereits ausgerüsteten Galeeren nach Messana, und sogleich, auf erhaltene Kundschaft von der freundlichen Gesinnung der Liparischen Insulaner, weiter nach Lipara. Kaum aber war er im Hafen eingelaufen, so erschien Bogud, ein tüchtiger Seemann,

welcher ihn durch seine wachsamen Spione getäuscht hatte, und nahm ihn mit allen seinen Penteren ohne Widerstand gefangen.

Duilius. Ungeschreckt durch diesen Unfall, setzte sich die gesamte römische Flotte längs der italischen Küste in Bewegung. Ein karthagisches Geschwader, das ohne Ahnung bei Umsegeluug eines Vorgebirges unter sie geriet, wurde zum Teil genommen. Gaius Duilius, der andere Konsul, der jetzt den Oberbefehl übernahm, schiffte getrosten Mutes weiter nach dem Vorgebirge Mylä, wo die feindliche Flotte kreuzte und durch Landungen den römischen Bundesgenossen Abbruch that. Als die punischen Seeleute die schwerfälligen Penteren anrücken sahen, meinten sie, es werde nur eine lustige Jagd geben. Wetteifernd, wer zuerst die Prisen aufbringe, flogen sie mit eingelegten Rudern durch die aufschäumenden Fluten. Dreißig der besten Ruderer durchbrachen, den anderen weit voraus, die römischen Linien, aber sie wurden sämtlich durch die Fallbrücken geentert und nach kurzem Schwertkampf überwältigt. Die übrigen Schiffe waren zwar vorsichtiger, doch wegen der aufgelösten Ordnung nicht glücklicher. Zum Teil übel zugerichtet, mußten sie das Weite suchen und dem verachteten Feinde Sieg und ansehnliche Beute überlassen. Dieser Ausgang ist immerhin auffallend, da man die Seetüchtigkeit der Karthager so sehr rühmte. Es scheint aber, daß man sie weit überschätzte, daß sie entweder geringere Übung in kriegerischen Evolutionen hatten, oder daß die kolossalen Penteren weniger dazu geeignet waren als die griechischen Trieren. Denn wenn man die Seeschlachten der Karthager in den Punischen Kriegen mit denen der Hellenen in ihrer Glanzzeit vergleicht, so sind die Resultate ganz verschieden. Die Karthager unterliegen auf ihrem Elemente fast immer den wenig geübten Römern; die Hellenen, namentlich die Athener, siegen oft über die entschiedenste Übermacht durch Umkreisen der Feinde sowie durch rechtzeitiges Einbrechen von der Seite bei entstandener Unordnung. Ihre Übung im Rudern, ihre Gewandtheit in allen Bewegungen, ihre Kühnheit im Angriff entscheidet den Sieg. Sie durchbohren die Flanken der feindlichen Galeeren mit den Schiffsschnäbeln, sie streifen durch rasches Vorbeifahren die Ruder ab, und schwerlich hätten die unbeholfenen Fallbrücken der Römer alle diese Vorteile größerer Tüchtigkeit zur See ausgeglichen.



Säule des Duilius.

Unermeßlicher Jubel erfüllte ganz Rom, und als nun der sieggekrönte Duilius heimkehrte, wurde ihm ein glänzender Triumph und die Auszeichnung zuerkannt, sich abends von einem Fackelträger und Pfeifer nach Hause geleiten zu lassen. Ferner errichtete man ihm zu Ehren eine mit Schiffsschnäbeln

259 bis 258 v. Chr. verzierte Säule, deren Inschrift der Nachwelt seine ruhmvollen Thaten überlieferte. Im folgenden Jahre gestalteten sich die Verhältnisse auf Sizilien ungünstig. Das Heer wurde von dem kriegserfahrenen Hamilkar hart bedrängt. Man mußte die Belagerung von Myttistratum aufheben und erlitt bei Thermä an der Nordküste eine Niederlage. Der thätige Karthager marschierte hierauf nach dem reizenden Enna im Innern, wo Blumen, Blüten und Früchte reiften in üppiger Fülle auf quellenreichen Hügeln, wo einst nach der hellenischen Sage Persephone lustwandelnd von dem finstern Beherrscher der Unterwelt geraubt worden war. Hamilkar gewann die Stadt ohne Blutvergießen auf dem Wege der Güte. Er wendete sich darauf nach der südlichen Küste und nahm Camarina gleichfalls ohne Widerstand in Besitz. An der westlichen Seite befestigte er Drepana, dessen vortrefflicher Hafen den Flotten sehr gelegen war, und erhob es zu einem Hauptwaffenplatz.

Der Konsul A. Atilius Calatinus führte hierauf ansehnliche Verstärkung nach der Insel und eroberte Myttistratum nach einer siebenmonatlichen Belagerung. Von den rauchenden Trümmern wendete er sich nach Camarina, geriet aber auf dem Marsch in eine Thalenge. Der karthagische Feldherr hatte die Höhen besetzt; seine Afrikaner blickten auf die umzingelten Feinde, als auf eine gewisse Beute. Da weihte sich, um das Heer zu retten, ein Tribun, Calpurnius Flamma (oder Q. Cädicius), dem Untergange. Mit 400 todesmutigen Kriegern erstürmte er eine Anhöhe. Die tapfere Schar ward umzingelt und niedergemetzelt, aber das Heer selbst gelangte während des Kampfes ins offene Feld. Daselbst hielt es Rast und sandte nach dem Abzug der Karthager sichere Leute aus, um die Leichen der auf dem Hügel erschlagenen Genossen zu bestatten. Sie fanden den Tribunen noch atmend und brachten ihn ins Lager, wo er unter sorgfältiger Pflege wieder genas.

Der Krieg schleppte sich in dieser Weise jahrelang fort, und auch eine Seeschlacht bei dem Tyndarischen Vorgebirge brachte keine Entscheidung.

Landung in Afrika. Ungeduldig über den langsamen Gang des Krieges, faßte der Senat einen Beschluß, der nicht weniger ungewöhnlich und kühn war, als jener, der zuerst den Römern das Meer zugänglich machte. In Afrika selbst sollte die feindliche Republik angegriffen werden; da war sie verwundbar, wie der abenteuerliche Zug des Agathokles bewiesen hatte, da konnte man dem Gegner den tödlichen Stoß versetzen, an dem er verbluten mußte. Ungeheure Rüstungen wurden zu dem Zwecke unternommen. Es sollen mehr als 200 Kriegsschiffe neu erbaut worden sein, die mit den vorhandenen eine Macht von 330 hochbordigen Galeeren bildeten. Sie waren mit 100000 Seeleuten bemannt und führten über 40000 Krieger an Bord. Die Konsuln L. Manlius Vulso und M. Atilius Regulus führten den Oberbefehl über die furchtbare Streitmacht. Dagegen sammelten sich alle zerstreuten Geschwader Karthagos, eine Flotte von 350 wohlbemannten Penteren.

Seeschlacht bei Eknomus. Die römische Flotte ruderte längs der Ostküste von Sizilien, dann um das Vorgebirge Pachynum und weiter dem südlichen Gestade folgend, bis sie bei dem vorspringenden Berge Eknomus der punischen Wimpel ansichtig wurde. Die Konsuln, erprobte Kriegsleute, ließen die

Galeeren in gedrängter Ordnung auffahren. Sie selbst mit ihren Penteren 256 v. Chr.
bildeten die Spitze des Keils, womit sie die feindliche Linie zersprengen wollten; ihre Geschwader folgten rechts und links, einen rechten Winkel bildend. Eine dritte Abteilung, welche die Lastschiffe im Schlepptau führte, schloß das Dreieck. Zur Bedeckung folgte noch eine zahlreiche Nachhut. Dem Angriff zu begegnen, dehnten die punischen Befehlshaber Hamilkar und Hanno ihre Linie weit hinaus in die offene See. Sie wollten die römische Masse auflösen, während der linke Flügel, in einem Haken der Küste entlang rudernd, den Feind seitwärts fassen und vom Lande abschneiden sollte. Der Plan gelang vollkommen. Das punische Mitteltreffen wich vor dem Andrange der Konsuln, die so eilfertig nachsetzten, daß die beschwerte dritte Linie nicht folgen konnte. Auf diese warf sich der rechte karthagische Flügel durch eine Schwenkung, der linke aber fiel über die römische Nachhut her. So tobte auf drei Punkten der mörderische Kampf. Der wilde Kriegsruf tönte über das Meer, die Wellen schäumten unter den Tausenden von Rudern, die Geschosse fielen hüben und drüben, die Schiffe krachten beim Zusammenstoße; da und dort fielen die Enterbrücken, dann klirrten die Schwerter im Nahgefecht, Rüstungen und Schilde rasselten, und das Ächzen und Stöhnen der verwundeten Männer bezeugte die Wut des Kampfes. Doch war alle strategische Kunst, alle Gewandtheit der punischen Seeleute vergebens; der Mut und die Tapferkeit der Römer trugen den Sieg davon. Zuerst schlugen die Konsuln das feindliche Mitteltreffen gänzlich in die Flucht, kamen dann der hartbedrängten rechten Linie zu Hülfe und umzingelten endlich den feindlichen Flügel, der bisher siegreich gewesen war, so daß hier über 50 Penteren in ihre Gewalt gerieten. Außerdem hatten sie 30 punische Fahrzeuge in den Grund gebohrt, selbst freilich auch 24 verloren.

Durch diese Schlacht war der Weg nach Afrika frei, die Konsuln säumten nicht, ihn einzuschlagen. Wohl murrten die Krieger, als sie die Küste hinter sich verschwinden sahen; aber die Führer erblickten nur den strahlenden Kranz des Ruhmes. Endlich erschien Land; üppige Pflanzungen, Gärten, reiche Landhäuser, offene Dörfer und Städte, eine gewisse Beute der tapfern Männer, bedeckten das Gestade. Man wagte nicht in die weite Bai hineinzusegeln, an deren westlichem Ufer Karthago selbst im Kranze mächtiger Mauern gelegen war. Denn da stand Hanno mit verstärkter Macht zur Schlacht bereit. Man segelte um das Vorgebirge Mercurs und die östliche Halbinsel herum und landete in der sichern Bucht von Clupea. Die offene Stadt war von den Einwohnern bereits verlassen. Sie wurde besetzt und am Rande der sie krönenden Anhöhe ein festes Lager errichtet.

Regulus. Sobald sich die Römer einen sichern Waffenplatz geschaffen hatten, segelte der eine Konsul mit dem größten Teile der Flotte, des Heeres und mit 20000 Gefangenen der neuen Wahlen wegen nach Italien. Regulus aber mit dem Kern der Mannschaft, etwa 15000 Kriegern zu Fuß und 500 Reitern, die zahlreichen Leichtbewaffneten ungerechnet, blieb auf dem feindlichen Gebiete zurück. Er zog sofort mutig ins offene Feld, schlug die Feinde, die sich im Gebirge für geborgen hielten, und plünderte und verwüstete weit und breit das trefflich angebaute Land. Da war kein fester, ummauerter Platz,

kein Bauernaufgebot, wodurch man seinen Fortschritten Einhalt gethan hätte. Im Gegenteil empörten sich die Libyer, es erhoben sich die numidischen Stämme gegen die gestrengen Herren in der Hauptstadt. Es scheint, daß der Konsul zugelaufene Libyer nicht von sich gewiesen hat, sondern sie mit den Manipeln seiner Rorarier oder Accensen vereinigte, da sein Heer später in der Stärke von 30000 Mann angegeben wird.

Karthago war durch alle diese Unfälle tief niedergebeugt; es zeigte sich bereit, auch unter harten Bedingungen Frieden zu schließen. Aber der Konsul forderte nicht blos Abtretung der italischen Inseln, sondern auch Tribut, Schiffe und Mannschaft in Roms Kriegen, überhaupt Unterthanenpflicht, wie von den übrigen Bundesgenossen. Dies ward verweigert, denn noch stand die Stadt unberührt, noch gebot sie über Flotten, Heere und vornehmlich über gewaltige Geldmittel, den Talisman, der Kriegsscharen aus allen Weltgegenden herbeilockte. Die Geldherren aber, die jetzt mit Hab' und Gut und dem eigenen Kopfe in der Klemme steckten, die den Untergang ihres Staates hereinbrechen sahen, erhoben sich begeistert für seine bedrohte Selbstständigkeit. Den kleinlichen Krämergeist abschüttelnd, scheuten sie keine Opfer. Sie rüsteten Söhne und Enkel zum Kampfe aus, sie griffen in die vollen Truhen und sandten Werber aus, um Kriegsvolk aufzubieten. Ihrem Golde widerstanden die Numidier nicht; gegen 4000 wehrhafte Reiter folgten dem Rufe. Tüchtige Landsknechte warb man in Lakonien am Tänarischen Vorgebirge, wo sich das herrenlose Kriegsvolk zusammenfand, welches dem Meistbietenden seinen Arm und sein Blut verkaufte. Unter den gemieteten Söldnern war auch Xanthippos, ein schon in vielen Kriegen bewährter Feldhauptmann, wahrscheinlich von Geburt ein Spartaner. Als derselbe die Anstalten der Karthager sich betrachtete und von den bisherigen Schlachten hörte, meinte er, seine neuen Brotherren seien an ihrem Unglück selbst schuld; sie suchten Berge und Wälder auf, und in der offenen Ebene sei doch für ihre Reiterei und Kriegselefanten das Feld, wo man sie mit Erfolg gegen den Feind verwenden könne. Man mußte dem erfahrenen Mann beistimmen und überließ ihm die Einübung des Heeres. Es gelang ihm in der That, eine tüchtige Phalanx heranzubilden, sie mit Selbstvertrauen zu erfüllen, die Reiter und Elefanten an Zusammenwirken zu gewöhnen und dadurch aus den verschiedenen Streitkräften ein Ganzes zu formen. Er hatte nur etwa 14000 Fußknechte unter seinem Befehl, da sich die Republik gleichzeitig der aufständischen Libyer erwehren mußte, aber er erwartete viel von seiner Phalanx, seinen Schwadronen und seiner Elefanterie.

Während Karthago seine Rüstungen betrieb, war Regulus unbestrittener Herr des platten Landes. Über siebzig Städte besetzte er und schleppte Beute und Gefangene nach Tunis in der Nähe von Karthago, wo er sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Vielleicht ahnte er nicht einmal den Sturm, der sich in seiner Nähe vorbereitete, vielleicht auch verachtete er ihn im Vertrauen auf das Übergewicht der Legionen. Keine bewaffnete Macht störte die Winterruhe, aber ein seltsames, nie erlebtes Wunder, erzählten die Römer, weckte ihn aus seiner Sicherheit. Leute, die am Flusse Bagradas Wasser geschöpft hatten,

stürzten nämlich atemlos ins Lager und berichteten, eine ungeheure Schlange sei dort plötzlich hervorgebrochen und habe viele ihrer Gefährten zermalmt und verschlungen. Der Konsul machte sich sogleich mit einigen Turmen (Reitergeschwadern) auf den Weg, den Grund oder Ungrund der Märe zu erfahren. Als er die Gegend durchspähte, ward er in der That des scheußlichen Ungetüms ansichtig, das, durch den Fraß noch nicht gesättigt, nach neuem Raube begierig war. Nur durch die Schnelligkeit ihrer Rosse entgingen er und sein Gefolge dem geifernden Rachen. Am folgenden Tage wurde gegen den furchtbaren Feind das ganze Heer aufgeboten. Die Reiterei erwies sich als unbrauchbar; denn die Pferde bäumten und überschlugen sich bei dem grauenhaften Anblick, wenn das Ungeheuer, bald in einen Ring gewunden, bald blitzschnell in seiner ganzen Länge auf sie losschoß. Die Legionen rückten an, sie schleuderten ihre Pila, aber der Schauer der Geschosse that geringe Wirkung. Die Speere prallten an der hornfesten Haut des Tieres ab; nur wenige trafen eine weichere Stelle. Als sich darauf das Scheusal zischend mit offenem Rachen gegen sie wendete, hielten auch die Tapfersten nicht Stand. Viele wurden jedoch ein Raub des Tieres, das wütend unter die Flüchtlinge einbrach. Nach mehreren Tagen unternahm man einen abermaligen Heereszug, und zwar mit allen Belagerungsmaschinen. Sobald man den Feind erblickte, stellte man die Katapulten und Ballisten möglichst vorteilhaft auf und ließ sie spielen. Ein Hagel von balkendicken Speeren und centnerschweren Steinen traf die Schlange, zerschmetterte ihr den Rückgrat und endlich den Kopf. Sie soll 70 oder gar 100 Fuß in der Länge gemessen haben.

Regulus. Nach der Münze der Familie Swineia.

Mit dem greulichen Drachen war das römische Heer fertig geworden; es galt jetzt im Anfange des Frühlings auch den wieder gerüsteten Feind niederzuwerfen, der kühn in die Ebene vorrückte und eine Schlacht anbot. Wohl hätte Regulus klug gethan, sich in das feste Lager von Clupea zurückzuziehen und daselbst die Ankunft der neuen Konsuln zu erwarten; allein sein Kriegsmut, das Vertrauen auf die Überlegenheit der römischen Waffen, seine Begierde, die Lorbern nicht mit einem Genossen zu teilen, ließen ihn nicht zögern. Er war keineswegs ein Feldherr, der mit Vorsicht und strategischer Klugheit die eignen und des Feindes Kräfte abwägt, sondern ein Schlachtenstürmer, der dem ungewissen Glücke vertraut. Darum rückte er ungesäumt dem verachteten Feinde in der Ebene von Tunes entgegen. Er ordnete seine Schlachthaufen. 255 v. Chr.

Niederlage der Römer unter Regulus. Die Legionen bildeten das Haupttreffen in tieferen Linien als gewöhnlich, um dem Stoße der Elefanten widerstehen zu können. Die Leichtbewaffneten mit ihren ferntreffenden Geschossen schritten voraus; die Turmen der wenig zahlreichen Ritterschaft, wahrscheinlich gleichfalls durch Leichtbewaffnete unterstützt, deckten die Flügel. Das punische Heer nahm eine Stellung, die von der bei Agrigent nicht sehr verschieden war. Es scheint daher, daß die karthagischen Feldherren dem Xanthippos wohl die taktische Einübung der Krieger, nicht aber den Oberbefehl allein überließen. Man vermied es jedoch, eine starke Vorhut vorzuschieben, und stellte vielmehr die Elefanten in die erste Linie. Hinter ihnen ordnete sich die Phalanx und zwar Karthager und zuverlässige Libyer links, die Mietvölker zur Rechten. An beide Flügel schloß sich die zahlreiche Reiterei an. Diese warf beim ersten Anprall die römische Ritterschaft gänzlich über den Haufen, jagte nach und fiel dann in wildem Sturm den Legionen in den Rücken. Die letzten Glieder derselben schwenkten sogleich und wiesen tapfern Mutes die Anfälle zurück. Gleichzeitig schritten sie zum Angriff auf die feindlichen Massen, ihr linker Flügel ward mit den Söldnern handgemein, schlug sie in die Flucht, sah sich aber durch die seitwärts schwenkenden Libyer gehemmt. Auch die Elefanten trabten gegen das Mitteltreffen und den rechten Flügel der Römer heran. Umsonst versandten die Leichtgerüsteten ihre Geschosse; die gewaltigen Tiere, wohl geleitet und gedeckt, brachen in die Legionen ein, die dunklen Afrikaner folgten, die Numidier schwärmten im Rücken; da war aller Mut, alle Tapferkeit verloren, alle Ordnung aufgelöst; jeder Widerstand niedergeworfen.

Was nicht die Elefanten niederwarfen und die Speere der Phalanx vertilgten, fiel den erbarmungslosen Rennern der Wüste in die Hände, welche über das Blachfeld dahinbrausten, siegesfroh, begierig nach Beute und Blut. Nur den Konsul und sein glänzendes Gefolge brachten sie lebendig ein, sonst mußte sterben, was Leben hatte. Doch entrannen 2000 Flüchtlinge, wahrscheinlich von dem anfangs siegreichen linken Flügel, dem allgemeinen Verderben. Sie erreichten, durch Wälder und Berge fliehend, das feste Lager von Clupea, wo die Schiffe vor Anker lagen.

Ein Teil der karthagischen Macht wurde gegen die aufgestandenen Libyer verwendet, ein anderer rückte vor Clupea, das die schwache Besatzung mit dem Mute der Verzweiflung verteidigte, bis Hülfe kam. Eine römische Flotte von 300 Segeln steuerte noch rechtzeitig herüber und nahm die ausgehungerten Verteidiger des Lagers an Bord. Ungeachtet eines Sieges bei dem Vorgebirge Mercurs wurde die Rückfahrt beschlossen.

Aber die Zeit der Sonnenwende war vorüber; da drohen in diesen Gewässern Orkane von Westen her, und die drückende Schwüle, die augenblickliche Windstille ließ sie schon erwarten. Wohl rieten daher sachkundige Piloten zum Verzug, oder doch zur Fahrt nach den geschützten Buchten der sizilischen Nordküste. Indessen daselbst herrschten noch die Karthager; daher steuerte man eilends durchs offene Meer der südlichen Küste zu. Schon sah man Land, schon die schwarzen Trümmer von Camarina, ein Zeugnis römischer Barbarei; da brach der befürchtete Sturm los.

Im Kampfe der Elemente ging der größte Teil der Flotte unter, und ringsum, bis an das Pachyniſche Vorgebirge, lagen am Ufer Schiffstrümmer und Leichen, ein ſchauerliches Totenopfer, welches die Geiſter der Elemente den Manen der erwürgten Bürger von Camarina brachten. 254 v. Chr.

Aufſtellung der Elefanten vor der karthagiſchen Schlachtordnung.

Nach dem Untergang der feindlichen Flotte erhob Karthago kühn das Haupt. Zwar erſcheint Xanthippos nicht weiter auf dem Schauplatze des fortgeſetzten Kampfes, aber die Feldherren der Republik hatten in ſeiner Schule gelernt und ſetzten den Krieg mit Glück und Geſchick fort. Dagegen machte Rom, ungebeugt durch die erſchütternden Schläge, die größten Anſtrengungen. Eine mächtige Flotte entſtand in drei Monaten; ſie führte die Konſuln mit ihren Legionen nach dem Kampfplatze, wo nach harter Belagerung die wichtige Stadt Panormus erobert, Tyndaris und andere Städte durch Vergleich gewonnen wurden. Im folgenden Jahre ſteuerte die ganze Seemacht wieder nach der Libyſchen Küſte, und wo ſie landete, da loderten die prächtigen Villen und 254 v. Chr.

Landsitze, Dörfer und offene Städte in Flammen auf; da flohen entsetzt die Bewohner, welche man durch kluge Mäßigung vielleicht hätte gewinnen können. Aber die Rache folgte der Gewaltthat auf dem Fuße. In den seichten Gewässern der kleinen Syrte gerieten die mit Beute beschwerten Galeeren auf den Grund. Man mußte, um bei wiederkehrender Flut flott zu werden, den Raub den Wellen übergeben. Auf der Heimfahrt erreichte man glücklich Panormus und wagte dann dreist, die sichere Küste verlassend, die offene See zu befahren. Allein der Wind, der anfangs die kühnen Schiffer begünstigte, ward bald zum rasenden Orkan, gegen den Menschenhände mit dem zerbrechlichen Ruder nichts vermochten. An der lukanischen Küste, wo das Vorgebirge Palinurum ins Meer vorspringt, ward die ganze Kriegsflotte mit Gerät und Mannschaft ein Raub der schäumenden Wellen.

Der Krieg in Sizilien.

Die Kräfte der römischen Eidgenossenschaft waren jetzt erschöpft; sie wich, dem Willen der Götter gehorchend, vom Meere und beschränkte sich auf den Landkrieg, dem die Konsuln besser gewachsen waren als dem Kampfe auf dem ungewissen Elemente. Thermä ward eingenommen, überall, wo Berge Schutz gegen die furchtbaren Elefanten gewährten, hatten die Römer die Oberhand. Sie drängten die Feinde nach dem westlichen Winkel von Sizilien; aber in der Ebene vermieden sie die oft angebotene Schlacht, denn 140 Elefanten, welche der punische Feldherr Hasdrubal mit sich führte, drohten unabwendbares Verderben. Die Scheu vor den kriegerischen Ungeheuern überwand endlich der Altkonsul L. Cäcilius Metellus, der im Gebiete von Panormus, wo das vielgipflige Gebirge (jetzt Monte Pellegrino) malerisch sich erhebt, gelagert war. Durch die Geschosse der Leichtgerüsteten, die ein Graben schützte, ließ er die Elefanten zurücktreiben, worauf die Legionen auch die schwer gerüstete Phalanx in die Flucht schlugen. Als der siegreiche Held in Rom einzog, schmückten dreizehn karthagische Obersten, über hundert Elefanten und Tausende von Gefangenen seinen Triumph. 250 v. Chr.

Regulus als Gesandter der Karthager in Rom. Darauf räumten die entmutigten Karthager Selinus und andere feste Plätze und schlossen sich in Drepana und Lilybäum ein; denn diese Städte waren durch ihre Lage wie durch ihre Befestigungen fast uneinnehmbar. Sie machten auch den Versuch, über einen billigen Frieden oder doch die Auswechselung der Gefangenen zu unterhandeln. Der Gesandtschaft, welche deshalb nach Rom ging, wurde der gefangene Regulus beigesellt, nachdem er durch Wort und Eid Rückkehr in die Gefangenschaft angelobt hatte, wenn der Senat das Anerbieten zurückweise. Als die Botschafter in Rom anlangten, weigerte sich Regulus, Weib und Kinder zu sehen oder auch im Senat zu erscheinen, weil er, wie er sagte, ein Knecht Karthagos sei. Erst als die punischen Abgeordneten selbst ihn dazu aufforderten, trat er finster und schweigend in die Kurie. Die Senatoren berieten hin und wieder den Antrag. Man hatte die Wechsel des entsetzlichen Krieges kennen gelernt, und vielen schien es ein großer Gewinn, mit Ehre und

Landerwerb zum Abschluß zu kommen, während andere starr und unerschütterlich auf Vernichtung der feindlichen Republik beharrten. Da keine Einigung zustande kam, wurde der Gefangene aufgefordert, seine Meinung zu sagen. Sofort erhob sich Regulus und legte in Gegenwart der Karthager dar, wie der feindliche Staat völlig entkräftet, der Sieg seiner Vaterstadt nahe sei, wie man durch Beharren unvergänglichen Ruhm und die Herrschaft über Land und Meer erlangen werde.

Attilius Regulus kehrt in die Gefangenschaft der Karthager zurück.

Sein Vortrag fand Beifall und hatte den Beschluß zur Folge, daß die Botschafter abzuweisen seien. Jetzt drängten sich die alten Freunde um den unerschrockenen Mann und beschwuren ihn, nicht in die Gewalt der feindlichen Republik zurückzukehren; die Priester zeigten sich bereit, sein erzwungenes Versprechen durch Opfer zu lösen; Weib und Kinder umringten und bestürmten ihn mit ihren Bitten und Thränen; er aber erklärte, Manneswort und Eidschwur

seien weder durch Menschen, noch durch unsterbliche Götter zu lösen, und kehrte in die Gefangenschaft zurück. Daß dort ihm unter gräßlichen Qualen der Tod bereitet sei, ist eine Erzählung, welche der Haß der Römer gegen Karthago erfunden hat. Aber selbst wenn sie glaubhaft wäre, wie hätte Rom, das den tapfern Pontius und viele Feldherren und selbst Könige ohne alles Recht dem Tode überlieferte, darüber Klage zu erheben ein Recht gehabt?

Belagerung von Lilybäum. Der Senat beschloß nunmehr die umfassendsten Rüstungen, um den langjährigen Krieg zu Ende zu bringen. Eine Flotte von 200 Kriegsschiffen wurde neu erbaut, die Konsuln gingen mit zahlreichem Kriegsvolk nach Sizilien unter Segel. Sie wendeten sich mit gesamter Macht gegen Lilybäum am westlichen Vorgebirge gleichen Namens, wo der Karthager Himilko mit 10000 Söldnern die Verteidigung leitete. Sie begannen die Belagerung der volkreichen Stadt nach allen Regeln der Kunst, die sie von den Griechen sich angeeignet hatten. Der Hafen wurde durch Versenkungen und Pfahlwerk möglichst gesperrt, die Festung selbst auf der Landseite mit Wall und Graben eingeschlossen. Darauf errichtete man hölzerne Türme mit Schirmdächern und Sturmböcken, die auf Rädern bis an die Mauer vorgeschoben wurden. Während die Widder oder Sturmböcke mit zerstörender Gewalt arbeiteten, schleuderten Katapulten und Balliſten ihre Geschosse. Gleichzeitig wurden Minen gegraben, eine Arbeit, welche die Römer schon früher mit Erfolg angewendet hatten. Durch alle diese Werke gelang es, sechs Mauertürme niederzuwerfen und eine breite Bresche zu öffnen. Zwar hatte der thätige Himilko hinter der bedrohten Stelle einen neuen Wall angelegt; allein die Arbeit war noch nicht vollendet; daher rüsteten sich die Konsuln im Vertrauen auf die Überlegenheit der Legionen im Nahgefecht zum Sturm. Doch kam der bedrängten Besatzung zur rechten Zeit Hülfe. Eine Flotte von fünfzig Schiffen mit 10000 Söldnern und reichlichen Vorräten an Bord steuerte kühn im Angesichte der römischen Penteren durch die hochgehende See und lief, den günstigen Wind benutzend, trotz Versenkung und Pfahlwerk unter dem Jubel der Bevölkerung mit vollen Segeln in den Hafen ein.

Unverdrossen setzten die Römer ihre Belagerungsarbeiten fort; sie hofften, wie so oft, von ihrer Ausdauer endlichen Erfolg. Wenige Zeit nachher erhob sich aber von Süden her ein heftiger Orkan. Es war dunkle Nacht, das Brausen des Sturmes, das Brüllen der aufgeregten See setzte die Krieger in Schrecken. Die hölzernen Türme und Maschinen ächzten, stöhnten und schwankten; die Mannschaft fürchtete jeden Augenblick, unter ihrem Einsturze begraben zu werden. In diesem Aufruhr der Elemente hörte man plötzlich Kriegsruf, den rauhen Klang der afrikanischen Hörner; man sah Waffen blitzen, Fackeln und Feuerbrände aufflammen. Die Karthager hatten einen Ausfall gethan; sie warfen Feuer in das Belagerungsgerät, sie metzelten nieder, was sich nicht eilends in das feste Lager retten konnte. Die Flammen loderten hoch auf und verzehrten, vom Sturme angefacht, sämtliche Werke, die man mit unsäglicher Mühe aufgerichtet hatte. Die Konsuln waren entmutigt, standen von allen gewaltsamen Versuchen ab und hielten nur den Platz eng blockirt, aber ihre Krieger litten selbst Mangel; denn die karthagischen Kreuzer brachten die

Fahrzeuge auf, die Lebensbedarf zuführten, und zu Lande erhielt man wohl Fleisch, aber kein Brot, da die Gegend durch den beständigen Krieg verödet war.

Andere Konsuln betraten im nächsten Jahre den Kampfplatz, aber nicht glücklicher, denn ob die gewählten Männer für den Seekrieg tüchtig waren oder nicht, darum scheinen weder Senat noch Volk große Sorge getragen zu haben. P. Claudius Pulcher, einer der neuen Befehlshaber, war ein Sohn jenes Appius Claudius, der durch seine baulichen Werke und seine Rede gegen Pyrrhus Ruhm erlangt hatte. Mit 10000 Mann frischen Kriegsvolks marschirte er von Messana zu Lande in das Lager von Lilybäum. 249 v. Chr.

Publius Claudius und das Orakel der heiligen Hühner.

Stolz und ehrbegierig, wie alle Sprößlinge des Appischen Geschlechts, beschloß er durch ein großartiges Unternehmen seine Ankunft dem Feinde kund zu thun. Er wollte die punische Flotte im Hafen von Drepana überfallen und vernichten. Schleunigst wurden alle vorhandenen Kriegsschiffe gerüstet und bemannt; man steuerte nach der kaum drei Meilen entfernten feindlichen Station. Nach altem frommem Brauch forschte man während der Fahrt nach dem Ratschluß der Götter. Aber die heiligen Hühner verschmähten die vorgeworfenen Körner; deshalb riet der Priester, den Anschlag aufzugeben. Das dünkte dem trotzigen Appier kindische Thorheit, nachdem er den Plan wohl erwogen hatte. Er blickte zornig auf das saumselige Hühnervolk und befahl, die Vögel ins Meer zu werfen. „Wenn sie nicht fressen wollen“, rief er höhnisch, „so mögen sie saufen!“ Indessen hatten es die Seeleute und Krieger noch nicht so weit in

der Freidenkerei gebracht; sie blickten mit Grauen auf den Frevel des Konsuls, und die Furcht vor der Strafe der Götter raubte ihnen die Zuversicht, die sonst die Römer in den Kämpfen zu Wasser und zu Lande mit Mut erfüllte.

Adherbal (Atarbas), der Befehlshaber der punischen Macht zu Drepana, war ein tüchtiger Kriegsheld und stets gefaßt, den Streich des Gegners zu erwidern. Galeeren und Mannschaft hielt er allezeit gerüstet. Da er nun einsah, wie der Kampf auf offenem Meere für karthagische Penteren leichter sei als in eingeengten Gewässern, so beschloß er, dort, nicht hier, die Schlacht aufzunehmen. Er steuerte daher mit Macht längs der östlichen Küste durch die weite Mündung des Hafens, während die römische Flotte, um die westlichen Vorhöhen biegend, in lang gestreckter Linie einlief.

Der Konsul erkannte die Gefahr, er gab den vorderen Geschwadern Signale zur Umkehr; allein daraus entstand heillose Verwirrung. Der karthagische Seeheld benutzte kühn und gewandt die Gunst des Glückes. In fester Haltung stürmte er mit gesamter Macht auf die römischen Geschwader los, überflügelte, durchbrach ihre Linien, drängte sie an die Felsenufer und versenkte oder nahm den größten Teil samt ihrer Bemannung. Nur mit 30 Schiffen entrann der Konsul aus den Gewässern, wo 6000 Römer ihr Grab und 20000 die Schmach der Gefangenschaft gefunden hatten.

Adherbal beherrschte nunmehr die Nordküste der Insel; er entsandte mit hundert Penteren den nicht minder tapferen und erfahrenen Karthalo nach der Südküste. Dieser begegnete einem römischen Geschwader, das bestimmt war, 800 befrachtete und nach Lilybäum bestimmte Lastschiffe zu geleiten. Sogleich machte er Jagd auf die ganze Flotte, erbeutete 17 Galeeren und viele von den anderen Fahrzeugen; die übrigen bargen sich in einer offenen Reede, deren Ufer sie mit Schwerbewaffneten und Katapulten besetzten. Dem bedrohten Genossen eilte der Konsul L. Junius Pullus zu Hülfe, wagte aber gleichfalls keine Schlacht, sondern suchte Schutz hinter Klippen und Untiefen von Camarina. Stolz wiegten sich die punischen Penteren im Angesichte der Römer auf den Wellen, die sie beherrschten. Aber eines Tages sah man sie plötzlich alle Ruder einlegen und, wie von panischem Schrecken ergriffen, ostwärts steuern. Es war ein Sturm im Anzuge, dessen Vorzeichen die erfahrenen Piloten wohl kannten. Bald erhob er sich mit furchtbarer Gewalt, wie er so oft in diesen Gewässern raste; Karthalo bog noch mit Mühe um das Vorgebirge Pachynum, wo er Sicherheit fand; die römische Flotte aber bedeckte zum zweitenmale die Küste von Camarina mit ihren Trümmern.

So rangen die zwei riesenhaften Gegner in tödlicher Umschlingung zu Wasser und zu Lande um den Preis des Sieges. Wo der starke Römer auf festem Boden seinen Feind erfassen konnte, da behielt er fast immer die Oberhand; aber der Karthager, der mit fremden, mit gedungenen Kräften focht, wich den zermalmenden Streichen geschickt aus und brachte, wie ein geübter und gewandter Fechter, dem Römer oft gefährliche Wunden bei, die um so häufiger wurden, je mehr die punischen Feldherren der letzten Zeit an strategischem Geschick un dan Intelligenz überhaupt den römischen überlegen waren. Es konnte daher nicht fehlen, daß die Römer in vielen Gefechten den kürzern zogen.

Ungeachtet dieser günstigen Verhältnisse und der erfochtenen glänzenden Erfolge war Karthago in größerer Bedrängnis als Rom. Viele Geldquellen stockten; was Handel, Industrie und der Tribut aus den Besitzungen einbrachten, verzehrte der kostspielige Krieg, der immer neue Werbungen forderte. Der Wohlstand nahm ab; oft konnte man die Mittel nicht auftreiben, um den Mietvölkern den rückständigen Sold auszuzahlen. Dann traten diese in Rotten gegen ihre säumigen Herren zusammen, um dem Feinde Festungen und Schiffe zu verkaufen. Das Geschrei der Meuterer wurde immer lauter; offener Aufstand lähmte alle Unternehmungen.

Hamilkar Barkas. In dieser gefährlichen Lage fand sich ein Mann, der 247 v. Chr. entschlossen war, für das Wohl der Republik zu leben und zu sterben. Dieser Mann, den großen und gefeierten Helden Griechenlands und Roms vergleichbar, war Hamilkar mit dem Beinamen Barkas (Blitz). Obgleich noch nicht 30 Jahre alt, überschaute er doch mit sicherem Blick alle Verhältnisse und erkannte, daß es den karthagischen Heeren nur an tüchtig eingeübten und geschulten Fußknechten fehle, um die Oberhand über den beharrlichen Feind zu erlangen. Das gedungene Kriegsvolk, das aus allen Weltgegenden zusammengebracht wurde, konnte den Legionen nicht die Spitze bieten. Es wurde, wenn in Schlachten aufgerieben, durch anderes ersetzt; keine Begeisterung für das Vaterland, für die Waffenehre, nur Begierde nach Sold und Raub waren die Triebfedern zu kriegerischen Thaten. Freilich konnte er den Söldnern nicht hochherzige Gefühle für das ihnen fremde Karthago einflößen: aber er wollte ein Kriegsheer aufstellen, das, in der Schule der Erfahrung gereift, durch strenge Kriegszucht, durch Liebe zu dem Feldherrn und dem Ruhme der gemeinsamen Waffen zusammengehalten werde, das einen eigenen Staat von streitbaren Bürgern bilde. So war der Plan des weitschauenden Mannes, zu dessen Ausführung er die zweckdienlichsten Anstalten traf. Zunächst unterdrückte er mit blutiger Strenge die Meuterei, die offen ihr Haupt erhoben hatte. Dann verschaffte er sich durch einträgliche Raubzüge an den feindlichen Küsten Geld, um den rückständigen Sold zu zahlen. Nachdem er durch reichliche Spenden die Krieger gewonnen hatte, suchte er nach Ort und Gelegenheit, seine Pläne zur Ausführung zu bringen. Nur das Meer war ihm offen, das Land überall in feindlichen Händen; selbst Drepana und Lilybäum, die letzten Stützpunkte der karthagischen Macht, hielten die Legionen eingeschlossen. Mit dem Adlerblicke, der nur dem gebornen Feldherrn eigen ist, erkannte er die für seine Absichten taugliche Stelle und rüstete sich, dieselbe in Besitz zu nehmen.

Hamilkar Barkas.

„Dieser Ort, Eirkte (Erkte) genannt", sagte der Grieche Polybios, „ist zum Aufschlagen eines Lagers und zur ausdauernden Verteidigung besonders tauglich. Er ragt, als steiler Bergrücken, über die umliegende Ebene hervor, bildet oben eine Fläche von 100 Stadien, die zum Ackerbau geeignet, gegen die Seewinde günstig gelegen und von giftigen Tieren frei ist. Nach der See- wie nach der Landseite wird er von so steilen Abgründen umgeben, daß nur geringe Befestigungen erforderlich sind. Innerhalb der Fläche auf dem obern Raum steigt noch ein Hügel empor, der, wie eine Burg oder Warte, dazu dient, die ganze Umgegend zu überschauen. Diese Höhe beherrscht zugleich einen Hafen, dessen Lage für die Schiffahrt von Drepana und Lilybäum nach Italien sehr bequem ist. Nur drei Wege führen nach der oberen Fläche, einer vom Meere und zwei von der Landseite; aber sie sind schwierig zu passiren." Man erkennt in dieser Beschreibung eines alten Schriftstellers den Monte Pellegrino westlich von Palermo (Panormos).

Sobald Hamilkar die Stelle genau erforscht und die nötigen Vorbereitungen getroffen hatte, schiffte er sich mit dem Kerne seiner Kriegsvölker ein, ohne daß die Römer eine Ahnung von diesem Vorhaben hatten. Bald erblickte er das Gebirge, das wild und zackig aus den Meereswellen emporsteigt. Er lief in die Bucht ein und ging mit der Mannschaft ans Land. Ohne Zaudern schlug man den steilen Weg ein, der zur Höhe führte, wo den Leuten eine kurze Rast vergönnt wurde. Darauf befahl der Feldherr, daß ein Teil der Mannschaft an den drei aufwärts führenden Straßen Schanzen anlege, ein anderer Teil das Lager herrichte, da weder eine Stadt noch ein anderes Obdach vorhanden war. Er selbst erstieg den inneren Hügel, blickte weit über das geschäftige Treiben der auf der Hochebene schaffenden Menschen und über Land und Meer, und seine Gedanken erfaßten die künftige Zeit, da er mit seinem geübten Heere die Legionen niederwerfen, die Herrschaft seiner Vaterstadt über das ganze Eiland, vielleicht über ganz Hesperien, ausbreiten werde.

Als der junge Held seine Stellung gesichert hatte, ließ er noch mehr Kriegsvolk herüberkommen. Es wurden dauernde Wohnungen aufgeschlagen, die Söldner hatten auch Frauen und Kinder, die gleichfalls untergebracht wurden, sodaß es den Anschein hatte, als solle hier eine Ansiedelung, eine neue Stadt entstehen. Die Hochfläche, soweit sie nicht in den Lagerring gezogen war, wurde angebaut, eingesäet und als Acker und Garten benutzt. Freilich reichte sie nicht aus, die Menge zu ernähren; aber in der Bucht lag eine Korsarenflotte, die fleißig an den Küsten hinfuhr, und, bis nach Cumä in Campanien streifend, Früchte, Schlachtvieh und Geld einbrachte. Er selbst, der kühne Führer, stieg mit flüchtigen Geschwadern und leicht gerüstetem Volk von seiner Felsenburg hinunter, zog durch das Gebiet von Panormos und weiter an der Küste und in das innere Land. Er erschien bald da, bald dort, schnell wie der Blitz, von dem er den Beinamen führte, und verschwand auch ebenso geschwind, ohne daß man anfangs wußte, woher er kam und wohin er ging. Zufuhr an Lebensbedarf, die für die römischen Lager bestimmt war, Mannschaft, welche in größter Sicherheit marschierte, wurden aufgehoben und als gute Beute nach Erkte abgeführt. Die verwegenen Streifzüge beunruhigten

die Legionen in bedrohlicher Weise. Die Konsuln, benachrichtigt von der Stellung des Feindes, beschlossen dem Unwesen ein Ende zu machen und dem rüstigen Gegner ernstlich zu Leibe zu gehen. Sie rückten vor die Berghöhe, beschauten die Felsen und Abgründe, untersuchten die aufwärts führenden Straßen; aber droben am Ausgang waren starke Bollwerke, und hinter ihnen starrten feindliche Waffen, lachten höhnisch dunkle Afrikaner. Sie schüttelten bedenklich die Köpfe und wußten schließlich keinen andern Rat, als so nahe wie möglich an der Felsenburg ein Lager aufzuschlagen, wodurch wenigstens das wichtige Panormos vor Überfall bewahrt wurde.

Die Stellungen der beiden Heere waren etwas über eine halbe Meile von einander entfernt, und auf diesem engen Raume kämpften sie fast täglich in Scharmützeln und ernsteren Treffen über drei Jahre gegen einander, ohne daß einer der Gegner entscheidende Siege erfechten konnte. Während dieser Zeit dauerten die Streifzüge Hamilkars fort; denn wenn auch die Ausfälle zu Lande gehemmt waren, so stand ihm die Korsarenflotte zu Gebote, die seine Krieger überall hinführte, wo Beute zu hoffen war. Die unaufhörlichen Kämpfe sowie die Plünderungen der Küstenländer hielten die römische Macht beständig in Atem. Ein Prätor befehligte die zur Deckung der italischen Ufer zerstreut aufgestellten Kohorten; die Blockade von Drepana und Lilybäum ward lässig betrieben, da der größte Teil der Legionen am Erkte zusammengezogen war. Im dritten Jahre wurden sie aber ansehnlich verstärkt, und nun konnte man gegen erstere Stadt wieder ernstlicher zu Werke gehen. Aber das Meer war dem unternehmenden Helden auf der einsamen Höhe dienstbar, und es trug ihn mit erlesener Mannschaft ohne alle Ahnung der Römer nach Drepana. Er vereinigte daselbst die Besatzung mit seinem Heerhaufen, durchbrach die feindlichen Linien, überfiel und eroberte die Stadt Eryx in der halben Höhe des Berges. Die Spitze krönte ein Tempel der Aschera, in welcher die Römer bald die griechische Aphrodite, bald ihre eigene alte Gartenkönigin, die Venus, zu erkennen glaubten. Hier behaupteten zwar gallische Überläufer einen stark befestigten Posten, aber Hamilkar hatte ein zweites Heerlager gewonnen, welches durch die Verbindung mit Drepana und dem Meere dem Feind nicht weniger unbequem und furchtbar wurde als das auf Erkte. Nunmehr ging der Krieg wieder seinen bisherigen Gang; mörderische Gefechte folgten fast ohne Unterbrechung, aber keine entscheidenden Schläge. Hamilkar war auf seine eigenen Hülfsquellen angewiesen; er ernährte den Krieg durch den Krieg, und zwar auf Kosten des Feindes. Er war, wie Wallenstein im Dreißigjährigen Kriege, unumschränkter Gebieter über Heere und Festungen. Seine Vaterstadt ließ ihn gewähren; die Bürger lebten daselbst wie im tiefsten Frieden, gingen ihren einträglichen Gewerben nach, eröffneten sich neue Handelswege und schickten ihm gelegentlich, wenn Überfluß an Geld vorhanden war, eine geworbene Mietlingsbande zu.

Man schien in Karthago die Flammen der eingeäscherten Villen, Dörfer und Städte, die Empörung der libyschen Völker bei den Einfällen der Römer in Afrika vergessen zu haben, da überall die Spuren der Verheerungen verwischt, das fruchtbare Land wieder in üppiger Blüte stand. Man ließ die Penteren

lieber abgetakelt im Hafen verfaulen, als daß man eine kostspielige Rüstung anordnete, um den Feind im eigenen Lande anzugreifen und dem Helden auf seinen einsamen Burgen Luft zu machen. Wohin die tapferen Männer Himilko, Adherbal und Karthalo gekommen waren, die das sinkende Vaterland durch ihre Siege wieder aufgerichtet hatten, darüber fehlt jede Nachricht.

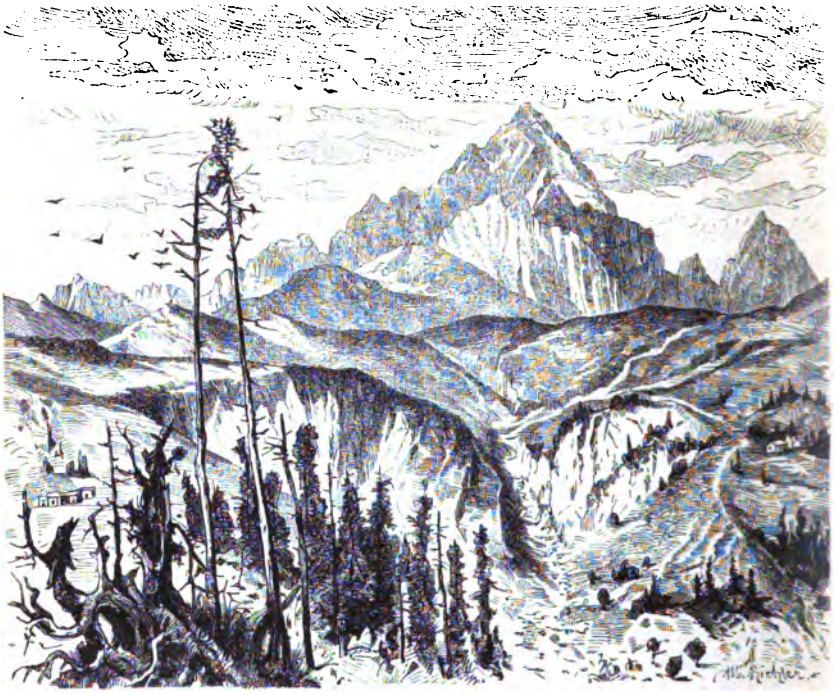
Schlacht bei den Ägatischen Inseln. Anders war es in Rom. Die mächtige Stadt und noch mehr ihre Bundesgenossen litten unsäglich durch den schleppenden Gang des Krieges und die beständigen Plünderungszüge an den Küsten, die man vergeblich in ihrer weiten Ausdehnung zu decken suchte. Aber unter allen Verlusten an Geld und edlem Bürgerblut, unter allen Leiden blieb der römische Mut ungebrochen, und selbst die Bundesgenossen durchdrang allmählich ein Nationalgefühl, der Gedanke, daß sie gegen den fremden, schonungslosen Barbaren zusammenhalten müßten, daß sie mit der mutig vorkämpfenden Republik stehen oder fallen würden. Wohl erkannte der Senat die Notwendigkeit einer Kriegsflotte, aber die Mittel des Staates waren erschöpft; man hatte schon Staatsländereien verkaufen müssen, um den Sold für die Legionen aufzubringen, die Sommer und Winter, Jahr um Jahr in den Waffen standen. Da erhoben sich die Bürger insgesamt für den Ruhm, die Herrschaft und den Glanz des teuern Vaterlandes. An seinem Altare brachten sie Hab' und Gut zum Opfer, wie sie bisher ihr Blut vergossen hatten. Einzelne reiche Grundherren, oder auch mehrere im Verein, erboten sich, auf ihre Kosten Kriegsschiffe zu bauen, damit eine Flotte neu entstehe, welche dem Feinde beweise, daß Roms Mut und Macht noch ungebrochen sei. Die ärmeren Bürger drängten sich zum Dienst, und auch die Bundesgenossen blieben mit Opfern nicht zurück. Schon vorher waren mehrmals kleine Geschwader von Kaperschiffen ausgelaufen, hatten Hippo an der afrikanischen Küste überfallen und verbrannt, auch bei Panormos mit Hamilkars Korsaren ein Gefecht bestanden; jetzt wurden
242 v. Chr. 200 Penteren gebaut, ausgerüstet und mit 60000 Seeleuten und Kriegern bemannt. Die römische Flotte erschien wieder auf dem Meere, wo keine feindliche Pentere ihr begegnete. Und Wind und Wellen, sonst den Römern zuwider, begünstigten die Fahrt hinüber nach dem sonnenglänzenden Eiland, das schon so viel Blut getrunken, so viel Elend des Krieges erfahren hatte. Sie erreichte Drepana und lief ungehindert in den Hafen ein.

Der Konsul C. Lutatius Catulus, der über die Seemacht den Oberbefehl führte, schritt sogleich zum Sturm der Festung, die jetzt zu Wasser und zu Lande angegriffen werden konnte. Erstaunt und überrascht hatte Hamilkar die Flotte einlaufen sehen; aber er verlor weder Mut noch Besonnenheit. Er leitete die Verteidigung, und die Feinde mußten mit blutigen Köpfen den Rückzug antreten. Ebenso beharrlichen Widerstand setzte er der regelmäßigen Belagerung entgegen, die jetzt begann. Oft schaute er vom Eryx herab über das Meer, um die karthagischen Penteren zu erspähen, die, wie er von Tag zu Tag hoffte, die Römer bald verscheuchen würden; seine Erwartungen gingen nicht in Erfüllung. Das Jahr verstrich ohne weitere Vorfälle; denn in Karthago verfuhr man sein langsam, weil die Schwerter der Legionen noch in weiter Ferne blinkten. Endlich kam aber doch eine ansehnliche Flotte zusammen.

Sieg der Römer über die punische Flotte bei den Ägatischen Inseln. Zeichnung von H. Leutemann.

Wohlgemut steuerte der seekundige Hanno, der den Oberbefehl führte, 241 v. Chr. durch das ruhige Meer. Er erreichte auch glücklich die Ägatischen Inseln. Als sie aber an das Eiland Ägusa gelangten, breitete sich vor ihnen ein Wald von Masten aus, und bald erkannte man römische Zeichen und Verdecke mit Kriegsmaschinen und Bewaffneten. Es war die Flotte des Konsuls Lutatius Catulus, die auf die Nachricht von der karthagischen Rüstung den Hafen verlassen und zum kriegerischen Empfange des Feindes sich aufgestellt hatte. Kaum konnte sich die punische Macht in Ordnung stellen, so begann das Treffen. Kriegsgeschrei erhob sich, die Wellen brausten und schäumten, wenn die Schiffe zusammenstießen. Aber die Römer brachen überall durch; ihre Enterbrücken fielen hier und da und dort, und wo die Krieger die feindlichen Galeeren beschritten, da war der Sieg. Der Ausgang der Schlacht war nicht lange zweifelhaft; fünfzig karthagische Penteren wurden in den Grund gebohrt, siebzig gegenommen, die übrigen nach allen Seiten hin zerstreut. Die Niederlage entschied den Ausgang des langen, furchtbaren Krieges. Denn die Sieger steuerten mit ihren Trophäen in den Hafen von Lilybäum, das nun mit Macht zu Wasser und zu Lande angegriffen wurde. Abgesonderte Heerhaufen blockirten Drepana und das Lager von Erkte. Die römische Macht beherrschte das Meer, wie sie zu Lande mit geringen Ausnahmen ganz Sizilien in Besitz hatte. Wohl behauptete Hamilkar noch immer seine Stellung; allein gegen den bald fühlbaren Mangel an Geld und Lebensmitteln konnten weder die Felsen von Eryx und Erkte, noch die abgehärteten Scharen seiner Krieger Schutz gewähren. Sobald ihm daher Vollmacht zur Abschließung des Friedens von seiner Vaterstadt übertragen worden war, leitete er Unterhandlungen mit dem Konsul Lutatius Catulus ein.

Friedensschluß. Vieles wirkte zusammen, um den römischen Feldherrn zur Aufstellung billiger Bedingungen zu bewegen: die Erinnerung an das Schicksal des trotzigen Regulus, die häufigen, unberechenbaren Wechsel des Krieges, das Genie, überhaupt die Persönlichkeit des nie besiegten Hamilkar und endlich der Wunsch, nicht bloß als Sieger, sondern auch als Friedensbringer in Rom einzuziehen. Dennoch drohten die Unterhandlungen gleich anfangs zu scheitern; denn die erste Forderung der Römer: Auslieferung der Waffen und Überläufer, wies Hamilkar unumwunden zurück. Catulus ehrte die Gründe des tapfern Mannes. Er verzichtete auf die Vorbedingung. Dagegen bestand er auf Zurückgabe der Kriegsgefangenen und Zahlung eines mäßigen Lösegeldes für das ganze karthagische Heer. Nachdem diese Forderung zugestanden war, einigte man sich ohne Schwierigkeit in betreff der übrigen. Karthago räumte die Festungen und Heerlager in Sizilien und überließ die ganze Insel der römischen Republik. Außer anderen Zugeständnissen übernahm Karthago die Zahlung einer Kontribution von 2200 euböischen Talenten (über $10\frac{1}{2}$ Millionen Mark) in dem Zeitraume von zwanzig Jahren. Der Senat erhöhte diese Summe um 1000 Talente und bestimmte eine Zahlungsfrist von zehn Jahren, ehe er die Bestätigung erteilte. Durch dieses Opfer erkaufte sich die punische Republik wenigstens ihre Unabhängigkeit. Beide Teile waren erschöpft, denn der Krieg hatte über dreiundzwanzig Jahre gedauert. Aber der Haß beider Staaten, einmal entflammt, erlosch nicht mit dem Friedensschlusse.



Am Fuße der Alpen. Zeichnung von Albert Richter.

Kriege gegen Gallier, Ligurer und Illyrier.

Der Alpen ragende Stirnen
Sehn schweigend ins Land herab,
Es grüßt die glänzenden Firnen
Der Feldherr mit seinem Stab.

Der siegreiche Staat an der Tiber stand ungeachtet seiner Entkräftung ruhmvoll inmitten seiner fest verbundenen Eidgenossenschaft, während seine Nebenbuhlerin durch schwere Niederlagen gedemütigt und von neuen Gefahren bedroht erschien. In der Hauptstadt sammelten sich die Mietvölker, die aus Sizilien zurückkehrten, und begehrten ihren rückständigen Sold. Man suchte sie, da die Staatskassen leer waren, zu vertrösten, aber sie rotteten sich zusammen und forderten mit wildem Geschrei Geld oder Blut. Man bewog sie zwar durch allerlei Vorspiegelungen, die Stadt zu verlassen, allein sie sammelten sich bald wieder in hellen Haufen, trotzige Hellenen, kühne Hispanier, Balearen und wilde Kelten, denen allen das Waffenhandwerk Broterwerb war. So entbrannte der fürchterliche Söldnerkrieg, an dem fast alle Libyer gegen Karthago teilnahmen. Der Held von Erkte bezwang zwar endlich durch siegreiche Schlachten die wilden Banden, aber er konnte es nicht hindern, daß unterdessen die Römer wider Vertrag und Recht Sardinien an sich rissen, wo gleichfalls

empörte Söldner gegen die punische Herrschaft die Waffen ergriffen hatten. Er fühlte tief die Schmach der neuen Demütigung, und sann auf Mittel, seine Vaterstadt wieder aufzurichten und das erlittene Unrecht bei erster Gelegenheit an der übermütigen feindlichen Republik zu rächen.

Unterdessen schritt das römische Volk beharrlich und ohne Überstürzung auf dem Wege der Eroberung vorwärts. Zuerst wurden die neu erworbenen überseeischen Besitzungen mit dem Staate verbunden. Hiero, der Herr von Syrakus, der sich während des schweren Krieges als treuer, aufopfernder Bundesgenosse bewiesen hatte, erhielt keinen Zuwachs an Landgebiet. Er mußte sich mit seiner beschränkten Herrschaft begnügen; aber darin waltete er mit väterlicher Sorgfalt und pflegte die Künste des Friedens, daß sein Volk ihn segnete und des königlichen Glanzes sich freute, der seinen Thron umgab. Messana, Segesta, Panormos und einige andere Städte behielten ihre eigne Verfassung. Sie mußten im Kriege Mannschaft und Schiffe stellen, waren dagegen von Besteuerung frei. Sie traten demnach in das Verhältnis der unterthänigen Bundesgenossen. Den übrigen Gemeinden ließ man zwar auch ihre eigene Verwaltung, aber sie hatten nicht das Recht der Waffen, wurden nur im äußersten Notfall nach dem Ermessen der römischen Behörden aufgeboten, zahlten dagegen den Zehnten von ihren Feldfrüchten und eine bestimmte Abgabe (ein Fünftel des Wertes) von den im Handel ein- und ausgeführten Waren. Es scheint, daß sie das Recht der Versammlung auf bestimmten Landtagen hatten, da sie mehrmals gemeinschaftliche Eingaben wegen Bedrückung der Beamten bei dem Senate einreichten; allein es stand ihnen nicht zu, sich in anderen Gemeinden niederzulassen, oder daselbst Ackerbesitz zu erwerben. Dieses Recht hatte nur der freie römische Bürger, der nicht ermangelte, es als eine Quelle der Bereicherung auszubeuten. Da der Amtsbezirk der Konsuln auf das italische Festland beschränkt blieb, so wurden für die überseeischen Besitzungen eigene Beamte mit konsularischer Gewalt ernannt. Sie führten den Oberbefehl über die bewaffnete Macht und hatten auch die Gerichtsbarkeit in Sachen römischer Bürger unter sich und die Klagsachen derselben gegen sizilische Gemeindeglieder. Ihnen waren die Quästoren untergeordnet, welchen die Verwaltung der Staatskassen, überhaupt der Geldangelegenheiten oblag.

Sizilien, jetzt eine römische Provinz, wurde von einem Statthalter regiert, der anfangs durch Wahl, später durch das Los aus den abtretenden Konsuln oder Prätoren ernannt wurde. Er hieß Prokonsul oder Proprätor, hatte den Oberbefehl über die Kriegsmacht, die Verwaltung der obersten Rechtspflege und die Überwachung der öffentlichen Sicherheit. Gegen seine Anordnungen fand kein Widerspruch statt; es konnte nur nach Ablauf seiner Amtszeit wider ihn Klage geführt werden. Die Vereinnahmung der Steuern, der Ertrag von eingezogenen Gemeindeländern und sonstiger Abgaben lag den Quästoren ob. Sie verpachteten dieselben, bestritten die notwendigen Ausgaben und lieferten den Überschuß nach Rom. Durch die römische Herrschaft ward den endlosen Kriegen der hellenischen Städte unter einander, dem Söldner- und Räuberwesen, der Erhebung einheimischer Tyrannen ein Ziel gesetzt; Ruhe und Frieden kehrten nun zurück, der friedliche Bürger konnte in Sicherheit seine

Geschäfte betreiben. Auch die Steuern waren nicht so hoch, wie sonst in Kriegszeiten oder unter despotischen Herrschern; ferner blieben in den Städten die bürgerlichen Gesetze und Rechtsverhältnisse, die Gerichtsbarkeit in Klagsachen der Bürger untereinander, ebenso die städtische Verwaltung, welche meistens den Aristokraten und den vermögenden Männern zugeteilt wurde, die Gemeindeversammlungen, das Religionswesen und eine Zeitlang noch das Münzwesen bestehen. Dennoch ging mit der Freiheit zugleich die geistige Blüte der Hellenen auf Sizilien unter. Nur in dem noch selbständigen Syrakus, unter Hieros segensreicher Herrschaft, grünte noch ein Zweig des hellenischen Geistes und trieb Blüten und Früchte, bis auch er unter dem Joche der Römer verdorrte.

Auf der Insel Sardinien und dem dazu gerechneten Korsika hatten die Römer, wie früher die Karthager, nur die Küsten im Besitz; im Innern hausten die barbarischen Urbewohner und drangen manchmal räuberisch gegen die verhaßten Fremdlinge vor, sodaß sie durch mehrere Feldzüge zurückgeworfen werden mußten. Übrigens herrschte im weiten Gebiete der römischen Eidgenossenschaft Friede, und die Pforten des Janus-Tempels, die seit Numas
285 v. Chr. Regierung offen gestanden hatten, wurden geschlossen. Indessen drohte schon zwei Jahre vorher ein schwerer Krieg im Norden, den nur ein glücklicher Zufall verhinderte oder doch verschob. Die Keltenstämme nämlich, die auf beiden Seiten des Padus in der fruchtbaren Ebene ihre Herden weideten und spärlichen Ackerbau trieben, waren der Ruhe müde und drohten, mit furchtbarer Macht Einfälle in das römische Gebiet zu machen. Sie gerieten aber unter sich in Zwiespalt und ließen die Hülfsvölker aus dem innern Gallien unverrichteter Sache den Rückzug antreten.

Infolge dessen ging auch das römische Aufgebot, das sich schon in Marsch gesetzt hatte, auseinander. Man fing in Rom an, die Bewegungen unter den
282 v. Chr. Kelten gering zu achten, und der Volkstribun C. Flaminius trat sogar mit dem Antrag hervor, man solle das eroberte Land der Senonen, so weit es noch unbenutzt war, unter die Bürgerschaft verteilen. Umsonst widersetzte sich der Senat, umsonst führte den Volksredner sein eigner Vater kraft seiner väterlichen Gewalt von der Rednerbühne; der Tribun brachte wiederholt den Vorschlag an die Komitien der Tribus und erlangte, da es sich um Haben und Zugreifen handelte, allseitige Beistimmung des großen Haufens. Dem Beschlusse folgte die Ausführung auf dem Fuße. Man verfuhr dabei mit einer Härte, wie sie die Habsucht gewöhnlich übt. Gallische Hirten und Ackerbauer, die sich nach Zertrümmerung des senonischen Stammes wieder angesammelt hatten, wurden vertrieben; römische Siedler bedeckten bald die fruchtbaren Gauen mit Weilern und Dörfern.

Die Gallier gegen Rom. Als flüchtige Senonen die Nachricht von der gewaltthätigen Besitzergreifung zu den Stammgenossen an den Padus (Po) trugen, da regte sich der alte Keltenmut; man fürchtete für den eignen Herd das gleiche Schicksal. Die mächtigen Boier am rechten Ufer des großen Heerstroms mit ihren Nachbarn, den Lingonen und Anaren, die Insubrer, die jenseits um Mediolanum (Mailand) bis ins Hochgebirge saßen, die Gäsaten und andere Scharen aus dem Rhonegebiet und den innern Landen, sowie die

ligurischen Taurisker, gürteten ihre langen Schwerter um und rüsteten sich zur Heerfahrt. Nur die Cenomanen zwischen der Addua (Adda) und Athesis (Etsch), die mit den illyrischen Venetern untermischt wohnten, schlossen sich von dem Bunde aus und hielten es mit den Römern. Eine Macht von 50000 Streitern zu Fuß und 20000 Mann, die teils zu Roß, teils auf Streitwagen kämpften, strömte zusammen. Sie rückte, alle römischen Festungen bei Seite lassend, über den Appennin und breitete sich plündernd in den wohlangebauten etruskischen Ländern aus. Der Marsch ging auf Rom los, das wehrlos schien, weil der eine Konsul bei Ariminum, der andere in Sardinien stand. Es war aber nicht mehr die Zeit des Brennus; denn das Oberhaupt der italischen Eidgenossenschaft war durch den Senat wohlberaten und gebot über gewaltige Mittel. 225 v. Chr.

Man ließ ein drittes Aufgebot unter die Waffen treten, erteilte den Konsuln Befehl, eilends nach Etrurien aufzubrechen, und forderte die umbrischen Völker auf, mit ihrer gesamten Landwehr aus ihren Bergen in die Ebene der Boier einzurücken. Zu gleicher Zeit erhielt das etruskische Aufgebot Anweisung, im Rücken der Gallier die Gebirgspässe zu sperren, damit der raubsüchtige Feind nicht ungestraft mit seiner Beute entrinne. Von zwei konsularischen Heeren und dem etruskischen Aufgebot gedrängt, fochten sie bei Telamon am Ausfluß des Umbro (Ombrone) mit verzweifeltem Mute, erlagen aber dem Schwerte und der taktischen Ordnung der Legionen.

In den nächsten Jahren wurden die Boier, Lingonen und Anaren unterworfen und alles Land bis an den Padus besetzt. Als darauf der Konsul C. Flaminius, der als Volkstribun durch seinen Antrag auf Landverteilung den Keltenkrieg veranlaßt hatte, nicht weit vom Einfluß der Addua (Adda) über den Padus setzte, brachte ihn der Heerbann der Insubrer in die Klemme. Er verhütete jedoch die Niederlage durch einen Vertrag, auf den sich die leichtgläubigen Barbaren einließen; und nun ging er in das Land der befreundeten Cenomanen über, deren Aufgebot zu ihm stieß. Also verstärkt rückte er bis an den Ollius (Oglio) vor, wo die ganze Macht der Insubrer lagerte. Fern von der Heimat, vor sich die Feindesflut, hinter sich die unsicheren Bundesgenossen, so stand der Konsul, ein fast schon aufgegebener Mann, an dem strömenden Wasser. Aber er verleugnete nicht den trotzigen Römermut; er überschritt, die Verbündeten zurücklassend, mit den Legionen den Fluß und brach die Brücken hinter sich ab, damit die Krieger erkennen möchten, nur durch die feindlichen Scharen und über ihre Leichen gehe der Weg ins Vaterland zurück. Die Schlacht war hartnäckig; aber das römische Schwert gewann abermals den Sieg. 223 v. Chr.

Unterwerfung der Gallier. Gern hätten die Insubrer einen billigen Frieden geschlossen; allein völlige Unterwerfung, die gefordert wurde, verweigerten sie. Daher nahm der Krieg seinen Fortgang, denn nicht länger wollte Rom vor den Barbaren zittern; bis an die schneegekrönten Häupter der Alpen sollte seine Herrschaft reichen. Beide Konsuln des nächsten Jahres rückten sofort in das noch freie keltische Gebiet ein. Der Heerbann der Insubrer, verstärkt durch Hülfsvölker der Gäsaten, suchte anfangs eine Schlacht zu vermeiden; er that den Legionen durch fortdauernde Anfälle in Busch und 222 v. Chr.

Wald Abbruch; er ging, als die Römer Acerrä, einen befestigten Platz, umlagerten, auf das rechte Ufer des Padus über, um Clastidium (südlich von Pavia) zu berennen. Der Konsul Marcellus, der dem Feinde folgte, wurde mit großer Macht angegriffen, erschlug aber mit eigner Hand den gallischen König Viridomarus. Nun wurde Clastidium entsetzt und Acerrä erobert. Jetzt hörte aller Widerstand auf; das ganze Land unterwarf sich.

In dem Keltenlande südlich vom Padus breiteten sich römische Siedler immer zahlreicher aus; es wurden Straßen angelegt, befestigte Städte, wie Mutina (Modena), Placentia (Piacenza) und auf einer Insel des Stromes Cremona, gegründet, wodurch gallische Sprache, Sitte und überhaupt die Nationalität der Kelten allmählich im römischen Wesen aufging.

221 v. Chr. Ein kurzer Feldzug nach der istrischen Halbinsel erweiterte die Grenzen des Reiches nach Nordosten; doch es hängt dies mit kriegerischen Begebenheiten zusammen, die zum Teil mit den Keltenkriegen gleichzeitig stattfanden.

Unsicherheit zur See. Wie um und in Italien die Völker um Freiheit und Herrschaft miteinander auf blutigen Schlachtfeldern rechteten, so ruhten auch in den östlichen Staaten die Waffen nicht. Den Königen von Makedonien, Syrien und Ägypten schwebte das Diadem des großen Alexander vor Augen; sie streckten begierig die Hände danach aus; aber keiner hatte die Kraft, es zu ergreifen und sich um die Schläfe zu winden. Nicht einmal die kleinen Eidgenossenschaften der Achäer und Ätolier, die während ihres Haders entstanden waren, vermochten sie zu bezwingen. Auch die wilden Illyrier, die an der obern Küste des Adriatischen Meeres hausten, hatten sich von der makedonischen Herrschaft frei gemacht und ihr von früher her gewohntes Räuberhandwerk wieder aufgenommen. Der Senat in Rom ließ diese Angelegenheiten keineswegs außer acht. Er schickte Gesandtschaften, schloß Verbindungen, ermahnte, verwendete sich für einzelne Städte und Staaten; aber er hütete sich vor ernstlicher Einmischung und ließ sich sogar eine schnöde Abfertigung der trotzigen Ätolier gefallen, da er nach seiner folgerechten Politik erst zu Hause in unantastbarer Haltung feststehen wollte. Beschwerlicher war es, den Unfug der Illyrier zu ertragen. Denn diese trieben das einträgliche Raubgeschäft zur See im großen. Auf ihren leichtsegelnden liburnischen Fahrzeugen durchkreuzten sie das Meer, plünderten und raubten Handelsschiffe aller Nationen und führten Ladung und Mannschaft in ihre sicheren Burgen. Auch die Küstenstädte und Inseln wurden gebrandschatzt, belagert oder überrumpelt; bis nach Messenien hin verbreiteten sie Schrecken und Verwüstung.

Ihre Korsarenflotten zwangen die Epiroten und Akarnanen, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen. Nachdem sie die vereinigte Macht der Achäer und Ätolier in offener Seeschlacht geschlagen und zum Teil genommen hatten, waren sie Herren des Meeres. Der italische Handel litt unter diesen Verhältnissen fast noch mehr, als zur Zeit des Punischen Krieges, und die römischen Kauffahrer wagten es kaum mehr, in die östlichen Meere einzulaufen. Dennoch ertrug der Senat das Unwesen, bis die Klagen zu laut wurden; jetzt erst ließ er eine Gesandtschaft an den König Agron nach Skodra (Scutari in Albanien) gehen, um Abstellung des Räuberwesens zu verlangen.

Die Gesandten trafen den Piratenfürsten nicht mehr am Leben. An seiner Statt führte seine Witwe Teuta, eine trotzige Amazone, für ihren jungen Sohn die Herrschaft. Sie erwiderte den Römern, es bestehe in Illyrien zu Recht, daß freie Männer auf offenem Meere ihr Brot verdienten. Nach illyrischen Gesetzen sei das Korsarenwesen ein ehrenvolles Gewerbe. Darauf entgegneten die Staatsboten, in diesem Falle würden sich die Römer bemühen, die mangelhafte Gesetzgebung der Illyrier zu verbessern. Nach solchen trotzigen Reden verließen sie das königliche Hoflager, wurden aber auf der Heimfahrt überfallen und ermordet.

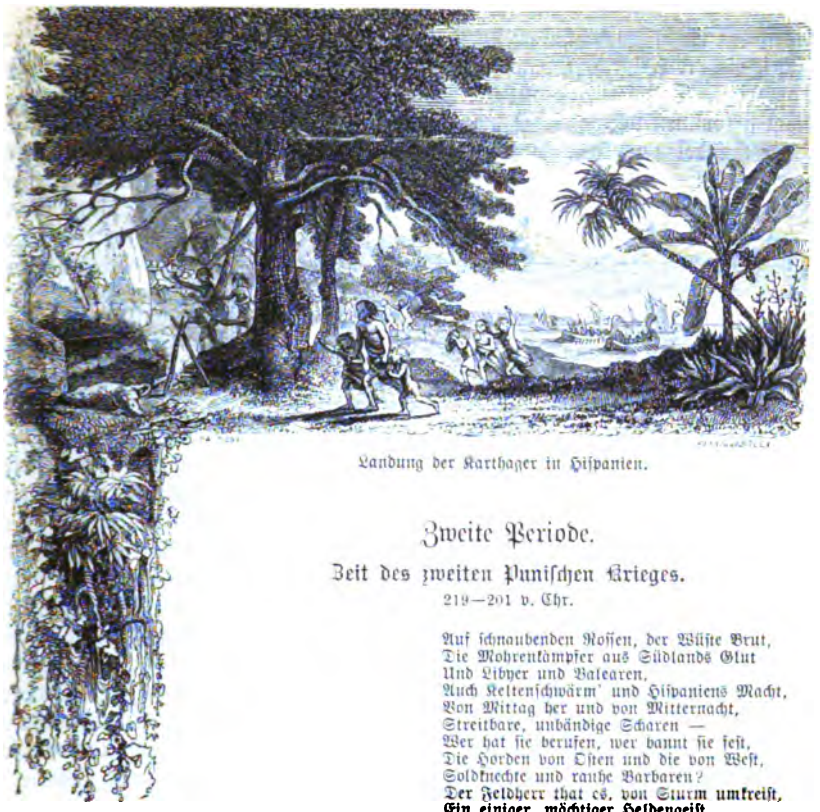
Römische Gesandte vor der illyrischen Königin. Zeichnung von E. Nestel.

Krieg gegen die illyrischen Seeräuber. Die Geduld des Senats war nunmehr erschöpft; er mußte zur That schreiten. Mit einer Macht von 200 Pen- 229 v. Chr.
teren erschienen beide Konsuln in den Gewässern der Adria und an den illyrischen Küsten, wo Teuta ganz im Geiste ihres verstorbenen Gemahls das Regiment führte, Freund und Feind plünderte und sogar durch ihren Admiral Demetrius von Pharus die wichtige Insel Corcyra (Corfu) nach harter Belagerung erobert hatte. Jetzt kam die gerechte Strafe über sie. Vor den römischen Galeeren zerstoben die liburnischen Segler nach allen Winden, Demetrius machte mit den Konsuln gemeinschaftliche Sache gegen seine bisherige Gebieterin. Apollonia und Epidamnus wurden eingenommen; mehrere

Volksstämme unterwarfen sich freiwillig. Nach diesen Erfolgen der römischen Waffen war an ernstlichen Widerstand nicht mehr zu denken. Die Königin, in ihrer Hauptstadt bedroht, bequemte sich, den Korsarenunfug abzuschaffen und Tribut zu zahlen. Die von ihrer Herrschaft losgerissenen Städte und Gaue traten teils als Bundesgenossen, teils als Unterthanen in römischen Schutz, den Präfekten mit starker Hand aufrecht erhielten und ausbeuteten. Auch der verschlagene Demetrius, dessen Abfall von der Königin Teuta den Widerstand der Illyrier zuerst gebrochen hatte, wurde von den Siegern reichlich bedacht. Er erhielt, als Bundesgenosse Roms, die Insel Pharus und andere Besitzungen. Allein später traf ihn, obgleich er während der Minderjährigkeit des jungen illyrischen Königs sogar die Schirmherrschaft über Skodra erlangte, die Vergeltung für seinen Verrat. Er fürchtete nämlich die Nachbarschaft der Römer und meinte, er könne sie an der Spitze der illyrischen Völker wieder verdrängen. Da
219 v. Chr. kam schnell das Verderben über ihn. Nach einer Niederlage und der Eroberung seiner Städte konnte er nur das nackte Leben nach Makedonien retten. So faßte Rom festen Fuß jenseit des Adriatischen Meeres in der Nachbarschaft der hellenischen Staaten. Und die Hellenen jauchzten den Befreiern von dem Korsarenunfuge Beifall zu, gaben ihnen Kronen und Kränze und Anteil an den isthmischen Spielen und gewahrten nicht, daß der Senat schon begehrliche Blicke auf sie warf, wie der Fischer auf die um den lockenden Köder spielenden Fische.

Aber noch war für Rom die Zeit nicht gekommen, die hadernden Städte und Staaten von Hellas mit dem schlau gelegten Netze seiner Staatskunst zu umschließen. Denn eine Wetterwolke zog sich drohend über ihm und der ganzen italischen Eidgenossenschaft zusammen. Noch einmal sollte Rom um seine Existenz zu ringen haben, bevor es kühnen Ganges zur Weltherrschaft vorschritt.

Das ehemalige Enna.



Landung der Karthager in Hispanien.

Zweite Periode.

Zeit des zweiten Punischen Krieges.

219—201 v. Chr.

Auf schnaubenden Rossen, der Wüste Brut,
Die Mohrenkämpfer aus Südlands Glut
Und Libyer und Balearen,
Auch Keltenschwärm' und Hispaniens Macht,
Von Mittag her und von Mitternacht,
Streitbare, unbändige Scharen —
Wer hat sie berufen, wer bannt sie fest,
Die Horden von Osten und die von West,
Soldknechte und rauhe Barbaren?
Der Feldherr that es, von Sturm umkreist,
Ein einiger, mächtiger Heldengeist
Schuf Regel den streitenden Massen.
Er führte sie fort, von der Heimat fern,
Zu Siegen, bis das Geschick den Stern
Ließ sinken und mählich erblassen.

Die Karthager in Afrika und Hispanien.

Solange Karthago noch auf seiner Höhe als bedeutendster See- und Handelsstaat des Mittelmeeres stand, war es ihm unschwer gelungen, zahlreiche tyrische Kolonien für sich zu gewinnen; indem die Karthager solche stärkten und neue anlegten, eröffnete sich ihrem Unternehmungsgeiste ein immer größerer Spielraum. So ward es ihnen leicht, ihre Herrschaft auch nach Hispanien hinüberzutragen, wo die zahlreichen Pflanzstädte des alten Tyrus gleichfalls ihre Hegemonie anerkannt hatten. Noch weiter, nach der Westküste von Afrika hin, waren sie den Spuren ihrer Vorfahren gefolgt. Schon zwischen 490—470 v. Chr. war der kühne Seefahrer Hanno, dessen Reisebericht noch in griechischer Übersetzung vorhanden ist, mit 60 Schiffen an den Säulen des Hercules vorüber weit hinab an dem westlichen Gestade von Afrika entlang gesegelt; er hatte verschiedene Niederlassungen gegründet und mit den Negervölkern jener entlegenen

Regionen einen vorteilhaften Handel eröffnet. Dennoch unterlag dieses seetüchtige Volk selbst auf seinem Lebenselemente der römischen Thatkraft und Tapferkeit. Daß fast alle auswärtigen Besitzungen in die Hände des siegreichen Rom gekommen waren, hätte man verschmerzen können; aber auch der gewinnreiche Handel nach den sonst befreundeten, zum Teil unterworfenen Küsten war gehemmt, die hauptsächlichste Quelle des Reichtums verstopft: das machte den Schmerz über die Niederlage erst recht empfindlich. Indessen mußte man sich wohl oder übel in die peinlichen Verhältnisse fügen, und die betriebsamen Handelsleute suchten andere Wege auf, um den Verlust zu ersetzen. Die Fabriken der Stadt lieferten noch immer Erzeugnisse, die überall Käufer fanden, die Handelsschiffe befuhren die Küsten von Nordafrika, Ägypten, Asien, besonders aber bot ihnen Hispanien offene Märkte für Umtausch und Gelderwerb, und an dessen entlegenen Gestaden hatten sie nicht die Mitbewerbung der Hellenen und Römer zu besorgen. Zahlreiche Auswanderungen aus dem Mutterlande verstärkten fortwährend die städtische Bevölkerung; denn Tyrus war bereits durch Alexanders siegreiche Waffen gefallen. Viele Pflanzstädte der Tyrier standen nach dem Untergange ihrer Mutterstadt im Bunde mit Karthago und waren durch dieses Verhältnis zu Leistungen von Tribut und Mannschaft an die Bundeshauptstadt in Kriegszeiten verpflichtet. Die Landbevölkerung, größtenteils bestehend aus sogenannten Libyphönikern, einem Mischvolk von libyschen Urbewohnern und eingewanderten Phönikern, war ebenfalls den Karthagern zinspflichtig. Erstere hatten die höhere Kultur der Fremdlinge angenommen; sie betrieben nicht nur Viehzucht und Ackerbau, sondern sie redeten auch in der Sprache der höher gesitteten Einwanderer. Als aber Karthago zur Vorherrschaft gelangte, mußten sie Steuern zahlen, die Kriege ihrer Gebieter führen, auch wohl den strengen Herren Frondienste leisten, was sie mit Unmut erfüllte und oft zu verzweifeltem Widerstande reizte. Übrigens war das Land an einem großen Teile der Nordküste Afrikas von fabelhafter Fruchtbarkeit. Wo jetzt Wildnisse und Einöden sich ausbreiten, wandelte man nach dem Zeugnisse alter Schriftsteller tagelang im Schatten von Oliven-, Granat- und Mandelbäumen. Der Weinstock soll zweimal im Jahre getragen, die Feldfrüchte mehr als zweihundertfachen Ertrag geliefert haben. So schien denn die Hoffnung, den alten Wohlstand wieder herzustellen, sehr wohl berechtigt. Zunächst hatten die regierenden Herren, die Suffeten, die Männer des Rates und der Richterschaft, kein höheres Ziel vor Augen. Freilich hatten sie sich eine Zeitlang, nach den Erfolgen gegen die sizilischen Hellenen und Pyrrhus, behaglich als Könige über ein mächtiges Reich geträumt und darum mit den Römern in langem Kampfe gerungen. Erwacht und nüchtern geworden, sahen sie, daß man nur mit Waffen, nicht mit Geld, nicht vom behaglichen Lotterbette aus, ein kriegerisches Volk bezwingen könne. Da ein solches Vorgehen ihre Sache nicht war, so entschlugen sie sich der Sorge um Krieg und Eroberung, um sich mit ganzer Thätigkeit dem friedlichen Erwerbe zuzuwenden. Sie sahen auch nicht das Römerschwert, das über ihrem Haupte hing, das ihnen im Söldnerkrieg Sardinien abgetrotzt hatte und früher oder später dem ungerüsteten Staate den Untergang drohte. Die große Masse der städtischen Bevölkerung, zum

Teil ein gedankenloser, feiler, verlotterter Haufe, dachte natürlich noch weniger an die Zukunft des Vaterlandes. Die Sorge um das tägliche Brot nahm allein sein Denken und Thun in Anspruch.

Allerdings gab es auch wohldenkende Bürger, die mit Unmut den trostlosen Zustand der Republik und das kommende Geschick vor Augen hatten. Allein sie wußten keinen Rat, keine Abhülfe; sie meinten, es bleibe nur der eine verzweifelte Ausweg, die Stadt der Väter, die Altäre der heimischen Götter zu verlassen und, mit den Penaten an Bord, hinüber zu steuern nach den glücklichen Inseln im fernen Ozean und daselbst eine neue Heimat zu gründen.

Hamilkar Barkas. Inmitten dieser lässigen, verkommenen oder an dem Schicksale verzweifelnden Bevölkerung stand ungebeugt und unverzagt Hamilkar Barkas. Er vertraute auf sein Genie, er war voll Glaubens an eine glückliche Wendung der Dinge. Und ihm vertraute, mit ihm glaubte, hoffte sein Geschlecht, sein Anhang, mit ihm die Hauptleute und Obersten, die unbesiegt in den Heerlagern Siziliens die Legionen bekämpft und an seiner Seite die Söldnerbanden niedergeworfen, das aufgestandene Libyen bezwungen hatten. Alle diese nicht verächtlichen Männer erhoben laut ihre Stimmen in den sonst stummen Volksversammlungen gegen die schlaffe Politik der Regierung. Die Bürgerschaft aber gab ihnen Beifall; sie bildete vielleicht zum erstenmale Opposition gegen die Machthaber, die das Steuer des Staates in den Händen hatten. Die Folge davon war eine Umwälzung in der Verfassung, über deren Verlauf uns keine Nachrichten aufbewahrt sind. Wir kennen nur die Resultate. Die Bürgerschaft erhielt entscheidenden Einfluß; ihre Stimme mußte bei allen Maßregeln der Staatsverwaltung gehört und berücksichtigt werden; dazu wurde Hamilkar mit unumschränkter, diktatorischer Gewalt über das Heerwesen und die gesamte Kriegsmacht der Republik bekleidet. Er konnte Krieg führen, Frieden schließen, einen Nachfolger sich erwählen und war nicht mehr dem Rate der Hundertmänner, sondern allein der Bürgerschaft verantwortlich.

So war der hochherzige Mann von den Banden einer schlaffen, kurzsichtigen Regierung frei; er konnte seine schöpferische Kraft unbehindert walten lassen. Er faßte die früheren Entwürfe wieder ins Auge, einen kriegerischen Staat von Söldnern der kriegerischen Eidgenossenschaft in Italien entgegenzustellen. Seine Aufgabe war groß, höchst schwierig; denn er mußte nicht blos ein Heer schaffen, sondern auch, wie früher in Sizilien, die Geldmittel aufbringen, womit die Regierung kargte, und zugleich seine weit aussehenden Pläne den mißtrauischen Römern und den Gewalthabern in seiner eignen Vaterstadt verbergen.

Zunächst führte er seine kriegskundigen Scharen gegen die Kinder der Wüste, die Scheiks der Gebirge. In der Ebene scheuchte er sie mit Hülfe seiner Elefanten und Schwerbewaffneten vor sich her; in den Schlupfwinkeln der Berge suchte er sie mit seinen leichtgerüsteten Völkern auf. Viele Stämme unterwarf er durch die Gewalt der Waffen, andere durch gewinnende Milde und geschickte Unterhandlungen. Zahlreiche Reiterschwärme, durch Sold und Aussicht auf Beute verlockt, traten in sein Heer. Er gewann dadurch Land, Geld und Vermehrung seiner Streitmacht. Diese Vorgänge schienen der hohen

Obrigkeit unverfänglich; sie sah es nicht ungern, daß das karthagische Gebiet in Afrika selbst gesichert und erweitert werde. Auch der römische Senat, der mit Argusaugen alle Bewegungen im jenseitigen Lager überwachte, fand in den unbedeutenden Erwerbungen am Rande der Wüste nichts Arges. Die ferneren Maßregeln Hamilkars erregten gleichfalls keine Unruhe. Er ließ einige Heerhaufen an der Grenze stehen, um die neuen Erwerbungen zu sichern, und wandte sich mit der Hauptmacht nach der Küste, wo er ein Lager bezog.

Hasdrubal. Hannibal. Welche Gedanken hier seine Seele bewegten, das ahnten noch immer weder die Handelsherren Karthagos, noch die römischen Sendlinge, darum wußten nur seine vertrauten Kriegsobersten, namentlich sein Liebling, der durch Besonnenheit und körperliche Schönheit hervorstrahlende Hasdrubal, den er nachmals durch die Hand seiner Tochter sich verband. Mit ihnen beriet er die Ausführung seiner Entwürfe, wozu jetzt die Zeit gekommen war. Er verhehlte sich aber nicht, daß das Ziel in weiter Ferne lag, daß er, ein sterblicher Mensch, den Gefahren unterliegen konnte, ehe alles gereift war. Da fielen seine Augen auf sein noch unmündiges Söhnchen Hannibal (d. i. verdeutscht Gnade Gottes), das, an Körper und Geist ihm ähnlich, seine eigne Kindheit ihm vergegenwärtigte, und die Hoffnung dämmerte in seiner Seele auf, daß in dem Knaben der Vollender seines Werkes heranreifen werde, wenn ihn selbst das Schicksal früher wegraffe. Er nahm ihn daher einst mit sich an den Altar des höchsten Gottes. Da entrollte er vor ihm, so weit der Knabe es fassen konnte, ein Bild von dem letzten Kriege, von dem Unglück des Vaterlandes, von dem Übermute der Römer, von ihrer unersättlichen Raubsucht, die mitten im Frieden reiche Länder ihnen entrissen habe. Als er an den flammenden Blicken des frühe gereiften Kindes erkannte, daß es ihn verstanden habe, ließ er es bei dem Gotte der Väter feierlich schwören, daß es sein lebenlang die Römer hassen und sie bekämpfen wolle, bis sie zu Boden lägen oder er selbst seinen Untergang gefunden habe. Diese Scene, der Schwur, den er dem Vater nachsprach, schwand nicht, wie andere kindische Bilder, aus dem Gedächtnis des neunjährigen Knaben: sie schwebte ihm in den Kämpfen, Siegen und Niederlagen seiner männlichen Jahre, im Kriege und im Frieden vor Augen, und er erzählte sie noch im späten Alter einem königlichen Gastfreunde, der ihm Schutz und Unterstützung gewährte.

Hamilkar in Hispanien. Sobald das Heer ausgeruht und für einen weiten Zug gerüstet war, setzte sich Hamilkar längs der Küste in Bewegung, während die Flotte unter Hasdrubal stets in gleicher Höhe nebenher segelte. Der Marsch
236 v. Chr. ging nach Westen; er schien nur das noch freie, abendwärts gelegene Libyen zu bedrohen. Die Regierung in Karthago war daher nicht wenig überrascht, als sie hörte, die gesamte Macht sei an den Säulen des Hercules über die Meerenge gegangen und in Hispanien in erbitterte Kämpfe mit den eingeborenen Stämmen verwickelt. Gern hätte man den dreisten Feldherrn zurückgerufen; allein man hatte kein Mittel, ihn zu zwingen, und freiwillig, das wußte man, konnte der störrische, mit unbeschränktem Oberbefehl betraute Mann nicht zur Heimkehr bewogen werden. Man mußte ihn gewähren lassen und froh sein, daß Rom keine Einsprache erhob oder drohende Befehle erließ.

Dadurch war Hamilkar in den Stand geſetzt, frei zu ſchalten. Er führte aber Krieg und Unterhandlungen mit gleichem Geſchick, wie vorher in Libyen.

Von Gades aus, der alten phönikiſchen Niederlaſſung, unternahm er ſeine Feldzüge gegen die tapferen, aber unter ſich entzweiten iberiſchen Volksſtämme. In den üppigen Gefilden des heutigen Andaluſien und Granada, in den Thälern und Schluchten der Sierra Morena und bis an die Oſtküſten ſtreiften ſeine numidiſchen Reiter dem ſchwergerüſteten Fußvolk und den gefürchteten Elefanten voraus.

Hamilkar Barkas läßt ſeinen Sohn Hannibal den Römern ewige Feindſchaft ſchwören.

Er ſiegte in mehreren Schlachten, ſchloß ein allgemeines Aufgebot der ſüdlichen Völker durch geſchickte Bewegungen ein und nahm den größten Teil mit dem Häuptling gefangen. Der Fürſt mußte ſterben; die Mannſchaft ließ er unverletzt. Dadurch gewann er viele Stämme, ſodaß ſie freiwillig ſeiner milden Herrſchaft ſich unterwarfen. So gründete er ein ausgedehntes Reich, das er mit Weisheit regierte. Die Einkünfte waren hinreichend, das Heer zu beſolden und anſehnliche Summen zur Unterſtützung der Barcidiſchen Partei nach Karthago zu ſchicken. Denn nicht nur bereicherte die Kriegsbeute den Schatz, ſondern es brachten auch die Steuern der unterworfenen Landſchaften, die unter gerechter und geregelter Verwaltung in blühendem Zuſtande waren, anſehnliche Einkünfte. Dazu kam der Ertrag reicher Silberminen, deren Bau ſchon ſeit

undenklicher Zeit von den Phönikern begonnen war und von ihren Nachfolgern, den Karthagern, emsig fortgesetzt wurde. Hispanien war das im Altertum wegen seines Silberreichtums berühmte Land Tarsis, dessen Schätze jetzt unter Hamilkars Leitung fleißig ausgebeutet wurden. Durch solche Einnahmen war der Feldherr in den Stand gesetzt, sogar nach Afrika einen Heerhaufen unter Hasdrubal zu senden, als daselbst die numidischen Stämme abermals das ungewohnte Joch abzuschütteln versuchten.

In seinem Lager erzog der gewaltige Mann seine drei Söhne Hannibal, Hasdrubal und Mago, die Löwenbrut, wie er sie nannte. Auf sie suchte er seinen Mut, seine kriegerischen Talente und seinen Haß gegen Rom zu vererben, und seine Bemühungen waren nicht umsonst; denn die Knaben merkten auf die Unterweisungen des verehrten Vaters; sie sahen seine Thaten, und ihre Seelen erglühten von dem Verlangen, ihm ähnlich zu werden.

Neun Jahre waren verflossen; durch ebenso viele Feldzüge hatte der große Mann das Reich in Hispanien selbst begründet, Schätze gesammelt, ein abgehärtetes, mächtiges Heer gebildet. Der ganze Süden gehorchte ihm; an der Ostküste drang er immer weiter vor; er suchte den Iberus (Ebro) und die Pyrenäen zu erreichen; dann wollte er durch das Keltenland, über Ströme und Berge nach Italien vordringen und dort im eigenen Lager des Feindes den letzten, entscheidenden Kampf versuchen. Das neidische Schicksal versagte ihm diese Gunst. In einem mörderischen Treffen geriet sein Heerhaufe durch brennende Wagen, welche die Feinde vorschoben, in Verwirrung; er warf sich den Verfolgern kühn entgegen und fiel im tapfern Kampfe, von der Übermacht umringt und überwältigt.

Ohne Widerrede ward sein Eidam Hasdrubal zu seinem Nachfolger erwählt. Er wirkte im Sinne und Geiste des Helden fort. An der Spitze einer Macht von 56000 Mann und 200 Elefanten besiegte er die Oretaner, eroberte ihre zwölf Städte und drang bis an den Iberus vor. Durch die Kunst der Rede, die ihm eigen war, bewog er viele Häuptlinge, in abhängige
228 v. Chr. Bundesgenossenschaft zu treten. Auch Verschwägerungen verschmähte er nicht, um durch Frauenhand die Bande der Freundschaft immer fester zu schließen. Darauf gründete er sich einen Sitz, wie er des Beherrschers eines großen Reiches würdig war.

Münze von Sagunt.

Hannibal.

An der Ostküste, da, wo ein geräumiger Hafen der Flotte und dem Handel Sicherheit bot, erhob sich Neukarthago, groß und prächtig, und mitten darin die feste, königliche Burg, wo Hasdrubal seinen Hof hielt. Aber er ruhte daselbst nicht wie ein asiatischer Purpurträger in den Armen der Schwelgerei, sondern er leitete mit Umsicht die Verwaltung und zog, wenn es die Umstände forderten, hinaus in den Krieg, der bald da, bald dort auf-loderte. Dann begleitete ihn sein Schwager, der jugendliche Hannibal, den er zum Befehlshaber der Reiterei ernannte. Wenn der junge Krieger an der Spitze der Geschwader dahertrabte, folgten ihm die Leute frohen Mutes, denn keiner tummelte sein Roß mit solcher Gewandtheit, keiner wußte mit gleicher Geschicklichkeit einen Überfall zu leiten oder dem Feinde auf offenem Felde zu begegnen, die Flucht zu hemmen und den Sieg an seine Fahnen zu fesseln. Nicht weniger gewandt und geübt war er in den Kämpfen zu Fuß. Unermüdlich auf dem Marsche, der beste Fechter mit Speer und Schwert, allen voran im blutigen Handgemenge, der letzte auf dem Rückzug, rastlos im Verfolgen des Sieges, so stand er geliebt und geachtet unter den streitbaren Scharen, welche in ihm den hochgefeierten Hamilkar verjüngt zu sehen glaubten, und so bewahrte er in der verschwiegenen Brust die kühnen Pläne des Vaters, um sie, wenn Zeit und Umstände günstig sein würden, zur Ausführung zu bringen.

Hasdrubals Tod. Die Fortschritte der karthagischen Waffen lenkten die Aufmerksamkeit des römischen Senats auf das bisher von ihm wenig beachtete Hispanien. Er verlangte von dem Oberfeldherrn, er solle Sagunt und andere Griechenstädte der Ostküste unangetastet lassen. Hasdrubal ließ sich den aufgezwungenen Vertrag gefallen, der ihn, wenn die Zeit zum Kampfe gekommen, nicht binden konnte. Indessen entriß den Helden der Tod durch die Hand eines Meuchelmörders seinen weit aussehenden Plänen. Allein das Reich war deswegen nicht verwaist, die ursprünglichen Gedanken der Barkas waren nicht aufgegeben; denn noch lebte die Löwenbrut, noch vornehmlich der Erbe des

Ruhms des großen Helden, sein ältester Sohn Hannibal. Um ihn sammelten sich alsbald die kriegerischen Scharen, als Hasdrubals Tod ruchbar wurde; sie erhoben ihn auf ihre Schilde und trugen ihn jauchzend ins Feldherrnzelt, damit er, das Ebenbild seines Vaters, ihr Führer und Beherrscher des Reiches sei.

Aufgewachsen im Lager unter den Gefahren des Krieges, jung, kühn, voll Selbstvertrauen, zugleich wohlunterrichtet in den Künsten des Krieges und des Friedens, selbst in der griechischen Sprache, und durch den Umgang mit gebildeten Hellenen in die Wissenschaften eingeweiht: mit solchen Eigenschaften trat der neue Feldherr in das Amt, wozu ihn die Liebe und die Verehrung des Heeres berufen hatte. Diese Anhänglichkeit der Soldaten wußte
221 v. Chr. er zu einer Begeisterung zu entflammen, welche sie zu den größten Anstrengungen, zur Ertragung aller Beschwerden und Entbehrungen, zu den tapfersten Thaten befähigte. Im schlichten Reitermantel durch das Lager schreitend, hatte er für jeden tüchtigen Mann ein ermunterndes Wort, für die Säumigen einen strafenden Blick. Darum war ihm die ganze Masse des vielsprachigen, kriegerischen Staates blindlings ergeben, sodaß sich weder in den Tagen des Glücks noch in denen des Unglücks jemals ein Murren oder gar eine Meuterei wider ihn erhob. Er übte, wie alle Männer von Genie, eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf seine Umgebung. Ebenso durchschaute er seine Gegner; er erkannte ihre Eigenheiten, ihre Schwächen, erriet oft im voraus ihre strategischen Maßregeln und irrte sich nur selten. Hätte er ein anderes Vaterland gehabt, so würde er sein Ziel erreicht haben; aber die engherzige Krämerpolitik Karthagos ließ den einzigen Hort des sinkenden Staates ohne die nötige Unterstützung. Für jetzt, da ihn die Soldaten zum Oberhaupt erwählt hatten, wurde der Form wegen die Bestätigung von Karthago eingeholt, und die ließ nicht lange auf sich warten, da trotz des Widerspruchs, den, wie gewöhnlich, Hanno und seine Partei erhob, Senat und Volk die Wahl des Heeres guthießen.

Der junge Held hatte keine Freude an äußerer Pracht; er brannte vor Begierde, den väterlichen Auftrag, den er als Knabe zu erfüllen gelobt hatte, zur Ausführung zu bringen. Zunächst mußte die punische Herrschaft noch fester begründet werden. Er bezwang daher in offener Feldschlacht die freien Olkaden nördlich von Neukarthago und eroberte ihre Hauptstadt. Im folgenden Jahre überschritt er den Tagus (Tajo), um die Vaccäer zu unterwerfen. Er erstürmte ihre Städte Elmantica (Salamanca) und Arbocala; als er aber mit reicher Beute den Rückweg antrat, überfielen ihn die mächtigen Carpetaner mit weit überlegener Macht. Er hielt sie durch strategische Bewegungen auf, ging dann über den Tagus zurück, und als sie ihm durch eine seichte Furt folgten, griff er sie mit Reiterei und Elefanten so nachdrücklich an, daß sie eine völlige Niederlage erlitten. Jetzt unterwarfen sich alle Stämme bis in die Gegend des heutigen Leon. Da die nördlichen und westlichen Länder außer seiner Berechnung lagen, so wandte er sich ostwärts, wo bisher Sagunt zufolge des Vertrages mit Rom unangetastet geblieben war.

Entschlossen, den Kampf um die Weltherrschaft aufzunehmen, wollte Hannibal nur schnell die flüchtige Zeit benutzen, damit nicht auch ihn ein böses

Geſchick dahinraffe. Deshalb veranſtaltete er ſchon während des Winters große Rüſtungen zur Belagerung jener Stadt, die mit Rom verbunden war. Wohl erkannten die Sagunter, wem der Krieg gelte, da ſich der Feldherr bereits in ihre Streitigkeiten mit Nachbarſtämmen miſchte und Drohungen verlauten ließ. Sie verſtärkten ihre Werke, ſorgten für Mundvorrat und Waffen, forderten aber auch Rom, das Bundesoberhaupt, zur ſchleunigen Hülfe auf. An der Tiber war man indeſſen mit anderen Dingen beſchäftigt. Man wollte die beſiegten Kelten am Po zu geſchmeidigen Unterthanen machen und in Illyrien ſich behaupten, wo Demetrius von Pharos den Schild erhoben hatte.

Murviedro, das alte Saguntum.

Daher wurde eine Botſchaft an den puniſchen Feldherrn geſandt, um ihn zu bedeuten, daß Sagunt unter römiſchem Schutze ſtehe und ein Angriff auf dieſe Stadt nicht ungeahndet bleiben werde. Das hatte freilich Hannibal ſchon vorher gewußt; er gab eine trotzige Antwort, welche durch ſeine furchtbare Kriegsmacht von 150000 Streitern noch mehr Nachdruck erhielt. Als die Boten den Beſcheid ſchweigend entgegengenommen hatten, beſtiegen ſie wieder ihr Staatsſchiff und ſteuerten nach Karthago, wo ſie zwar beſſere Aufnahme fanden, aber doch in Unſicherheit blieben, ob man das Vorſchreiten des entſchloſſenen Heerführers mißbilligen werde.

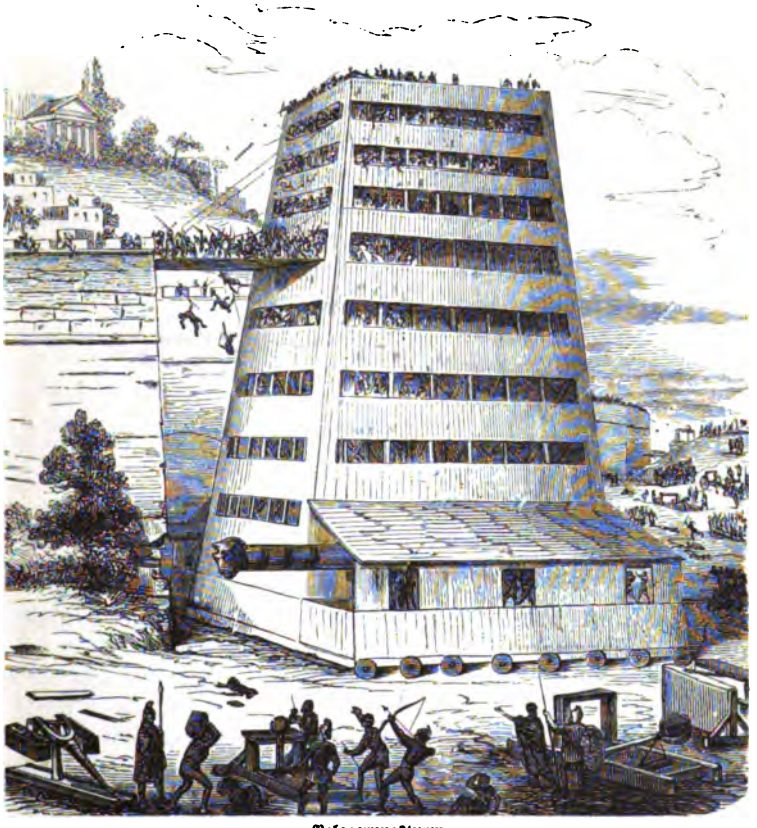
Sagunt. Auf den Vorhöhen des Idubeda-Gebirges, eine halbe Stunde vom Meere entfernt, lag die volkreiche Stadt, die das nächſte Ziel des puniſchen Eroberers war. Durch Handel zu Waſſer und zu Lande hatte ſie Reichtum und Anſehen erlangt, durch den Mut ihrer wehrhaften Bürger und durch ſtarke Mauern wußte ſie ſich gegen die Angriffe der eingeborenen Stämme zu ſchützen.

Auch ihre Lage trug zur Befestigung bei; denn nur ein in die Ebene reichender Winkel war für Belagerungswerke zugänglich, die übrigen Stadtteile, von der stolzen Burg überragt, lagen auf Hügeln, die man für unangreifbar hielt. Es nahte aber jetzt ein Feind, der mit ungeheurer Überlegenheit an Mannschaft alle Hülfsmittel der Kunst und des Genies verband. Darum riefen die Bürger noch einmal den Schutz der italischen Bundesgenossen an und eilten dann, im Vertrauen auf baldige Hülfe, auf ihre Mauern und Türme, um sich selbst, ihre Weiber und Kinder und ihre Penaten mit tapferer Hand zu schützen. Zunächst hatte es der Feind auf den Winkel in der Ebene abgesehen, wo ein hochragender Turm Schutz gewährte und der Kern der Bürgerschaft aufgeboten war. Schirmdächer wurden bis an die Mauer vorgeschoben, Widder begannen unter ihrem Schutze das Werk der Zerstörung. Die Verteidiger versandten ihre Geschosse wie Schloßen, dann machten sie einen Ausfall und stritten im blutigen Gefechte gegen die Menge. Hannibal stürzte sich selbst unter die Kämpfer, er ermunterte die Seinen durch feurige Rede und hervorstrahlende That; aber ein Speer traf ihn in die Hüfte; er sank, und mit ihm der Mut der Belagerer. Sie wichen bestürzt zurück, und kaum konnten der verwundete Führer und die mühsam erbauten Werke in Sicherheit gebracht werden.

Während der Feldherr krank darniederlag, ruhte sein Geist nicht. Seine Befehle flogen durch das Heer, das rings um die Stadt lagerte. Schirmdächer, Mauerbrecher, Ballisten, Katapulten und andere Schleudermaschinen wurden errichtet; der Boden, wo irgend möglich, mit großem Menschenverlust geebnet, um den Angriff an vielen Stellen zugleich vorzunehmen. Sobald er genesen war, begann die Blutarbeit Tag für Tag. Überall hörte man unter dem Geschrei der Kämpfer, dem Klirren der Waffen, dem Schwirren und Sausen der Geschosse das dumpfe Krachen der Sturmböcke, deren Stöße die Steine zerschmetterten, bis da und dort das Mauerwerk einstürzte. Kurz nach einander brachen endlich drei Türme mit dem dazwischenliegenden Gemäuer zusammen; eine breite Bresche war offen. Die Karthager stürzten jauchzend in hellen Haufen hinein; aber hinter den Trümmern und vor und in den anstoßenden Häusern stehen die Bürger in geschlossenen Reihen. Sie kämpfen mit dem Mute der Verzweiflung; sie schleudern die Falarica, einen Speer mit drei Fuß langem, von angezündetem Brandstoffe umgebenem Eisen. Zischend, flammend fliegen die Geschosse durch die Luft und verbreiten Tod und Schrecken. Der Heldenmut der Verteidiger siegt über die Wut der Feinde, die geschlagen, über die Trümmer zurückgescheucht, ins Lager fliehen.

Eroberung und Zerstörung Sagunts. Während des mörderischen Getümmels wurden dem Feldherrn Staatsboten von Rom angemeldet. Er wies sie ohne Umstände ab, indem er ihnen sagen ließ, es sei jetzt, unter dem Waffenlärm, keine Zeit zu Unterhandlungen. Mit diesem Bescheid mußten die Gesandten abermals abziehen. Als sie darauf nach gewohnter Weise ihre Klage in Karthago vorbrachten, fanden sie gleichfalls kein Gehör und kehrten mit der schlimmen Botschaft von der Bedrängnis der Bundesgenossen nach Rom zurück. Hannibal dagegen wußte seine Zeit besser zu benutzen; er ersetzte den Verlust, ließ Tag und Nacht arbeiten und namentlich einen ungeheuern hölzernen Turm mit

Rädern aufbauen. Dieſer wurde mit unſäglicher Mühe gegen die neue Mauer vorgerückt, welche die nicht minder thätigen Bürger an der Stelle der eingeſtürzten aufgeführt hatten. Da er die Feſtungswerke überragte, ſo konnten die Verteidiger dem aus allen Stockwerken hervorbrechenden Sturm von Geſchoſſen nicht ſtandhalten. Sofort wurde die neue Mauer mit Brecheiſen umgeſtürzt.



Belagerungsturm.

Nun drang der Feldherr ſelbſt an der Spitze der tapferſten Scharen mit unwiderſtehlicher Gewalt gegen einen Hügel vor, wo das Gefecht gegen die verzweifelt kämpfenden Einwohner fortdauerte, bis die Dunkelheit Stillſtand gebot. Unter Hannibals perſönlicher Leitung wurden hier Bollwerke hergerichtet, während die Verteidiger Wälle und Gräben dagegen anlegten. Kämpfe und Schanzarbeiten dauerten von beiden Seiten fort. Ein Aufſtand der Carpetaner ſchien den Belagerten einige Ruhe zu gewähren; allein der puniſche Heerführer, mit Blitzesſchnelle bald da, bald dort erſcheinend, überwältigte die Empörung und war ſchon wieder vor Sagunt, ehe man ſeine Abweſenheit erfahren hatte.

Er fand durch die fortgesetzte Arbeit der Mauerbrecher alles mit Trümmern bedeckt. Durch die offenen Lücken führte er sogleich zahlreiche Mannschaft zum Sturme vor, und abermals tobte der Kampf rings um die bedrängte Stadt, daß die Bürger nicht wußten, von welcher Seite die größte Gefahr drohe. Da drang Hannibal selbst durch die gebrochenen Werke zur Burg vor und konnte nicht wieder vertrieben werden.

Sehnsuchtsvoll hatten bisher die Einwohner von ihren Zinnen über das Meer nach der römischen Flotte gespäht, die, wie sie vertrauten, tapfere Legionen zu ihrer Erlösung herbeiführte. Tage, Wochen und Monate waren vergangen, aber keine Penteren tauchten am fernen Horizonte auf. Jetzt erkannten die unglücklichen Bürger, daß ihre Hoffnung auf römische Hülfe eitel sei, und zwei Männer unternahmen es, bei Nacht ins punische Lager zu gehen, um Schonung zu erbitten. Hannibal forderte aber unbedingte Unterwerfung. Als diese Antwort in Sagunt bekannt wurde, schleppten viele der vornehmsten Bürger alle ihre Habe auf einen Stoß zusammen, zündeten sie an und stürzten sich selbst in das auflodernde Feuer; andere liefen in Haufen herbei; sie erhoben bei dem jammervollen Anblicke lautes Wehklagen, das die ganze Stadt erfüllte. Zu dieser Zeit stürzte ein mächtiger, lange schon erschütterter Turm zusammen und öffnete den anstürmenden Belagerern eine weite Bresche. So ward Sagunt erobert und gänzlich zerstört. Auf seiner Stätte steht jetzt ein wenig bedeutender Ort, Murviedro, nördlich von Valencia, der durch seinen Namen an den Untergang der berühmten Hellenenstadt erinnert. Denn Murviedro ist muri veteres, „die alten Mauern", nämlich von Sagunt.

Groß war die Beute, die man vorfand. Vieles raubten die Krieger; doch blieb dem Feldherrn noch ansehnlicher Reichtum zur Verwendung übrig. Er bestritt damit den Sold des Heeres sowie die umfassende Rüstung für den nächsten Feldzug. Geldsummen, Kleinodien und kostbare Geräte sandte er nach Karthago, um daselbst Bürgerschaft und Regierung für seine Pläne zu gewinnen. Und die Ketten, Ringe und Goldkronen funkelten nicht umsonst vor den Augen und in den Händen des habgierigen Handelsvolkes. Hannibal war der Held des Tages, der Held der Menge; er forderte nicht Geld, sondern er zahlte aus vollem Säckel lediglich für den guten Willen, daß man ihm freie Hand lasse.

Kriegserklärung durch die Römer. Als daher römische Gesandte anlangten, welche die Auslieferung des sträflichen Heerführers forderten, fand ihre Rede wenig Anklang. Man beriet hin und her; da faßte der Römer seine Toga zusammen, indem er sagte, in den Falten sei Krieg oder Frieden enthalten; man solle wählen. Auf die trotzige Antwort des Suffeten, er möge geben, was ihm beliebe, rief er, das Gewand loslassend: „So habt Krieg!" Aber statt der Einschüchterung, auf die er gerechnet hatte, vernahm er von allen Seiten den Ruf: „Wir nehmen ihn an!" Ein allgemeiner Aufschwung, ein kriegerischer Geist schien sich der sonst nachgiebigen Handelsherren bemächtigt zu haben. Wäre nur diese Begeisterung nachhaltig und zu Opfern bereit gewesen!

218 v. Chr. In ihrer Erwartung getäuscht, langten die Staatsboten in Rom an, fanden aber daselbst schon alles in kriegerischer Bewegung. Mit zwei Legionen samt den Bundesgenossen war der Konsul Tiberius Sempronius Longus auf

160 Penteren nach Sizilien abgegangen, um den Krieg nach Afrika zu spielen. Eine gleiche Macht und 60 Kriegsschiffe sollte der andere Konsul P. Cornelius Scipio nach Hispanien führen. Eine Legion samt Bundesgenossen stand unter dem Prätor L. Manlius in dem Strandgebiete des Padus, wo die Boier, erbittert über die Zwingburgen Placentia und Mutina, sich in Masse erhoben hatten. So war eine Macht von etwa 70000 Streitern und 220 Galeeren bereit für einen Krieg, der die ganze Kraft des Staates in Anspruch nahm. Die ungeheure Ausdehnung des Kampfes vermochte aber der Senat nicht zu übersehen, da er die feindlichen Heere und besonders den Mann, der an ihrer Spitze stand, weit unterschätzte.

Allein selbst bei richtigerem Urteile hätte er für den Augenblick kaum viel mehr thun können. Denn der Staat umfaßte allerdings eine Macht von mehr als 250000 wehrhaften Bürgern und eine noch größere Zahl Bundesgenossen, also mindestens 600000 Streiter; allein diese bildeten kein stehendes Heer, das sogleich ins Feld rücken konnte. Es waren Bürger und Bauern, die von ihrem Erwerbe lebten, von deren Steuerkraft der Staat selbst abhängig war. So lange sie zu Felde lagen, standen Pflüge und Werkstätten still, und wenn der Krieg lange dauerte, so waren gänzliche Verarmung und Staatsunruhen, wie in den ersten Zeiten der Republik, unausbleibliche Folgen. Womit sollten endlich die Rüstungen zu Wasser und zu Lande, die Unterhaltung der Flotten bestritten, wovon der Sold für solche ungeheure Massen aufgebracht werden, wenn Staat und Unterthanen verarmten? Daß nachher in den Zeiten der Not die Bürger mutig die schwersten Lasten trugen, daß die Begüterten ihren Reichtum dem Vaterlande zum Opfer brachten, daß der Staat unter den erschütterndsten Schlägen nicht erlag, sondern ungebeugt und kühn das Haupt aufrecht trug und nach dem Preise rang, das eben ist eine der großartigsten Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit und für alle Nationen ein nachahmungswürdiges Vorbild.

Hannibal hatte der verzweifelte Widerstand, den ihm die tapferen Sagunter entgegengesetzt, den ganzen Sommer gekostet. Er rastete und rüstete während des Winters in Neukarthago. Seine ganze Macht betrug gegen 140000 Streiter von allen Waffengattungen. Da waren schwere libysche und hispanische Reiterei, leichte Numidier, gewohnt, gleich den Falken, im Fluge nach des Meisters Wink auf die Beute zu stoßen, ein kriegskundiges Fußvolk, darunter gewappnete Afrikaner, Iberer mit spitzen, zweischneidigen Klingen, und Kelten mit ihren langen Schwertern, alle geübt, in geschlossener Phalanx dem Feinde ins Angesicht zu schauen; ferner leichtgerüstete Scharen, teils Speerschützen, teils balearische Schleuderer von den Inseln, deren fernstreffende Bleikugeln Helm und Harnisch zerschmetterten. Alle diese an Sprachen, Sitten und Waffen verschiedenartigen Völker hatte der wunderbare Mann in einen Körper vereinigt und durch das Gefühl der kriegerischen Ehre und Fahnentreue fest zusammengekittet. Dazu kamen noch 58 Elefanten und 50 Penteren, die er nach Gutdünken verwenden konnte. Da er nicht, wie ein verzweifelter Abenteurer, mit weggeworfenem Schild in den Kampf eintreten wollte, so suchte er zunächst zu schützen, was er besaß. Er verlegte daher

20000 Mann nach Afrika, als den Kern eines Heeres, das durch die Hülfsmittel der Hauptstadt im Falle der Not schnell gebildet und verstärkt werden konnte. Seinem Bruder Hasdrubal überließ er zur Deckung Hispaniens 15000 Krieger nebst einer großen Anzahl Elefanten und der gesamten Flotte. Auch hier rechnete er darauf, daß das Heer durch Aushebungen und Werbungen leicht verstärkt werden konnte.

218 v. Chr. In den ersten Frühlingstagen, sobald die winterlichen Regengüsse und Stürme vorüber waren, setzte sich Hannibal an der Spitze von 90000 Fußknechten, 12000 Reitern und 37 Elefanten in Marsch.

Er überschritt den Iberus; aber jenseits wohnten streitbare, freiheitsliebende Stämme, die mit verzweifeltem Mute ihre Unabhängigkeit verteidigten. Ungeschreckt durch die feindliche Überlegenheit und öftere Niederlagen, kämpften sie in mörderischen Gefechten für die teuersten Güter. Indessen der Feldherr schritt unaufhaltsam vorwärts, wenn auch Tausende seiner Krieger fielen, und erreichte bald die Pyrenäen. Aller Widerstand war gebrochen, das ganze Gebiet zwischen dem Iberus und dem Hochgebirge mit schonungsloser Gewalt unterworfen. Freilich lagen 20000 der tapfersten Karthager auf den blutriefenden Feldern hingestreckt; aber das erste Ziel war erreicht, die Heerfahrt gegen Italien nicht länger aufgehalten.

Alpenlandschaft mit Gletscher.

Die Montblanc-Kette.

Heerfahrt über die Alpen.

Hannibal ließ 10000 Mann zum Schutze des eroberten Landes zurück; andere 10000, die sich schwierig zeigten, verabschiedete er als Feiglinge; der Überrest, über 50000 Mann zu Fuß und 9000 Reiter, folgte ihm auf unbekannten Pfaden in die weite Ferne, wo er ihnen Beute, Sieg und Ehre verhieß.

Ungehindert ging der Zug durch die Pässe der Pyrenäen, wahrscheinlich die östlichen, wo das Gebirg nach dem Mittelmeere sich senkt. Die zweckmäßigsten Vorkehrungen waren getroffen, kundige Führer bestellt, die strengste Mannszucht wurde aufrecht gehalten, um nicht die wilden Bergvölker aufzuregen. Dadurch gelang es, das jenseitige Keltengebiet ohne Verlust zu erreichen. Hier drohte Aufenthalt, denn die Häuptlinge der ganzen Gegend hatten sich bei Ruscino (Roussillon) versammelt und verlegten mit ihren kriegerischen Scharen den Fremdlingen den Weg. Hannibal, der jede Zögerung, jeden Verlust zu vermeiden suchte, leitete Unterhandlungen ein, spendete den geldgierigen Fürsten reiche Geschenke und gewann ihre Freundschaft, daß sie sogar vertrauensvoll zu ihm ins Lager kamen und ihm die Straße bis an den Rhodanus (Rhone) öffneten. Wahrscheinlich hatte er auch schon durch karthagische Handelsleute, die, als Nachfolger der Phöniker, das Land durchzogen,

Verbindungen anknüpfen lassen und von ihnen Nachrichten über die gangbaren Straßen eingezogen. Ungesäumt rückte er sofort an der Küste hin, wodurch er die unwirtbaren Gebirge von Lozère und die Cevennen vermied. Darauf wandte er sich landeinwärts und gelangte etwa in der Gegend des heutigen Avignon an den Rhodanus. Hier wohnte auf beiden Seiten der zahlreiche Stamm der Volcen. Dieser stand weit und breit gerüstet, um die feindliche Kriegsmacht abzuwehren. Die waffenfähige Mannschaft hatte sich auf das linke Ufer zurückgezogen, da der reißende Strom leicht zu verteidigen war. Man hatte aber noch einen andern Feind zu fürchten, nämlich den römischen Konsul Scipio, der nach langer Zögerung um dieselbe Zeit an der östlichen Mündung des Flusses ankerte. Dieser erfuhr erst jetzt von den befreundeten Bürgern Massilias (Marseille) die bisherigen Begebenheiten, die Nähe des Gegners, den er am Iberus hatte aufsuchen wollen. Er gönnte seinen Legionen, die nebst den Bundesgenossen 24000 Mann stark waren, die nötige Rast, um sich von der Seekrankheit zu erholen, dann beschloß er in Verbindung mit den von Massilia abhängigen Galliern, den überlegenen Feind aufzusuchen.

Hannibal fürchtete weder Kelten noch Römer, aber er war nicht willens, den doppelten Angriff abzuwarten. Auf neuen ungewohnten Bahnen wollte er zum Kampfe vorschreiten und von einer Seite den Stoß thun, von welcher weder Senat, noch Volk, noch Feldherren eine Ahnung hatten; so waren die Eingebungen des Genies, denen der Held, gleichviel ob zum Siege oder zum Untergange, folgen muß. Vorerst kam es darauf an, den Übergang über den Fluß schleunigst zu erzwingen.

Er ließ daher eine große Anzahl Fahrzeuge von diesseitigen Galliern zusammenbringen und zahlte dafür Geld mit vollen Händen oder wendete Gewalt an. Da diese Boote noch nicht zureichten, so wurden andere in großer Eile gezimmert, zum Teil nur ausgehöhlte Baumstämme. An Arbeitern war Überfluß; daher konnte man zugleich starke Flöße zum Übersetzen der Pferde und Elefanten anfertigen. Wohl sahen die Kelten jenseits die Vorbereitungen: aber sie hofften, vom hohen Ufer herab den Angriff leicht zurückzuweisen, vielleicht einen großen Teil der Flotte zu versenken. Sie wußten aber nicht, daß Hanno, Bomilkars Sohn, zwei Tagemärsche oberhalb an der Spitze eines hispanischen Heerhaufens auf Schläuchen und Flößen an bequemen Stellen übergegangen war und durch aufsteigende Rauchsäulen dem Feldherrn seine Ankunft kundgethan hatte. Sie kämpften daher mit großem Mute und mit entschiedenem Vorteil gegen die, welche die Landung zu bewerkstelligen suchten. Von beiden Seiten hallte der Kriegsruf, klirrten die Waffen, rasselten die Geschosse; da erhob sich hinter den Kelten verwirrendes Geschrei und Getümmel, ihr Lager ging in Flammen auf, die siegreichen Hispanier stürmten auf die bestrittene Walstatt. Im Rücken gefaßt, unterlagen die Barbaren; wer nicht unter den feindlichen Waffen fiel, suchte sich durch eilige Flucht zu retten. Der Sieg war vollständig; ohne Zeitverlust ging das gesamte Heer über den Fluß. Auch die Elefanten wurden auf künstlichen, mit Rasen bedeckten Flößen übergesetzt. Einige der riesigen Tiere sprangen zwar scheu ins Wasser; aber der reißende Fluß konnte die gewaltigen Massen nicht überwältigen; sie wateten

wohlbehalten ans Ufer. Zur Beobachtung der lässigen Römer entsandte Hannibal 500 numidische Reiter, die auf ein römisches Geschwader stießen und nach einem mörderischen Gefechte ins Lager zurückkehrten. Sie brachten die Nachricht, der Konsul pflege noch mit seinen Legionen der Ruhe. Der Feldherr war nicht gesonnen, ihren Frieden zu stören. Er wandte sich nordwärts, als ob er die unbekannten Wildnisse des innern Landes aufsuche.

Überschreitung der Rhone und Überschiffung der Elefanten auf Flachböten.

Alpenübergang. Als das Heer sich in Marsch setzte, bemerkte er, daß ungeachtet des erfochtenen Sieges eine tiefe Niedergeschlagenheit die Krieger ergriffen hatte. Dunkle Gerüchte von den Schrecknissen der Alpen gingen um und erfüllten die Gemüter mit Grauen. Auch er selbst, der Führer und Hort des Heeres, erhielt jetzt bestimmte Auskunft über die Schwierigkeiten, die noch zu überwinden waren. Es trafen nämlich Gesandte der Gallier vom Padus und unter ihnen Magalus, ein boischer Häuptling, bei ihm ein.

Sie erzählten von den eisumstarrten Einöden, den Bergstürzen, Lawinen, Abgründen, erklärten aber auch, sie selbst wollten den Zug geleiten, alle Gefahren mit den tapfern Männern teilen, die zu ihrer Hülfe aus weiter Ferne gekommen seien. Man müsse aber, versicherten sie, den Marsch beschleunigen, ehe der entsetzliche Winter anbreche, der in den Hochgebirgen sich früh einstelle und unübersteigliche Hindernisse bereite. Ferner gaben sie an, die Kelten am Padus erwarteten ihre Bundesgenossen mit Ungeduld; sie hätten schon ein römisches Heer fast ganz aufgerieben und ständen überall in den Waffen.

Auf diese Nachricht befahl der Feldherr sogleich den Aufbruch. Der Marsch ging immer stromaufwärts durch Gegenden, die reichliche Nahrung für Menschen und Weide für Pferde und Elefanten darboten. Man überschritt die Isara (Isère), etwa bei Valence. Hier kam man in das Gebiet der Allobrogen, welches nördlich und westlich vom Rhodanus, südlich von der Isara, östlich von den Alpen begrenzt wird und daher damals die Insel der Allobrogen hieß. Daselbst hatte ein jüngerer Bruder den älteren von der Herrschaft verdrängt und sich gegen Recht und Herkommen zum Stammesoberhaupt aufgeworfen. Hannibal mischte sich in den Streit; er setzte den rechtmäßigen Erben wieder in die Herrschaft ein, wodurch er sich denselben zu Dank verpflichtete. Der Fürst lieferte dem ganzen Heere nicht nur Lebensmittel im Überfluß, sondern auch, was besonders notwendig schien, Schuhwerk und warme Kleider. Ferner gab er der karthagischen Macht mit bewaffneter Mannschaft das Geleite bis an die Alpenwand, wo sein Gebiet aufhörte. Die Vorhöhen waren bald überstiegen; über die Hauptkette, die schroff und steil sich erhebt, führte nur eine gangbare Straße, und diese war von feindlichen Bergbewohnern besetzt. Der Feldherr ließ hart an der Felsenwand des Mont du Chat ein Lager aufschlagen; denn er hatte durch keltische Späher in Erfahrung gebracht, daß die Bergbewohner nur bei Tage den Paß hüteten, des Nachts in ihre Hütten und Dörfer zurückkehrten, weil sie einen nächtlichen Zug auf der schwierigen Straße für unmöglich hielten. Von wegkundigen Leuten geführt erstieg er selbst, sobald die Dunkelheit eingebrochen war, die Höhen zur Seite der Straße, das Hauptheer trat in der frühen Dämmerung den Marsch an.

Als die Sonne über die Berge stieg, waren auch die Feinde auf, um das Heer von Fremdlingen auf dem schwierigen, von steilen Abhängen begrenzten Wege aufzureiben. Ungeschreckt durch die seitwärts lagernden Heerhaufen, thaten sie bald da, bald dort, bald einzeln, bald in Haufen Angriffe, schleuderten Geschosse, wälzten Felsen unter die vorüberziehende Menge, daß Männer und Lasttiere in die Tiefe stürzten. Das wilde Schlachtgeheul der Barbaren hallte in den Bergen wieder und vermehrte die Schrecken, denen das gesamte Heer zu erliegen schien. Da brach Hannibal hervor und schlug die Feinde bald durch die bessere Ordnung und die vollkommeneren Waffen seiner Leute in die Flucht. Allerdings ward durch den Lärm des Gefechts die Verwirrung und dadurch der Verlust des Heeres noch vermehrt; allein die geschlagenen Gallier wagten nun doch nicht mehr, dem Zuge in Masse entgegenzutreten. So ward der Mont du Chat (wir bedienen uns zur leichteren Übersicht der gegenwärtigen Lokalbezeichnungen) etwa bei dem jetzigen Dorfe Chevelu (Lavisco) überstiegen.

Hannibals Alpenübergang. Zeichnung von H. Leutemann.

Von der Höhe blickte man in das breite Thal der obern Isara, wo auf grünen Matten einzelne Gehöfte und ein Bergstädtchen gelegen waren. Aber jenseits breitete sich die ungeheure Kette der Grajischen Alpen aus. Da starren nackte Felsenrippen, wie Hörner und spitze Nadeln, bis in die Wolken empor. Pyramiden, eisgekrönte Kegel, eingestürzte Zinnen, langgestreckte Bergjoche, vereinzelt und in Gruppen, Gestein in allen Formen reckt sich, gleich einer Riesenstadt, zum Himmel auf, und das alles von Schnee überlagert, von Gletschern durchzogen, gereiht um den königlichen Montblanc mit der Krone und dem wallenden Mantel von Schnee. Groß und erhaben ist der Anblick dieser von Titanen der Urwelt erbauten Riesenstadt. Aber die kriegerischen Pilger sahen mit Schaudern auf den ungeheuern Bergwall, der sie von dem Ziele ihrer Wanderung, von dem Lande des Ruhmes trennte. Doch stand vor aller Augen der Mann, der sie bisher glücklich durch die Gefahren geführt hatte; und der erschien, wie immer, heiter und voll Zuversicht, wie der Genius, der über den Geschicken der Menschen wacht. An seinem Vertrauen erhob sich ihre Seele zu neuem Mute, unter seiner Leitung durch alle Schrecknisse der Alpenwelt sich Bahn zu brechen.

Sobald unter fortwährenden Gefechten mit den immer wieder angreifenden Barbaren die Thalebene erreicht war, überfiel Hannibal die schwach befestigte Bergstadt, eroberte sie im ersten Anlauf und machte reiche Beute an Schlachtvieh, Saumtieren und Mundvorrat. In der anmutigen Gegend von Chambéry (Lemingum), vielleicht bei Bourget, am Fuße des Gebirges, wo ein klarer See sich ausbreitet, wurde ein Rasttag gehalten. Der Marsch ging dann aufwärts der Isara entlang durch einen weiten, fruchtbaren Grund. Hier war kein Hinterhalt zu befürchten, und munter zogen Menschen und Tiere ihres Weges. Die Bergbewohner staunten über das fremde Volk, besonders waren die Elefanten Gegenstände ihrer Verwunderung und ihres Schreckens. Da, wo das Thal enger ward, bei Conflans, mußte größere Vorsicht angewendet werden. Indessen schienen die Centronen, welche von hier bis an die Grajischen Alpen ihre Herden weideten, friedliche Leute. Sie kamen an ihrer Grenze mit grünen Friedenszweigen entgegen, baten um Schonung, lieferten Schlachtvieh und andere Vorräte und stellten Führer durch die verschlungenen Berggehege. Hannibal traute den Versicherungen der Barbaren nicht. Er ordnete den Zug mit großer Vorsicht. Voran schritten die gefürchteten Elefanten, dann die anderen Saumtiere mit dem Gepäck, dann die Reiterei und das Fußvolk. Er selbst deckte mit auserlesener Mannschaft den Rücken. Am vierten Tage kam man an den Fuß des Passes. Langsam bewegte sich der Zug durch eine wilde Schlucht, da erschien ringsum auf den überhängenden Höhen die Landwehr der Centronen, und ihr Schlachtgeheul gellte durch die Berge, ihre Geschosse prasselten nieder, Steine, Felsen, Baumstämme wurden herabgewälzt. Von vorn versuchten sie keinen Angriff; da schreckten die Riesentiere, denen die Barbaren nicht zu nahen wagten, aber von beiden Seiten stürmten sie herunter und durchbrachen endlich den Zug, während sie zugleich den Feldherrn im Rücken angriffen. Dieser stand unerschütterlich mit seinen Getreuen in dem wilden Getümmel. Ein überhängender Kreidefelsen deckte die tapfere Schar gegen die von oben geschleuderten

Geschosse; nach vorn brachen die Schwerbewaffneten Bahn, den von hinten eindringenden Feinden boten die Leichtgerüsteten die Spitze. Dennoch konnte man sich an diesem Tage nicht mehr mit dem Hauptheere vereinigen. Doch waren die Bergbewohner durch die empfangenen Wunden scheu geworden; sie wagten am folgenden Tage nur vereinzelte Angriffe, die leicht zurückgeschlagen wurden; daher erreichte Hannibal den vorangeschrittenen Zug, der allerdings sehr gelitten hatte, und am neunten Tage nach der Rast im Isarathale den Kamm des Gebirges. Hier wurde ein Lager aufgeschlagen und den erschöpften Völkern eine zweitägige Ruhe gegönnt.

Schwerwiegende Gründe sprechen dafür, daß es der 2200 m hohe Paß des Kleinen Bernhard oder Centron war, welchen Hannibal gewählt hatte. Führte doch diese Bergstraße ihn direkt hinab zu den Insubrern, seinen Verbündeten. Doch sprechen auch für den Paß über den Mont Genèvre nicht verächtliche Argumente. Die Hauptsache jedoch bleibt unbestreitbar, das ungeheure Wagnis des Alpenüberganges mit einer großen Armee.

Das Heer lagerte auf der öden Höhe, wo unwirtbares Gestein nach beiden Seiten zu noch höheren Zinnen aufsteigt. Nirgends war eine Spur von menschlichen Wohnungen, nirgends von Leben, als da und dort ein scheues Grattier, das bei dem ungewohnten Geräusche der Kriegsvölker schnell vorüberjagte, oder ein paar Adler, hoch in der Luft ihre Kreise ziehend, als wollten sie die dem Untergange verfallenen Wanderer zur Beute sich ausersehen. Doch hatte die Natur auch in dieser Einöde an hohen Abhängen, wo noch Winterschnee aufgeschichtet war, Beete von Alpenrosen angelegt, die mit ihren rostfarbenen Blättern und roten Blüten die arme Erde schmückten; und abends, oder morgens, wenn die Dämmerung auf den Thälern lag, erglühten Firnen und Gletscher in wunderbarer Glut, wie wenn auf riesigen Altären der Berggeist dem Geber alles Guten Dank und Freudenopfer in der unentweihten Einsamkeit darbringe, oder gleich der zauberischen Wafellohe, die nach der Nibelungensage um Brunhildens Burg brannte.

Wohl blickten die Krieger staunend auf das großartige Schauspiel; aber es erhob, es tröstete sie nicht, denn ihre Reihen waren gelichtet. Tausende hatten die feindlichen Waffen hingerafft, Tausende lagen zerschmettert in den Abgründen, und noch immer war kein Ende der mühseligen Wanderung abzusehen. Indessen sammelten sich allmählich viele Zersprengte, und auch Lasttiere, die abgekommen waren, fanden sich ein. Sodann verkündigten die keltischen Boten, der Weg gehe jetzt abwärts und unmittelbar in das Gebiet der Salasser, welche in der Klientel der befreundeten Insubrer standen. Dies ermutigte die Krieger, sodaß sie am dritten Tage willig dem Führer folgten.

Die Straße war schmal, zur Rechten in der Tiefe schäumende Bergwasser, zur Linken unförmliche Felsmassen. Abschüssig führte sie über alten Schnee, der von Lawinen zurückgeblieben war, aber jetzt durch die Tritte so vieler Menschen und Tiere aufgelöst wurde, sodaß man nirgends festen Fuß fassen konnte. Die Jahreszeit war bedeutend vorgerückt, Mitte Oktober vorüber; schon hatte frisch gefallener Schnee die Berggipfel in einfarbiges, blendendes Weiß gekleidet, schon fing er an, auch den Thalweg zu überlagern, wodurch

selbst die kundigen Führer oft irre wurden. Menschen und Lasttiere, die wegen der Menge an den Rand des Weges gedrängt wurden, glitten auf dem eisigen Pfade aus und stürzten rettungslos in die Tiefe. Ungeachtet der Beschwerden und Verluste bewegte sich der Zug langsam, doch unausgesetzt weiter, bis man an einen ungeheuren Abgrund kam, den vielleicht erst neuerdings ein Bergsturz gewühlt hatte. Man mußte Halt machen, um Rats zu pflegen, wie das unerwartete Hindernis zu überwinden sei. Hannibal dachte an eine Umgehung. Er erstieg mit den Führern und vornehmsten Befehlshabern den nächsten Gipfel. Der Schnee, der die sonst frischgrünen Matten der Bergseite bedeckte, erschwerte den Gang; doch gelangte man mit Mühe und Not auf die Höhe, wo sich die freie Aussicht in die Bergwelt öffnet. Zu ihren Füßen, am jenseitigen Fuße der Höhe, zog sich ein Thal hin, wo Gletscher an Gletscher ihre schillernden Krystalle niedersenken; daraus erhob sich in ungeheurer Ausdehnung die Gruppe des Montblanc, ihre Pfeiler, Nadeln und Zinken, starre, steinerne Riesen, alle nach Süden schroff aufsteigend, sodaß kein Schnee daran haftet, und über alle emporragend der Alpenkönig selbst. Das ganze titanenhafte Bild, das man früher aus der Ferne gesehen, stieg jetzt in der Nähe vor den Augen der erstaunten Krieger aus der Unterlage von Schnee und Eis zu schwindelnder Höhe auf. Weiter rechts sahen sie über das Thal hinaus den Großen Bernhard mit seinem schneegekrönten Haupt und in weiter Ferne die gewaltige Gruppe des Monte Rosa. Lawinen donnerten, Gletscher blitzten; regungslos standen die Berge, gleich einem Rate von Königen, welche ein Zauber gebannt hat.

Wer schildert uns die Gedanken, die bei diesem Anblicke die Brust der Männer aus dem heißen Süden bewegten! Aber die Sorge um das Heer, um einen Ausweg aus dem wild verschlungenen Labyrinth nahm ihre Aufmerksamkeit mehr in Anspruch, als die großartige Aussicht auf die starren, stummen Berge. Sie wendeten ihre Blicke nach dem Abgrund, der den Zug hemmte. Sie erspähten einen Abhang an der schrägen Bergseite, der gangbar schien, und weiter sahen sie das Thal der Duria major (Dora Baltea), das, wie ein smaragdgrüner Streifen, ostwärts die rauhen Höhen durchzieht. Da erzählten die keltischen Männer von den fetten Triften, den Viehherden, den schlanken Pinien, den hochwipfeligen Walnußbäumen in dem milden Thalgrunde, und wie daselbst und weiter hin ihre Brüder, die Salasser und Insubrer, wohnten, wie alle Mühe überstanden sei, wenn man die fruchtbare Niederung erreicht habe. Als Hannibal diese Rede vernahm, merkte er, daß er dem Ziele der mühsamen Wanderung nahe sei. Er verkündigte es den Befehlshabern, die um ihn versammelt waren. Er sprach begeistert von dem Reichtum Italiens, der sie bald umgeben werde, von dem Ruhm, den Siegen, die sie erringen würden, nachdem sie die Schrecknisse der Alpen überwunden hätten. Durch solche Reden erfüllte er die Herzen der tapfern Begleiter mit Mut und Zuversicht, und als sie wieder zu dem Heere gelangten, breiteten sie aus, was sie gesehen und gehört hatten, und ermunterten die Krieger, die noch übrigen Beschwerden des Weges standhaft zu ertragen.

Auf dem weiteren Marsch ließ der Feldherr den erspähten Pfad an der Bergseite einhalten. Da lag noch viel alter Schnee, der mit einer Eiskruste

und frischgefallenem Schnee überdeckt war. Die frische Masse schmolz unter den Tritten der Menge, die Leute glitten dann auf der eisigen Unterlage aus, die Lasttiere traten mit den Hufen durch und blieben stecken. Dennoch kam ein Teil des Fußvolkes hinüber; das übrige Heer blieb zurück und mußte in der unwirtbaren Gegend ein Lager aufschlagen.

Darauf ging die Mannschaft an die Arbeit, einen gangbaren Weg zu bahnen. Schnee und Eis wurden weggeräumt, eine Felsenwand mit Brecheisen, Keil und Hammer gesprengt und beseitigt. Schon am folgenden Tage konnten die Pferde, aber erst am dritten die hungernden Elefanten hinüber gebracht werden. Unter angestrengter Arbeit und großen Entbehrungen gelangte man in das Thal der Dora Baltea, in fruchtbare Gegenden, zu befreundeten Kelten. Drei Tage lang ging der Marsch durch das Thal, das immer breiter und anmutiger wurde. Die Salasser aber begrüßten die kriegerischen Wanderer als ihre Bundesgenossen und Befreier. Sie lieferten Lebensmittel im Überfluß, begleiteten sie jubelnd von Dorf zu Dorf bis in die Ebene von Eporedia (Ivrea), wo den ganz erschöpften Leuten Pflege und reichliche Bewirtung zu teil ward.

Rast in Oberitalien. Die karthagische Macht lagerte in fruchtbaren Gefilden; aber es war nicht mehr ein wohlausgerüstetes Heer, sondern ungeordnete Haufen von verwilderten Leuten, abgemagerte, hohläugige Gestalten, in abgerissene Lumpen gehüllt, von Schmutz und Schlamm starrend: so erschienen die Völker, mit welchen Hannibal das stolze Rom von seiner Höhe herabstürzen wollte. Fünf bis sechs Monate hatte der ganze Zug gedauert, erst die beispiellosen Mühseligkeiten des fünfzehntägigen Marsches über die Alpen hatten die kriegerische Haltung zerstört. Die Einbuße an Mannschaft und Vieh war noch nicht zu berechnen; denn erst jetzt bei der ungewohnten Leibespflege starben viele, die alle Strapazen ertragen hatten. Vierzehn Tage mußte Rast gehalten werden, um das Heer wieder einigermaßen schlagfertig zu machen. Als es endlich gemustert wurde, zählte es noch 12000 Libyer und 8000 Hispanier zu Fuß und etwa 6000 Reiter. Beschwerden und feindliche Waffen hatten demnach mehr als die Hälfte der tapfern Männer aufgerieben, die dem kühnen Feldherrn gefolgt waren. Aber das Ziel war erreicht, Hamilkars großen Gedanken hatte dessen Sohn zur Ausführung gebracht; er stand auf italischem Boden mit einem Kerne von Kriegern, die bereit waren, nach den überstandenen Kämpfen und Beschwerden jedem Feinde neugerüstet mit den blanken Waffen die Spitze zu bieten. Es kam jetzt darauf an, um dieses Kernvolk größere Massen von Streitern zu sammeln, die unterjochten Völker Italiens gegen ihre Zwingherrin aufzubieten, Rom mit seinen eigenen Kräften zu bekriegen; dann mußte die stolze Stadt in den Staub sinken, um sich niemals wieder zu erheben. Der Anfang war gemacht; man stand auf einem Boden, der nicht günstiger gewählt werden konnte; denn schon hatten die Keltenvölker ringsum die Schwerter für ihre bedrohte Unabhängigkeit gezogen und bedeutende Erfolge gehabt. Die römischen Ansiedler von Cremona und Placentia am Padus waren von den aufgestandenen Galliern nach dem festen Mutina (Modena) getrieben worden. Daselbst wurden sie eingeschlossen und von allen Seiten geängstigt.

Als der Prätor C. Manlius eilends heranzog, lauerten ihm die Feinde auf und brachten ihm großen Verlust bei. Unter diesen Verhältnissen langte Hannibal in Oberitalien an, geschwächt zwar, fast wie ein Schiffbrüchiger, der den größten Teil der Mannschaft und Ladung eingebüßt hat, womit er den stolzen Bau seines Glückes gründen wollte, aber voll Vertrauen auf sein die Umstände beherrschendes Genie. Wie sein Vater und Schwager, wie er selbst in Hispanien aus geringem Anfange eine gewaltige Kriegsmacht geschaffen und unterhalten hatte, so hoffte er Gleiches in Italien zu vollbringen. Die keltischen Stämme waren dazu bereit und tüchtig; die andern Bundesgenossen Roms, so vertraute er, sollten durch seine Siege und durch geschickte Behandlung für denselben Zweck gewonnen und unter seinen ruhmvollen Panieren vereinigt werden. Daß die römische Eidgenossenschaft schon fest zusammengekittet, daß die geknechteten Völker schon größtenteils fast zu Römern geworden wären und in dem Siege oder Unterliegen der Hauptstadt ihr eigenes Schicksal sähen, erwartete er freilich nicht.

Der karthagische Heerführer hatte seine Macht wieder in schlagfertigen Zustand gesetzt, keltische Scharen damit vereinigt, die feindlichen Tauriner geschlagen und ihre Hauptstadt (das jetzige Turin) erobert. Er wendete sich gegen den Erb- und Todfeind, der ihn bisher unangetastet hatte schalten lassen.

Der Konsul P. Cornelius Scipio, bestimmt, in Hispanien den Kampf aufzunehmen, war ihm am Rhodanus nahe gewesen. Als derselbe von dem Übergange über den Strom und der Niederlage der gallischen Landwehr hörte, setzte er sich gemächlich mit seinen Legionen in Bewegung, um den kühnen Gegner aufzusuchen. Er gelangte unangefochten an das karthagische Lager, das er jedoch verlassen fand. Eingeborene berichteten ihm, die ganze feindliche Macht sei schon vor drei Tagen nordwärts nach dem innern Lande aufgebrochen; es sei das Gerücht verbreitet, sie beabsichtige, die Alpen zu übersteigen und in Italien einzudringen. Auf dieser Bahn zu folgen, konnte dem Konsul nicht entfernt einfallen. Es blieb ihm nichts übrig, als unverrichteter Sache den Rückzug anzutreten und sein altes Quartier an der Mündung des Rhodanus wieder zu beziehen. Der übrigens tüchtige und kriegserfahrene Mann war ganz aus der Fassung gebracht. Die ihm zugewiesene Provinz war Hispanien; allein sollte er den nicht zu verachtenden Feind im Rücken lassen? Freilich maß er den Nachrichten über das verwegene Unternehmen des Karthagers nicht recht Glauben bei; indessen, wenn sie sich bestätigten, so war sein Kampfplatz in Italien. Er schwankte hin und her; endlich, da er von den drohenden Bewegungen der Kelten in Italien und den Bedrängnissen der Römer Kunde erhielt, schlug er einen Mittelweg ein, der in außerordentlichen Umständen gewöhnlich der schlechteste ist. Er sandte seinen Bruder Gnäus mit den Legionen nach Hispanien; er selbst ging mit geringer Mannschaft nach Pisä unter Segel. Auch hier verweilte er in gefährlicher Unentschlossenheit, ehe er mit einigem zusammengerafften Kriegsvolke nach dem Padus aufbrach. Daselbst vereinigte er sich mit den Legionen, die bisher gegen die keltischen Völker im Felde gelegen hatten. Da die Cenomanen und andere treu gebliebene Gallier zu ihm stießen, so hatte er eine ziemlich bedeutende Macht unter seinem Befehle.

Er hätte damit dem geschwächten und zerrütteten Feinde einen heißen Empfang bereiten können, wenn er ihm mit gezogenem Schwerte am Ausgang der Alpen entgegengetreten wäre; allein er ließ ihm Zeit, sich zu erholen, zu rüsten und Bundesgenossen zu sammeln. Erst als er von der Niederlage der Tauriner hörte, setzte er sich in Bewegung.

Schlacht am Ticinus. Bei Placentia ging das römische Heer über den Padus und rückte an dem Strome aufwärts bis an den Ticinus (Tessin) vor. Nachdem man eine Brücke geschlagen und durch Verschanzungen befestigt hatte, wurde auch dieser Fluß überschritten. Der Marsch ging durch eine von schwachen Anhöhen durchzogene Ebene; bald erfuhr man, der Feind sei in vollem Anmarsche. Daher wurde Halt gemacht und ein Lager bezogen. Der Konsul ermutigte die Krieger durch Hinweisung auf ihre früheren Siege, die Größe Roms und den geschwächten Zustand der Karthager.

Auch Hannibal, der nun endlich den gefürchteten und verhaßten Römern gegenüberstand, ermunterte seine Völker, die so verschieden an Abstammung, Sitte und Sprache waren. Er berief seinen Reiteroberst Maharbal, der mit 500 Numidiern feindliche Gaue plünderte, ins Lager zurück und ließ am folgenden Tage die Scharen unter die Waffen treten. Sie hatten ihre kriegerische Haltung wieder gewonnen, und die alten, benarbten Männer, die zum Teil schon unter Hamilkar gefochten hatten, erwarteten mit Zuversicht den bevorstehenden Kampf. Der Feldherr stellte sich zunächst an die Spitze der Reiterei, um das feindliche Lager sorgfältig zu erspähen. Wohl hatte er des Konsuls Unentschlossenheit in Erfahrung gebracht; aber er wußte auch, daß derselbe ein kriegserfahrener Mann war, dem im Getümmel der Feldschlacht nicht das Herz erbebte. Er hoffte auf irgend eine Schwäche, eine Blöße, wonach er seine Ordnung aufzustellen gedachte. Als er mit den Geschwadern auf dem offenen Felde dahintrabte, begegnete er dem Konsul selbst, der in gleicher Absicht mit der Reiterei und den leichtgerüsteten Völkern ausgerückt war. So kam es zu einem Treffen, das man nach dem in der Nähe vorüberströmenden Ticinus benannt hat.

Wegen der Bodenschwellungen hatte anfangs nur der aufsteigende Staub den Marsch der Heerhaufen bemerklich gemacht. Sobald sie einander ansichtig wurden, formirten sie sich zum Gefecht. Die Römer, an Zahl der berittenen 218 v. Chr.
Leute schwächer, aber durch die Masse von Schützen überlegen, bildeten eine gedrängte, tiefe Ordnung, voran das Fußvolk, untermischt mit keltischen Turmen, dann die schwere Reiterei im Hintertreffen. In gleicher Breite rückten die wohlgerüsteten libyschen und hispanischen Geschwader auf; die Flügel, welche den Feind überragten, bildeten die Numidier, die gewohnt waren, ohne Sattel und Steigbügel auf ihren feurigen Rossen über das Blachfeld zu jagen. Hannibal selbst war im Mitteltreffen. Langsam trabte er zum Angriff; als er aber in das Bereich der Geschosse kam, stürmte er mit verhängtem Zügel unter die Schützen, sodaß dieselben fast keinen Gebrauch von ihren Waffen machen konnten, sondern in eiliger Flucht zwischen den Turmen durchbrachen und kaum hinter denselben zum Stehen kamen. Auch die keltischen Geschwader wichen vor dem unerwarteten Anprall; aber die Römer und Bundesgenossen, eingedenk ihres

alten Ruhmes, hielten stand. Ein mörderisches Gemetzel begann. Viele Römer, deren Pferde verwundet wurden, fochten zu Fuße; andere sprangen gleichfalls ab, wenn sie die Ihrigen in Not sahen. Da traf den Konsul selbst ein geschwungener Speer. Er sank; seine Getreuen beschützten ihn mit Schild und Schwert, aber unter den Waffen der umzingelnden Feinde fiel einer nach dem andern, und schon ertönte das wilde, verwirrende Feldgeschrei der Numidier, die seitwärts und im Rücken eingebrochen waren und das Fußvolk niederrannten oder zerstäubten. In dieser Not sammelte der Sohn des Konsuls den Kern der Reiterei um den verwundeten Vater, beschützte ihn mit Gefahr seines Lebens und durchbrach in festgeschlossener Ordnung die feindlichen Haufen. Unter großem Blutvergießen und unablässig verfolgt von den siegreichen Karthagern, wurde das Lager erreicht.

Hier pries man laut die Tapferkeit des siebzehnjährigen Jünglings, der den Konsul gerettet hatte. Es war der nachmals so berühmte P. Cornelius Scipio, der in aufopfernder Verteidigung des Vaters seine erste Waffenthat verrichtete. So wenigstens war der allgemeine Glaube.

Die von Gefecht und Wunden erschöpften Römer fanden nicht lange Ruhe. Der Konsul begriff, daß in der Ebene auf dem linken Ufer des Padus seines Bleibens nicht sei. Daselbst hatte die feindliche Reiterei freien Spielraum und ringsum erhoben sich nach dem unglücklichen Treffen die Gallier, um mit den kühnen Karthagern gemeinschaftliche Sache gegen Rom zu machen. Er ließ daher, den Schmerz der Wunde nicht achtend, noch in der Nacht aufbrechen und den Rückmarsch über den Ticinus antreten. Auch jenseit ward keine Rast vergönnt, sondern mittels der noch stehenden Flußbrücke der breite Padus überschritten. Es war aber auch hohe Zeit gewesen; denn schon erschien punische Reiterei und hieb gegen 600 Mann nieder, die zur Deckung des Übergangs aufgestellt waren. Erst in dem festen Placentia fanden die Römer hinreichenden Schutz.

Doch empfing der karthagische Heerführer von den keltischen Stämmen stündlich Zusicherungen von Ergebenheit und Hülfe von Mannschaft und Vorräten jeder Art. Er setzte aber darum den Krieg nicht lässiger fort. Weiter oberhalb ging er über den Padus und stand nach wenigen Tagen abermals im Angesichte der Legionen. Als sie die angebotene Schlacht verweigerten, schlug er ein Lager auf und suchte zugleich die feindliche Stellung genau auszukundschaften, da er wohl wußte, daß er nur durch fortgesetzte, siegreiche Angriffe seinem Ziele näher kommen könne. Ein Stillstand hätte den Ruf vermindert, der ihm vorausgegangen war, der ihn als einen Befreier in allen Keltengauen pries. Wie gefeiert sein Name war, das erfuhr er bald; denn in der ersten Nacht, nachdem er seine Stellung eingenommen hatte, erschienen 2000 Gallier zu Fuß und 200 zu Pferde vor dem Lagerthore und begehrten Einlaß. Es waren römische Bundesgenossen, die mit den Köpfen der erschlagenen Wachen zu ihm übergingen. Der Feldherr empfing sie freundlich und entließ sie mit reichlichen Ehrengeschenken, damit sie ihre heimischen Stämme für ihn gewinnen möchten.

Der abermalige Verlust und die Besorgnis vor weiterem Abfall beunruhigten den Konsul mehr als seine schmerzende Wunde. Er brach in der folgenden Nacht auf und ging über das Flüßchen Trebia, das, von den Apenninen niederrinnend, dem Padus zuströmt. Auf dem rechten Ufer desselben

nahm er eine stark befestigte Stellung auf einem Höhenzuge, wo er durch Hügel und Buschwerk gegen die gefürchtete Reiterei gesichert war. Die herumstreifenden Numidier hatten den Aufbruch erspäht; sie hielten sich aber mit Durchsuchung des römischen Lagers auf und konnten nur noch die Nachzügler erreichen. Hannibal selbst mit dem Hauptheere ließ nicht lange auf sich warten. Er hielt sich zwar diesseit der Trebia, beherrschte aber mit seinen Reitern das offene Feld auf beiden Ufern. Da lag nun auf dem linken das Kastell Clastidium, wo die römischen Frucht- und Mehlvorräte aufgespeichert waren.

Keltische Krieger vor Hannibal.

Es schien durch Besatzung und Wälle gegen jeden Handstreich gesichert; allein der punische Feldherr eröffnete sich den Eingang durch einen Säckel voll Goldstücke, indem er die gierigen Hände des Befehlshabers, eines Brundusiers, damit füllte. Die ansehnlichen Magazine reichten hin, ohne Belästigung der gallischen Freunde das punische Heer zu verpflegen. Dagegen war alle angewendete Kunst vergeblich, den vorsichtigen Konsul zu einem gewagten Schritte zu verleiten; er ging vielmehr weiter aufwärts an den Vorhöhen der Apenninen, überschritt, wie es scheint, die Trebia, verschanzte sich auf dem linken Ufer derselben und hinderte in unangreifbarer Stellung weitere Fortschritte.

Während dieser Vorgänge hatten auch in Sizilien kriegerische Bewegungen stattgefunden. Der Konsul Tib. Sempronius suchte die punischen Flotten, welche die Küsten beunruhigten, wiederholt auf, ohne sie anzutreffen. Er nahm darauf Melite (Malta) und rüstete sich zu einer Landung in Libyen selbst, um die feindliche Hauptstadt anzugreifen, was seine Bestimmung war. Da kam die Nachricht von Hannibals Einbruch in Oberitalien, und der ruhmbegierige Befehlshaber eilte sogleich, dem Rufe des Senats folgsam, dem bedrängten Amtsgenossen zu Hülfe. Er landete bei Ariminum, zog kühn durch die Gaue der abtrünnigen Kelten und vereinigte sich mit Scipio auf dem Höhenrücken an der Trebia. Beide Heere waren dem Feinde zwar nicht an Reiterei gewachsen, doch an Fußvolk überlegen.

Mit dem neuen Befehlshaber kam zugleich ein anderer Geist ins Lager. Das ängstliche Einsperren und Zurückhalten hörte auf, Reiterei und leichtes Fußvolk wagten wieder, sich außerhalb des Lagerringes zu zeigen. Selbst die Gallier, die nach dem Padus hin wohnten und mit Hannibal in Verbindung standen, meinten, es sei rätlich, auch dessen Gegner sich geneigt zu machen. Sie führten daher Lebensmittel in beide Lager. Damit war indessen der punische Heerführer sehr unzufrieden, da er festes Zusammenhalten gegen den gemeinschaftlichen Feind verlangte. Als nun ernste Aufforderungen nicht fruchteten, sandte er seine Renner der Wüste mit Schwert und Brandfackel gegen die zweideutigen Bundesgenossen aus, um sie durch genügende Züchtigung von ihrer Achselträgerei zu bekehren. Da gingen Weiler, Dörfer, Höfe in Flammen auf; da wurde von der losgelassenen Meute weder Geschlecht noch Alter verschont. Flüchtlinge strömten ins römische Lager; das Jammergeschrei erreichte das Ohr des Konsuls, der ungeduldig auf die Gelegenheit wartete, den Sieger vom Ticinus zu vernichten. Er ließ die Reiterei aufsitzen und in Verbindung mit 1000 Schützen nach der Stätte der Verwüstung vorrücken. Die Renner und Brenner, die bisher ungestraft das Land weit und breit durchstreift hatten, wurden durch den rasch ausgeführten Überfall schlimm zugerichtet. Sie flohen mit blutigen Köpfen dem Lager zu, kehrten aber bald, durch hispanische und gallische Reiterei verstärkt, dem rasch verfolgenden Feinde die trotzigen Gesichter wieder zu. Von der überlegenen Menge gedrängt, wichen nunmehr die Römer, bis sie Verstärkung erhielten, und auf diese Art neigte sich der Sieg bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Hannibal jedoch ließ keineswegs die Gesamtmasse seiner Reiterei ausrücken, vielmehr brach er das Gefecht ab und überließ dem Feinde den Ruhm, das offene Feld behauptet zu haben. Er wußte jetzt, was er zu wissen wünschte; er erkannte den Charakter seines neuen Gegners, der, nach Siegesehren dürstend, die Vorsichtsmaßregeln seines Genossen verwarf.

Schlacht an der Trebia. Über den Ausgang des bevorstehenden Kampfes war er keineswegs in Sorgen; aber er war darauf bedacht, die Niederlage der Römer vollständig zu machen. Deswegen wollte er einen Hinterhalt legen und ersah dazu die hohen Ufer eines Baches, die mit Dorngebüschen bewachsen waren. Es fand sich daselbst genügender Raum zu einem Verstecke für 2000 auserlesene Reiter und Fußknechte unter dem Befehle seines zwar noch sehr jugendlichen, aber durch Waffenthaten schon ausgezeichneten Bruders Mago.

In der Frühe des folgenden Tages ließ er zuvor seine Krieger reichlich frühstücken, am Feuer ihre Glieder wärmen und sich in jeder Weise zum Kampfe rüsten. Denn es war um die Zeit der Wintersonnenwende; kalter Regen, untermischt mit Schnee, strömte herab, der Himmel war mit Gewölk bedeckt, so daß kein Frührot den anbrechenden Morgen verkündigen konnte. Zögernd stieg der Tag aus der grauen Dämmerung hervor, da trabten numidische Geschwader durch die Trebia dem römischen Lager zu. Sie machten keck allerlei Reiterkünste und schleuderten Speere auf die Wachen, die verwundert und voll Unmut dem herausfordernden Spiele zusahen. Benachrichtigt von diesem ärgerlichen Treiben und stolz auf den Vorteil, den er am vergangenen Tage über die gerühmte feindliche Reiterei erfochten hatte, ließ der Konsul zuerst seine Reisigen ausrücken, dann 6000 Mann zu Fuß, die bereits unter den Waffen standen, und hierauf die übrigen Legionen, zusammen über 40 000 Mann. Er glaubte, der Karthager werde, wie vorher, den bedrängten Numidiern Hülfe senden; das Gleiche wollte er thun, so würde die Schlacht allgemein werden und das unwiderstehliche Schwert der Legionen den Sieg entscheiden. So ließ er seinen Leuten nicht einmal Zeit, ihr Frühstück abzukochen. Hungrig zogen sie gegen einen Feind, der sich durch reichlichen Imbiß gestärkt hatte, der an Zahl nicht viel schwächer, durch seine 10 000 Reiter aber wie durch seine Elefanterie doppelt furchtbar war.

Vor dem Stoße der römischen Massen zerstoben die Söhne der Wüste; aber sie kehrten plänkelnd zurück, um wieder, unerreichbar dem Schwerte, das Weite zu suchen. Durch die angeschwollenen Wellen der Trebia ging die wilde Jagd; die Legionen folgten ungesäumt hinein in den Fluß, wo ihnen das eisige Wasser bis an die Brust reichte, und weiter mit fast erstarrten Gliedern dem feindlichen Lager zu. Hier sahen sie die ganze karthagische Macht in Schlachtordnung aufgestellt. Sempronius ordnete gleichfalls das Heer. Voran schritten die Leichtgerüsteten; ihnen folgten die Legionen der Römer und Bundesgenossen, auf beiden Flügeln die Cenomanen und andere Gallier, die wieder von der Reiterei gedeckt wurden. Ähnlich hatte Hannibal seine Scharen formirt. Die balearischen Schleuderer bildeten das Vordertreffen, hinter ihnen standen Libyer, Hispanier und Kelten, auf beiden Flügeln die zahlreichen Geschwader und die Elefanten. Das Treffen begann; aber die Schleudersteine und Bleikugeln der Balearen richteten die römischen Wurfschützen so übel zu, daß dieselben eilends hinter die Linien der Schwergerüsteten zurückwichen. Besser widerstanden die Helme und Schilde der Geharnischten den niederprasselnden Geschossen. Deswegen ließ der karthagische Feldherr, der überall mit Wort und That die Schlacht lenkte, seine leichten Völker sich seitwärts gegen die feindliche Reiterei wenden, die bisher mühsam standgehalten hatte. Die Wirkung war augenblicklich und zerstörend. Roß und Mann stürzten unter den schmetternden Geschossen; die Turmen stoben auseinander und suchten ihr Heil in der Flucht. Mittlerweile hatte das römische Fußvolk in mörderischem Handgemenge gegen die karthagische Phalanx gekämpft und ungeachtet der Ermattung durch Hunger und Kälte den alten Ruhm bewährt. Die Elefanten brachen auf den entblößten Flanken ein; aber die unerschrockenen Männer gaben ihnen Raum zwischen den Manipeln,

und die Schützen warfen sich ihnen mit lautem Geschrei und einem Hagel von Speeren entgegen. Scheu gemacht und verwundet, kehrten sich die Riesentiere gegen die eigenen Linien; doch die Mohren, die sie lenkten, trieben sie unter die mit den Römern verbündeten Gallier. Diesem Schrecknis waren die Barbaren nicht gewachsen, sie ergriffen sogleich die Flucht, um den Ungeheuern zu entrinnen.

Noch immer standen die Legionen mit übermenschlichem Mute unerschüttert und ungebrochen. Als aber Balearen und Speerschützen sich schwenkten und von der Seite ihre Geschosse versandten, als die Reiterei auf beiden Flügeln einbrach und endlich Mago, aus seinem Hinterhalte hervorstürmend, sie im Rücken faßte, da lösten sich die Reihen, da hörte alle Ordnung auf. Doch hielten sich 10000 alte, ergraute Krieger, die bisher im Vordertreffen gestritten hatten, fest zusammen, bildeten einen Keil und öffneten sich einen blutigen Weg durch die feindlichen Rotten. Hinter ihnen scholl das Getümmel und Geheul der Schlacht, von vorn schlug ihnen Schnee und Regen ins Gesicht, daß sie nicht sehen konnten, was weiter vorging. Doch marschierten sie vorwärts, nicht nach dem Lager, wo Feinde und Gewässer die Straße verwehrten, sondern nordwärts in der Richtung von Placentia. Hier erst durchwateten sie die hochgeschwollenen Fluten der Trebia und waren nun hinter den Wällen der Festung in Sicherheit. Das übrige Heer lag größtenteils tot oder verwundet auf dem Schlachtfelde; viele Flüchtlinge wurden noch in der Trebia von den feindlichen Reitern erschlagen, andere gelangten glücklich ins Lager und folgten dem Konsul Scipio, der sich gleichfalls, wie jene Zehntausend, nach Placentia zurückzog.

Erschöpfung, strömender Regen und ungewöhnliche Kälte hinderten die siegreichen Afrikaner, die Niederlage der Römer weiter zu verfolgen. Die ungünstige Witterung war ihnen selbst so nachteilig, daß viele von ihren Verwundeten starben und auch der größte Teil der Elefanten zu Grunde ging. Darauf bezog Hannibal Winterquartiere; seine Reiter aber durchstreiften das Land, schnitten den festen Plätzen Placentia und Cremona die Zufuhr ab und hätten fast den Konsul Sempronius ergriffen, der mit geringer Bedeckung nach Rom zur Abhaltung der neuen Wahlen reiste. Da die Festungen nur zu Wasser mit Lebensmitteln versehen werden konnten, so machte der Karthager einen Versuch, den Flußhafen zu überfallen. Das Unternehmen mißlang, weil er selbst verwundet wurde. Dagegen hatte er besseres Glück gegen Victumviä, einen stark befestigten Ort, in welchen sich gegen 40000 römische Kolonisten geflüchtet hatten. Im Vertrauen auf ihre Zahl, aber schlecht bewaffnet und ohne Kriegszucht rückten sie dem Feldherrn vor die Thore entgegen. Sie wurden, wie vorauszusehen war, von einer kleinen Abteilung der Karthager geschlagen, zersprengt und niedergehauen, worauf der Ort allen Greueln der Plünderung verfiel.

217 v. Chr. Hannibal verstattete dem Heere nur kurze Rast während der harten Winterzeit; sobald mildere Lüfte die Annäherung des Frühlings ahnen ließen, suchte er den Apennin zu übersteigen, um in das Herz von Italien vorzudringen. Aber auf den rauhen Höhen überfiel ihn ein fürchterlicher Gewittersturm. Das ganze Gebirge stand von den aufleuchtenden Blitzen im Feuer, der Donner rollte, der Orkan raste mit einer solchen Gewalt, daß Menschen und Tiere sich auf den Boden werfen mußten. Als darauf Schloßenwetter und empfindliche

Kälte eintrat, wurden viel Kriegsvolk und auch die noch übrigen Elefanten bis auf einen hingerafft. Das Heer mußte umkehren und wandte sich wieder gegen Placentia, wo nochmals ein scharfes Treffen vorfiel. Die einbrechende Nacht trennte zwar die Kämpfer, doch waren auf Seiten der Römer viele Hauptleute und Obersten gefallen.

Kämpfe in Hispanien. Der Kampf der zwei mächtigen Republiken hatte sich unterdessen auch nach Hispanien ausgebreitet. Gnäus Scipio, der Bruder des Konsuls, war mit Heer und Flotte von der Mündung des Rhodanus dorthin gesegelt. Er landete zu Emporiä, einer teils von Griechen, teils von Eingeborenen bewohnten Stadt, die, unfern von den Pyrenäen am Mittelländischen Meere gelegen, einen guten Stützpunkt für weitere Unternehmungen darbot. Die Einwohner öffneten willig ihre Thore und machten gemeinschaftliche Sache mit den Römern. Durch geschickte Unterhandlungen gewann Scipio die eingeborenen Stämme, so daß bald die Seeküste bis an den Iberus in seine Gewalt geriet. Jetzt glaubte Hanno, der hier den Befehl führte, er dürfe nicht länger unthätig den feindlichen Fortschritten zusehen. Ohne den Oberbefehlshaber Hasdrubal abzuwarten, ließ er sich in ein Treffen ein und erlitt eine vollständige Niederlage. Der Oberfeldherr erschien zu spät mit einem Heerhaufen von 9000 Mann. Er überfiel das sorglos lagernde römische Schiffsvolk bei Tarraco und jagte es mit großem Verlust auf die Flotte; doch wagte er nicht dem anrückenden Scipio standzuhalten. Ebensowenig ließ er sich auf einem zweiten Zuge in eine Feldschlacht ein. Er ermutigte und stärkte nur die noch treu gebliebenen Stämme und veranlaßte die mächtigen Ilergeten zum Abfalle von der beschwerlichen Bundesgenossenschaft mit Rom. Nach seinem Rückzuge bezwang Scipio ungeachtet des allzu rauhen Winters fast alle Völker zwischen dem Iberus und den Pyrenäen. Diese Erfolge der römischen Waffen wirkten auf den Kriegsschauplatz in Italien zurück, denn die kurzsichtige karthagische Regierung verwandte die Kräfte des Staates auf die Erhaltung der einträglichen hispanischen Provinzen, anstatt mit aller Macht zu Wasser und zu Lande den Helden auszurüsten, welcher in Italien durch die Überlegenheit seines Geistes die feindliche Eidgenossenschaft mit zerschmetternden Schlägen zu überwältigen suchte.

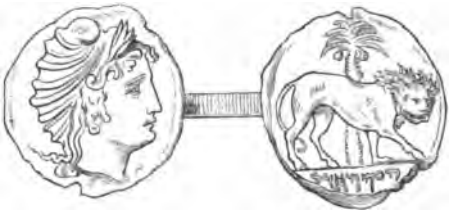
Die römische Bürgerschaft war nicht bloß durch Hannibals Siege, sondern mehr noch durch allerlei Wundererscheinungen beunruhigt. Ein Kind hatte „Triumph!“ gerufen; ein Stier, sagte man, sei von selbst in den dritten Stock eines Hauses gestiegen, man habe am Himmel Gestalten von Schiffen, anderwärts stumme Menschengestalten in weißen Kleidern gesehen. Diese und ähnliche Ammenmärchen ängstigten die Gemüter. Der umsichtige Senat trug ihnen Rechnung. Er veranstaltete Umzüge, Opfer, Götterschmäuse; dann aber traf er wirksamere Vorkehrungen gegen den Feind. Beide Konsuln sollten mit den ihnen zugeteilten Legionen zur Bekämpfung des karthagischen Feldherrn in Italien operiren. P. Scipio wurde mit genügender Mannschaft als Prokonsul seinem Bruder in Hispanien zu Hülfe geschickt; mehrere Legionen gingen nach Sardinien und Unteritalien, um diese Provinzen zu decken.

So stand der Riesenkörper des römischen Staates noch immer in seiner imposanten Größe da, unerschüttert durch die erlittenen Unfälle; in allen seinen

Teilen lebte noch die Kraft, die von seinem Haupte, dem Senat, ausging, der die vorhandenen Mittel mit seiner oft bewährten Weisheit verwendete und sie nur dann steigerte, wenn die äußerste Notwendigkeit dazu antrieb.

Nichts wurde unberücksichtigt gelassen, nirgends aber fand ängstliche Überstürzung statt. Nur die Wahl der Konsuln machte der leitenden Behörde Not; denn diese hing von den Komitien ab und war durch Volksgunst bedingt. Aus der Wahlurne gingen die Namen Cn. Servilius Geminus und C. Flaminius hervor; ersterer war allerdings ein im Kriege schon erprobter und für den hohen Posten nicht ungeschickter Mann; letzterer, der Liebling des Pöbels, hatte einst durch den Antrag auf Landesverteilung den gallischen Krieg veranlaßt; dann, als Konsul die Zurückberufung des Senats verachtend, mehr durch die Tapferkeit seines Heeres als durch strategische Geschicklichkeit den Insubrern eine Niederlage beigebracht.

Der neue Konsul Flaminius berief nach Ariminum, wo er gegen das bestehende Herkommen den Purpur anlegte, die eigenen Legionen und die Trümmer der vorjährigen, so weit diese am Padus entbehrlich waren. Er rückte darauf über den Apennin nach Arretium in Etrurien. Das heutige Arezzo thront auf einem Hügel am Zusammenflusse der Chiana mit dem Arno an derselben Stelle, welche einst die alte Tusker-Stadt gekrönt hatte. Es beherrscht das trefflich angebaute Chiana-Thal, das sich bis Chiusi, dem ehemaligen Clusium, und weiter erstreckt. Schon die alten Etrusker hatten die sumpfige Niederung durch künstliche Leitungen entwässert und in einen blühenden Garten verwandelt. Die Einwohner waren in Angst vor den feindlichen Verheerungen; aber der Konsul beruhigte sie.



Soldmünze für die punischen Krieger.

Kein punischer Räuber, versicherte er, solle ihre Fluren betreten; auch werde er selbst, sobald sich die bessere Jahreszeit einstelle, über den Arnus zur Deckung der Gebirgspässe vorrücken. Er hatte in der That diese Absicht, während sein Amtsgenosse Cn. Servilius in Ariminum das offene Land zwischen dem Adriatischen Meere und dem Gebirge beobachtete. Auf diese Art schien die Grenze wohl gesichert.

Die römischen Feldherrn hatten es indessen mit einem Gegner zu thun, der seinen eigenen Weg ging, dessen Bewegungen selten vorherzusehen waren. Kein Hindernis, das die Natur entgegengestellt, hielt er für unüberwindlich, und mit verwegenem Mute wagte er, was andere, gewöhnliche Menschen zurückschreckt. Er hatte die Keltenstämme durch seine Siege um sich vereinigt; ihre kriegslustige Jugend verstärkte sein Heer; aber schon machte er die Erfahrung, daß sie, von Natur wankelmütig, ihr Gebiet gern von der Last des Krieges befreit gesehen hätten. Solche Bundesgenossen konnten daher für seine Operationen zum Sturze Roms nicht die geeignete Basis abgeben. Die sabellischen

Völker, vielleicht Latium selbst, wenn er sie für die Sache der Freiheit gewann, sollten ihm die Legionen liefern, die unter seiner Führung die römischen Schwerter zu bekämpfen und zu besiegen imstande waren.

Hannibals Zug über die Apenninen. Er machte daher zum zweitenmal den Versuch, die schneebedeckten Apenninen zu übersteigen, und kam glücklich durch den Paß von Pontremoli in das offene Land, das sich nach dem Arno hinabsenkt.

Stürme und Not beim Übergang über die Apenninen.

Nun rückte er aufwärts am Strome nach der Gegend, wo der Konsul noch immer auf die bessere Jahreszeit wartete. Seine keltischen Führer hatten ihn aber mit der Eigentümlichkeit des Landes nicht gehörig bekannt gemacht. Er geriet in Niederungen, welche die von Regengüssen und schmelzenden Schnee angeschwollenen Bergwasser überstauten. In dieser schwierigen Lage ordnete er den Zug mit großer Umsicht. Voran rückten seine libyschen und hispanischen Veteranen, dann die minder zuverlässigen Gallier und endlich die Reiterei unter Mago. Er selbst ritt, das Ganze überschauend, auf dem Elefanten, der allein noch übrig war. Vier Tage und drei Nächte ging der

Marsch durch die Sümpfe, wo kein Ruhepunkt, keine trockene Schlafstätte zu finden war, wo nur die gefallenen Tiere zur Rast benutzt werden konnten. Die Gallier, die auf dem schon aufgewühlten Sumpfboden marschierten, litten am meisten; sie hätten gern Heer und Sieg und Beute im Stiche gelassen, um den häuslichen Herd wieder zu erreichen, aber die nachfolgenden Reisigen hieben jeden Flüchtling nieder. Mit schwerem Verluste erreichte man endlich festen Boden bei Fäsulä, wo man ein Lager aufschlug und durch kurze Rast sich stärkte. Hannibal selbst, der an einer Augenentzündung litt, verlor auf diesem Zuge durch Sumpfluft und Mangel an Pflege das eine Auge.

Sobald das Heer sich einigermaßen erholt hatte, begannen die Bewegungen; denn der umsichtige Feldherr hatte durch seine Spione von der Kampflust des Konsuls gehört und eilte, sie zu benutzen, ehe das zweite Heer von Ariminum zu Hülfe käme. Er setzte über den hier nicht bedeutenden Arnus, umging die römische Macht und fiel in das Thal des Clanis (Chiana) ein. Die Bauernhöfe gingen in Feuer auf, Geld und Gut und die Bewohner selbst wurden fortgeschleppt; Jammergeschrei erfüllte den ganzen Grund und erreichte das Ohr des Konsuls, der den Thalbewohnern seinen mächtigen Schutz verheißen hatte. Das vermochte der stolze Mann nicht ruhig zu ertragen. So von dem Punier gereizt, zog er an den verheerten Feldern, an den Brandstätten vorüber dem Feinde entgegen. Voraustrabende Reiter erblickten schon in der Ferne die feindliche Nachhut. Sie verschwand hinter den Höhen, die, von Cartona südwärts streichend, den Kessel des Trasimenischen Sees (See von Perugia) umkränzen. Aber die Nacht brach ein; man mußte die Züchtigung des kühnen Afrikaners auf den folgenden Tag verschieben. Kaum konnte der kampfbegierige Feldherr den Morgen erwarten, an welchem er unsterblichen Ruhm zu erringen hoffte. Langsam, zögernd zeigte sich endlich das erste Grau des Tages, an dem die denkwürdige Schlacht am Ufer des Trasimenischen Sees geschlagen werden sollte.

Schlacht am Trasimenischen See. Drei Stunden in die Länge und ebenso viel in die Breite dehnen sich die grauen Gewässer des Sees aus. Die Ufer sind flach, schilfig, öde, nur von wenigen unbedeutenden Ortschaften belebt. Zuweilen zieht schweigsam ein Fischer in seinem mit altlatinischem Segel versehenen Kahne über die reizlose Wasserfläche. Im Frühjahr und Herbste lagern sich dichte Nebelmassen, die aus dem See aufsteigen, über den ganzen Grund, sodaß man die Höhen nicht wahrnehmen kann, die halbmondförmig die Niederung umgeben. Zwischen denselben und dem See bleibt nur ein enger Zugang und darauf eine kesselförmige Erweiterung frei, während südwärts einer der Hügel fast bis an das Wasser vorgeschoben ist, und auf diese Art das Ende des Halbkreises bildet. So war damals die Gegend beschaffen, die Hannibal zum Schlachtfelde ausersehen hatte.

Auf den südlichen Hügeln stand er selbst mit seinen Libyern und Hispaniern, um dem Feinde mit eisernem Riegel den Ausgang zu versperren; andere Höhen besetzten leichtgerüstete Völker, besonders kriegserfahrene Balearen. Hinter den Vorbergen des vordern Zugangs hielt völlig verdeckt die Reiterei. Es war im Frühling, ein trüber Aprilmorgen. Wie ein Meer wogte der

Nebel über der Tiefe, bald da und dort höher aufqualmend, bald wieder in grauen, dichten Massen sich senkend. Das Auge vermochte nicht in die Tiefe zu dringen; man vernahm nur den Schritt von Männern, Rossehufschlag und dann und wann einen Kommandoruf. Es war das römische Heer, das in 217 v. Chr. möglichster Eile durch den Grund marschierte. Plötzlich machten die vordern Glieder Halt; sie fingen an, sich in Schlachtordnung zu formiren. Denn ein Lufthauch hatte die Nebelschichten vor ihnen auf einen Augenblick gelichtet; sie erblickten auf den Hügeln blinkende Waffen und feindliche Standarten. Durch das plötzliche Anhalten der vordern Kohorten entsteht in der Mitte und in der Nachhut Gedränge und Unordnung; da vernimmt man rings auf den Bergen die rauhen Klänge der Kriegshörner, bald Feldgeschrei und Waffenlärm; Bleikugeln, Geschosse jeder Art prasseln, wie von unsichtbaren Händen versandt, auf Helme und Schilde, und von den Hügeln und aus den Schluchten dringen karthagische Scharen zum Angriff auf die verwirrten römischen Massen, die sich vergebens bemühen, ihre Glieder zu entfalten und ihre taktische Ordnung herzustellen. Der Konsul sprengt unerschrocken durch die ungeordneten Haufen. Nicht durch Gelübde und Anrufung der Götter werde man sich einen offenen Weg bahnen, sondern mit Mut und Kraft und mit dem Schwerte, so ruft er im fürchterlichen Getümmel des Kampfes, der schon begonnen hat; aber seine Stimme wird vom Geschrei der streitenden Männer, vom Stöhnen der Verwundeten, vom Rasseln der geschwungenen Waffen übertönt. Jeder kämpft, wie es Ort und Umstände gebieten, hier auf der Flucht, dort im Vordringen, bald einzeln, bald in Haufen. Fliehende Scharen suchen durch den Eingang zu entkommen; aber da würgen die Speere und Schwerter der Reiterei, die ohne Gnade Flüchtlinge und Kämpfer niederhauen. Andere werden in den See gedrängt, dessen Wasser sie gleich erbarmungslos verschlingen. Einzelne Kohorten stürmen die Höhen und finden nicht Sieg, sondern Wunden und Tod. Und über dem ganzen Grunde lagert der Nebel, daß keiner die eigenen Fahnen und Standarten sieht, keiner weiß, wo Rettung möglich ist, wo sicheres Verderben lauert.

Der Kampf der streitenden Heere dauert fort; Geschosse schwirren, Speere durchbohren Schilde und Panzer, Schwerter rasseln im Handgemenge unablässig, die Kämpfer ringen verzweifelt. Der See wallt und schäumt, ohne Luftzug in seinen Tiefen aufgewühlt; sie sehen es nicht. Unterirdischer Donner rollt, als ob die Götter der Unterwelt sich kundthun wollten; sie hören es nicht. Die Erde zittert und schwankt unter ihren Füßen; sie fühlen es nicht; sie bemerken nicht das Erdbeben, das um dieselbe Stunde Städte zerstörte und Berge einstürzte. Alle Gedanken sind auf den entsetzlichen Streit gerichtet. Und über dem Thale des Todes sind die grauen Nebelschichten noch immer gelagert, daß kein Strahl des Tages das Werk der Zerstörung beschaue. Nur in der Nähe erkennen die Krieger, ob sie Freund oder Feind vor sich haben, scharen sich zusammen, rennen an und weichen, wie es Mut und Kraft mit sich bringt.

Wo das Getümmel am dichtesten, die Not am größten ist, dahin wendet sich der Konsul, ermutigend, Hülfe bringend, aber nicht Rettung, nicht Sieg.

Um ihn sammeln sich die Tapfersten, sowol Reiter als auch eine Schar wehrhafter Triarier. Um ihn drängt sich, ballt sich des Streites Not, sammeln sich feindliche Haufen. Da erkennt ihn ein insubrischer Reiter. Die einst am Padus erschlagenen Brüder und die Verheerung seiner Heimat zu rächen, spornt er sein Roß durch das Getümmel. Er durchbohrt zuerst den Waffenträger, der sich ihm entgegenwirft, dann den Konsul selbst mit geschwungener Lanze. Den Leichnam schirmen die Triarier mit vorgehaltenen Schilden vor Beschimpfung, aber das Schicksal des Tages können sie nicht ändern. Drei Stunden hat das furchtbare Gemetzel gedauert; was menschliche Kraft vermag, haben die Römer aufgeboten; nun ist ihr Mut gebrochen, ihr Arm erlahmt, ihre Schwerter sind stumpf, Schilde und Panzer zerhauen. Die Schrecken der Niederlage kommen über sie. Wo noch ein Ausweg übrig ist, dahin rennen sie, von Angst und Entsetzen gejagt. Sie stürzen übereinander, sie suchen die Anhöhen zu erklimmen, sie werfen sich in die Wasser des Sees, um sich durch Schwimmen zu bergen. Aber überall verfolgt, ereilt sie das würgende Schwert des wutentbrannten Feindes.

Nur ein Heerhaufen von 6000 Mann war gleich zu Anfang des Treffens mit unwiderstehlicher Gewalt durch den Paß gebrochen und hatte eine Anhöhe besetzt, wo man zwar das Getümmel der Schlacht deutlich hörte, aber wegen des Nebels von dem, was im Thale vorging, nichts sehen konnte. Als nachmittags die Sonne durchdrang, erkannten sie die Niederlage des ganzen Heeres. Sie brachen sogleich auf und marschierten weiter, ohne zu wissen wohin. Am Abend lagerten sie sich wieder auf einem Hügel, der gesichert zu sein schien. Erschöpft von Ermüdung und Hunger ruhten sie während der Nacht. Als aber der Morgen anbrach, sahen sie feindliche Reiterei vor sich, die ihren Spuren gefolgt war. Bei der völligen Entkräftung waren Kampf und Rückzug gleich unausführbar; sie ergaben sich daher an den karthagischen Anführer Maharbal, ebenso ein wohlgerüstetes Geschwader von 4000 Reisigen, das der zweite Konsul Cn. Servilius vorausgesandt hatte, als er selbst seinem Genossen zu Hülfe zog. So steigerte sich der Verlust der Römer immer mehr. Es lagen 15 000 Krieger, die Blüte der italischen Eidgenossenschaft, auf der Walstatt, eben so viele waren in Gefangenschaft, und nur 10 000 Flüchtlinge, zum Teil verwundet und ohne Waffen, entkamen auf verschiedenen Wegen durch Busch und Wald in die Heimat.

Der Verlust der Karthager, die überall und von Anfang an im Vorteil gewesen waren, belief sich nur auf 1500 Tote; doch mochte die Zahl der zum Teil schwer Verwundeten die der Gefallenen noch übersteigen. Nach kurzer Rast brach Hannibal in südlicher Richtung auf; seine leichten Scharen durchstreiften weit und breit das Land, das keine Legionen mehr vor Plünderung schützten. Ein kühner Handstreich auf die stark befestigte Stadt Spoletum mißglückte zwar, aber ganz Umbrien ward überschwemmt und nach Übersteigung der Apenninuskette auch das fruchtbare Gebiet von Picenum. Hier erreichte der siegreiche Held die Seeküste und konnte zum erstenmal, seitdem er Hispanien verlassen hatte, Botschaft von seiner Heerfahrt und von seinen Erfolgen nach Karthago senden. Auch machte er hier den gewagten Versuch, die Bewaffnung und taktische Ordnung seiner Krieger zu ändern, was sonst nur in der Zeit friedlicher Zustände

mit Erfolg geschehen kann. Er verdankte die bisher erfochtenen Siege hauptsächlich der strategischen Benutzung der Örtlichkeit und der Fehler seiner Gegner. Er mußte darauf bedacht sein, auch in der offenen Ebene, wo kein Hinterhalt, keine Umzingelung möglich war, die Legionen niederzuwerfen. Die Heerhaufen, welche an der Trebia und am Trasimenus seine Linien durchbrachen, hatten ihn über die Vorzüge der römischen Bewaffnung und Taktik belehrt. Er beschloß daher, afrikanische Legionen zu bilden, was bei der Übung und Kriegstüchtigkeit seiner Veteranen nicht eben schwer war.

Am Trasimenischen See.

Seine Libyer wurden mit römischen Waffen ausgerüstet, in Kohorten und Manipeln eingeteilt und nach dem neuen System tüchtig eingeschult. Rüstungen, Schwerter und Pila hatte man auf den Schlachtfeldern in hinreichender Menge gefunden, sodaß die Beschaffung derselben keinen Verzug veranlaßte.

Warum aber ging der sieggekrönte Held nicht gleich nach der Schlacht dem Konsul Cn. Servilius entgegen, dessen Reiterei bereits größtenteils vernichtet war? Diese Frage drängt sich uns auf, wenn wir bedenken, daß durch die Zerstörung der letzten Stütze der erwartete Fall der Republik beschleunigt worden wäre. Kannte der Feldherr, der überall seine Spione hielt, die kriegerische Geschicklichkeit und Vorsicht seines Gegners, über welchen er nicht hoffen

konnte, ebenso raschen Erfolg zu erzielen? Fürchtete er ein Stillestehen des Kampfes, einen längern Verzug im keltischen Lande, das sich zur Basis seiner Unternehmungen nicht eignete? Und warum rückte er — sehr nahe liegende Frage — nicht sofort gegen Rom? Jedenfalls hatte der geniale Mann sehr triftige Gründe dafür, daß er es nicht that. Vielleicht schien es vor allem ihm nötig, Rom zu isoliren, bevor er den vernichtenden Schlag gegen die verhaßte Gegnerin führte.

Erschütternd war der Eindruck, welchen die unglücklichen Vorgänge auf die Bürgerschaft Roms machten. Unbestimmte Gerüchte verbreiteten sich zuerst in der Stadt. Die Menge sammelt sich auf dem Forum, vornehme und geringe Frauen irren durch die Straßen, forschen, fragen, welches Unglück den Staat betroffen habe, ob eines der konsularischen Heere, und welches geschlagen sei. Der Zudrang um die Kurie wächst; man begehrt laut und immer lauter von den versammelten Vätern sichere Nachricht. Gegen Sonnenuntergang, da der Auflauf drohend wird, tritt in seiner Amtstracht der Prätor heraus und verkündigt: „Wir haben eine große Schlacht verloren!“ Weiter erfährt man nichts; aber in der Nacht und am folgenden Tage wird die Lage der Dinge allgemein bekannt, Trauern und Wehklagen erfüllt Straßen und Wohnungen. Nach und nach langen gerettete Flüchtlinge, tot geglaubte Väter, Gatten und Söhne an; da sollen zwei Mütter, die bereits ihre Söhne als tot beweinten, der Freude des Wiedersehens erlegen sein.

Der Senat war unterdessen Tag für Tag, von Aufgang bis Untergang der Sonne, versammelt und beratschlagte, welche Völker und welche Feldherren er dem Sieger entgegenstellen solle. Als aber auch noch die Botschaft vom Untergange der Reiterei des zweiten Heeres anlangte, faßte man einstimmig den Beschluß, einen Diktator zu ernennen. Die Bürgerschaft, hierzu ermächtigt, ernannte nach dem Vorschlage der Väter dazu den Quintus Fabius Maximus, einen bejahrten Mann von altem Schrot und Korn, der ohne stürmische Leidenschaften seine Schritte abmaß, nicht nach Volksgunst, nicht nach dem Flitterglanze zweifelhafter Siege strebte, sondern nach dem Ruhme, seine Diktatur mit Würde verwaltet zu haben. Er begriff die Überlegenheit seines Gegners, wich den zermalmenden Schlägen desselben aus, hemmte seinen Siegeslauf und trug dadurch zur Aufrichtung des gesunkenen Mutes seiner Vaterstadt bei: das war sein Verdienst, wenn ihm auch kein Triumph dafür lohnte.

Q. Fabius Maximus Cunctator. Das neue Staatsoberhaupt hielt es zunächst für die wichtigste Angelegenheit, die erzürnten Götter zu versöhnen, was der Freidenker Flaminius schnöde hintangesetzt hatte. Dann befahl er dem zurückgekehrten Konsul Servilius, gegen eine umherkreuzende feindliche Flotte mit den vorhandenen Galeeren auszulaufen, und nun rückte er selbst ins Feld.

Wohl pochte manchem Krieger das Herz in der Brust, als das Heer durch Latium und über den Apennin bis nach Apulien vorrückte und endlich bei Arpi der feindlichen Scharen ansichtig wurde. Dennoch wäre das ganze Heer willig zur Schlacht ausgerückt, welche die Karthager auf offenem Felde anboten. Allein Fabius bezog auf Anhöhen ein festes Lager und ließ sich durch keine Herausforderung zum gefährlichen Würfelspiele auf dem Schlachtfelde bewegen.

Was war es, das den punischen Feldherrn so weit südwärts bis nach Apulien geführt hatte? Seinem Plane treu, hatte er die römischen Bundesgenossen, welche in Gefangenschaft geraten waren, mit dem Bedeuten frei gegeben, daß er nicht gegen die Völker Italiens, sondern nur gegen Rom Krieg führe. Er erließ dann einen Aufruf zunächst an die Küstenvölker, sie sollten mit ihm ein Bündnis gegen Rom eingehen. Doch machte er die leidige Erfahrung, daß man ihn nirgends als Freund und Befreier, sondern nur als Feind und Dränger betrachtete, und zwar thaten dies sowohl die italischen Stämme als auch die hellenischen Städte an den Küsten, mit welchen er in Unterhandlung trat. Vieles mochten hierzu die römischen Festungen und die Besatzungen beitragen, vieles aber auch die Abneigung gegen die Barbaren, zu welchen man die afrikanischen Heerscharen zählte. Durch Überraschung nahm Hannibal allerdings die ansehnliche Stadt Venusia ein, allein er gab sie wieder auf, weil er in andere Gegenden die Schrecken des Krieges tragen wollte.

Er marschierte an dem römischen Lager vorbei, wo sich keine Hand gegen ihn erhob, und rückte in die Berge von Samnium vor. Als sich die Bergbewohner nirgends zu seinen Gunsten erklärten, sondern nach Benevent und in die Schlupfwinkel des Gebirges flüchteten, verheerte und plünderte er die reich angebauten Thäler, die Weiler und Höfe und selbst die offene Stadt Telesia, wo sich die Einwohner vergeblich zu verteidigen suchten. Der Diktator, der ihm gefolgt war, sah dem Unheile ruhig zu. Er hielt sich auf unangreifbaren Höhen, wo er mit der Geduld eines Raubtiers auf eine Blöße seines furchtbaren Gegners lauerte, um ihn mit einem sichern Sprunge zu fassen und zu Boden zu werfen. Eine solche Gelegenheit ergab sich aber nicht; Hannibal hatte reichliche Muße, die Bundesgenossen Roms für ihre Anhänglichkeit schwer büßen zu lassen, und das alles unter den Augen des römischen Heeres, welches durch kleine Gefechte gelernt hatte, dem Feinde wieder ins Auge zu sehen.

Dem nach allen Seiten umherspähenden Karthager ging endlich ein Hoffnungsstern auf, der seinen Bestrebungen Erfüllung verhieß.

Drüben im gepriesenen Campanien, in der volkreichen Hauptstadt Capua, waren durch entlassene Gefangene Verbindungen angeknüpft worden, welche einen Anschluß in Aussicht stellten. Hannibal brach dahin auf. Durch Irrtum der Führer gelangte er nördlich vom Vulturnus in das Falerner Gebiet, das auf zwei Seiten von Bergen eingeschlossen ist. Hier erfuhr er bald, daß seine Erwartungen nicht in Erfüllung gingen, daß die Campaner, daß Capua selbst in ihrer Treue beharrten. Aber die Falerner Gefilde waren zum Teil mit römischen Bauernhöfen bedeckt; daher versandte er seine Renner und Brenner weithin bis gen Sinuessa und ließ alles bewegliche Eigentum als gute Beute fortschleppen. Fabius, der ihm, wie sein Schatten, gefolgt war, lagerte auf dem Gebirge Massicus, wodurch er die Straße nach Latium deckte. Er blieb, wie immer, unbeweglich auf seinen Höhen, obgleich die Krieger und selbst sein Reiteroberst M. Minucius laut murrend ihre Unthätigkeit beklagten, wenn sie den Rauch aus den niedergebrannten Gehöften aufsteigen und die Numidier mit ihrer Beute vorüberjagen sahen. Als sich aber Hannibal bei vorgerückter Jahreszeit anschickte, die verödeten, von festen Städten umlagerten Fluren zu

verlassen, meinte der Zauderer (cunctator), wie man spottend den Diktator nannte, seine Zeit sei gekommen, er könne dem Feinde die durch eine Thalenge führende Straße verlegen. Er setzte sich daher mit seiner gesamten Macht in Bewegung. Sein Reiteroberst mußte einen Heerhaufen in den nach Terracina ausgebreiteten Bergwald führen, wodurch die Appische Straße in der Richtung von Latium gegen Angriffe gesperrt war. Er selbst mit der Hauptmacht nahm Stellung auf dem Berge Callicula, bei der Stadt Casilinum, und entsandte 4000 Mann an den Ausgang des Engpasses, durch welchen der Weg führte. Allerdings war diese Stellung wenig konzentrirt, allein da sich die Legionen überall, wo der Zugang offen war, bis an die Zähne verschanzten, so besorgte man keine Gefahr. Doch sandte der vorsichtige Feldherr 400 Reisige unter Mancinus aus, um die feindlichen Bewegungen auszukundschaften. Der kampflustige Legat überfiel die umherstreifenden Numidier, ließ sich aber von ihnen, die nach ihrer Weise bald ansprengten, bald flohen, bis in die Nähe des karthagischen Lagers locken. Daselbst lauerte ihm der punische Reiteroberst Karthalo mit überlegener Mannschaft auf, jagte ihm mit verhängtem Zügel nach und hieb ihn nebst dem größten Teile der Reisigen nieder.

Hannibal bei Casilinum. Am folgenden Tage rückte das punische Heer in ganzer Straßenbreite vor; aber das römische Lager beherrschte den Engpaß; Hannibal mußte Halt machen. Er ließ durch leichtes Kriegsvolk die Höhen angreifen; es wurde hin und her geplänkelt, aber natürlich ohne Entscheidung, da die Legionen hinter ihren Wällen sich nicht rührten. So schien die karthagische Macht in dem ausgeraubten Falerner Gebiete, das überhaupt mehr Garten- als Feldfrüchte erzeugte, durch die feindliche Aufstellung festgebannt. An ernste Gefahr freilich war nicht zu denken. Denn es standen das südliche Campanien, die Fruchtfelder von Capua und Neapolis und von dort aus gangbare Straßen durch Samnium offen. Der Feldherr aber verschmähte jedes Zurückweichen; er täuschte den Helden des Zauderns durch einen Kunstgriff, welcher bewies, daß er die strategische Tüchtigkeit seines Gegners nicht hoch anschlug. Er ließ bei Nacht 2000 Rinder mit angezündeten Reisigbündeln auf den Hörnern über die Waldhöhen treiben. Die Besatzung des Passes hielt sich für umgangen und glaubte, das feindliche Heer ziehe bei Fackelschein über das Gebirge. Als aber die Flammen sich hin und her bewegten, Gesträucher und Büsche brannten, da flohen die Wächter über Hals und Kopf aus ihren Verschanzungen und suchten sich in Sicherheit zu bringen. Darauf hatte Hannibal gerechnet. Er rückte unaufgehalten mit Roß und Mann, mit beutebeladenen Wagen und Saumtieren durch den Engpaß. Wohl sah Fabius die beweglichen Feuer, wohl hörte er das Getöse über sich und das Getümmel des Zuges im Thalgrunde; allein er wußte keinen bessern Rat, als nach dem angenommenen Systeme hinter Wall und Graben seine sichere Stellung zu behaupten. Als der Morgen anbrach, ward er den ganzen Betrug gewahr. Er ließ sofort die Lanzenträger, welche die Rinder auf die Berge getrieben hatten, angreifen, allein eine Schar Hispanier, die an den Gebirgskrieg gewöhnt waren, fiel den römischen Veliten in den Rücken und trieb sie mit blutigen Köpfen ins Lager zurück. Auf diese Art konnte keine Entscheidung erfolgen.

Hannibals Kriegslist bei Casilinum. Zeichnung von H. Lentemann.

Jetzt blieb dem Zauderer nichts übrig, als nach gewohnter Weise dem Gegner zur Seite zu folgen, die Bundesgenossen den Plünderungen preiszugeben und zu hoffen, daß sie ungeachtet der Plagen und Verluste in ihrer Treue beharren würden. Daß er sich in dieser Erwartung nicht täuschte, hat Rom gerettet, nicht sein Zaudern, das dem Feinde erlaubte, das Gebiet der Eidgenossenschaft nach allen Richtungen zu durchziehen und zu brandschatzen.

Hannibal rückte von Allifä, wo er gerastet hatte, durch Samnium in einer Richtung, die Latium bedrohte, dann ostwärts in das Land der Peligner. Er wendete sich hierauf rückwärts nach Apulien, wo er Winterrast zu nehmen gedachte. Hier besetzte er ohne Widerstand die Stadt Geronium in fruchtbarer Ebene, am Ausgang der samnitischen Berge, während sein Begleiter auf einem Höhenzuge bei Larinum, näher dem Meere, sich einrichtete.

Fette Triften und üppige Fruchtfelder boten hier reichliche Vorräte für den Winterbedarf. Unbekümmert um das römische Heer ließ der punische Feldherr die Früchte einheimsen. Täglich rückten zwei Drittel seiner Macht für dieses Geschäft ins Feld, während nur ein Drittel im festen Lager zurückblieb. Der Diktator mußte aber wegen Opfergeschäfte nach Rom und übergab für die Zeit seiner Abwesenheit dem kampflustigen Reiteroberst M. Minucius den Oberbefehl, jedoch mit der strengen Weisung, sich in kein ernstes Gefecht einzulassen. In Rom wurde er nicht eben freundlich empfangen. Man meinte mit Recht, es sei kein großes Verdienst, den Sommer mit Nichtsthun zuzubringen, die Soldaten im Lagerwalle gefangen zu halten, die Felder der Bundesgenossen und selbst vieler römischen Bürger ausplündern zu lassen und den Feind die Kreuz und die Quere mit dem Schwert in der Scheide durch Italien zu begleiten. Spottvögel nannten den Zauderer Hannibals Nachtreter, einen Feldherrn, der sich vor einer Herde Rinder bei Casilinum in sein Lager eingeschlossen habe. Der alte Kriegsmann fragte nicht viel nach der schwatzenden Menge; als aber die Nachricht einlief, der Reiteroberst habe ein glückliches Treffen geliefert und den unbesiegten Karthager von der Ebene vertrieben, als Fabius nach Weise der Vorfahren das Beil des Liktors dem Übertreter seiner Gebote in Aussicht stellte: da brach in der Gemeinde der Sturm gegen ihn los. Der Volkstribun M. Metilius that den ungewöhnlichen Vorschlag, man solle den Oberbefehl zwischen dem Diktator und seinem Obersten teilen. Obgleich Fabius schon abgereist war, fand doch der Antrag anfangs keinen Beifall. Da erhob sich C. Terentius Varro, der Sohn eines Fleischers, der sich durch Hausirhandel Vermögen erworben hatte. Er war schon Quästor, Ädil und Prätor gewesen und strebte nach dem Konsulat. Als Emporkömmling schmähte er auf den alten und neuen Adel, auf den Senat und dessen Kreatur, den Diktator. Er wußte, den Leidenschaften des Volkes schmeichelnd, dasselbe für den Vorschlag so zu gewinnen, daß es ihn zum Gesetz erhob. So wurde, was die Diktatur verhüten sollte, die Teilung des Oberbefehls wieder eingeführt.

Mit dem Diktator gelangte auch die Kunde von der ungewöhnlichen Maßregel ins Lager. Der übermütige Magister equitum (Reiteroberst), der allerdings in einigen Gefechten siegreich gewesen war, hätte gern die ganze Macht zusammengehalten und im Befehle mit Fabius abgewechselt; aber letzterer hielt

es für geratener, die Legionen zu teilen, damit er unbehindert seinem Systeme treu bleiben könne. Nachdem dies geschehen war, nahm er mit seinem Heeresteile eine sichere Stellung, die er mit allen Mitteln der Kunst befestigte, während sein Genosse dreist seine frühere Lagerung behauptete.

Diese Vorgänge blieben natürlich dem Gegner nicht unbekannt; er war darauf bedacht, sie zu einem entscheidenden Schlage zu benutzen. Die Gegend war überall ohne Waldung und höhere Berge; doch zog sich von dem Gebirge des innern Landes eine Reihe von Hügeln und Bodenschwellungen herunter, von denen einige zum Teil aus nacktem, zerklüftetem Gestein bestanden. Daselbst entdeckte der Feldherr tiefe Höhlungen, die sich für einen Hinterhalt wohl eigneten. Er versteckte darin mehrere tausend Reiter und Fußknechte. Darauf besetzte er bei Nacht die Anhöhe selbst mit wenigem Volke, das am Morgen den Haufen des Minucius spottend die blanken Waffen zeigte. Solches ertrug der Mann ebensowenig als seine thatendurstigen Krieger. Zuerst rückten die Leichtgerüsteten aus; ihnen folgten, als der Feind Verstärkung erhielt, die Reisigen, bald auch die Legionen in voller Schlachtreihe. Sie stießen auf die Karthager, die gleichfalls in Abteilungen vorrückten. Nach blutigem Handgemenge wurde die Vorhut von der Höhe herabgeworfen, die Flüchtlinge und nachdringenden Feinde brachten die Geschwader in Verwirrung; doch widerstanden die geharnischten Fußknechte unverzagt, bis der Hinterhalt in Rücken und Flanke einbrach und Schrecken, Tod und Verderben verbreitete. Aber Fabius hatte den Hergang durch berittene Späher beobachten lassen. Als er von der Not, dem drohenden Untergange seiner Mitbürger hörte, da verließ er, den Unmut und die Scheu vor Wagnissen bezwingend, sein sicheres Lager und erschien im Eilmarsche auf dem Schlachtfelde; Hannibal dagegen zog bei dem unerwarteten Anblick der in fester Haltung anrückenden Massen seine Linien zusammen und brach das Treffen ab. Auch der Diktator, zufrieden mit dem erlangten Vorteil, trat den Rückzug an, um auf seiner Höhe Wache zu halten. Daselbst traf noch an demselben Tage der unbesonnene Reiteroberst mit seinen geretteten Scharen ein. Freiwillig unterwarf sich derselbe der diktatorischen Gewalt, die zur rechten Zeit so wirksam zu seiner Erhaltung eingeschritten war.

Fortgang des Krieges in Hispanien. Während dieser Vorgänge in Italien 217 v. Chr. dauerte auch der hispanische Krieg unausgesetzt fort. Daselbst waren die römischen Befehlshaber siegreich, insbesondere aber kämpfte der tapfere Scipio ruhmvoll, was natürlich auf den Gang des Krieges in Italien zurückwirkte. Karthago wurde nämlich dadurch abgehalten, ausreichende Hülfe dahin zu schicken, wo das Schicksal der beiden Republiken entschieden werden mußte.

Der Sieg am Trasimenus erregte selbst bei der engherzigen Regierung Karthagos einige Teilnahme für den Bedränger Roms. Eine Flotte von siebzig Penteren, befrachtet mit Mannschaft und Vorräten, suchte ihn bei Pisä an der Mündung des Arnus. Sie kaperte römische Lastschiffe, wurde aber bald von 120 Galeeren unter dem Konsul Cn. Servilius verfolgt. Glücklich entrann sie zwar, doch blieben die Römer Herren des Meeres und wagten sogar eine Landung in Afrika, wo sie verheerend und plündernd sich ausbreiteten. Dies schlug indes übel genug aus, denn von allen Seiten anstürmende Heer-

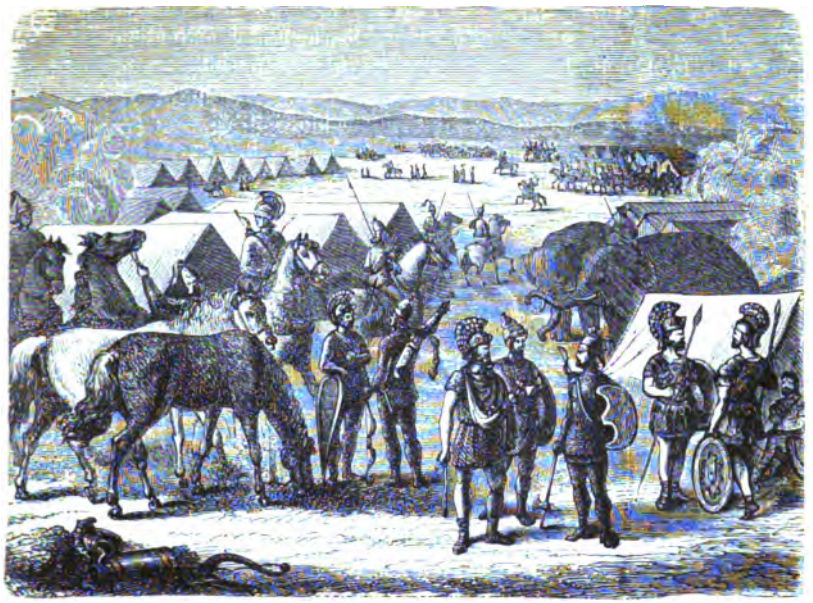
haufen trieben die Eindringlinge mit großem Verluste auf ihre Schiffe zurück. Tote, Verwundete und die gesamte Beute zurücklassend, steuerten sie nach Lilybäum. Daselbst übernahm der Prätor den Oberbefehl; den Konsul aber, sowie seinen Amtsgenossen Atilius, berief ein Befehl des Diktators nach Larinum an die Spitze des Heeres, weil die Zeit der diktatorischen Gewalt zu Ende ging.

Im folgenden Jahre gedachte der Rat von Karthago seinem tapfern Feldherrn in anderer Weise Hülfe zuzuführen. Er beschloß, von Hispanien aus auf der durch Hannibal eröffneten Straße ein stattliches Heer nach Italien vorrücken zu lassen. Indessen war die Lage der Feldherren auf der Iberischen Halbinsel für ein solches Unternehmen keineswegs günstig. Ein Teil der Schiffsmannschaft hatte sich gegen Hasdrubal aufgelehnt und die tapfere Völkerschaft der Carpesier aufgewiegelt. Der Feldherr war zwar nach hartem Kampfe Sieger geblieben, allein überall bedrohten ihn dort die Römer, hier Untreue und offener Abfall.

Auf seine Meldung über diese Zustände erhob sich endlich der Senat in Karthago zu größerer Kraftentfaltung. Er ließ eine mächtige Rüstung zu Wasser und zu Lande nach den gefährdeten Besitzungen in See gehen. Himilko, dem die Anführung übertragen war, trat mit Hasdrubal in Verbindung, verstärkte ihn mit Geld und Mannschaft, und nun setzte sich dieser in Bewegung nach dem Iberus, um den Strom und darauf den Wall der Pyrenäen zu überschreiten.

Es ist ersichtlich, daß der beabsichtigte Marsch des Barciden an der Spitze einer bedeutenden Macht für Roms Herrschaft verhängnisvoll werden konnte. Er trat dann mit seinem siegreichen Bruder unbehindert in Verbindung. Letzterer hatte bereits Unterhandlungen mit den Beherrschern von Makedonien und Syrakus eingeleitet. Wenn das doppelte Bündnis abgeschlossen und die gesamten Streitkräfte der Bundesgenossen von Hannibals Genie geleitet worden wären, so ist kaum abzusehen, wie Rom seinem Untergange hätte entgehen können. Nicht die Weisheit des Senates, nicht das Schwert seiner Feldherren und Legionen, auch nicht die Hingebung, der todesmutige Patriotismus seiner Bürger rettete es vom Verderben, sondern die unsichtbare Hand, die im Verborgenen die Schicksale der Menschen ordnet und lenkt.

Die Scipionen, welche die drohende Gefahr wohl erkannten, rafften sogleich ihre ganze Macht zusammen und gingen dem Feinde entgegen. Hasdrubal hätte wohl in dem gebirgigen Lande dem entscheidenden Kampfe ausweichen können; er hatte das Beispiel seines großen Bruders vor Augen, der am Rhodanus die Schlacht vermied, um in Italien zu siegen, aber er vertraute seiner Überlegenheit. Beide Heere trafen aufeinander. Die Römer, die Gefahr des Vaterlandes vor Augen, drangen mit verzweifeltem Mute vor. Mit gleicher Kampflust und kriegerischer Tüchtigkeit begegneten ihnen auf den Flügeln die Libyer. Dagegen flohen im Mitteltreffen die hispanischen Völker, die den weiten, ungewissen Marsch in die Ferne scheuten, fast ohne Widerstand. Ihre Flucht riß die Reiterei mit sich fort, was die Niederlage vollständig machte. Ohne Hoffnung, an Sieg und Glück verzweifelnd, entfloh der Feldherr mit wenigen Getreuen. Auf diese Art blieb der tapfere Mann, der in Italien um den höchsten Preis rang, ohne Hülfe von seiner Vaterstadt; aber noch vertraute er auf den glänzenden Stern, der ihm bisher gestrahlt hatte, und nicht vergebens.



Lager der Karthager. Numidier und balearische Schleuderer.

Schlacht bei Cannä.

Da ist nicht Berg, da ist nicht Wald,
Zu legen argen Hinterhalt.
Die Banner wehn, gerüstet zur Schlacht
Steht unabsehbar Romas Macht.
Doch mit dem Helden ist die Kraft,
Die Wunder wirkend Siege schafft.

Das Jahr (217) war ohne namhafte Niederlage zu Ende gegangen, die Eid- 216 v. Chr.
genossenschaft hielt unter den Stürmen und verheerenden Erschütterungen noch immer fest zusammen; Hispanien fühlte den Flügelschlag des römischen Adlers: da erhob sich der Stolz, das Nationalgefühl wieder zu neuen Anstrengungen, zu kühnen Hoffnungen, den gewaltigen Dränger endlich zu Boden zu werfen. Ein Prätor führte Verstärkung an Mannschaft und Schiffen nach Sizilien, ein anderer marschierte gegen die Kelten am Padus. Die umfassendsten Rüstungen wurden wider den Hauptfeind veranstaltet. Man rief vier neue Legionen in die Waffen und zwar jede um 1000 Fußknechte und 100 Reisige stärker als bisher. Es sollten demnach acht Legionen nebst den dazu gehörigen Bundesgenossen zur Bekämpfung Hannibals verwendet werden, eine Macht, wie Rom noch niemals bisher auf einem Kampfplatze vereinigt hatte.

Nicht länger, so meinten die Väter, dürften sich die römischen Heere mit Aufopferung der Eidgenossen hinter die Lagerwälle verkriechen, oder wegen unzureichender Mannschaft, wie Minucius, um die Ehre des Sieges gebracht werden. Wohl waren diese Anordnungen weise und zweckmäßig; aber in die

Wahl der Konsuln, die allein den aufgebotenen Mitteln Richtung und Kraft geben konnten, mischte sich der Parteigeist, ein sehr schlechter Ratgeber. Unter mehreren bewährten Männern bewarb sich auch C. Terentius Varro, der oben genannte Sohn eines Hausirers, um die höchste Würde. Dieser Mann des Volkes, welcher den Leidenschaften der Menge schmeichelte, erhielt die meisten Stimmen. Kaum gelang es der Anstrengung der Väter, die fernere Wahl so weit zu beherrschen, daß der im illyrischen Kriege erprobte L. Ämilius Paulus zum zweiten Konsul ernannt wurde. Da mancherlei schreckhafte Wunderzeichen, als Steinregen, blutiger Schweiß an Götterbildern u. a., gemeldet wurden, so beschwichtigte man zuerst die unsichtbaren Mächte, dann rückten die Heerführer mit den neuen Legionen ins Feld, der eine voll überschwenglicher Hoffnungen, der andere mit trüben Ahnungen, aber von dem Entschlusse beseelt, als Sieger oder nie die Vaterstadt wiederzusehen.

In Apulien stand mittlerweile der Krieg still; die beiderseitigen Hauptmassen ruhten in den Winterlagern. Nur die Fouragirer plänkelten mit einander um Beute, nicht um den Sieg, der in den Händen der Feldherren und der gepanzerten Phalangen lag. Als die Konsuln mit den neuen Legionen einrückten, wurde die Kampfweise anfangs nicht verändert, doch schlug man ein zweites, kleineres Lager näher der feindlichen Stellung auf, um die Ebene besser zu beherrschen. Auch wurden die Gefechte hartnäckiger und blutiger, da man oft Schwergerüstete zur Unterstützung der leichten Völker herausführte. In einem solchen Treffen stürzten einst ganze Kohorten, ohne Befehle abzuwarten, hervor, drängten in stürmischer Hast die Feinde zurück, verfolgten sie und hätten eine allgemeine Schlacht veranlaßt, wenn nicht der Konsul Ämilius, der an diesem Tage den Oberbefehl führte, den kampflustigen Scharen entgegengetreten wäre. Hannibal, der durch seine heimlichen Späher in Rom, wie im Lager, über alle Vorgänge, namentlich über die Beratungen des Senats und den Charakter seiner Gegner, wohl unterrichtet war, beschloß, den übermächtigen Feind durch einen Hinterhalt zu verderben. Alles Heergerät zurücklassend, räumte er nachts das Lager. Er schlug die Straße durch ein breites Thal ein, das sich zwischen mäßigen Hügelketten hinzog. Aber nur der Troß rückte in dem offenen Grunde immer vorwärts; das Hauptheer schlug sich in Abteilungen seitwärts und stellte sich zwischen den Anhöhen verdeckt auf. Die Römer merkten nichts von dem nächtlichen Abzug; sie sahen die Wachtfeuer brennen, als ob alles in der gewohnten Ordnung sei. Am Morgen überraschte sie die Stille in dem feindlichen Lager. Plänkler wurden ausgesendet; sie wagten sich bis an den Wall; einige überstiegen ihn und sahen mit Erstaunen die leeren, öden Räume, das zurückgelassene Gepäck; silberne Gerätschaften und viele Kostbarkeiten blitzten ihnen in die begehrlichen Augen. Sie ritten zurück und berichteten, was sie gesehen hatten; doch bemerkte der Hauptmann, ein erfahrener Krieger, die Wachtfeuer und die absichtlich verstreuten Geräte schienen ihm einen Hinterhalt anzudeuten. Als Ämilius zur Vorsicht mahnte, erhob sich sein Kollege gegen ihn mit tadelnder, schonungsloser Rede, und viele Obersten im Kriegsrate stimmten ihm bei. Unter Zank und Hader vergingen Stunden; aber die zusammenströmenden Krieger, die von der Beute, von dem blitzenden Silber

hörten, forderten unter lautem Geschrei die Besetzung des feindlichen Lagers. Doch verstummte das wilde Getümmel bald, als zwei von den Karthagern entflohene Sklaven anlangten und berichteten, wie der Feind im Versteck liege, um hervorbrechend über die ungeordneten plündernden Haufen herzufallen. Da stiegen vor aller Augen die blutigen Gestalten der am Trasimenus erschlagenen Krieger herauf, und der Lärm des kurz vorher drohenden Aufruhrs verstummte.

Als der Feldherr seine List vereitelt sah, kehrte er in seine Stellung zurück. Er fühlte sich aber in Einbringung der nötigen Mundvorräte durch die feindliche Übermacht sehr beschränkt; deswegen brach er nun wirklich mit Sack und Pack auf, um den Kriegsschauplatz aus dem ausgesogenen Lande südwärts in die Ebenen am Aufidus (Ofanto) zu verlegen. Sein Marsch war so unvorhergesehen, so wenig beobachtet, daß er die feste Burg der zerstörten Stadt Cannä, wo die Römer Kornmagazine angelegt hatten, fast ohne Widerstand überrumpelte. In dem fruchtbaren Lande fand sein Heer reichlich Nahrung und Weide für die Pferde, und seine treffliche Reiterei hatte freien Spielraum für ihre Bewegungen. Langsam und mit großer Vorsicht folgten die Römer in das offene Gefilde. Sie schlugen oberhalb der punischen Aufstellung zwei Lager auf, das größere auf dem rechten Ufer des Flusses, das kleinere auf dem linken. Hier gab es alsbald Scharmützel, da die Numidier, welche das Feld durchschwärmten, nicht nur die wasserholenden Krieger mit Wurfgeschossen belästigten, sondern auch, Flüchtlinge verfolgend, bis an die Thore des kleinen Lagers heransprengten. Auch mit dem Hauptheere rückte der punische Feldherr herausfordernd ins offene Feld; aber obgleich die Legionen vor Begierde brannten, sich mit dem Feinde zu messen, hemmte sie doch der Befehl des Konsuls Ämilius Paulus, der nicht die ganze Macht Roms dem Wagnisse einer Schlacht preisgeben wollte.

Anders war der Verlauf am nächsten Tage, als der Oberbefehl in die Hände des Terentius Varro überging. Er zügelte nicht länger seine und des Heeres Ungeduld, und die Örtlichkeit sowie die Überlegenheit der römischen Massen schienen günstig. Hier, in der freien Ebene, war kein Hinterhalt zu besorgen; hier konnten sich die Legionen entwickeln, die sonst feindliche Heere zu Roß und zu Fuß mit Speer und Schwert niedergeworfen hatten. Nur der Überraschung, der List des Gegners waren sie an der Trebia und am Trasimenus unterlegen; jetzt war die Gelegenheit gekommen, auf gleichem Felde ihre unwiderstehliche Kraft zu bewähren und mit einem Schlage den Krieg um Herrschaft oder Vernichtung zu Ende zu führen.

Mit dem ersten Morgengrau schritten die Legionen, die sich mit Speise und Trank für die Blutarbeit gestärkt hatten, durch den seichten Fluß, der hier, von seinem nordöstlichen Laufe abweichend, eine kurze Biegung nach Süden macht. Sie stellten sich in gewohnter Ordnung auf, doch wegen der großen Menge in tieferen Linien, was allerdings bei der hellenischen Phalanx die Massenwirkung verstärkte, bei dem Schwertkampf aber entschieden nachteilig war. Die römische Reiterei auf dem rechten Flügel, geführt von dem Konsul Ämilius, lehnte sich an den Aufidus, die zahlreicheren latinischen Geschwader unter Terentius Varro deckten den linken Flügel, welchen die Bundesgenossen bildeten. Voran

schritten die Leichtbewaffneten mit ihren Geschossen. Die schwerbewaffneten Legionen in glänzenden Rüstungen mit ihren Bannern und Abzeichen wurden von den Prokonsuln Servilius und Atilius Regulus befehligt. Weithin war ebenes Land; nur den fernen Horizont im Westen begrenzten in sanften Wellenlinien die Gebirge, welche die Quellen des Aufidus umlagern. Bald stieg die Sonne eines schönen Junimorgens auf und spiegelte sich in den blanken Waffen der stattlichen Heeresmacht. Es waren über 70000 Streiter zu Fuß und 6000 Reisige, die mit Begierde des Kampfes für Leib und Leben, für Ehre und Vaterland warteten. Andere 10000 Mann waren zum Schutze des großen Lagers zurückgeblieben.

Hannibal hatte durch seine Späher den Aufbruch des übermächtigen Feindes erfahren. Seine Wünsche waren erfüllt; sein Herz pochte vor freudiger Erwartung. Während die Krieger den Leib stärkten und sich wappneten, besprach er mit den Befehlshabern den Plan zur Schlacht. Schon war die Sonne über die Berge gestiegen, als auf seinen Befehl weiter unterhalb die Heerhaufen durch den seichten Strom gingen und sich jenseits sogleich aufstellten. Voran trabte gallische und hispanische Reiterei. Sie stellte sich am Ufer auf und bildete hierdurch den linken Flügel. Libysche Syntagmen schlossen sich an sie an, dann rückten hispanisches und gallisches Fußvolk und weiter rechts andere libysche Heerhaufen ein, welche die Formirung der Linie vollendeten. Zuletzt setzten sich die Söhne der Wüste auf ihren feurigen Rossen in Bewegung. Sie zogen, ungeduldig über die Zögerung, hinter den geschlossenen Gliedern her, bis sie am Ende derselben gegenüber der latinischen Reiterei freien Spielraum gewannen. Nur der Befehl des Feldherrn fesselte ihre Streitlust, sonst wären sie sogleich, wie sie pflegten, hervorgebrochen, um, bald ansprengend, bald fliehend, den Feind zu verwirren. So war jede Waffe an der rechten Stelle und durch Mut, Übung und Disziplin der aufgebotenen Völker ein taugliches Werkzeug in der Hand des Feldherrn. Auch äußerlich gewährten die weit ausgedehnten Massen einen kriegerischen Anblick. Auf beiden Seiten die Reiterei, hier Kelten und Hispanier, dort in bunten, flatternden Gewändern mit Schilden von Rhinoceroshaut und Lederkollern die Numidier, in ähnlicher Stellung zur Rechten und zur Linken die Libyer, ganz römisch gerüstet, mit Pilum, Schwert und dem ragenden Thürschild, in der Mitte die Kelten, nackt bis zur Hüfte, die athletischen Glieder zeigend, und hispanische Rundschildträger in blendend weißen, rot umsäumten Waffenröcken, jene das gewaltige Schlachtschwert in nervigen Händen, diese mit ihren doppelschneidigen, scharf gespitzten Klingen bewehrt: so standen die Völker Hannibals, 40000 zu Fuß und 10000 zu Roß, gegenüber den römischen. Sie waren gen Mitternacht gewendet, diese gen Mittag; die Morgensonne beschien beide Heere von der Seite; allein den Römern wehte der heiße Südostwind entgegen und trieb ihnen die aufsteigenden Staubwolken ins Angesicht.

Die Massen hatten sich in gleicher Breite ausgedehnt, um nicht überflügelt zu werden; doch standen die römischen in tieferen Gliedern; sie drohten das punische Mitteltreffen zu zersprengen. Auf dem gefährdeten Punkte nahm daher der Feldherr selbst mit seinem Bruder Mago Stellung, während Hasdrubal den linken, Maharbal den rechten Flügel führte.

Der Schlachtruf erscholl, die Heere setzten sich in Bewegung. Nach Hannibals Anordnung rückte das Mitteltreffen im Eilschritte vor und zwar so, daß es ein staffelförmiges Dreieck mit vorgewendeter Spitze bildete. Die Libyer auf beiden Flügeln blieben zurück; sie sahen, die Schilde vor sich aufgepflanzt, dem Kampfgewühle zu, das die Schleuderer und Schützen begannen und darauf in der vorgeschobenen Mitte die Schwertträger mit größerer Hartnäckigkeit fortsetzten. Die Geschosse prasselten auf Helm und Schild, die Steine und Bleikugeln der Balearen schlugen schon aus weiter Ferne in die geschlossenen Massen. Ein Schleuderstein traf den Konsul Ämilius Paulus ans Haupt.

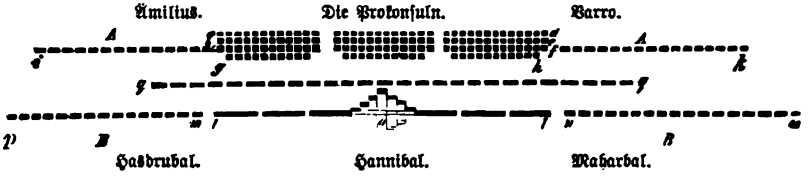
Das Blachfeld von Cannä.

Sein Blut floß; dennoch führte er die römische Reiterei gegen die feindliche, die am Flusse in gedrängten Rotten anstürmte. Der enge Raum verstattete nicht den Reisigen, sich auszubreiten; sie fochten Stirne gegen Stirne, festen Fußes, gleich den Legionen. Aber nur kurze Zeit dauerte der blutige Ringkampf; die Römer mußten der Überlegenheit ihrer Gegner weichen. Aus dem Gemetzel entrannen nur wenige durch die Schnelligkeit ihrer Pferde. Mittlerweile waren auch die Numidier mit den Geschwadern der Bundesgenossen handgemein geworden. Bald sprengten sie an, bald flohen sie, um den Feind zu verlocken, und kehrten dann in Schwärmen oder in langen Linien zurück. Die Latiner behaupteten ihre feste Ordnung; aber Hasdrubal, der die Verfolgung der Flüchtlinge des rechten Flügels aufgab, kam mit der schweren Reiterei den Numidiern zu Hülfe. Er warf auf den ersten Stoß den erschreckten Feind gänzlich über den Haufen, wendete sich dann seitwärts, während

die leichten Scharen die wilde Jagd über das Blachfeld fortsetzten, und fiel dem Fußvolk in den Rücken.

Unterdessen waren die Legionen zum entscheidenden Kampfe vorgerückt. Sie trafen zuerst in der Mitte auf die vorgeschobenen Hispanier und Kelten und griffen sie voll Vertrauen auf ihre Waffenübung und Übermacht an, fanden aber beharrlichen Widerstand. Die Schwerter blitzten im entsetzlichen Handgemenge, bald aber wurden sie trübe vom strömenden Blute. Hannibal sprengte bald da, bald dort hin, seine Scharen ermutigend, deren weit ausgedehnte Linien mit Mühe dem Andrange der feindlichen Massen widerstanden.

Sie mußten endlich weichen, doch geschah dies langsam, Schritt für Schritt. Dadurch kamen sie allmählich in gleiche Linie mit den Afrikanern, dann bei fortgesetztem Rückzug in die Form eines nach hinten gekehrten Dreiecks, wie solches die beigefügte Abbildung deutlich macht. Daselbst bezeichnen AA den römischen rechten und linken Flügel, i und k die Reiterei, gh die Leichtgerüsteten vor der Linie. Auf Seiten der Karthager deuten q q die Stellung der Balearen und anderer Schützen an, p m und n u die der Reiterei auf beiden Flügeln, l l das Fußvolk, dessen acht mittlere Syntagmen o erst staffelförmig vorgeschoben, dann zurückgezogen sind.



Aufstellung der Römer und Karthager bei Cannä.

Die römische Ordnung nahm durch das Vordringen mehr und mehr eine keilförmige Gestalt an. Sie hatte die feindliche Mitte, der kein Rückhalt mehr zu Gebote stand, bis zur äußersten Spannung aus der Linie gedrängt. Schon flohen einzelne, schon wankten ganze Haufen. Nur die Gegenwart des Feldherrn und der Wetteifer der keltischen und hispanischen, abwechselnd aufgestellten Syntagmen hielten noch die Masse zusammen. Hannibal wagte, wie immer, ein kühnes Spiel. Eine letzte Anstrengung der Römer mußte die Mitte zersprengen; dann war das Heer in zwei Teile gespalten und wurde bei der wenig tiefen Aufstellung leicht aufgerollt, nach beiden Seiten niedergehauen und gänzlich zerstreut. In diesem gefährlichen Augenblicke, den der punische Held richtig beobachtet und berechnet hatte, gab er den Befehl zum Vorrücken der libyschen Rotten auf beiden Flügeln. Das Kommando der Obersten ertönte durch die Reihen; die Afrikaner schwenkten im Sturmschritt rechts und links nach der Mitte, dehnten ihre Glieder noch mehr aus, sodaß sie selbst den Rücken der eingeklemmten Legionen zum Teil umfaßten. Wohl machten die Römer nach beiden Seiten Front und suchten sich mit dem Schwerte Luft zu schaffen; wohl ermutigten die Prokonsuln durch Wort und Beispiel zur äußersten Anstrengung; immer enger ward der eiserne Ring, der, gleich einer Riesenschlange, sein Opfer umschloß. Die Speere krachen durch Schild und

Rüstung, die Schwerter blitzen ringsum, der Schlachtruf der Lybier ertönt, wie der Ruf des Todes hüben und drüben, von allen Seiten, wie sie mordend, würgend, niederwerfend, siegesgewiß, mit Blut bespritzt, nach Blut begierig, immer weiter vorrücken. Noch widerstehen die Legionen in der gewohnten Ordnung, obgleich sie wegen des engen Raumes von ihren Waffen nicht den rechten Gebrauch machen können. Als aber Tausende sinken, ganze Reihen niedergestreckt liegen, als eine Schar Numidier, welche dem Anscheine nach übergegangen war, im Rücken angreift, als Hasdrubal endlich mit seinen Reisigen erscheint: da sinkt der Mut, da ist die menschliche Kraft gebrochen. Die Glieder lösen sich, die Ordnung hört auf; einzelne und Haufen, die sich im Ring zusammenschließen, suchen das Verhängnis von sich abzuwehren und spähen nach Hülfe, Rettung, nach einem Auswege aus dem eisernen Gürtel, der sie umschließt. All überall erblicken sie nur wilde, mordbegierige Kelten und Hispanier und die dunkeln Gesichter der erbarmungslosen Afrikaner. Es ist keine andere Rettung, als durch die Pforten des Todes, dem das gewaltige Heer, die Blüte Roms und seiner Eidgenossenschaft, verfallen ist.

Die Schlacht war geschlagen; die Sieger jagten, Flüchtlinge verfolgend, über das leichenvolle Gefilde; da und dort wagten noch vereinzelte Trümmerhaufen der geschlagenen Heeresmacht verzweifelten, doch vergeblichen Widerstand. Einsam und verlassen von seinen Getreuen saß auf einem Steine der Konsul Ämilius Paulus. Das Blut floß unter der Binde hervor, die um seine Kopfwunde geschlungen war; es rann über sein bleiches Angesicht auf Panzer und Waffenrock. Er hatte mit einer Anzahl reisiger Leute erst zu Roß, dann, als er aus Schwäche das Pferd nicht mehr lenken konnte, zu Fuß unter den streitenden, weichenden, sterbenden Legionen gefochten. Seine Reiter waren ihm im Tode vorausgegangen; er wollte sie, er wollte den Untergang des Heeres und seiner Vaterstadt nicht überleben. Der Tribun Lentulus, der vorüberjagte, hielt bei dem traurigen Anblick sein flüchtiges Roß an. Er stieg ab und bat den verwundeten Mann, sich auf dem Pferde zu retten, damit nicht der Feind, wie über seinen Sieg, so über die Leiche des Konsuls frohlocke. Er aber weigerte sich; er hieß den edelmütigen Freund seine Flucht beschleunigen, damit er den Vätern verkündige, wie er treu seine Pflicht erfüllt habe, wie er mit seinen Kriegern in den Tod gegangen sei. Ein Schwarm von Flüchtlingen rannte vorbei, verfolgt von blutgierigen Feinden; Lentulus entrann auf seinem guten Pferde; der Konsul aber erlag, von Geschossen durchbohrt. Mit ihm deckten die Walstatt nach der geringsten Berechnung 48000 Römer und Bundesgenossen, der siebente Teil der wehrhaften Mannschaft der ganzen römischen Eidgenossenschaft, darunter beide Prokonsuln, zwei Quästoren, 21 Kriegstribunen, viele Altkonsuln, Prätoren, Ädilen, auch Minucius, der Reiteroberst des vorigen Jahres, und 80 Senatoren. 23000 zudem wurden gefangen genommen.

Dem anderen Konsul, Terentius Varro, der hauptsächlich die beispiellose Niederlage verschuldet hatte, gelang es, aus dem schrecklichen Gemetzel in Begleitung von 70 Reitern zu entkommen. Er setzte durch den Aufidus, jagte in panischem Schrecken fort und hielt nicht eher an, bis er Venusia am Abhange der Berge erreichte. Hier fand er Aufnahme; um ihn sammelten sich

daselbst allmählich gegen 4000 zersprengte Leute, die jedoch zum großen Teil ihre Waffen in dem mörderischen Schlachtgetümmel verloren hatten.

Aus den beiden Lagern, wohin sich Verwundete, Wehrlose und Bewaffnete gerettet hatten, entrannen gleichfalls mehrere Tausende, teils zerstreut durch die Felder irrend, teils in Haufen, wie sie das Schicksal zusammenführte, nach Canusium, das nicht weit entfernt war. Unter den jammervollen Flüchtlingen, die ein günstiges Geschick den umherstreifenden Numidiern entzog, trabte auch ein Jüngling in fester, kriegerischer Haltung, vielleicht der einzige, der nach dem entsetzlichen Unglück Waffen, Mut und Zuversicht bewahrte.

Publius Cornelius Scipio, der Sohn des in Hispanien fechtenden Prokonsuls, war es, der wie er im Treffen am Ticinus unverzagt seinen Vater den umzingelnden Feinden entrissen hatte, so jetzt durch seine mannhafte Haltung die verzagten Kampfgefährten ermutigte. Er wurde deswegen in Canusium von den daselbst versammelten Kriegern zum obersten Anführer erwählt. Niemand beneidete ihn um diese Auszeichnung: vielmehr faßte eine große Anzahl vornehmer junger Leute, an Glück und Vaterland verzweifelnd, den Entschluß, über das Meer zu einem auswärtigen Könige zu entweichen. Dieser Anschlag wurde bekannt und fand bei andern Billigung. Aber Scipio, festen Glaubens an die Bestimmung Roms, trat in die Wohnung des Metellus, wo die verzagten Männer zusammengekommen waren. Daselbst gelobte er mit seinen Gefährten, niemals den Staat aufzugeben, sondern Blut und Leben für ihn zu wagen, und zwang jene mit gezogenem Schwert, ihm den heiligen Eid bei dem allwaltenden Jupiter nachzuschwören. Darauf wurde der Konsul vom Zustande der Dinge in Kenntnis gesetzt und eingeladen, den Oberbefehl zu übernehmen. Bald erschien dieser mit seinem freilich geringfügigen Heerhaufen, worauf man beschloß, wenigstens hinter festen Mauern sich zu halten.

Aufbruch nach Rom. Nachdem die Schlacht geschlagen war, rastete der siegreiche Feldherr auf der Walstatt. Seine Obersten umgaben den Helden, der eine so wunderbare That vollendet hatte. Sie feierten den Sieg beim festlichen Mahle. Da erhob sich der kühne, unermüdliche Maharbal und sprach, den Feldherrn begrüßend: „In wenigen Tagen wirst Du auf dem Kapitol speisen; laß mich mit meinen Reisigen eilends aufbrechen und folge bald!“ Als Hannibal von reiflicher Überlegung sprach, ehe man den immer noch gewagten Zug unternehme, fuhr jener fort: „Nun erkenne ich, daß die Götter nicht einem Menschen alles verleihen. Den Sieg weißt Du zu erkämpfen; ihn zu benutzen verstehst Du nicht!“ Ob er die Wahrheit sagte?

Denken wir uns den Gedanken des kühnen Reiters ausgeführt. Maharbal trabt mit seinen Geschwadern durch Samniums Berge auf gebahnter Straße; er durchzieht, die festen Städte umgehend, Kampanien. Nirgends tritt ihm eine feindliche Macht entgegen. Er bricht in dem Volskerlande, in Latium ein. Höfe und Dörfer werden geplündert, Saaten und Vieh sind seine Beute. Er erreicht die Tiber, seine Numidier streifen um die Hauptstadt, hemmen die Zufuhr und zerstreuen die bewaffneten Haufen, die sich ins offene Feld wagen. Schrecken geht vor ihnen her, ungewisse Gerüchte über die Niederlage verbreiten sich und lähmen, wenn nicht den Mut des Senats, doch den des Volkes.

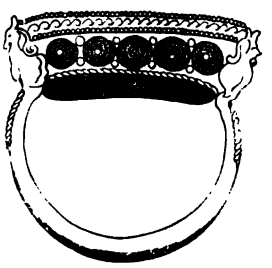
Die bei Cannä besiegten Römer ihres Schmuckes beraubt vor Hannibal. Zeichnung von H. Leutemann.

Die Treue und die Zuversicht der Bundesgenossen wankt. Bald trifft Hannibal selbst ein mit dem siegreichen Heere. Er berennt die Stadt, er bedroht Ostia und die Flotte, deren Bemannung ihr Quartier nicht verlassen kann. Seine zahlreiche Reiterei beherrscht die Ebene und schwärmt durch die Thäler des Albaner-Gebirges. Alle Maßregeln des Senats sind gelähmt, alle Anstrengungen vereinzelt. Wenn es gelingt, durch Hülfsvölker, die von Sizilien und aus Hispanien anlangen, durch Bürgeraufgebot und Bewaffnung der Sklaven eine genügende Mannschaft zu bilden, so besteht dieselbe doch zum größeren Teil aus Neulingen, während die Latiner abgeschnitten sind. Die Hemmung der Zufuhr, der wachsende Mangel in der Stadt verbieten, den Krieg in die Länge zu ziehen. Eine Schlacht aber unter den Mauern Roms vollendet, wenn sie verloren geht, den Untergang der Stadt. Ob unter diesen Verhältnissen nicht die Treue der Eidgenossen wankt, ob nicht die mächtigeren Städte von Latium, den punischen Versprechungen vertrauend, ihre Selbständigkeit erklären, ob den siegreichen Karthagern nicht Hülfe aus Afrika, von den Kelten Oberitaliens, aus Campanien und Samnium zuströmt, ist ungewiß, doch keineswegs unwahrscheinlich. Freilich war es ein Wagnis, da er die starkbefestigte, weit ausgedehnte Stadt mit seinem Heere nicht umlagern konnte; allein er war ein Mann, der bisher im Vertrauen auf sein Genie das Höchste gewagt hatte, um das Höchste zu gewinnen, daher ist es auffallend, daß er hier ein anderes Verfahren einhielt.

Folgen der Schlacht bei Cannä. Der siegreiche Held steht auf der Höhe seines Glanzes und seines Ruhmes. Er beschreitet mit den Genossen seines Sieges das schauerliche Schlachtfeld. Da liegen die stolzen Römer hingestreckt in Haufen; Lachen von Menschenblut und zerhauene Waffen bezeichnen die Walstatt. Da erhebt sich ein todwunder Mann, bluttriefend, den die Kühle der Nacht erweckt hat; dort haben sich andere im Schmerze der Wunden in die Erde eingewühlt. Doch wer kann die grausen Bilder der Zerstörung alle herzählen, die selbst jene Männer des Krieges nicht ohne Schaudern erblickten! Der Feldherr gab Befehl, die Leichen seiner eigenen gefallenen Krieger — es waren 8000 Mann — abzusondern, zu zählen und ehrenvoll zu bestatten. Auch der Leib des Konsuls, den man auffand, erhielt ein Grab; denn mit den Lebenden, nicht mit den Toten, führte der tapfere Mann Krieg. Darauf wurden 2000 römische Flüchtlinge, welche in dem offenen Cannä Zuflucht gesucht hatten, von der Reiterei eingebracht. Andere Scharen bemächtigten sich der beiden feindlichen Lager und nahmen die zurückgebliebenen Besatzungen, die nicht nach Canusium entronnen waren, gefangen. Der Feldherr, den die Menge der Gefangenen beschwerte, bestimmte für die Römer ein Lösegeld; die Bundesgenossen ließ er frei ihres Weges ziehen.

Nunmehr wandte sich der Sieger gegen Roms Bundesgenossen. Ohne Mühe wurden mehrere Städte in Apulien erobert, das reiche Arpi schloß sich ihm freiwillig an. Weiter ging der Heereszug nach Samnium. Daselbst traten die meisten Gaue der Hirpiner und Caudiner auf Hannibals Seite; die ansehnliche Stadt Compsa öffnete ihre Thore, nahm Besatzung ein und diente zum Schutze für die unermeßliche Beute, die man hier zurückließ.

Der Feldherr befahl seinem Bruder Mago, mit ansehnlicher Mannschaft die übrigen Städte zu bezwingen und dann nach Bruttium aufzubrechen, wo die kriegerischen Stämme Bund und Hülfe gegen die Römer verheißen hatten. Er selbst rückte mit der Hauptmacht in Kampanien ein. Am Vesuv vorüber marschierte er gen Neapolis, um eine Seestadt in seine Gewalt zu bekommen. Die Ritterschaft der Stadt fiel auf vorgesandte Numidier aus, ward in einen Hinterhalt gelockt und kam teils um, teils rettete sie sich auf bereitstehende Fischerbarken. Die Mauern der Stadt waren jedoch für einen Handstreich zu stark und zu gut bewahrt, als daß man einen Versuch hätte wagen dürfen. Dagegen erklärte sich in Capua, damals der zweiten Stadt Italiens, die 30000 wehrhafte Bürger zählte, die Volksmasse für den Sieger. Sie träumte von einer stolzen Erhebung zur Herrschaft über Italien, wenn Rom gänzlich niedergeworfen sei, und empfing den karthagischen Helden in ihren Mauern unter festlichem Gepränge. Widerspenstige von der Adelspartei wurden in Gewahrsam gebracht, was freilich gegen den Vertrag war, aber bewies, daß Hannibal sich nicht mit einer bloß scheinbaren Gewalt begnügen wollte. Ferner gingen die benachbarten Städte Atella und Calatia über, und auch in Nola und an anderen Orten zeigte sich das Volk der Sache Hannibals geneigt, wurde jedoch von der Adelspartei niedergehalten. Der punische Heerführer hatte jetzt in ganz Unteritalien bis an das Gebirge Garganus am Adriatischen Meere und an den Volturnus in Kampanien entschieden das Übergewicht, wenn auch die römischen Festungen und der Widerstand der hellenischen Städte den Besitz unsicher machten. Es scheint aber auch, als ob in Latium selbst Bewegungen zu seinen Gunsten befürchtet wurden, denn der ernannte Diktator mußte mit den neu ausgehobenen Legionen mehrere Monate daselbst verweilen, sodaß er erst gegen Ende des Jahres auf dem Kriegsschauplatze erschien. Noch bedenklicher war es, daß die Boier und andere Keltenstämme, durch die Nachrichten von den Siegen ihres Bundesgenossen aufgeregt, ihre Grenzen überschritten, um ihm die Hand zu reichen.



Ein römischer Ritterring.

Allein Rom verzagte nicht. Zwar herrschte auf die Kunde von der furchtbaren Niederlage die größte Bestürzung; Bürger, Matronen, Jungfrauen und Kinder irrten weinend, wehklagend durch die Straßen, erfüllten das Forum, umstanden die Kurie. Nicht bloß ein Teil der Bürgerschaft war von dem Verluste betroffen, wie nach der Schlacht am Trasimenus, sondern es war kein Haus, keine Familie, wo nicht die Klage über den Tod teurer Angehörigen laut wurde. Auch eine große Anzahl Magistratspersonen und Priester waren gefallen; die Gerichte, die Verwaltung der öffentlichen Ämter standen still. Nur der ehrwürdige Senat, obgleich ebenfalls gelichtet, behauptete auch in diesen Tagen der allgemeinen Zerrüttung seine Haltung, seine Würde, ohne einen Augenblick zu schwanken. Die Thore und Mauern wurden in möglichster Eile in Verteidigungsstand gesetzt, die jammernden Frauen und Kinder in ihre Wohnungen verwiesen. Diese und andere Maßregeln der leitenden Behörde

wurden ohne Widerspruch der Bürgerschaft in Ausführung gebracht. Aller Hader zwischen dem Rat und der Bürgerschaft, den hochadeligen Geschlechtern und der demokratischen Volksmenge war erloschen; nur das sinkende Vaterland stand vor aller Augen und erfüllte Hohe und Niedere, Männer und Frauen mit Mut, Vertrauen und Opferfreudigkeit. Um die Eintracht und den allgemeinen Aufschwung nicht zu stören, empfing man sogar den unglücklichen Konsul mit öffentlich dargebrachtem Dank, daß er über Roms Unglück nicht an der Zukunft verzweifelt, sondern die Trümmer des Heeres geborgen habe. Indessen entfernte man ihn doch vom Oberbefehl, und der Senat, der sich aus ehrbaren Bürgern ergänzte, sorgte für geeignete Befehlshaber. Namentlich erhielt der Plebejer M. Claudius Marcellus, der schon gegen die Gallier mit Auszeichnung gefochten hatte, Bestätigung in seinem Amte als Prätor. Darauf wählte man einen Diktator, der sofort vier Legionen aushob. Der Mangel an tauglicher Mannschaft war aber so groß, daß er selbst junge Leute, die noch die purpurgesäumte Toga der Knaben trugen, bei der Werbung aufbieten mußte. Auch einen Heereshaufen von 8000 losgekauften Sklaven und einen andern von 6000 Mann, die man aus den Gefängnissen entließ, zog er zur Musterung. Dagegen wies der Senat den Antrag auf Zahlung des Lösegeldes für die bei Cannä gefangenen Römer zurück und befahl dem Lybier Karthalo, der mit zehn Abgeordneten der Gefangenen angekommen war, die Marken des Staates unverzüglich zu räumen.

Zuerst ging Marcellus mit der ihm zugeteilten Legion nach Apulien. Nachdem er hier die größere Hälfte des Kriegsvolks an sich gezogen hatte, führte er seine Scharen vorsichtig, die abgefallenen Gaue vermeidend, durch die Gebirge nach Campanien, um zu erhalten und zu retten, was möglich war. Er war schon hoch bei Jahren, den Sechzigen nahe, aber voll feuriger Kampflust, wie zu jener Zeit, da er bei Clastidium den keltischen Heerführer mit eigener Hand niederwarf und seine Waffen raubte. Indessen wußte er, dem furchtbaren Feinde gegenüber, seinen Schlachtenmut zu zügeln. Er setzte sich in Casilinum an der Volturnus-Linie fest, da er Capua nicht mehr retten konnte. Als er hörte, daß die Bürgerschaft in dem wichtigen Nola stürmisch Vereinigung mit Hannibal fordere, rückte er auf der östlichen Bergkette mit Umgehung des punischen Lagers über Saticula nach der bedrohten Stadt. Er kam zur rechten Zeit, denn schon nahten die Karthager, um sich derselben zu bemächtigen. Hannibal wendete sich nunmehr abermals gegen Neapolis, und als er daselbst die Bürgerschaft feindlich und zur Gegenwehr entschlossen fand, lagerte er sich vor Nuceria. Gern wäre der Prätor den tapfern Verteidigern zu Hülfe gekommen; allein er durfte es nicht wagen, dem Sieger von Cannä auf offenem Felde in den Weg zu treten. Daher mußte sich die hart bedrängte Stadt ergeben. Sie ward, da die Bürger sich zerstreuten, den Kriegern zur Plünderung überlassen. Der Feldherr rückte darauf gegen Nola vor. Vergebens bot er aber eine Schlacht an, und als er zum Sturme vorschritt, that Marcellus unerwartet einen Ausfall mit seiner ganzen Macht und schlug die Belagerer mit ansehnlichem Verluste zurück. Hannibal zog jetzt nach Acerrä, um den vorsichtigen Gegner zur Schlacht zu zwingen. Er fing an, den Ort mit Wall

und Graben einzuschließen; ehe aber die Werke vollendet waren, flüchteten sich die Bürger mit Frauen und Kindern bei Nacht und überließen den Karthagern ihre Häuser und ihre Habe.

Das Jahr ging zu Ende; aber nun erschien auch der Diktator M. Junius Pera mit seinen Legionen. Um ihn von Capua abzuhalten, wendete sich der punische Feldherr gegen Casilinum, das eine Besatzung von zwei Kohorten Bundesgenossen hatte. Er umschloß den wichtigen Ort mit Belagerungswerken; doch verzog sich die Übergabe wegen der tapfern Verteidigung bis in das nächste Jahr. Deswegen ging er, nachdem er das feste Lager mit ausreichender Mannschaft versehen hatte, nach Capua in die Winterquartiere.

Ruinen des alten Capua.

Es wird berichtet, die üppige Lebensweise in der Hauptstadt von Kampanien, die daselbst herrschenden Ausschweifungen hätten dazu beigetragen, die Disziplin des karthagischen Heeres zu lockern, seinen kriegerischen Geist zu schwächen. Daran ist schwerlich etwas Wahres. Was vielmehr lähmend auf die kriegerischen Unternehmungen einwirkte, war der Umstand, daß die Reihen der alten, abgehärteten Krieger gelichtet waren, daß andere Heerführer dem punischen Helden gegenüber standen, und daß er aus dem Vaterlande nur unzureichende Unterstützung erhielt, während sich die römische Macht von den zerschmetternden Schlägen allmählich erholte.

Der Feldherr hatte schon mehrmals Botschaft von seinen Siegen nach Karthago gesandt. Er schickte jetzt, nachdem er die gesamte Heeresmacht Roms

zertrümmert hatte, seinen Bruder Mago dahin. Um die Größe der feindlichen Niederlage zu beweisen, schüttete derselbe vor dem versammelten Senat einen ganzen Scheffel goldner Ringe aus, die man den gefallenen und den gefangenen römischen Rittern auf dem Schlachtfelde abgezogen hatte. Als er hierauf die ungewöhnlichen Erfolge darlegte, wurde trotz des Widerspruches der Friedenspartei der Beschluß gefaßt, dem siegreichen Helden in Italien 24000 Mann zu Fuß, 4000 Numidier und reichliche Geldmittel zur Verfügung zu stellen. Die Begeisterung, welche diese Entschließung hervorgerufen hatte, war indessen von kurzer Dauer. Bei der Ausführung ging man äußerst saumselig zu Werke, und als endlich Nachrichten einliefen, daß die Römer in Hispanien überall siegreich, in Sardinien aber die Einwohner auf Abfall von Rom bedacht seien, wurde der ganze Plan verändert. Mago erhielt die Weisung, mit Flotte und Mannschaft nach dem ersteren Lande aufzubrechen; ein anderer Befehlshaber, Hasdrubal, genannt Calvus, mußte mit einer ähnlichen Macht nach der Insel steuern. Letzterer konnte allerdings, wenn er glücklich war, dem Feldherrn in Italien Hülfe bringen; allein fast überall, wo nicht Hannibals Genie die Unternehmungen leitete, mißlangen sie und brachten immer größere Verluste. Erst im folgenden Jahre führte ihm der karthagische Befehlshaber Bomilkar eine Verstärkung von 4000 Numidiern und 40 Elefanten zu.

Der Krieg in Unteritalien. Auf den Höhen von Tifata, östlich von Capua, stand mit seiner Hauptmacht der punische Heerführer. Er blickte auf die Fruchtfelder, die Olivenpflanzungen, die üppigen Wein-, Obst- und Blumengärten
215 v. Chr. der kampanischen Hauptstadt herab. Der Frühling war gekommen; dort grünten die Wälder, hier blüten und dufteten die Fluren; aber die Hoffnungen des tapfern Helden, die auf dem Blutfelde von Cannä aufgegangen waren, standen nicht in gleicher Blüte. Rom hatte den Schlag überdauert; es setzte ihm ungebeugt den alten Trotz entgegen. In den Bergen bei Teanum, nördlich von Cales, lagerte das diktatorische Heer, das der alte Q. Fabius, der Zauderer, der zum Konsul erwählt war, übernommen hatte. M. Marcellus, mit prokonsularischer Gewalt bekleidet, rückte mit zwei Legionen von Nola auf die Höhen von Suessula vor. Der andere Konsul Tib. Gracchus führte die aufgebotenen Sklaven und 25000 Bundesgenossen nach Liternum an der Seeküste, um die Griechenstädte zu beschützen. Wie ein gefürchteter Löwe, den die Jäger eingekreist haben, lagerte Hannibal mitten inne. Keiner der lauernden Gegner wagte den Angriff; jeder deckte sich durch unangreifbare Stellung und spähte auf eine Blöße, die er zum Nachteile des Feindes benutzen könne. Ein Hoffnungsstern schien im Norden aufzugehen; denn es kam Nachricht, die Kelten am Po, namentlich die Boier, hätten den Prätor Postumius Albinus, der bereits vor Gracchus zum Konsul erwählt worden war, in einem Walddickicht überfallen und samt seinem Heere von 25000 Mann niedergehauen. Wenn die Gallier ihren Sieg verfolgten, so mußte ein Teil der römischen Streitmacht in Kampanien zum Schutze der Hauptstadt verwendet werden. Aber der Senat ertrug auch diesen Schlag; er hatte freilich kein neues Aufgebot, das die Gallier züchtigen konnte; doch er kannte diese Feinde, die nicht mehr dieselben waren, wie zur Zeit des Brennus. Er wußte, daß sie sich begnügen würden, ihre

Grenzen befreit zu haben und einige Raubzüge in die Nachbarschaft zu thun. Daher ließ er den nördlichen Krieg außer acht und wendete die ganze Kraft des Staates gegen den Karthager.

Vielleicht durch die Kunde von dem abermaligen Verluste der Römer aufgemuntert, machten die Bürger von Capua den Versuch, selbständig aufzutreten. Sie brachten einen Bund aller kampanischen Städte in Vorschlag, rückten mit 14000 Streitern gegen Cumä aus und luden die Bürgerschaft zu Verhandlungen ein. Der Konsul Tib. Gracchus ward durch die bedrohten Cumaner davon in Kenntnis gesetzt. Er rückte ganz in der Stille in die Stadt ein und überfiel von diesem Stützpunkte aus die sorglosen Feinde, die eine völlige Niederlage erlitten. Hannibal, der die siegesfrohen Römer noch auf offenem Felde zu finden hoffte, rückte in Eilmärschen herbei; allein der vorsichtige Konsul hatte sich mit seinen Scharen hinter den festen Mauern von Cumä geborgen, und als er sofort mit Belagerungsmaschinen angegriffen wurde, zerstörte er dieselben durch einen glücklichen Ausfall. Während sich Hannibal wieder auf den Tifata-Höhen lagerte, überschritt Fabius mit seinen Legionen den Volturnus, eroberte mehrere kleine Orte und traf wohlbehalten in dem Lager bei Suessula ein. Dadurch war es dem Marcellus möglich, sich nach Nola zu wenden und östlich in die samnitischen Berge verheerende Streifzüge zu unternehmen.

Marcellus.

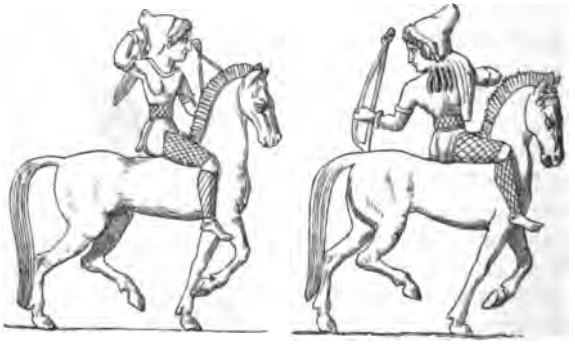
Mit noch entschiednerem Vorteile kämpften die Römer in anderen Gegenden, namentlich auf der Insel Sardinien, wo sich der Prätor Manlius gegen die wilden Stämme wie gegen eine karthagische Hülfsmacht siegreich behauptete.

In Bruttium, der Südspitze von Italien, führten Mago und nach dessen Abgange Hanno den Krieg mit Glück. Pentelia, das dem römischen Bunde treu geblieben war, bezwangen sie durch Hunger, Croton und Locri mit Waffengewalt; nur ein Einfall ins lukanische Gebiet mißlang, da ein römischer Heerhaufe den vereinigten Karthagern und Bruttiern gegenüber in einem hitzigen Treffen das Feld behauptete.

Doch behielt Hanno, durch die Eingebornen unterstützt, im Süden die Oberhand, sodaß er den Bomilkar, der um diese Zeit mit Kriegsvolk und Elefanten bei Locri landete, zur Verstärkung Hannibals konnte abgehen lassen.

Der Hülferuf der durch die Streifzüge des Marcellus arg heimgesuchten Hirpiner und Caudiner veranlaßte den punischen Oberfeldherrn, Nola, den Waffenplatz des römischen Prätors, nochmals anzugreifen. Er ließ einen Teil seiner Macht zum Schutze des Lagers auf Tifata zurück, die Übrigen führte er zum Sturm gegen Nola. Marcellus hielt seine Scharen in Bereitschaft,

und als er den Feind hart an den Mauern mit Vorbereitungen zum Angriff beschäftigt sah, brach er plötzlich zum Thore heraus. Der Kampf war heiß und blieb unentschieden; Gewitter und Platzregen trennten die Streiter. Erst am dritten Tage konnte er erneuert werden und endete zum Vorteil der Römer, die sogar mehrere Elefanten erbeuteten. Es scheint indessen, daß der karthagische Verlust keineswegs sehr bedeutend war, da der Feldherr den Hanno mit den neu angekommenen Völkern nach Bruttium zurücksandte und selbst nach Arpi in Apulien in die Winterquartiere ging. Daselbst fanden fortwährend Plänklergefechte gegen die leichtgerüsteten Scharen des Konsuls Gracchus statt, der ihm gefolgt war und in Luceria lagerte. Bei der ungünstigen Wendung des Krieges und dem Mangel kräftiger Unterstützung von Seiten seiner Vaterstadt forschte und fand Hannibals rastlos thätiger Geist neue Hülfsmittel, neue Waffen gegen die verhaßte Tiberstadt.



Campanische Krieger.

Seine Veteranen lagen zum Teil auf den blutigen Siegesfeldern mit den Tausenden erschlagener Feinde; ihm standen nicht immer frische Aufgebote zu Diensten, wie dem Gegner; er fühlte, daß er die riesige Macht, mit welcher er auf Tod und Leben rang, nicht werde allein überwinden können. Er sah sich daher nach auswärtigen Verbündeten um, deren Streitmacht unter seiner Führung Rom samt seiner Eidgenossenschaft gänzlich überwältigen mußte.

König Philipp V. von Makedonien. Makedoniens Phalanx hatte einst Asien bezwungen; dieses Reich schien ihm die kräftigste Hülfe bieten zu können. Daselbst regierte der länder- und ruhmbegierige König Philipp V., der den Vorstellungen von Roms gefährlicher Übermacht willig Gehör gab. Hannibal sandte sichere Boten an den jungen Fürsten und fand für seine Anträge gute Aufnahme. Makedonische Gesandte überbrachten ihm sehr willkommene Vorschläge. Philipp wollte ihm mit ganzer Kraft zur Überwältigung Italiens beistehen; er sollte ihm gleichen Dienst gegen die hellenischen Staaten und die Reiche im Osten leisten. Die Staatsboten wurden indessen von der römischen Flotte aufgefangen, und dieser Unfall verzögerte den Abschluß des Bündnisses bis ins nächste Jahr.

Eine nähere Aussicht auf kräftige Unterstützung eröffnete sich in Sizilien. Daselbst war der gute König Hiero von Syrakus gestorben. Seine Weisheit aber ging nicht auf seinen Enkel Hieronymus über, der es mit Karthago hielt. Abgeordnete des römischen Prätors Appius Claudius ermahnten den unbedachten Jüngling, er solle es sich in seiner freundlichen Königsburg im Frieden behagen lassen. Wenig zufrieden mit den unberufenen Ratgebern, meinte er dagegen, die Römer bedürften selbst guten Rates, da sie eine so empfindliche und wohlverdiente Stäupung empfangen hätten, und entließ sie höchst ungnädig. Er schickte darauf Gesandte nach Karthago, die einen bindenden Vertrag abschlossen. Der König versprach darin, gegen Überlassung Siziliens zu Wasser und zu Lande wider den gemeinschaftlichen Feind Hülfe zu leisten. Ehe er aber noch etwas gegen Rom zu unternehmen vermochte, wurde er ermordet. Nach manchem Wechsel kamen zwei Männer, Hippokrates und Epikydes, an die Spitze des syrakusanischen Staates, die ihre Jugend in Karthago zugebracht hatten. Sie erneuerten das Schutz- und Trutzbündnis, brachten aber dadurch alle Schrecknisse des Krieges über ihre Vaterstadt.

In Rom war die Verlegenheit groß, als man von den feindseligen Gesinnungen des makedonischen Königs hörte. Man konnte vorerst nur die Flotte bis auf 150 Schiffe vermehren, um eine Landung in Italien zu verhindern, und auch diese Rüstung, wozu die erschöpfte Staatskasse nicht ausreichte, mußte von den vermögenden Bürgern bestritten werden. Schon vorher war ein Bericht der Scipionen aus Hispanien eingelaufen, der ihre großen Erfolge darlegte, aber auch die Notwendigkeit anzeigte, Geld, Bekleidungsstücke und Getreide für das tapfere Heer aufzubringen, wenn nicht alle Erfolge wieder in Frage gestellt werden sollten. Der Senat erkannte die Dringlichkeit der Forderung; allein niemand wußte Rat, bei der Erschöpfung des Staates die nötigen Summen aufzubringen. Da verfiel man auf das Mittel, das heutigen Tages in allen Staaten ganz geläufig ist: man beschloß Staatsschulden zu machen und zu dem Ende ein Papiergeld anzufertigen. Die Pächter der Staatseinnahmen wurden aufgefordert, für den Staat, der sie reich gemacht habe, die Lieferungen für das hispanische Heer zu übernehmen. Sie sollten dagegen Scheine auf den öffentlichen Schatz und dadurch die Versicherung erhalten, daß ihre Vorlagen befriedigt würden vor allen andern Forderungen, sobald wieder Geld vorhanden sei. Die Vaterlandsliebe und das Vertrauen auf das Bestehen der Republik war so groß, daß drei Gesellschaften von je 19 Personen sich erboten, sämtliche Lieferungen für Heer und Flotte zu übernehmen. Sie stellten nur die Bedingungen, daß sie für diese Leistungen wegen Verwaltung ihres Vermögens vom Felddienste befreit seien, und daß die Überführung der aufgebrachten Vorräte auf Gefahr des Staates geschähe. Als ferner die Kosten für Spiele und Götterfeste nicht bestritten werden konnten, zeigten andere Pächter an, sie würden gegen Scheine das alles besorgen. Ebenso verzichteten auf die Dauer des Krieges die Herren der Sklaven, die man für den Felddienst angeworben hatte, auf Bezahlung. Dann wurden Witwen- und Waisengelder in den Staatsschatz niedergelegt, als ob er noch, wie in friedlicher Zeit, reich an Zahlungsmitteln sei. Dieser hochherzige Aufschwung, dies felsenfeste

Vertrauen verbreitete sich gleichmäßig in die Lager. Kein Reiter, kein Centurio nahm Sold an, und wer es that, hieß ein Soldknecht. Fürwahr, ein Staat, in welchem solche Gesinnungen walten, kann nicht untergehen; er überdauert auch die erschütterndsten Schläge durch die Kraft der Begeisterung, die seine Bürger erfüllt.

Die Scipionen in Hispanien. Als die Zufuhren in Hispanien anlangten, gingen die Scipionen sogleich zum Angriff über. Sie eilten der Stadt Illiturgi am Bätis (Guadalquivir) zu Hülfe, die von den drei punischen Befehlshabern Hasdrubal, Mago und Hannibal, Bomilkars Sohn, belagert wurde. Sie schlugen daselbst die feindliche Macht aufs Haupt. Nach zwei andern glücklichen Treffen hatten sie überall die Oberhand; doch hörte darum der Krieg nicht auf, da die Karthager immer wieder durch Anwerbung streitbarer iberischer Scharen die gelichteten Reihen ihres Heeres ergänzten. Nicht weniger beharrlich wurde der Krieg in Italien fortgesetzt, wo die blühendsten Landschaften in Einöden verwandelt wurden. Städte, Dörfer und Höfe lagen wüst; es fehlte an Händen, die Äcker zu bestellen, was zur Folge hatte, daß sich in vielen Gegenden zu andern Drangsalen noch Hungersnot gesellte. Dennoch blieb die ehrwürdige Körperschaft des Senats und, durch sie ermutigt, die Bürgerschaft unerschütterlich in ihren Entschließungen und rüstete sich mit Macht, der vielfachen Not und dem Feinde die Spitze zu bieten, indem sie auf dem Altare des Vaterlandes Hab' und Gut, Leib und Leben als williges Opfer darbrachte.

214 v. Chr. Fabius leitete die Wahl der Konsuln. Als er sah, daß die zuerst stimmende Centurie, der gewöhnlich die übrigen beifielen, weniger tüchtige Männer an die Spitze des Staates berief, stieß er die Wahl um, bedrohte die Schreier mit den Beilen seiner Liktoren und ließ, indem er auf die gefährliche Lage der Republik hinwies, noch einmal abstimmen.

Das Unglück hatte die Bürger für ernste Mahnungen zugänglich gemacht: sie ernannten den Fabius selbst und den tapferen Marcellus zu Oberhäuptern des Staates. Die Konsuln wurden beauftragt, sechs neue Legionen anzuwerben, sodaß, ungerechnet das hispanische Heer, achtzehn Legionen ins Feld rückten, während die auf 150 Galeeren verstärkte Flotte die Küste deckte und selbst Makedonien bedrohte.

Auf die Nachricht von diesen gewaltigen Rüstungen zog Hannibal dem Marcellus entgegen und lieferte ihm ein unentschiedenes Treffen. Schon vorher hatte der Prokonsul Tib. Gracchus, der an der Spitze des Heeres von Sklaven und Bundesgenossen von Luceria nach Kampanien marschierte, den aus Bruttium anrückenden Hanno geschlagen. Dagegen erschienen Unterhändler von Tarent im punischen Lager und machten Hoffnung, die wichtige Stadt in seine Hände zu liefern. Er brach daher nach Apulien auf, sah sich jedoch in seinen Hoffnungen getäuscht, obgleich er bis an die Mauern der Stadt vorrückte. Die starke römische Besatzung, mehr noch als die Treue der Bürger, hielt die Thore wohl verwahrt. Er gab deshalb den Anschlag nicht auf, sondern wiederholte seine Versuche, ohne jedoch in diesem Jahre das Ziel zu erreichen.

Die Römer in Kampanien benutzten die Abwesenheit ihres Gegners. Beide Konsuln rückten vor Casilinum, welches, gleichsam als Vormauer von

Capua, durch Werke und Besatzung wohlverwahrt schien. Nach einer harten Belagerung fiel es in ihre Hände, und nun war die Hauptstadt selbst bedroht. Indessen wurde der Vorteil nicht weiter verfolgt, da der unternehmende Marcellus auf Befehl des Senats nach Sizilien übersetzte. Der vorsichtige, immer zögernde Fabius beschränkte seine Thätigkeit auf einige Streif- und Raubzüge in die samnitischen Berge.

Marcellus vor Syrakus. Der Krieg in Sizilien, der jetzt eine beunruhigende Wendung nahm, erforderte die große Thatkraft des Marcellus und des Prätors Appius. Nicht die Bürgerschaft in Syrakus, sondern die Söldner daselbst hatten den Römern den Fehdehandschuh hingeworfen.

Das Amphitheater des alten Syrakus.

Zuerst waren durch Epikydes und Hippokrates die Einwohner von Leontini aufgewiegelt und zur Ermordung römischer Gesandten veranlaßt worden. Als darauf diese Stadt, von zwei Seiten angegriffen, mit Sturm erobert wurde, wandte sich der Kampf gegen die Hauptstadt. Von seinem feurigen Mute fortgerissen, befahl Marcellus den Angriff zu Wasser und zu Lande.

Die weit ausgedehnte, volkreiche Stadt Syrakus lag auf einem östlich bis an das Meer vorspringenden felsigen Höhenrücken. Sie bildete ein unregelmäßiges Dreieck, dessen Südspitze Ortygia (oder Nasos, d. i. Insel) wie eine Insel weit vorsprang und nach außen den kleinen, nach innen den großen Hafen bildete. An diesen Stadtteil, das heutige Syrakus, schloß sich längs dem Meere die hügelige Achradina, die Basis des Dreiecks und durch eine besondere Mauer abgeschlossen. Tyche nördlich mit dem Prachtthore Hexapylum,

Epipolä östlich mit dem befestigten Hügel Euryalus und Neapolis, die neue Vorstadt im Süden, bildeten den zweiten Hauptteil, den steile Abhänge und eine starke Mauer schwer zugänglich machten. Gegen Mittag lagen vom großen Hafen aufwärts sumpfige, vom Flusse Anapus durchzogene Niederungen.

218 v. Chr. Marcellus richtete seine Angriffe hauptsächlich gegen Achradina und Tyche und verfuhr dabei mit seiner gewohnten Umsicht und Tapferkeit. Er hatte zu seiner Verfügung 100 Schiffe, die mit Geschossen und Belagerungsgeräten reichlich versehen waren. Mit acht, je zwei und zwei zusammengekoppelten Penteren fuhr er bis an die Mauer. Schirmdächer sicherten die Krieger, Fallbrücken waren auf jedem Doppelschiff angebracht, die durch Maschinen bis zu den Mauerzinnen gehoben werden konnten. Die Verdecke der übrigen Schiffe waren mit Bogenschützen, Schleuderern und Veliten besetzt, die durch einen Hagel von Geschossen die Verteidiger auf den Zinnen niederstreckten oder verscheuchten.

Archimedes. Die Vorkehrungen der Belagerten gegen das drohende Verderben waren nicht weniger kräftig und sinnreich. Sie wurden von einem Manne geleitet, dessen Name für alle Zeiten in einem hellen Lichte strahlt, der mit den Waffen der Wissenschaft seine Vaterstadt ruhmvoll und glücklich verteidigte, bis sie durch Feigheit und Verrat in die Hände der Feinde geriet. Dieser Mann war Archimedes. Nach seinen Angaben war die Mauer von unten bis oben mit Schießscharten versehen, durch welche die Verteidiger gedeckt ihre Geschosse versandten. Er hatte ganz neue Wurfgeschosse anfertigen lassen, welche große Steine und Bleimassen auf die Schiffe schleuderten. Auf den Zinnen waren ungeheure Hebebalken aufgestellt, die, vorn mit eisernen Händen gerüstet, die Fahrzeuge am Vorderteil faßten, in die Höhe hoben und umstürzten. Durch diese und andere Werkzeuge wurden Galeeren, Fallbrücken, Belagerungsgerät samt der Mannschaft zertrümmert und versenkt, sodaß endlich der Konsul mit großem Verluste vom Sturm abstehen mußte. Nicht besser ging es auf der Landseite. Viele der stürmenden Krieger wurden mit Haken und eisernen Händen auf die Mauer gerissen, viele zerschmetterten die Geschosse oder abgerundete Steine, die, von der Zinne und über den Abhang niederrollend, breite Lücken in ihre Reihe machten. So wurde der Angriff zurückgeschlagen.

Marcellus, der nicht leicht ein Unternehmen aufgab, suchte durch neue Vorkehrungen und Maschinen die trotzige Stadt zu bezwingen; aber des Archimedes Genie war ihm überlegen; alle Versuche führten nur zu größerem Verluste. Er mußte sich entschließen, den Angriff in eine Blockade zu verwandeln, um durch Hunger zu erzwingen, was durch Gewalt nicht erreicht werden konnte. Indessen war seine Macht nicht ansehnlich genug, um die ausgedehnte Stadt von allem Verkehr abzuschneiden. Es scheint, daß er mit seinem Belagerungswall nur Tyche und Epipolä umschloß, daß demnach karthagische Hülfe zu Wasser und zu Lande eingebracht werden konnte. Dagegen gelang es ihm, mehrere Städte, die zu dem Feinde übergegangen waren, auf einem rasch ausgeführten Zuge mit stürmender Hand zu nehmen. Mit seinem Heerhaufen wagte er sogar nach der südlichen Küste vorzurücken, wo Himilko mit großer Macht gelandet war

und im ersten Anlauf Heraklea und Agrigent erobert hatte. Er ward jedoch bald von der Überlegenheit des Feindes überzeugt und trat den Rückzug an. Unterwegs stieß er auf Hippokrates, der mit 10000 Mann von Syrakus aufgebrochen war, um sich mit den Karthagern zu vereinigen. Rasch entschlossen griff er die überraschten Scharen an und schlug sich unter großem Blutvergießen durch. Die vereinigten Feinde folgten ihm auf dem Fuße und lagerten sich am Flusse Anagus. Allein sie wagten keinen Angriff auf die römischen Verschanzungen. Sie verließen vielmehr ihre Stellung; sie hofften anderwärts größere Erfolge. Denn viele Städte erklärten sich gegen Rom, und als der Tribun C. Pinarius, der mit einer Besatzung in dem lieblichen Enna lag, aus Mißtrauen die Bürgerschaft niedermetzeln ließ, geriet die ganze Insel in Gärung und nahm Partei für Karthago. In dieser bedenklichen Lage, da Sizilien größtenteils verloren und selbst das Belagerungsheer nicht mehr sicher schien, landete zu Panormos eine Legion mit zahlreichen Bundesgenossen und marschierte, den gefährlichen Weg durch das Innere vermeidend, längs der Küste nach Syrakus zur Verstärkung des Belagerungsheeres. Marcellus konnte sich jetzt vor der belagerten Stadt für den Winter einrichten und den Erfolg der Blockade abwarten.

Archimedes.

Der Krieg mit König Philipp von Makedonien ward nach längerer Zögerung endlich auch ernstlicher betrieben. Philipp drang nach Illyrien vor und ließ eine Flotte von 200 liburnischen leichten Fahrzeugen erbauen, um nach Italien überzusetzen. Als er aber einiger römischen Penteren ansichtig wurde, verlor er den Mut. Er beschränkte daher seine Unternehmungen auf Illyrien, eroberte Oricum und belagerte Apollonia. Bald aber erschien der Prätor C. Valerius Lävinus mit seinen Galeeren. Nachdem er Oricum im ersten Anlaufe wieder genommen hatte, warf er einen Heerhaufen von 2000 Mann in das noch nicht völlig eingeschlossene Apollonia, die durch einen nächtlichen Ausfall Schrecken und Flucht unter den Belagerern verbreiteten. Dieser Unfall und die Annäherung der römischen Flotte brachten den König ganz außer Fassung. Er ließ seine Schiffe verbrennen und trat mit seinem übel zugerichteten Heere den Rückzug über die Gebirge nach seinen Erblanden an. Der Krieg wurde lässig genug, meistens auf griechischem Boden, fortgeführt, wo die Ätolier und ihre Verbündeten mit Rom gemeinschaftliche Sache machten. Der Senat schloß mit letzteren ein Schutz- und Trutzbündnis, wobei er, auf allen Landerwerb verzichtend, seinen Verbündeten Akarnanien und andere Besitzungen nach erfolgter

Eroberung zusicherte. Dagegen gewann der König den Achäischen Bund und viele patriotisch gesinnte Männer, welche die drohende Übermacht Roms erkannten. Er machte sich indessen durch Schwelgerei und mancherlei verräterische Handlungen verhaßt, und obgleich er eine ungewöhnliche Thätigkeit entfaltete, gewann er doch weder Kriegsruhm noch einen Zuwachs an Macht. Seine Blicke waren nur auf kleinlichen, naheliegenden Erwerb gerichtet; dem punischen Heerführer über das Meer die Hand zu reichen lag seinen Bestrebungen ferne.

Das waren die Bundesgenossen, mit deren Hülfe der punische Held die römische Eidgenossenschaft zu Boden zu werfen hoffte. Er sah bald ein, daß er auf sich allein angewiesen sei, wenn es nicht vielleicht seinem Bruder Hasdrubal gelang, eine genügende Macht aus Hispanien auf dem von ihm gebahnten Wege über die Alpen zu führen. Darauf baute er seine Hoffnung, und sie war nicht phantastisch zu nennen, wie ein Glückswurf, von dem ein verzweifelter Spieler günstigen Umschlag erwartet. Denn noch lag die Furchtbarkeit seines Namens auf den Legionen und ihren Führern; noch wagte kein Befehlshaber, im offnen Felde ihm die Schlacht anzubieten. Und seine Brüder rangen in Hispanien mit ungebrochenem Mute gegen die Scipionen und brachten nach jedem Unfall durch den Zauber des Goldes neue Heere auf die Beine. Da eröffnete ihnen ein Sieg, eine Unvorsichtigkeit der Gegner die Pyrenäenpässe. Gelang nun die Vereinigung, so war der große Feldherr stark genug, allen feindlichen Heeren die Spitze zu bieten und das Haupt der feindlichen Republik mit vernichtenden Schlägen zu treffen.

218 v. Chr. **Fortgesetzter Krieg in Italien.** Mit 23 Legionen eröffneten die Römer den neuen Feldzug. Der Konsul Quintus Fabius, der Sohn des Diktators, ging nach Apulien, wo er, durch Verräter aus Arpi wohl belehrt, diesen wichtigen Waffenplatz während einer Gewitternacht mit Sturm eroberte. Der andere Konsul, Sempronius Gracchus, machte Streifzüge in Lucanien; ein drittes Heer unter dem Prätor Cn. Fulvius beobachtete im Lager auf der Höhe von Suessula Campanien, ohne mehr als Plünderungen der feindlichen Marken zu wagen. Dagegen setzten die Scipionen mit gewohnter Thätigkeit den Kampf in Hispanien fort. Sie traten auch mit dem numidischen Könige Syphax in Unterhandlungen, da sie hörten, derselbe sei gegen Karthago aufgebracht. Ihre Gesandten wurden ehrenvoll aufgenommen und erhielten den Auftrag, ein Aufgebot der jungen Mannschaft in Masäsilien, dem königlichen Erbreich, zu einem tüchtigen Fußvolk abzurichten. Ehe man jedoch mit den an Reiterdienst gewöhnten Völkern damit fertig wurde, brach eine karthagische Macht in Verbindung mit dem nachmals so berühmten Masinissa, dem Sohne eines andern numidischen Häuptlings, in das Land, schlug den König und bewog ihn, auf seine Pläne Verzicht zu leisten, ein Entschluß, zu welchem auch das gastfreundschaftliche Verhältnis beitrug, welches fortwährend das Barcidische Haus mit ihm unterhielt.

212 v. Chr. Hannibal selbst blieb in diesem Jahre unangefochten im tarentinischen Gebiet, wo er die meisten kleineren Städte eroberte. Ebenso glücklich war Hanno in Lucanien, und als ein römischer Heerhaufen ihm Einhalt thun wollte, schlug und zerstreute er ihn vollständig.

Der schleppende Gang des Krieges machte für die Römer neue Rüstungen notwendig. Überall, in der Stadt und auf dem Lande, wurden nicht nur die freigeborenen Männer und Jünglinge, die dienstfähig waren, gemustert, sondern auch, wie früher, freiwillige Sklaven zu den Waffen gerufen, um die Legionen zu ergänzen. Um jeden Preis sollte Capua genommen und, nach römischem Brauche, zum abschreckenden Beispiel für andere Städte gezüchtigt werden. Die Konsuln Q. Fulvius Flaccus und Appius Claudius Pulcher, der vorher in Sizilien gefochten hatte, zogen ihre Heere zusammen und marschierten nach Campanien. Fulvius stieß bei Benevent auf Hanno, der hier in einem verschanzten Lager viele Vorräte für Capua zusammengebracht hatte. Er kam vor Tagesanbruch und wagte im Vertrauen auf die Überraschung einen Angriff. Nach einem wütenden Kampfe wurde der Wall erstiegen und das Lager genommen. Das bedrohte Capua hatte jetzt keine Hoffnung mehr, als die auf Hannibals Beistand.

Noch immer lagerte der punische Oberfeldherr in den Marken der Sallentiner und Tarentiner, nach der schönen Griechenstadt blickend, deren Besitz ihm großen Vorteil versprach. Aber ihre Thore blieben verschlossen, ihre Zinnen wohl behütet. Da geschah es, daß die Geißeln von Tarent und Thurii, junge Leute aus den edelsten Geschlechtern, welche in Rom ziemliche Freiheit genossen, einen Versuch zur Flucht machten. Sie wurden eingeholt und ohne Gnade öffentlich ausgepeitscht und enthauptet. Diese barbarische Strenge rief eine allgemeine Entrüstung unter den Griechen hervor. Mehrere unternehmende Männer, die als tüchtige Jägersleute bekannt waren, wußten den Befehlshaber in Tarent zu täuschen, so daß er sie mit ihrer Beute zu jeder Tages- und Nachtzeit durch die Thore passiren ließ. Sie traten mit dem karthagischen Feldherrn in Verbindung und führten seine Scharen, ohne verraten zu werden, bis an die Mauern der Stadt. Philomenos, der eine der Weidmänner, gab am Thore das Zeichen; als aber der Wächter öffnete und das vorgetragene stattliche Wildschwein betrachtete, stieß er dem Manne den Jagdspieß durch den Leib; der andere Verschworene mit zahlreichen Genossen erwürgte von innen die Wächter des östlichen Thores, und nun strömten die Karthager von zwei Seiten herein, erschlugen die Römer, plünderten ihre Wohnungen, verschonten aber die Bürger. Der römische Befehlshaber hatte sich mit einem Teile der Besatzung glücklich in die Burg geflüchtet. Sie lag auf einem Felsenvorsprung, der den Hafen beherrschte; nach der Stadt zu war sie durch Mauer und Graben befestigt. Hannibal ließ daher einen Wall dagegen aufführen, und als die Besatzung ausfiel, erschlug er einen großen Teil durch einen Hinterhalt. Da jedoch frische Mannschaft zur See anlangte, konnten sich die Verteidiger behaupten. Bald darauf wurden auch Metapontum und Thurii eingenommen, sodaß nunmehr die ganze Südostspitze Italiens von Rom abgefallen war.

Um diese Zeit drang der Hülferuf von Kampanien herüber, und Hannibal säumte nicht, ihm Folge zu leisten. Schon erhoben sich Schanzen und andere Werke um Capuas Mauern; die beiden Konsuln deckten mit ihren Legionen die Arbeiten, während der Prätor Claudius Nero die Höhen von Suessula besetzt hielt. Da langte der libysche Feldherr an, er kämpfte mit dem Belagerungs-

heer um die bedrohte Hauptstadt. Die Folge war, daß beide Konsuln zurückwichen, und zwar in verschiedener Richtung. Hannibal verfolgte den Appius Claudius, ohne ihn zu erreichen. Dagegen stieß er auf einen andern Heerhaufen, den ein gewisser Centronius führte. Dieser Mann, einer der tapfersten Hauptleute, von athletischem Körperbau, im Einzelkampf und in der Linie unüberwindlich, hatte sich vermessen, das ganze punische Heer in die Pfanne zu hauen, wenn man ihm einen tüchtigen Gewalthaufen übergäbe. Der Senat hatte ihm gewillfahrt, und viele Reisläufer, die seine starke Faust kannten, waren ihm zugeströmt. Nachdem die gesamte Menge, über 16000 Mann, in der römischen Taktik genügend geschult war, führte sie der Hauptmann gegen den Feind. Wohl griffen die Leute mit großer Zuversicht an und stritten unverzagt, aber, wenig erfahren in strategischen Bewegungen, wurden sie alle, der Hauptmann selbst in den vordersten Reihen fechtend, zu Boden gestreckt. Von der Walstatt stürmte der karthagische Held hinüber nach Apulien, wo der Prätor Cn. Fulvius in thörichter Zuversicht mit 18000 Mann lagerte. Seine Krieger eilten fast gegen seinen Willen zum Angriff, erlitten aber bei Herdonea eine solche Niederlage, daß nur wenige entrannen. Bald nachher fiel der Prokonsul Tib. Gracchus mit seinem ganzen Gefolge in Lukanien durch einen Hinterhalt, worauf sich sein Heer von Sklaven und Bundesgenossen zerstreute. Die Sonne des Glücks schien dem punischen Helden noch einmal zu leuchten; aber es war nur ein trügerisches Abendrot, dem die Nacht langen, vergeblichen Ringens folgte.

Die Römer erkannten, daß Hannibals Genie noch immer dasselbe sei, daß er jede Blöße erspähe und benutze. Sie setzten ihm die gewohnte Energie, aber noch größere Vorsicht entgegen. Zunächst vereinigten sich die beiden konsularischen Heere um Capua. Sie zogen auch den Prätor Claudius Nero in den Ring, den sie um die Stadt schlossen. Als hier im folgenden Jahre die Not zunahm, erschien Hannibal, fest entschlossen, um jeden Preis den Entsatz zu versuchen. Er lagerte in einem Thale der Tifata-Berge und verabredete durch schlaue Unterhändler mit den Bürgern und der punischen Besatzung den gemeinschaftlichen Angriff des römischen Lagers. Die Konsuln waren jedoch auf ihrer Hut; in dem Gefechte, das mit wechselndem Glücke den ganzen Tag fortgesetzt wurde, behaupteten sie ihre Stellung, obgleich Appius Claudius, durch einen Speer getroffen, aus dem Getümmel sich zurückziehen mußte. Noch schien es möglich, durch ein kühnes Unternehmen Capua vor dem Untergange zu bewahren, und der karthagische Held zögerte nicht, es zu wagen.

Hannibal vor Rom. Es war ein Zug nach Rom, die Bedrohung der feindlichen Republik selbst in unmittelbarer Nähe, was, wie er hoffte, die Belagerungsheere zum Rückzuge bewegen mußte. Und nordwärts wehten die Banner, nordwärts zogen die Reisigen, die Fußvölker und Elefanten über den Volturnus auf schnell hergerichteter Schiffbrücke, durch angebaute Landschaften, die seit vielen Jahren keinen Feind gesehen hatten. Voraus stürmten die Renner der Wüste durch Latiums Ebenen, durch die Thäler des Albaner-Gebirges. Weiler, Höfe und Dörfer wurden geplündert, gingen in Flammen auf; Flüchtlinge, die von allen Seiten sich zu retten suchten, sanken unter den mordenden

Speeren und Schwertern, oder wurden als gute Beute mit den Viehherden ins Lager getrieben. Schon lagerten die Karthager am Anio, bald rückten sie bis auf 3000 Schritte der Stadt nahe. Hannibal sprengte mit reisigen Geschwadern bis an die Mauern. Die Bestürzung und Verwirrung in Rom war so groß, wie nach der Schlacht bei Cannä. Das fliehende Landvolk, wehklagende Greise, Matronen und Kinder erfüllten Wege und Stege, Edelfrauen lagen in den Tempeln auf den Knieen; viele Straßen waren durch das Gedränge gesperrt, die Wohnungen hallten vom Jammergeschrei wieder. Während dieses kläglichen Getümmels rückte der Prokonsul Flaccus mit 16000 Mann vom kampanischen Heere durch das kapenische Thor; zugleich wurden das Kapitol und die Mauern stark besetzt, und Reiterei rückte aus, um die feindlichen Geschwader zu verscheuchen. Der Senat fuhr mit unerschütterlicher Besonnenheit fort, zweckmäßige Maßregeln zu treffen, und so wurde allmählich Ruhe und Ordnung wiederhergestellt. Die ganze Bürgerschaft erkannte, das Vaterland sei noch nicht verloren, wenn auch der gefürchtete Afrikaner schon an die Thore Roms poche. Ob aber diese Zuversicht nach den Schlachten am Trasimenus und Aufidus die Schrecken zerstreut und die Herzen aufgerichtet hätte, ist zu bezweifeln, es scheint vielmehr sehr wahrscheinlich, daß nach der Schlacht bei Cannä das Erscheinen Maharbals vor den Thoren Roms, gleichzeitig mit der Nachricht von der furchtbaren Niederlage und das darauf folgende Anrücken Hannibals vielleicht dem ganzen Kriege eine andere Wendung gegeben hätte.

Hannibal überschritt am folgenden Tage den Anio mit seiner ganzen Macht. Zur Deckung des Stadtgebietes hatten Flaccus und die Konsuln eine günstige Stellung außerhalb der Mauern genommen; er rückte daher sogleich zum Angriffe aus. Ein heftiges Unwetter, das mit orkanartigem Sturme, mit Donner und Blitz und Regengüssen losbrach, soll den entscheidenden Kampf zweimal verhindert haben. Er trat deswegen den Rückzug an, wahrscheinlich aus Besorgnis vor feindlichen Bewegungen in seinem Rücken; nach römischen Berichten aber, weil er hörte, man habe ungeachtet seiner drohenden Nähe Mannschaft nach Hispanien abgehen lassen und die Felder, worauf er lagerte, zu hohen Preisen verkauft. Das Beobachtungsheer folgte ihm auf dem Fuße, um ihn nicht ungestraft entkommen zu lassen; er aber wandte sich plötzlich rückwärts, trieb es durch einen nächtlichen Angriff in die Flucht und eroberte das Lager. Unbehindert zog er darauf weiter nach Campanien; aber daselbst fand er das Belagerungsheer noch immer in unangreifbarer Stellung hinter starken Wällen aufgestellt. Er wagte wohl einen Versuch, die Verschanzungen mit stürmender Hand zu durchbrechen. Da er sich jedoch bald von der Unmöglichkeit überzeugte, schied er mit schwerem Herzen von der Stadt, die er als den Mittelpunkt seiner Eroberungen betrachtet hatte, und zog in Eilmärschen nach Süden, wo er durch die Eroberung von Rhegium oder der Burg von Tarent einen Ersatz für das seinem grausamen Geschick überlassene Capua zu finden hoffte.

Capuas Fall. Bisher hatte die Bürgerschaft in der umlagerten Stadt alle Leiden und Schrecknisse der langen Einschließung standhaft ertragen und sich oft mit Glück in Reitergefechten gegen ihre Dränger versucht; jetzt aber, da sie von ihrem Beschützer aufgegeben war, da die Not immer drückender wurde, ergriff

sie völlige Mutlosigkeit. Vergebens ermahnten einige entschlossene Männer zum Ausharren, zum allgemeinen Angriff auf den Feind; der Kleinmut siegte, die
211 v. Chr. Übergabe wurde zur Ausführung gebracht. Über zwanzig Senatoren vereinigten sich vorher zu einem schwelgerischen Mahle und tranken am Schlusse desselben den Todesbecher. Am folgenden Tage hielt Fulvius Flaccus an der Spitze einer Heeresabteilung seinen Einzug durch das geöffnete Jupiterthor in die eroberte Hauptstadt Kampaniens.

Die Straßen, das sonst geräuschvolle Forum schienen verödet, eine dumpfe Betäubung lag auf den Einwohnern, die Schreckliches fürchteten und ihre Ahnung nur allzubald in Erfüllung gehen sahen.

Die Waffen mußten abgeliefert werden; Senatoren, Ritter, Volksführer und Kriegsobersten wurden nach Teanum und Cales gefänglich abgeführt, und nun begann das Blutgericht. Umsonst verlangte der Prokonsul Appius Claudius, das Urteil dem römischen Volke zu überlassen; umsonst kam ein schriftlicher Befehl desselben Inhalts vom Senate an; Flaccus, auf dem Richterstuhle zu Cales sitzend, steckte das Schreiben uneröffnet in die Tasche und befahl dem Liktor, seine Pflicht zu thun. Das Blut floß in Strömen; der vermögende Teil der Einwohner wurde in die Sklaverei verkauft, andere in latinische Städte verpflanzt; nur Handwerker und geringe Leute blieben zurück; Stadt und Land ward für Gemeingut der Republik erklärt. Ähnlich verfuhr man in Calatia, das auch bald nachher die Thore öffnen mußte.

Von Kampanien wenden wir den Blick auf den Kriegsschauplatz in Sizilien. Da lag, wie wir wissen, der streitbare, unbeugsame Marcellus im Winter von 213 auf 212 noch immer vor Syrakus. Ein großer Teil der Insel war im Aufstande und zu den Karthagern übergegangen, die mehr und mehr die Oberhand gewannen. Dennoch wich der Prokonsul nicht aus seiner Stellung, und der Zufall kam ihm zu Hülfe.

Er erspähte eine schwache Stelle und erstürmte, während die Bürgerschaft in sicherer Ausgelassenheit das Artemisfest feierte, Epipolä, jedoch mit Ausnahme des Forts Euryalus, dazu Tyche und Neapolis. Nur Achradina und Nasos, die östliche Hälfte der Stadt, welche durch eine besondere Mauer abgeschlossen war, verteidigte der tapfere Epikydes, nachdem er zahlreiche Söldner und verzweifelte Überläufer um sich versammelt hatte.

Nach diesem Erfolge ruhte der rastlose Marcellus nicht. Er begann sogleich die Arbeiten gegen Achradina, sah jedoch alle seine Werke durch die Gegenanstalten des Archimedes, der abermals die Wissenschaft zum Schutze seiner Vaterstadt aufbot, gänzlich vereitelt. Bald geriet er in noch größere Bedrängnis, denn der karthagische Befehlshaber Bomilkar, der mit einer Flotte im großen Hafen vor Anker lag, fuhr, die römische Seemacht täuschend, nach Afrika und kehrte bald mit hundert Penteren und reichlichem Mundvorrat zurück. Zugleich rückten Himilko mit einem punischen, Hippokrates mit einem sizilischen Landheer bis unter die Mauern der eroberten Stadtteile. Zur offenen Feldschlacht war der Prokonsul nicht stark genug; aber hinter seinen Bollwerken schlug er jeden Angriff zurück. Die Feinde suchten ihn durch Hunger zu zwingen und lagerten sich in den Niederungen des Anapus. Bis in den Spätherbst

verharrten sie in dieser Stellung; sie hofften während des Winters die eingeschlossenen Legionen zu bezwingen. Es kam aber ein mächtigerer Feind über sie, der Todesengel, der aus den Sümpfen aufstieg und Freund und Feind dahinraffte. Geringer war der Verlust der Römer, die sich in den höheren Stadtteilen vor den tödlichen Seuchen zu bergen suchten.

Fulvius Flaccus zu Cales, über die Capuaner Gericht haltend.

Die Karthager und Sizilier, den giftigen Ausdünstungen ausgesetzt, starben in ganzen Haufen, darunter auch Himilko selbst und Hippokrates. Die, welche der Tod verschonte, flohen entsetzt und zerstreuten sich in ihre Heimat. Auch die punische Flotte verließ ihre Stellung; doch kam sie bald wieder in Sicht und steuerte in drohender Haltung dem Hafen zu.

Epikydes stieß mit einigen Fahrzeugen zu ihr, um an dem erwarteten Kampf teilzunehmen. Als aber Bomilkar die römischen Penteren in Schlachtordnung anrücken sah, verlor er den Mut und entwich feig mit vollen Segeln nach Afrika.

Erstürmung von Syrakus. Marcellus knüpfte jetzt mit den bedrängten Bürgern in Achradina und Nasos Unterhandlungen an. Er erhielt Versprechungen, daß man die Thore öffnen werde, wenn er die Stadt schonen wolle. Im Vertrauen darauf und nachdem auch ein Teil der Mietsvölker gewonnen war, unternahm er einen allgemeinen Sturm zu Wasser und zu
212 v. Chr. Lande. Er eroberte zuerst Nasos, wo ihm die königlichen Schätze in die Hände fielen, dann auch Achradina. Noch fesselte der Befehl des Feldherrn, der mit Beil und Ruten die strengste Mannszucht aufrecht erhielt, die Krieger an ihre Fahnen. Als er aber die öffentlichen Gelder für den erschöpften römischen Staatsschatz und die herrlichen Kunstwerke zur Ausschmückung seiner Vaterstadt geborgen hatte, gab er das Zeichen zur allgemeinen Plünderung.

Tod des Archimedes. Wie losgelassene wilde Tiere brachen die beutegierigen Banden in die Paläste des Reichtums wie in die Wohnungen geringer Bürger. Raub und Mord, Greuel und Schrecknis erfüllten die Stadt. Kein Alter, kein Geschlecht ward verschont. Mit blutiger Waffe stürmte ein Kriegsknecht in ein abgelegenes Haus. Er sah einen Mann, der allerlei Figuren mit Lineal und Zirkel in den hingestreuten Glasstaub beschrieb. Wie er gewaltsam die Thüre aufriß, richtete sich der Mann empor und sagte, mit den Händen abwehrend: „Guter Freund, zerstöre mir meine Kreise nicht!“ Ein Schwertstoß, der den Greis entseelt niederstreckte, war die Antwort. Der Barbar hatte ein kostbares Leben vernichtet; denn der Getötete war kein anderer als der berühmte Archimedes. Die Welt verlor in ihm einen Mann, dessen wissenschaftliche Entdeckungen für alle Zeit von Bedeutung sind. Selbst der rauhe Marcellus hörte mit Bedauern seinen Ausgang und sorgte für eine ehrenvolle Bestattung und für die Sicherheit seiner Angehörigen, da er den Wert der Wissenschaft für den Krieg schätzen gelernt hatte.

Die Bürger von Syrakus, die, nur von den Söldnern gezwungen, gegen Rom aufgestanden waren, führten nachmals Beschwerde gegen den Eroberer. Allein der Senat hörte nicht darauf, sondern verfügte, daß die Stadt ihrer Rechte beraubt und den zinspflichtigen Gemeinden zugezählt werde.

Marcellus durchzog nach diesem glänzenden Erfolge die ganze Insel, die Abgefallenen mit Feuer und Schwert strafend; die Wenigen, die treu geblieben waren, belobend. Die punischen und sizilischen Völker, die noch das Feld hielten, wagten keinen Angriff, sondern schlossen sich in Agrigent ein. Aber Hannibal selbst, von den Vorgängen in Kenntnis gesetzt, gewahrte mit Unmut die Fortschritte der Römer auf dem gepriesenen Eilande. Er erkannte, daß die Legionen nach Bezwingung desselben die gegen ihn fechtenden Heere verstärken würden, und suchte Mittel, den gesunkenen Mut der Besatzung in Agrigent zu beleben. Er sandte einen tapferen Reiteroberſten, den Libyer Mutines, der, in seiner Schule eingeübt, schon viele Proben von Tüchtigkeit gegeben hatte, auf die Insel. Der tapfere Mann übernahm sogleich den Oberbefehl über die Reiterei und begann kühne Streifzüge nach allen Richtungen. Er überfiel die römischen Scharen, wo sie vereinzelt sich blicken ließen. Bald fing er die Zufuhr auf, bald umschwärmte er die Kohorten auf dem Marsche durch das ebene Land und hieb sie nieder; bald überraschte er sie im Lager, bald

brach er, wie ein Gewitterſturm, aus Schluchten und Thälern hervor auf größere Haufen, die er ſich zur Beute auserſehen hatte. Alle Verbindung der Städte und Lager wurde unterbrochen; keine Sicherheit war bei Tage wie bei Nacht vor dem raſtloſen Helden, dem ſeine Scharen anhingen, als ob er ihr Fürſt und König wäre. Im Vertrauen auf ihn verließen die Feldherren Agrigent und lagerten ſich am Fluſſe Himera.

Tod des Archimedes.

Jetzt, dachte Marcellus, ſei für ihn die Zeit gekommen, dem Unweſen ein Ende zu machen. Er marſchierte gleichfalls mit den Legionen nach dem Fluſſe. Ehe er jedoch den Lagerwall vollendet hatte, ſaß ihm Mutines auf dem Nacken, hieb die Vorpoſten nieder, warf alle zur Deckung vorgeſchobenen Haufen über- und untereinander und trieb ſie unter großer Niederlage auf die Hauptmacht, die ſich in ihrer Stellung eingeſchloſſen ſah. Aber Hanno blickte mit kleinlichem Neid auf den tapfern Helden, deſſen Namen weit und breit gerühmt wurde. In ſeiner Abweſenheit rückte er zur Schlacht aus, wurde aber völlig geſchlagen, ſodaß er ſich kaum mit den Trümmern des Heeres nach Agrigent retten konnte. Marcellus kehrte nach dieſem Siege, ſeinem letzten in Sizilien, nach Rom zurück, wo er ſich um das Konſulat bewarb. Seine Nachfolger belagerten Agrigent; allein Mutines ſetzte ſein kühnes Spiel fort, durchſtreifte

die Insel wie früher, umschwärmte das Belagerungsheer und brachte Vorräte und Siegesbeute in die Stadt, die wegen ihres Umfangs nicht ganz eingeschlossen werden konnte. So schleppte sich der Krieg zum großen Nachteil der Römer durch den Sommer des Jahres 210; allein der punische Feldherr hatte kein Wohlgefallen daran. Seiner Erbärmlichkeit sich bewußt, fuhr er fort, den wackern Reiter mißgünstig zu beobachten, ihm Hindernisse in den Weg zu legen und seine Unternehmungen zu hemmen. Da solche kleinliche Mittel nicht zum Ziele führten, so nahm er ihm kurzerhand den Oberbefehl und übertrug ihn seinem Sohne. Dafür öffneten die Kinder der Wüste, die dem trefflichen Mutines anhingen, die Thore der Stadt den Legionen. Kaum konnten die punischen Befehlshaber dem Gemetzel entfliehen, das die Sieger anrichteten.
210 v. Chr. So war das letzte Bollwerk der karthagischen Macht in Sizilien gefallen; der römische Feldherr aber wußte mit Feuer und Schwert, den oft bewährten Mitteln, jeden ferneren Widerstand zu überwältigen. Die entwaffneten Insulaner mußten wieder zu Pflug und Hacke greifen, um für ihre Gewaltherren dem unerschöpflichen Boden die nährenden Schätze abzugewinnen.

Leichter als in Sizilien war der fortdauernde Krieg gegen den König Philipp von Makedonien. Umsonst erhoben sich einzelne patriotische Männer in Griechenland, die, auf die riesige Macht im Westen hindeutend, zur Eintracht, zum gemeinsamen Kampfe wider die drohende Unterjochung mahnten; Philipp war nicht der Mann, der eine allgemeine Begeisterung für hellenische Freiheit hervorzurufen oder zu benutzen verstand. Eine römische Flotte beunruhigte ihn bald da, bald dort in den eignen Besitzungen, und die Ätolier plünderten im Namen und im Bunde Roms die eigenen Brüderstämme. So dauerte der Krieg mit wechselnden kleinen Erfolgen bis 205 v. Chr., wo man einen Frieden schloß, der keiner Partei Gewinn brachte. Rom suchte hier keine Erwerbungen; es brauchte seine volle Kraft gegen die afrikanische Nebenbuhlerin. War diese bezwungen, dann erst wollte es mit den Schwertern seiner Legionen die makedonische Phalanx zu Boden werfen und das lange bestrittene Erbe des großen Alexander an sich reißen.

Der Krieg in Hispanien. Während dieser Ereignisse im Süden und Osten setzten die feindlichen Republiken den Kampf in Hispanien mit äußerster Anstrengung fort. Hasdrubal und Mago, die Söhne Hamilkars, und Hasdrubal, Gisgons Sohn, bemühten sich fortwährend, freie Hand zu gewinnen, um dem Helden, der in Italien für den Ruhm und den Sieg Karthagos focht, eine genügende Hülfsmacht zuzuführen. Dagegen verwahrten die Scipionen mit ihren guten Schwertern die Pyrenäenpässe und thaten aus Tarraco am Meere, ihrer festen Burg, kühne Heereszüge bis in die punischen Besitzungen im fernen Süden. Sie zertrümmerten in wiederholten siegreichen Schlachten bei Illiturgis
214 v. Chr. (am obern Guadalquivir), bei Ilitibili (in Jaën), bei Munda (in Granada) u. a. O. die feindliche Heeresmacht, stellten Sagunt wieder her und gewannen durch Leutseligkeit viele Stämme der Eingeborenen.

212 v. Chr. **Untergang des P. Scipio und Cn. Scipio.** Durch ansehnliche Geldsendungen wurden die punischen Heerführer in den Stand gesetzt, ihre Söldnerscharen zu ergänzen. Daher beschlossen die Scipionen, die Feinde von zwei Seiten ins

Gedränge zu bringen. Sie warben, das erste Beispiel von Mietvölkern im römischen Heerwesen, 20000 Keltiberier zur Verstärkung der Legionen und rückten ins Feld, zunächst mit vereinigter Macht gegen den Barciden Hasdrubal, der in den lieblichen Thälern des oberen Bätis (Guadalquivir) lagerte. Als der vorsichtige Karthager seine unangreifbare Stellung nicht verließ, marschierte P. Scipio mit dem größten Teile der Legionen gegen die Heerhaufen des Mago und des andern Hasdrubal. Zu den letzteren war aber der streitbare Masinissa mit zahlreichen Numidiern gestoßen, der, sobald der römische Prokonsul im Anzuge war, die Kohorten umschwärmte und in Bedrängnis brachte. Er folgte ihnen auf jedem Schritt; er ließ ihnen weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe, sodaß kaum der Lagerwall einige Sicherheit gewährte. In dieser schwierigen Lage traf die Nachricht ein, der hispanische Häuptling Indibilis sei mit wehrhaften Völkern im Anzuge, um den Untergang der Römer zu vollenden. P. Scipio war nicht der Mann, der mit lammsmütiger Geduld das Verderben über sich ergehen ließ. Er brach bei Nacht mit dem größten Teile der Legionen auf, um den hispanischen Gegner zu vernichten, und hoffte dann, durch den Sieg gestärkt, auch mit den karthagischen Gewalthaufen fertig zu werden. Bald traf er den Feind und brachte ihn zum Weichen; aber während des Treffens langte Masinissa mit seinen Geschwadern an und bestürmte die römische Ordnung, bald da, bald dort einbrechend, und hemmte den Sieg. Viele Stunden hatte der Kampf gedauert, da erschienen Hasdrubal und Mago mit dem Hauptheer. Nun begann ein furchtbares Gemetzel. Nach allen Seiten machten die Legionen Front; überall ermunterte, half, kämpfte der tapfere Feldherr, bis er, von einem Speere durchbohrt, vom Pferde sank. Jetzt war die Schlacht entschieden; die römischen Glieder lösten sich auf; die Flucht ward allgemein. Nur wenigen Flüchtlingen gelang es, dem mörderischen Getümmel und den Waffen der nachjagenden Numidier zu entrinnen.

Vom leichenvollen Schlachtfeld marschierten die siegreichen Scharen nach den Ufern des Bätis, wo der Barcide Hasdrubal dem andern römischen Heere gegenüber stand. Indessen waren auch hier die punischen Waffen schon im Vorteil, denn der erfahrene Karthager hatte durch kluge Unterhandlungen und überreiche Geldspenden die Keltiberier zum Abzug aus dem römischen Lager bewogen. Nach diesem Abfall zog sich Cn. Scipio mit seiner geschwächten Macht eilends zurück. Aber bald überholten ihn die Numidier, und kaum gelang es ihm, unter fortwährenden Gefechten eine steinige Anhöhe zu erreichen. Hier war kein Boden, kein Raum zum Lagerwall. Nur aus Wagen und Gepäck gelang es, eine notdürftige Verschanzung herzurichten. Als aber die gesamte feindliche Macht zum Sturme vorrückte, sanken die schwachen Bollwerke und mit ihnen die Legionen und der mutig kämpfende Feldherr, 29 Tage nach dem Tode seines Bruders.

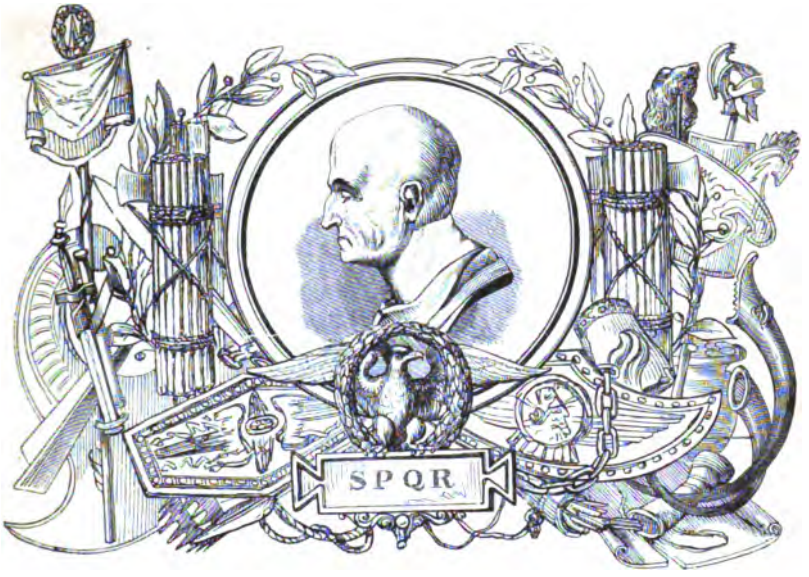
Mit einem schwachen Überreste von Kriegern, die aus dem mörderischen Getümmel entronnen waren, zog ein tapferer römischer Oberst, Gaius Marcius, von ritterlichem Geschlecht, auf einsamen Pfaden nach dem Ebro zurück, vereinigte mit seiner Schar einzelne, da und dort aufgestellte Posten und Besatzungen und schlug, als er den genannten Fluß glücklich überschritten hatte,

ein Lager auf. Daselbst traf auch der Legat T. Fontejus ein, der die Trümmer von P. Scipios Heer ohne weiteren Verlust glücklich bewahrt hatte. Ja als eine Abteilung des siegreichen Heeres über den Ebro ging, gelang es dem entschlossenen Marcius, sie in ihrem eigenen Lager zu überfallen und mit großem Verlust über den Fluß zurückzutreiben.

Bald nach der Eroberung von Capua erschien der kriegserfahrene C. Claudius Nero mit einem ansehnlichen Heerhaufen. Er wagte schon wieder einen Zug in die Gebirge am Bätis, wo er den Barciden Hasdrubal ins Gedränge brachte, sodaß derselbe abermals auf einen Zug über die Pyrenäen und Alpen verzichten mußte. Übrigens war der harte, rauhe Nero nicht geeignet, die Zuneigung der hispanischen Stämme zu gewinnen, die sich den Lockungen Karthagos zugewandt hatten.

211 v. Chr.

Der römische Senat warf die spähenden Blicke nach allen Seiten. Er kannte die Verhältnisse auf den verschiedenen Schauplätzen, wo der Krieg wütete. Er wußte die Gefahr zu würdigen, die von Hispanien her drohte, wenn die punischen Feldherren einmütig handelten, mit karthagischem Golde die streitbaren Völker gewannen und nach einem zweiten Siege endlich, Hannibals Spuren folgend, in Italien erschienen. Mit einzelnen siegreichen Gefechten war dem Verderben nicht zu wehren; ein Mann, ein Held mußte auf der Halbinsel auftreten, der die karthagische Herrschaft völlig zertrümmerte. Daher wurde der Beschluß gefaßt, die Führung des Krieges in Spanien einem Feldherrn mit prokonsularischer Gewalt zu übertragen, den außerordentlicherweise die Gemeinde selbst ernennen solle: eine gefährliche Ehre, nach der, wie es schien, niemand Begehren trug. Denn kein Bewerber trat auf.



P. Cornelius Scipio Africanus Major.

Niedergeschlagen und sorgenvoll traten die Bürger in Centurien zusammen. Da erschien, allen unerwartet, Publius Cornelius Scipio, der Sohn des gefallenen Publius, jung, hochgewachsen, im Glanze männlicher Schönheit, auf der Tribüne als einziger Bewerber. Und wie er erhöht über der Menge stand, voll Zuversicht und kriegerischer Entschlossenheit, war er wie eine Göttererscheinung anzusehen. Auch erinnerte man sich einer dunkeln Sage, er sei von göttlicher Abkunft; man wußte, daß er an jedem Morgen auf dem Kapitol im Heiligtum sinnend verweile; man gedachte seiner tapfern Thaten am Ticinus, wo er, ein siebzehnjähriger Jüngling, mit Schild und Schwert die Feindesflut von dem verwundeten Vater abgewehrt, des ungebeugten Mutes, den er nach dem Unglückstage von Cannä bewiesen hatte. So vereinigten sich denn bei der Wahl die Stimmen in dem Namen P. Cornelius Scipio. Als das Ergebnis bekannt wurde, erhoben sich manche gewichtige Bedenken; man meinte, die Wahl sei zu voreilig geschehen, der Jüngling — er war erst 24 Jahre alt — sei der Aufgabe nicht gewachsen, der Name Scipio sei ein unglückbedeutender. Aber Scipio selbst glaubte an seine Bestimmung zu großen Dingen, an einen glänzenden Stern, der ihm auf der Bahn unvergänglichen Ruhmes voranleuchte. Er glaubte daran, wie jeder Mensch, den die Natur durch ungewöhnliche Kräfte des Körpers und Geistes ausgerüstet hat. In seiner Seele vernahm er eine Götterstimme, die ihm zurief: „Streite, ringe, kämpfe mutig, so will ich dich an das Ziel geleiten, wo du den unverwelklichen Kranz empfängst, der dir vorbehalten ist!“ Dies

war sein Glaube, nicht jener eitle Wahn von göttlicher Abkunft, den er nur unterhielt, um das Vertrauen der Menge an sich zu fesseln. An Bildung stand er weit über seinen römischen Zeitgenossen. Er besaß römische Tüchtigkeit, aber er verband damit Kenntnis und Liebe zu der griechischen Poesie und Wissenschaft. Mutig und tapfer im Gefecht, beharrlich und kräftig in seinen Unternehmungen, war er leutselig im Umgange und für die edleren geistigen Genüsse des Lebens empfänglich.

211 v. Chr. **Publius Cornelius Scipio** segelte mit 10000 Kriegern zu Fuß und 1000 Reisigen im Spätjahr nach Hispanien. Ihm zur Seite war der Legat M. Junius Silanus, ein erfahrener Kriegsmann, der ihn mit Rat und That unterstützen sollte, und C. Lälius, sein Herzensfreund, der Befehlshaber der Flotte. Der junge Held sammelte die Kriegsmacht zu Tarraco, dem festen Waffenplatz, wo er die Legionen wie die Bundesgenossen durch Freundlichkeit, Zuversicht und ermunternde Rede zu Thaten entflammte. Den Winter über besuchte er die befreundeten Häuptlinge und versicherte sich ihrer Ergebenheit.

210 v. Chr. Mit Anbruch des Frühlings zog er seine Völker zusammen, während die drei feindlichen Heerführer, unter sich entzweit, in entfernten Gegenden lagerten. Am Ausflusse des Iberus teilte er dem C. Lälius, ihm allein, den Entschluß mit, nicht ein Kriegsheer im offenen Felde zu bekämpfen, sondern Neukarthago, den Mittelpunkt der punischen Macht, eine Stadt, die man für unbezwinglich hielt, durch einen Handstreich zu nehmen. Und der gleichgesinnte Freund billigte das gewagte Unternehmen, das, wenn es gelang, die Blicke der Völker auf den Helden lenken mußte, der so Unerwartetes zu vollenden vermochte.

Eroberung von Neukarthago. Neukarthago, die stolze Schöpfung Hasdrubals, lag an einer geräumigen Bucht des Mittelmeeres; auf einer sanft ansteigenden Anhöhe. Gegen Abend und gegen Mittag bespülte das Meer ihre Mauern; abendwärts schützte noch ein ausgedehnter Sumpf, der zur Zeit der Flut völlig unter Wasser stand. Nur im Norden konnte ein Angriff geschehen; aber mächtige, kunstreich aufgeführte Mauern streckten auch hier jedem Feinde die felsenfeste Stirne entgegen. In tiefer Sicherheit ruhten die Stadt und der Befehlshaber Mago. Verkehr und Geschäfte hatten ungeachtet des Krieges ihren ungehinderten Fortgang; Schiffe fuhren aus und ein; die Bürgerschaft und die zahlreiche Besatzung erfreuten sich des Überflusses, welchen der Handel gewährte. Da geschah die Meldung, feindliche Wimpel seien in Sicht; und bald eine zweite: römische Banner, Reiterei und Fußvolk seien im Anzuge. Mago, im Glauben, ein Schwarm von kecken Plünderern treibe hier sein Unwesen, rückte sogleich mit einem Teile der Besatzung aus, um sie für ihre Verwegenheit zu züchtigen. Er traf anfangs nur auf leichtes Kriegsvolk, das er ohne Mühe vor sich hertrieb; allein bald stieß er auf größere Haufen Schwerbewaffneter. Die Pila flogen, die Schwerter blitzten; die Kohorten drangen im Sturmschritt vor und warfen ihn über Hals und Kopf in die Stadt zurück, wo alles voll Schrecken und Verwirrung durcheinander lief. Ehe man von der Bestürzung sich erholte, wogten schon von Norden die Legionen, von Ost und Süd die Penteren zum Sturme gegen die Mauern. Geschrei, Getümmel, Kampfgetöse erscholl hier wie dort, während ein Hagel von Geschossen nach

den Zinnen flog und kühne Männer sie zu ersteigen suchten. Doch nur wenig Leitern reichten bis zur Höhe, und diese brachen zum Teil unter dem Andrange der Menge, sodaß die Kämpfer in die Tiefe stürzten. Unterdessen hatte Mago seine Maßregeln getroffen; Bürger und Kriegsvolk besetzten die Mauern, die Maschinen wurden hergerichtet, Pfeile, Speere und Steine überschütteten die Belagerer. Der Feldherr selbst, der alle Bewegungen leitete, schritt ermutigend durch die Reihen. Drei starke Männer, welche schwere eherne Schilde vor ihm her trugen, schützten seine Person gegen den Sturm von Geschossen, der unaufhörlich über die Kämpfer erging. Nach langer Blutarbeit mußten die von Kampf und Wunden erschöpften Römer den Rückzug antreten.

Als die Belagerten über den abgeschlagenen Sturm frohlockten, rückten andere Kohorten mit stärkeren Leitern vor. Sie strebten mit äußerster Gewalt nach den Zinnen, und auch die Penteren erneuerten den Kampf überall, wo es der Raum verstattete. Während hier das Gefecht mit gleicher Erbitterung, doch unter großem Verlust der Angreifenden fortdauerte, musterte Scipio eine auserwählte Schar von 500 Kriegern. Er zeigte ihnen den Sumpf, der bei eintretender Ebbe wie aus dem Meere hervorgestiegen war, indem er ihnen zurief, Neptun habe das Wunder bewirkt und die Stadt in ihre Hände gegeben; sie sollten getrost hindurchgehen, der Gott habe sie in seine Obhut genommen. Er selbst vertraute freilich der Aussage tarraconischer Fischer, die schon oft durch den Sumpf gewatet waren; aber die Kriegsleute waren gläubigen Gemüts; sie nahmen die Sturmleitern auf die Schultern und arbeiteten sich glücklich durch Schlamm und Morast bis an die Mauern, die von Verteidigern völlig entblößt und wegen des natürlichen Schutzes nicht so hoch waren, wie von der zugänglichen Seite. Nachdem sie ohne Mühe hinübergestiegen waren, marschierten sie behutsam durch die vielfach verschlungenen Straßen. Man gewahrte sie erst, als ihre Speere den Verteidigern in den Rücken flogen und ihre Äxte die Thorflügel sprengten. Die Legionen stürmten in dichten Haufen herein; die Bürger flohen in die Häuser, wohin die blut- und beutegierigen Sieger folgten; das Kriegsvolk zog sich teils auf einen Hügel, teils unter Mago in die Burg zurück. Nirgends aber war Sicherheit; die Anhöhe wurde im ersten Anlauf genommen; die Burg übergab der feige Befehlshaber nach kurzer Berennung. Unermeßlich war die Beute der Römer. Außer dem Raube, den jeder einzelne Kriegsknecht fortschleppte, fand man eine Menge goldener und silberner Schalen, die ganze Kriegskasse im Betrage von 600 Talenten (3 Millionen Mark), 360 Frachtschiffe, Getreidevorräte u. a. 210 v. Chr.

Über die freien Bürger der Stadt entschied der Sieger mit großer Schonung und Klugheit. Wer dem Schwerte entronnen war, durfte ungehindert in seine Wohnung zurückkehren. Die hispanischen Geißeln, deren hier 300 in Haft waren, ließ der Feldherr mit äußerster Milde behandeln und dann in Freiheit setzen; namentlich gab er eine edle und schöne Jungfrau, die man ihm zugeführt hatte, ihrem Bräutigam, einem keltiberischen Fürsten, ohne Lösegeld zurück und fügte sogar die angebotenen Geschenke als Brautschatz hinzu.

Durch solche Mäßigung und Selbstverleugnung erwarb sich der junge Held die Liebe der Eingebornen; er zeigte sich aber auch des Sieges würdig,

da nicht sinnliche Genüsse, sondern allein das Verlangen nach ruhmwürdigen Thaten seine Gedanken beschäftigten.

Nachdem er seinen Freund Lälius mit fünfzehn gefangenen karthagischen Geronten (Mitgliedern der Gerusia) und dem Befehlshaber Mago samt andern Trophäen nach Rom entsandt hatte, blieb er den Sommer hindurch unangefochten in der eroberten Stadt, um die benachbarten Stämme in die römische Bundesgenossenschaft zu ziehen; im Herbst aber begab er sich mit den Legionen nach Tarraco zurück. Während dieser Zeit verhielten sich die karthagischen Befehlshaber ganz unthätig. Das Unglück, das ihre Waffen verfolgte, schürte die Entzweiung unter ihnen; daher dachten sie nicht daran, ihre Heerhaufen gegen den
209 v. Chr. furchtbaren Feind zu vereinigen. Als die Frühlingssonne den Schnee in den Gebirgen schmolz, marschierte Scipio mit Heeresmacht nach den Thälern und Höhen, die um den Bätis gelagert sind.

Bei Bäcula, unfern des Waldgebirges von Castulo, stand Hasdrubal Barkas auf terrassenförmig aufsteigenden Hügeln. Dahin rückte der Prokonsul, dem sich auf dem Marsche viele streitbare Scharen iberischer Stämme anschlossen. Als er die feindliche Stellung in Augenschein genommen, beschloß er sogleich ungeachtet der Schwierigkeiten des Bodens den Angriff. Nach einem scharfen Plänklergefecht wurde die erste Terrasse genommen. Die zweite war in Front durch einen steilen Abhang gedeckt; allein während hier das Gefecht ohne Entscheidung unterhalten wurde, umgingen Lälius rechts, Scipio selbst links die feindliche Stellung und brachen in die ungedeckten Flanken ein. Ungeachtet dieser Nachteile gelang dem Karthager dennoch der Rückzug auf dem durchschnittenen Boden. Unter dem Schutze von Bergen und Wäldern entging er der Verfolgung; darauf setzte er ohne Rast seinen Marsch nach Norden fort, wohin er bereits Elefanten, Reiterei und Gepäck vorausgesandt hatte. Es scheint daraus hervorzugehen, daß er die Stellung bei Bäcula nur eingenommen und verteidigt hatte, um den Gegner vom Iberus wegzulocken und freien Paß nach den Pyrenäen zu erhalten. Dorthin und weiter nach Italien berief ihn der Befehl der karthagischen Gerusia, dorthin die Stimme des Bruders, der noch immer, wenn auch mit sinkender Kraft, das Herz des Feindes bedrohte; dort, wenn irgendwo, lag noch die Rettung des Vaterlandes. Daß alles wohl erwogen war, zeigt das Zusammentreffen der drei punischen Heerführer, die jetzt, wo es einen großen Entschluß galt, ihren Zwist beiseite setzten. Hispanien, das erkannten sie, war nicht durch Siege in Botmäßigkeit zu erhalten, aber seine bedeutende Ausdehnung machte die Fortsetzung des Kampfes möglich. Darum sollte Hasdrubal, Gisgons Sohn, bis nach Lusitanien (Portugal) an die Küsten des Weltmeeres weichen, Masinissa mit den unerreichbaren Rennern der Wüste die Römer umschwärmen und hemmen, Mago auf den Balearen Kriegsvolk werben, der andere Barcide aber, wie er sich vorgesetzt, mit seiner Macht nach Italien aufbrechen.

Hasdrubal Barkas. Scipio stand noch am Bätis, die Früchte seines zweifelhaften Sieges erntend; er eroberte mehrere Städte und hoffte die karthagische Provinz völlig zu bezwingen. Da erfuhr er, Hasdrubal ziehe der Nordküste entlang und nähere sich, neue und immer neue Söldnerscharen

anwerbend, den westlichen Pyrenäenpässen. Jetzt erkannte er dessen Absicht; aber es war zu spät, ihm den Übergang zu verwehren; doch zog er, wie es scheint, besorgt um die nördlichen Besitzungen, nach Tarraco zurück. Er hatte hier vollauf Arbeit, denn der kleine Krieg mit hispanischen Völkerschaften dauerte ohne Unterbrechung fort; daher konnte er nichts thun, um die Besorgnisse des Senats vor dem drohenden Einfalle Hasdrubals zu vermindern. Letzterer marschierte vielmehr ohne Hindernis durch die keltischen Gebiete hinüber nach den Ufern des Mittelmeeres und dann weiter auf der Straße, die Hannibal gebahnt hatte, an den Rhodanus, wo ihm die Kelten sogar Vorschub leisteten, da sie wußten, daß es nicht auf ihre Bekämpfung abgesehen, sondern daß der Heereszug gegen die Feinde ihrer Stammgenossen in Italien gerichtet sei. Der Name Hannibal war ihnen wohlbekannt; von seinen wunderbaren Thaten hatten sie vernommen; von ihnen erzählten und sangen sie in ihren Wäldern den Kindern und Enkeln; daher unterstützten sie den Bruder des gepriesenen Helden, und kriegslustige Jünglinge gürteten die Schwerter um die Hüften, um mit ihm zu ziehen in den großen Krieg, der im Lande gen Mittag geführt wurde.

Nach dem Schauplatze dieses Krieges, von dem die Hellenen im heiligen Haine zu Olympia, die Kelten am Rhodanus sprachen und sangen, kehren wir zurück, um zu sehen, wie die tapfern Männer um den Preis des Sieges rangen.

Syrakus in Sizilien, Capua in Campanien waren gefallen, das Ansehen Hannibals tief erschüttert. Er behauptete nur noch den südlichen Teil der Halbinsel, namentlich das Land der ihm ergebenen Bruttier, die Stadt und das Gebiet von Tarent, sowie Locri, Metapontum und einige andere Städte. Auch in Apulien und Samnium waren ihm noch einige feste Plätze zugethan; allein ihre Verteidigung überließ er den Einwohnern, indem er den größten Teil der Besatzung an sich zog. Dagegen that er oft Streifzüge gegen die römischen Heere, wodurch die Republik in beständiger Spannung erhalten wurde.

Dem punischen Heerführer gegenüber stand der römische Senat unerschütterlich in seinen Entschlüssen. Er lenkte die Kämpfe in der Nähe und in der Ferne, er bot immer neue Kräfte und Mittel auf; er war das Haupt, von welchem die alles leitenden, alles umfassenden Gedanken, durch den Riesenleib des Staates strömend, Bewegung und Leben verbreiteten. Aber nicht bloß als oberste, leitende Behörde behauptete er sich würdig an der Spitze der Bürgerschaft, er selbst ging ihr voran, indem er bereitwillig die größten Opfer brachte. Seine Mitglieder kämpften und bluteten auf den Schlachtfeldern; sie ertrugen ohne Murren die Verwüstungen ihrer Güter, alle Entbehrungen des gemeinen Mannes.

Als nach der Eroberung von Capua die Mannschaft auf den Flotten ergänzt werden mußte und wegen Unvermögens der erschöpften Staatskasse die Bürgerschaft Sold und Mundvorrat aufbringen sollte, entstand allgemeines Murren, daß man jetzt nach Beraubung der Bundesgenossen das römische Volk gleichfalls zu Grunde richten wolle. Da brachten die Senatoren ihr Gold, Silber und Erz, bis auf ein Pfund Silber und 5000 Kupferaß für jeden Hausvater, in den Staatsschatz und bewogen die Bürger zu gleicher Bernitwilligkeit.

Quinctius' Tod vor Tarent. Die neue Rüstung zu Wasser ging zur Verstärkung der verschiedenen Flotten auseinander. Mit 20 Kriegsschiffen steuerte 210 v. Chr.

Quinctius, ein tapferer, in vielen Schlachten erprobter Mann, von Sizilien hinüber nach dem Hafen von Tarent, wo die römische Besatzung der Burg fast dem Hunger unterlag. Er geleitete ein mit Mundvorrat beladenes Geschwader von Frachtschiffen, traf aber mit der gleich starken Seemacht der Tarentiner zusammen. Die Galeeren stießen mit großer Gewalt aufeinander, die Römer ließen ihre Enterbrücken fallen, sodaß kein Raum für Bewegung blieb. Quinctius lag Bord an Bord dem feindlichen Admiralschiff gegenüber. Wie er aber, Befehle erteilend und selbst im Getümmel fechtend, hinüber zu bringen suchte, durchbohrte ihn der feindliche Befehlshaber Niko. Sein Tod entschied das Treffen; fast alle römischen Galeeren wurden versenkt oder genommen.

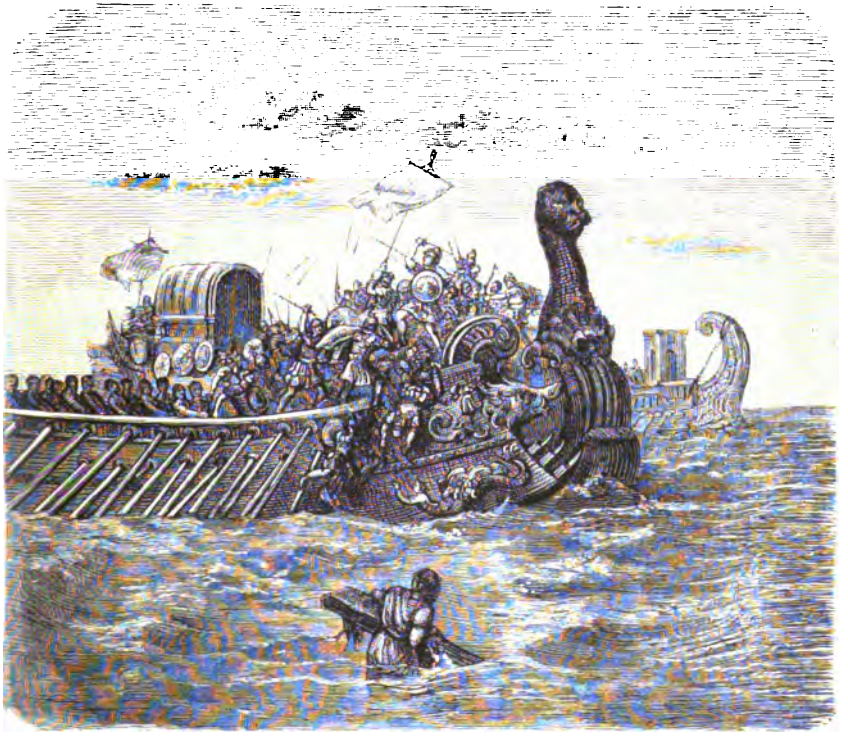
Ungeachtet dieses Verlustes drangen die Römer immer weiter gegen Tarent vor, dem sie dasselbe Schicksal zu bereiten gedachten, wie den kampanischen Städten. Marcellus und der rüstige Valerius Lävinus, der bisher gegen König Philipp gekämpft hatte, waren die Konsuln dieses Jahres. Ersterer erhielt durchs Los Sizilien; allein die Gesandten dieser Insel baten flehend, man möge sie dem rauhen, unbeugsamen Manne nicht wieder in die Hände liefern. Als darauf Marcellus freiwillig auf diesen Posten verzichtete, um den ehrenvolleren gegen Hannibal zu übernehmen, baten sie ihn fußfällig, daß er sie wegen dieses Schrittes seine Ungunst nicht wolle entgelten lassen; und sie waren höchlich erfreut, als der hohe Herr ihnen gnädig antwortete. So hoch standen schon damals die römischen Magistratspersonen. Der Konsul ging hierauf nach Apulien, nahm Salapia durch Verrat und drang in Samnium ein, während der Prokonsul Cn. Fulvius Centumalus die wichtige Stadt Herdonea belagerte. Auf die Nachricht von diesen Vorgängen verließ Hannibal die lukanischen und bruttischen Berge. Ohne Gepäck und Lagergeräte rückte er in Eilmärschen hinüber und stand plötzlich in Schlachtordnung vor dem römischen Lager. Da Fulvius, wie vor zwei Jahren der Prätor gleiches Namens, unvorsichtig zur Schlacht ausrückte, so hatte er auch dasselbe Schicksal. Die punische Reiterei überflügelte und umging die feindliche Stellung, was den Sieg entschied. Der Feldherr fiel im Handgemenge, fast das ganze Heer wurde geschlagen oder zersprengt, das Lager erobert.

Ungeschreckt durch die Niederlage dieses Heerhaufens, folgte Marcellus den Spuren des Karthagers nach Lukanien. Bei Numistro lieferte er ihm ein wütendes Treffen in gedrängter Stellung, indem er seinen linken Flügel an die Stadt anlehnte, während der feindliche rechte durch einen steilen Hügel gedeckt war. Die anbrechende Dunkelheit trennte die erbitterten Krieger; doch zog sich Hannibal während der Nacht zurück und ging wieder nach Apulien, wohin ihm der hartnäckige Gegner unter steten Gefechten folgte. Im nächsten Jahre dauerte dieser Kampf der beiden Feldherren mit abwechselndem Erfolge fort. Als Hannibal nach Bruttium zog, wo die für ihn wichtige Stadt Caulonia berannt wurde, und den römischen Heerhaufen durch raschen Überfall vernichtete, erlitt er auf einer andern Seite einen schweren Verlust. Der alte Fabius Cunctator nämlich, der um diese Zeit noch einmal als Konsul den Feldherrnstab in seinen greisen Händen hielt, war vor Tarent gerückt, während eine überlegene Flotte in den Hafen einlief. Er errichtete Belagerungswerke, schaffte

209 v. Chr.

Maſchinen herbei und wagte mehrere Stürme, aber vergeblich. Die Belagerung hätte ſich mehrere Jahre hinſchleppen können, allein ein Zufall kam zu Hülfe. Ein bruttiſcher Hauptmann von der Beſatzung wurde gewonnen und ließ während eines allgemeinen Sturmes römiſche Kohorten die Mauer erſteigen.

Nach der gewöhnlichen Plünderung gebot Fabius, milder als Marcellus, Ruhe und Sicherheit der noch übrigen Bürger. Auch die Heiligtümer erhielt er, indem er bemerkte, man müſſe der bezwungenen Stadt ihre erzürnten Götter laſſen. Es war die letzte Kriegsthat des achtzigjährigen Greiſes. 208 v. Chr.



Kampf zweier Schiffe. Die Römer entern.

Marcellus' Tod. Rüſtiger war Marcellus, obgleich auch er ſchon das ſechzigſte Jahr überſchritten hatte. Er war abermals zum Konſul gewählt worden und brannte vor Begierde, ſich wieder mit dem puniſchen Heerführer zu meſſen; denn er hoffte, den Kranz des Ruhmes, welcher Hannibals Haupt ſchmückte, durch deſſen völlige Niederlage für ſich zu erwerben. In Vereinigung mit dem andern Konſul Criſpinus ging er dem Gegner bei Venuſia zu Leibe, wo derſelbe eine feſte Stellung eingenommen hatte. Zugleich verſuchte er, im Vertrauen auf die Übermacht der vereinigten Heere, Locri, die wichtigſte Seeſtadt im bruttiſchen Gebiet, zu erobern; allein der Heerhaufe, der von

Tarent dahin aufbrach, wurde durch einen Hinterhalt gänzlich aufgerieben. Nun beschlossen die Konsuln, den Feind zu einer entscheidenden Schlacht zu zwingen. Waldige Höhen trennten sie vom feindlichen Lager; sie machten sich mit einigen Geschwadern Reiterei dahin auf, um die Gegend genau zu erspähen, ehe sie mit den Legionen vorrückten. Als sie durch ein Waldthal ritten, brachen plötzlich numidische Reiter von verschiedenen Seiten mit wildem Geschrei vor. Da erhob sich Marcellus in alter Kraft und sprengte, durch weitschallenden Kriegsruf die Reisigen sammelnd, vorwärts in den ungleichen Kampf. Seine Augen funkelten, wie in den Tagen der blühenden Jugend, sein Schwert blitzte im Handgemenge Mann gegen Mann. Aber ein Speer durchbohrte ihm die Hüfte; er sank sterbend vom Pferde. Das unerbittliche Schicksal mißgönnte ihm den erstrebten Lorbeer, um damit ein jüngeres Haupt zu bekränzen.

Hannibal rückte sogleich, die Bestürzung der Römer benutzend, nach den Waldhöhen vor, wo er dem gefallenen Helden ein ehrenvolles Grab bereiten ließ. Er konnte aber die eilends sich zurückziehenden Feinde nicht verfolgen; denn das zu Wasser und zu Lande hart bedrängte Locri forderte Hülfe. Dorthin stürmte er in Eilmärschen. Und so unerwartet langte er an, daß er die Belagerer mit großem Verlust zersprengte und auf ihre Schiffe jagte.

So bekämpfte der geniale karthagische Feldherr mit ungebeugtem Mute die ungeheure Macht Roms nicht ohne Glück; durch rasche Bewegungen und strategische Maßregeln wußte er die Schwäche seiner Mittel zu ersetzen. Einige Unterstützungen erhielt er wohl dann und wann aus der Vaterstadt, das beweisen die Elefanten und die numidischen Reiter, die ungeachtet vieler Verluste in den Gefechten mitwirken; alles übrige, Mannschaft wie Geld und Vorräte, mußte er im Lande selbst aufbringen; er hoffte nun die Kräfte Roms durch Beharrlichkeit zu erschöpfen, und seine Hoffnung war nicht ohne Grund. Denn die Republik mußte auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen eine Macht von 21 bis 23 Legionen unterhalten, was, wenn man die Mannschaft auf den Flotten hinzurechnet, mindestens eine Zahl von 200000 Streitern ausmacht. Die Kassen waren leer, die Felder zum Teil verödet, zum Teil nur von Greisen, Weibern und Kindern bestellt. Schon fingen die Bürger an, laut über die unerträglichen Lasten zu murren; schon erklärten zwölf latinische Städte, daß sie den Forderungen von Mannschaft und Geld nicht mehr genügen könnten, und in Etrurien, besonders in Arretium, erhob sich Widerstand gegen die Verfügungen des Senats. Der Plan, welchen der karthagische Feldherr mit zäher Beharrlichkeit verfolgte, die Auflösung der Eidgenossenschaft, drohte in Erfüllung zu gehen. Unter diesen vielfachen Verwickelungen und schwierigen Verhältnissen kam die unwillkommene Nachricht, Hasdrubal habe mit 60000 Mann die Alpen überschritten und sei auf dem Wege, durch Ligurier und Gallier verstärkt, seinem Bruder Hannibal die Hand zu reichen.

207 v. Chr. **M. Livius Salinator und C. Claudius Nero.** Groß war die Gefahr, die den erschöpften Staat bedrohte, aber größer der Senat, der es verstand, ihr entgegenzutreten. Auf sein Gebot wurde die letzte Kraft der Eidgenossenschaft aufgerufen. Zwei Männer, auf welche der Senat sein ganzes Vertrauen setzte, M. Livius Salinator und C. Claudius Nero, wurden zu Konsuln ernannt.

Ersterer, durch geschickte Führung im illyrischen Kriege berühmt, aber wegen einer kränkenden Verurteilung grollend, hatte bisher in tiefer Zurückgezogenheit gelebt; letzterer war durch tapfere Thaten bei Capua und später in Hispanien rühmlich bekannt geworden. Zwar erhielt jeder, wie herkömmlich, nur zwei Legionen; allein außerdem stießen einige tausend Mann von dem siegreichen Heere Scipios und Hülfsvölker aus Sizilien zu ihnen; auch hatten sie Vollmacht, die übrigen über Italien ausgebreiteten elf Legionen nach Bedürfnis zu verwenden. Die Oberfeldherren gingen sofort nach dem Kriegsschauplatze ab: Claudius gegen den alten Feind in Unteritalien, Livius gegen Hasdrubal.

Schon hatte der Krieg begonnen, und als Claudius anlangte, konnte er ohne Verzug zum Angriff übergehen. Die beiden Feldherren zogen hin und her, bald in Lukanien, bald in Apulien, und kämpften in verschiedenen Treffen, die aber wenig entschieden. Hannibal wußte sich überall mit strategischem Geschick freie Bahn zu schaffen, obgleich sich ihm Claudius Nero unausgesetzt an die Sohlen heftete. Er harrte auf Nachricht von seinem Bruder, der, wie er erfahren hatte, auf italischem Boden stand. Ohne bestimmte Kunde durfte er nicht wagen, sich mitten unter den feindlichen Heeren von seinen Hülfsquellen zu entfernen. Indessen die Boten Hasdrubals wurden von den Römern aufgefangen. So stand er in völliger Ungewißheit bei Canusium dem römischen Lager gegenüber.

Als der Konsul von gefangenen Reitern Hasdrubals genaue Auskunft erhalten hatte, erkannte er, daß Sieg oder Untergang des Staates auf dem Spiele stehe, und er entschloß sich, auf eigne Verantwortung rasch und kühn zu handeln. Er sandte Meldung an den Senat, man solle die Stadtwehr bereit halten, wenn etwa der Feind über das Gebirge hereinbreche; er selbst werde, von seinem Gegner unbemerkt, mit einem auserlesenen Heerhaufen seinem Kollegen zu Hülfe ziehen. Ohne Antwort abzuwarten, that er, was noch kein römischer Feldherr gewagt; er verließ das ihm anvertraute Heer, den ihm zugewiesenen Bezirk, um in weiter Entfernung einen entscheidenden Schlag zu führen.

Schlacht am Metaurus. Mit 6000 Fußknechten und 1000 Reisigen, dem Kern des Heeres, rückte er, dem Vorgeben nach, ins Lukanische. Niemand, auch nicht die Legaten und Tribunen, die den Kriegsrat bildeten, wußten um seinen Anschlag. Erst nach einigen Tagen, als er sich wieder nordwärts nach den apulischen Ebenen wendete, teilte er den Kriegern seinen Entschluß mit und begeisterte sie durch eine Ansprache, daß sie unverdrossen in Gewaltmärschen fast Tag und Nacht vorwärts eilten. Vorausgesandte Reiter machten ihre Ankunft bekannt, damit überall für Erquickung der müden Leute gesorgt werde. Einzelne Heerhaufen und Freiwillige schlossen sich an; das Volk in Städten und Dörfern begrüßte den Konsul als den Bringer des Sieges. Während man in Rom voll ängstlicher Spannung des Ausganges harrte und auf den Konsul schalt, der seine Befugnis überschritten hatte, erreichte der kühne Feldherr das Gebiet der Senonen. Nicht weit von Sena standen in zwei Lagern, der Macht Hasdrubals gegenüber, die vereinigten Legionen des Prätors Porcius und des Konsuls Livius. Claudius Nero rückte bei Nacht ein, ohne daß es der Feind gewahr wurde. Er drang unverzüglich auf eine Schlacht, weil unter

den obwaltenden Verhältnissen jeder Aufschub Verderben drohe. Seine feurige Rede riß den zögernden Kriegsrat mit sich fort; die Legionen marschierten am Morgen in gewohnter Ordnung auf. Auch die Karthager verließen in fester Haltung ihre Linien; Hasdrubal ritt an der Fronte hin und warf spähende Blicke auf die feindlichen Reihen. Da sah ihm manches verändert aus, die Ausdehnung zumal schien ihm größer. Als er aber mit einigen Reitern, wie zum Plänkeln, näher ritt, erkannte er mit geübtem Feldherrnauge andere Schilde, Feldzeichen und Pferde. Sofort ließ er eilends das Heer hinter den sichern Lagerwall zurückziehen. Ausgesandte Späher hinterbrachten ihm, man habe im Lager des Prätors einmal, im konsularischen zweimal das Schmettern der Tuba gehört. Daraus schloß er, daß beide Konsuln anwesend seien, und seine Seele ward von banger Sorge um den Bruder und um sein eignes Heer erfüllt. Er beschloß, über den Fluß Metaurus und weiter in das Gebiet befreundeter Kelten zurückzuweichen, wo er den Krieg hinzuschleppen hoffte, bis er Verstärkung oder sichere Nachricht von Hannibal erhielt. Gegen Mitternacht geschah der Aufbruch, aber wegen der verschiedenen Völkerstämme nicht ohne Verwirrung. Die gallischen Führer benutzten diese Gelegenheit, sich auf und davon zu machen; daher verfehlte man die Furt durch den breiten und tiefen Fluß.

Hasdrubal ließ die Banner links schwenken. Er hoffte, aufwärts, den Quellen näher, werde das Wasser zu passiren sein; aber je weiter man kam, desto unebener wurde der Boden, desto steiler das Ufer. Der nächtliche Marsch erschöpfte die Kräfte der Leute, sodaß viele, namentlich Gallier, unbekümmert um die Folgen, sich lagerten, um der Ruhe zu pflegen. Der anbrechende Tag brachte keine Besserung; die Gegend ward immer unwegsamer. Unter diesen schwierigen Verhältnissen holte Claudius Nero mit reisigen Geschwadern den langsam fortschreitenden Zug ein. Er begann sogleich seine Angriffe und sah sich bald durch den Prätor unterstützt, der die Leichtgerüsteten herbeiführte. An eine Fortsetzung des Marsches konnte man nicht mehr denken. Hasdrubal warf daher dem Feinde genügende Mannschaft entgegen, während er zugleich auf einer sicheren Höhe sein Lager abstecken ließ. Ehe man damit zustande kam, sah man die Legionen gerüstet und gewappnet anrücken. Jetzt war kein anderer Ausweg, als der mit dem Schwerte in offener Schlacht.

207 v. Chr. Mit großer Umsicht ordnete der punische Feldherr seine müden Völker. Auf dem rechten Flügel nahm er selbst unter seinen kampfgeübten Hispaniern Stellung, die Mitte bildeten die Ligurier, vor denen sich die Elefanten aufpflanzten; die Kelten standen auf einer schwer zugänglichen Höhe, wo sie, obgleich erschöpft und unlustig, leicht Widerstand leisten konnten.

Hasdrubal Barkas' Tod. Der Kampf entbrannte zuerst auf dem rechten Flügel und ward bald allgemein. Hasdrubal suchte die Legionen, die unter Livius den römischen linken Flügel bildeten, mit äußerster Gewalt zu durchbrechen. Wenn ihm dies gelang, so hoffte er auch die Mitte aufzurollen, und dann zweifelte er nicht, daß die Kelten, mit Ungestüm von ihren Hügeln herunterstürmend, den Sieg vollenden würden. Er war überall, wo die Gefahr drängte. Er feuerte die Krieger an, indem er ihnen zeigte, daß keine Flucht

möglich sei; er führte die Weichenden zurück, er drang wiederholt in die römischen Rotten vor. Seine Hispanier kämpften mit unbezwinglichem Mute. Auch die Ligurier hielten stand, obgleich die Elefanten, von Getümmel, Geschrei und Geschossen erschreckt, hin und her rannten, sodaß mehrere durch die Führer mit Hammer und Meißel getötet werden mußten. Während dieser Zeit stürmte Claudius Nero den Hügel; aber der Abhang war steil, die Reihen lösten sich und oben blinkten die langen Keltenschwerter. Er wich langsam in die Ebene zurück, wo er seine vorige Stellung wieder einnahm. Doch war es nicht seine Art, als müßiger Zuschauer zu rasten. Da die Gallier nicht folgten, so zog er seine eignen Kohorten aus der Linie, marschierte im Rücken des Heeres der ganzen Aufstellung entlang, schwenkte rechts und fiel den Hispaniern in die unbeschützte Flanke. Der Stoß entschied augenblicklich. Hasdrubal sprengte da- und dorthin im Sturme des Gefechtes, im Schauer der Geschosse; aber er konnte die gebrochene Ordnung nicht wiederherstellen, dem würgenden Schwerte der Römer nicht Einhalt gebieten. Am Glücke verzweifelnd, aber eingedenk seines großen Namens, stürzte er sich unter die römischen Kohorten und fand, was er suchte, rühmlichen Tod auf dem Schlachtfelde. Von der Seite gefaßt, wendeten sich bald auch die Ligurier und Gallier zur Flucht, die nur wenigen Rettung brachte.

Die Schlacht am Metaurus war für den Ausgang des Krieges entscheidend. Der Konsul Claudius kehrte nach kaum vierzehntägiger Abwesenheit in das apulische Lager zurück, das noch immer dem punischen gegenüber stand. Er war unedel genug, das Haupt des gefallenen Hasdrubal den karthagischen Vorposten zuzuwerfen und durch gefangene Afrikaner den Hergang berichten zu lassen. Hannibal, in seiner letzten Hoffnung getäuscht, erkannte das nahende Geschick; er gab alle besetzten Posten und Städte im Tarentinischen und Lukanischen auf und zog sich nach Bruttium zurück. Daß er sich hier beinahe noch vier Jahre unbesiegt erhalten konnte, ist ebenso ein Beweis von seinem hohen Geiste, als auch von der Erschöpfung der feindlichen Eidgenossenschaft nach glücklich überstandener Gefahr. Sie beschränkte ihre Heeresmacht auf 16 Legionen, sie strafte die 12 Bundesstädte, welche in der Not Mannschaft verweigert hatten; sie fand endlich vollauf Beschäftigung in Etrurien sowie in den widerspenstigen gallischen und ligurischen Landen.

Die Konsuln Livius und Claudius hielten einen glänzenden Triumph in Rom; allein sie waren als stolze Aristokraten nicht so beliebt und gefeiert wie P. Scipio, von dessen Erfolgen fortwährend Botschaft und Trophäen überbracht wurden. Er, der Götterliebling, sagte man, ist ausersehen, den Krieg zu beendigen; nur er wird den punischen Dränger zu Boden werfen. — War es Wunsch? War es Ahnung?

P. C. Scipio in Afrika. Unterdes folgte Scipio in Hispanien unter Kampf und Mühen seinem glänzenden Sterne. Er hatte dort durch seinen Legaten Silanus keltiberische Söldner, die Mago mittels reicher Geldspenden angeworben, zerstreuen lassen, während er selbst gegen Hasdrubal, Gisgons Sohn, anrückte. Vor seinem Feldzeichen zerstoben die zusammengerafften Haufen ohne Schwertstreich. Inzwischen warben und rüsteten die punischen Feldherren neue, zahl-

reichere Söldnerscharen und hatten Zeit, sie tüchtig einzuüben. Mit einer Macht von 70000 Mann erschienen sie bei Bäcula in offenem Felde, entschlossen, noch einmal das Glück der Waffen zu versuchen. Nun durfte Scipio nicht länger
206 v. Chr. säumen. An der Spitze seiner Legionen und zahlreicher Hülfsvölker bezog er dem Feinde gegenüber ein Lager, nachdem er die Angriffe Masinissas durch einen Hinterhalt zurückgeschlagen hatte. Täglich rückten die Karthager aus ihren Linien, und zwar Libyer in der Mitte, Hispanier auf beiden Flügeln: täglich stellte sich gegenüber, aber hart am Lagerwalle, die römische Macht auf, wobei die Legionen gleichfalls die Mitte bildeten. Nach mehreren Tagen aber zog früh morgens Scipio stürmisch zum ernsten Angriff gegen den Feind und zwar, die Römer auf beiden vorgerückten Flügeln, in halbmondförmiger Stellung, wodurch er das libysche Mitteltreffen in Unthätigkeit erhielt, bis die Schlacht schon entschieden war. Das geschlagene Heer löste sich, durch unablässige Verfolgung gedrängt, fast gänzlich auf. Mago floh nach Gades, dem letzten Stützpunkt der punischen Macht. Hasdrubal entwich ans Meer, wo er Schiffe vorfand, die ihn nach Afrika trugen.

Masinissa. Nachdem die streitbare Macht Karthagos gänzlich aus dem Felde geschlagen war, warf der römische Feldherr seine Blicke nach Libyen hinüber; dort allein war das Ende des Krieges zu suchen. Schon hatte er den kriegerischen Masinissa durch zuvorkommende Güte gewonnen, da hörte er, daß auch der mächtige Syphax, Fürst der Massäsilier, nicht abgeneigt sei, wie früher mit seinem Vater und Oheim, so nun mit ihm in Verbindung zu treten. Er wagte es sogar, im Vertrauen auf sein gutes Glück mit zwei Penteren nach der afrikanischen Küste zu steuern. Sein Vertrauen betrog ihn nicht, denn ein günstiger Wind schwellte die Segel, so daß er sieben Trieren, mit welchen Hasdrubal daselbst vor Anker lag, glücklich entging. Im fürstlichen Heerlager traf er mit seinem Gegner zusammen und teilte mit ihm bei Tafel dasselbe Polster. Seine männliche Schönheit, sein kriegerischer Anstand und noch mehr seine gewandte Unterhaltung gewannen nicht bloß den König und dessen Räte, sondern auch Hasdrubal konnte ihm seine Bewunderung nicht versagen. Der Vertrag auf Bund und gegenseitige Hülfe ward abgeschlossen, und wohlgemut bestieg er seine Galeere, die ihn trotz Sturm und Unwetter glücklich nach Neukarthago zurückführte.

Sophonisbe. Hasdrubal und mit ihm ganz Karthago sah ringsum die finstern Wolken sich sammeln, die dem Staate den Untergang drohten. Aber auch er war klug, und liebte sein Vaterland; daher sann er auf Mittel, das nahende Verderben abzuwenden, und ein solches bot ihm seine hochherzige Tochter Sophonisbe. Er war seit alter Zeit ein Gastfreund des Königs Syphax, der bei einer Zusammenkunft die edle Jungfrau erblickte. Ihre wunderbare Schönheit und hohe geistige Bildung rissen den mächtigen Fürsten hin; er begehrte sie zum Weibe. Sie war zwar verlobt mit Masinissa und liebte den jungen Helden; aber höher schlug ihr Herz für das sinkende Vaterland. Sie reichte dem Könige ihre Hand und wußte ihn ganz für das Interesse Karthagos zu gewinnen. Dagegen erhob Masinissa die Waffen, um sein Recht zu behaupten: allein ehe Scipio, sein Verbündeter, landete, unterlag er und mußte in Bergen

und Einöden Zuflucht suchen. So hatte Hasdrubal einen mächtigen Bundesgenossen erworben, der bereit war, für die libysche Hauptstadt die Kräfte seines Reiches in Bewegung zu setzen.

Während dieser Vorgänge hatte Scipio in Hispanien viel Mühe und Not. Da er schwer erkrankte, versuchten daselbst mehrere Häuptlinge eine allgemeine Schilderhebung der Völker gegen die römische Herrschaft; eine Meuterei unter dem eigenen Kriegsvolk vermehrte die Gefahr; allein nach seiner Genesung gelang es ihm, die Aufständischen wie die Meuterer zu bezwingen. Er eroberte endlich auch Gades, welches Mago verlassen hatte, um nach Italien zu segeln. Er machte dadurch der karthagischen Herrschaft in Hispanien ein Ende. Mit Beute und Trophäen beladen, schiffte er hierauf nach Italien und zog bewundert und verehrt wie der Sohn eines Gottes in Rom ein. Natürlich wurde ihm, da er sich um das Konsulat bewarb, diese Würde fast einstimmig zuerkannt. Dagegen fand er im Senat entschiedenen Widerspruch, als er Afrika zum Amtsbezirk begehrte. Der alte Fabius erhob laut seine Stimme wider die ungesetzliche Forderung. Als aber der Konsul erklärte, er werde die Sache der Bürgerschaft zur Entscheidung übertragen, scheute man sich, in der gefährlichen Zeit durch Festhalten an der bestehenden Ordnung innern Zwiespalt zu veranlassen, und schlug einen Mittelweg ein. Man überwies dem Feldherrn die Provinz Sizilien mit der Befugnis, sobald er es für rätlich halte, nach Afrika überzugehen. Neue Aushebungen wurden nicht angeordnet; überhaupt scheint es, daß Mißgunst thätig war, die Ausrüstung für den beabsichtigten Feldzug zu schmälern, daß auch vielleicht die Sorge vor der Eigenmächtigkeit des glücklichen Kriegers, der sich auf das Volk verließ, hierzu mitwirkte. Indessen Scipio setzte, unbekümmert um Scheelsucht und engherzige Bedenklichkeiten, seine Vorbereitungen ins Werk. 205 v. Chr. Die Bundesgenossen, namentlich die vorher zum Abfalle geneigten Etrusker, steuerten — teils freiwillig, teils gezwungen — Geld und Material. Freiwillige sammelten sich zu dem Heere, dessen Kern die Überreste der bei Cannä geschlagenen Scharen bildeten. Es bestand angeblich nur aus zwei Legionen, war aber in Wirklichkeit weit stärker. Nicht weniger eifrig wurden Schiffe gebaut und die vorhandenen in seetüchtigen Stand gesetzt.

Masiniſſa.

Weil die aufgebotene Macht, welche Karthago in den Staub werfen sollte, keineswegs sehr bedeutend war, so suchte der Feldherr sie desto tüchtiger zu machen und mit seinem Mute und seiner Zuversicht zu beseelen. Kriegerische Übungen, die bis zur Erschöpfung fortgesetzt wurden, wechselten mit festlichen Ruhetagen. Dabei sah er dem Kriegsvolk gar sehr durch die Finger, wenn es sich Mißhandlungen gegen die wehrlosen Unterthanen erlaubte. Das Jahr 205 und ein Teil des folgenden verstrich unter Vorbereitungen. Scipio wurde als

Prokonsul im Oberbefehl bestätigt. Dann hatte man noch ein wichtiges Geschäft, von dessen Ausgang die Wohlfahrt von Land und Leuten abhing, wie ein Spruch der Sibyllinischen Bücher aussagte. Man holte nämlich durch Vergünstigung des befreundeten Attalus von Pergamus die idäische Göttermutter aus Phrygien. Der heilige Stein, den gläubige Seelen unter diesem Namen zu Pessinus verehrten, wurde der feierlichen Gesandtschaft übergeben und in Rom an geweihter Stätte niedergelegt.

Jetzt endlich, der göttlichen Zustimmung versichert, erteilte man den Befehl zum Aufbruch nach Afrika. Schon früher hatte C. Lälius einen Plünderungszug nach Libyen gewagt und dabei überall Schrecken verbreitet. Die karthagische Gerusia, ganz in der Nähe bedroht, hatte darauf in Libyen und Hispanien Söldner werben, den König Philipp zum erneuerten Kriege auffordern lassen und zugleich Geld, Kriegsvolk und Schiffe dem Mago zugesandt, um in Ligurien und Gallien den Kampf anzufachen. Aber die römische Eidgenossenschaft war nach allen Seiten gerüstet. Zwei starke Heerhaufen rückten gegen den Barciden vor und nötigten ihn nach vielen zweifelhaften Gefechten im Lande der Insubrer zu einem mörderischen Treffen. Er mußte schwer verwundet den Rückzug antreten und erreichte die ligurische Küste, wo seine Flotte vor Anker lag.

Unbekümmert um diese Vorgänge beschied Scipio Kriegsvolk und Schiffe nach Lilybäum. Zweiundfünfzig Penteren und vierhundert Lastschiffe dienten zur Überfahrt des Heeres, das etwa 35000 Streiter zählte. Es war ein großartiges Schauspiel. Die zurückgebliebenen Legionen, die Bürger der Stadt und Tausende aus anderen Gegenden bedeckten rings das Ufer, als die stattliche Rüstung in See ging. Die aufgehende Sonne strahlte über Land und Meer; der Feldherr stand auf seiner Pentere, opferte und erhob betend die Hände gen Himmel. Nachdem er noch zu dem Heere gesprochen hatte, wurden die Anker gelichtet. Ein frischer Wind, welcher die Segel schwellte, führte die Flotte bald ins offene Meer. Nachmittags trat Nebel und Windstille ein; die Nacht war so finster, daß die Schiffe Gefahr liefen, einander zu beschädigen. Der Morgenwind zerstreute den Nebel; man erkannte das Vorgebirg des Mercur; aber bald kehrte die Finsternis zurück, und erst am zweiten Morgen sah man die libysche Küste mit ihren Dörfern, Landhäusern und blühenden Feldern vor Augen liegen. Am Schönen Vorgebirge (Promontorium pulchrum) auf der Westseite des Meerbusens von Karthago wurde die Landung glücklich bewerkstelligt und sogleich ein wohlverschanztes Lager aufgeschlagen.

Das flüchtige Landvolk verbreitete in Karthago allgemeinen Schrecken. Man war, was unbegreiflich scheint, gar nicht gerüstet; nur schwache Reiterschwärme konnte man dem Feinde entgegenstellen, die überall den kürzern zogen und das offene Land den feindlichen Plünderungen überlassen mußten. Mit einem Haufen tapferer Begleiter stieß der flüchtige Masinissa zu dem Feldherrn, der sofort vor Utica rückte. Da man mit Lebensmitteln und Belagerungszeug reichlich versehen war, so wurde die Stadt unverweilt angegriffen. Scipio erschöpfte 40 Tage lang alle Mittel der Kunst, um den wichtigen Platz zu erobern; aber vergebens. Die Mauern waren hoch und stark, die Bürger zur äußersten Verteidigung entschlossen.

Während dieser Zeit hatte Hasdrubal, Gisgons Sohn, eine Macht von 26000 Söldnern aufgebracht, und zugleich rückte Syphax an der Spitze von 10000 numidischen Reitern und 50000 Mann zu Fuß heran, um die Vaterstadt seiner edlen Gattin zu schützen. Beide vereinigten ihre Heere gegen den gemeinschaftlichen Feind, der vor ihnen zurückwich und zur Deckung der Legionen wie der Flotte auf einer Anhöhe am Meere starke Bollwerke errichtet hatte. Die Winterzeit brach an, Regengüsse und Stürme setzten weiteren Unternehmungen ein Ziel, die Erfolge aber, die der gefeierte Römerheld errungen hatte, waren gering im Vergleich zu den gehegten Erwartungen. Er stand in einen Winkel am Meere zurückgedrängt, während die libyschen und numidischen Heerhaufen in zwei Lagern ihn bedrohten. Er zeigte keineswegs den Mut und das strategische Geschick Hannibals, der bei seinem Einbruch in Italien den überlegenen römischen Legionen ohne Zagen die Spitze geboten und sie durch wiederholte Schläge niedergeworfen hatte. Es gewann sogar den Anschein, als thue er auf seine weit aussehenden Entwürfe Verzicht, denn er ging auf angeknüpfte Unterhandlungen ein, die einen billigen Frieden in Aussicht stellten, und schickte wiederholt Gesandte zu Hasdrubal wie zu Syphax.

Überfall der Karthager. Unter den Staatsboten waren aber kriegserfahrene Hauptleute, welche die feindliche Aufstellung auskundschafteten. Als diese berichteten, die Numidier lagerten bunt untereinander in Hütten von Binsen und Schilf, ohne an sorgfältige Bewachung zu denken, die Karthager aber in hölzernen Baracken, beschloß Scipio, einen Überfall zu versuchen. Er brach daher die Unterhandlungen ab, ließ einen starken Haufen zur Berennung Uticas einen unangreifbaren Hügel besetzen, um die Aufmerksamkeit des Feindes dorthin zu lenken, und rückte in finsterer Mitternacht gegen die feindlichen Lager vor. Lälius und Masinissa überfallen die schlaftrunkenen Numidier; Feuerbrände fliegen in die Hütten; die Flammen lodern empor; sie breiten sich aus wie ein Glutmeer über die ganze, dem Untergange verfallene Stätte. Die Karthager, nur einen zufälligen Brand vermutend, eilen mit Löschgerät zu Hülfe; sie stoßen auf Scipios Legionen, werden niedergehauen, ihr Lager geht in Feuer auf. Der anbrechende Morgen bescheint eine grauenvolle Scene, denn beide Heere sind durch Feuer und Schwert vertilgt. 203 v. Chr.

Aus dem mörderischen Getümmel entrannen Hasdrubal und Syphax auf schnellen Rossen mit wenigen Begleitern; ersterer nach Karthago, letzterer gen Cirta, seine Hauptstadt. Hier empfing den König seine Gattin Sophonisbe, mit Bitten und Thränen ihn bestürmend, mit feuriger Rede seinen Mut belebend. Er berief sofort neue Scharen wehrhafter Männer aus den weiten Gauen seines Reiches, und als Hasdrubal mit 8000 geworbenen Söldnern aus Hispanien und anderem Kriegsvolk zu ihm stieß, beschloß er, noch einmal das Glück der Waffen zu versuchen. Bald traf er auf Scipio, der zum zweitenmal die Belagerung von Utica aufgehoben hatte. Der Kampf war blutig und entscheidend; die keltiberischen Söldner wichen nicht fußbreit; sie fielen, als tapfere Männer, auf der Stelle, die sie eingenommen hatten; das übrige Heer floh nach allen Richtungen, mit ihm die beiden Feldherren. Lälius und Masinissa, an der Spitze der reisigen Geschwader und der Leichtgerüsteten, setzten nun die

Verfolgung fort, während P. Scipio die Belagerung von Utica wieder aufnahm und zugleich Tunes, fast an den Thoren Karthagos, besetzte. Ganz Massäsylien unterwarf sich; aber an den Grenzen seines Erbreiches trat Syphax mit einem frischen Aufgebote den Siegern entgegen. Ein Reitertreffen entspann sich, in welches allmählich die Hauptmacht von beiden Seiten verwickelt wurde. Mit verzweifeltem Mute warf sich der König auf die feindlichen Reisigen und trieb sie zurück, bis er auf die römischen Feldzeichen stieß. Vor den geschleuderten Geschossen und den blinkenden Schwertern scheuten Männer und Rosse. Der König sah die Verwirrung, die Flucht der Seinen; er warf sich ihnen entgegen und führte sie zurück ins Gefecht; aber sein Pferd, von einem Speere getroffen, bäumte und überschlug sich; er ward gefangen.

Masinissa verfolgte ohne Unterlaß die flüchtigen Scharen. Er gelangte vor Cirta, jetzt Constantine, das ihm in der allgemeinen Bestürzung die Thore öffnete. In der Königsburg erschien vor ihm Sophonisbe, schön, in blühender Jugend, gleich einem Götterbilde. Sie beugte vor dem Sieger die Kniee und flehte zu ihm, der gleichen Stammes mit ihr sei, er möge sie nicht lebend den Händen der Fremdlinge überliefern. Von ihrer Anmut und ihrer Bitte bewegt, gelobte er ihr Gewährung. Es gab aber kein Mittel, die edle Frau vor der Gewalt der Römer zu bewahren, als wenn sie einwilligte, seine Gattin zu werden. Sie that es, vielleicht in der Hoffnung, den jungen Helden für ihre bedrängte Vaterstadt zu gewinnen, wie es ihr mit ihrem ersten Gemahl gelungen war. Die Macht ihrer Reize und ihres hochstrebenden Geistes fürchtete aber auch der römische Feldherr. Als daher Masinissa nach Überwältigung Massäsyliens vor ihm erschien, hielt er ihm — nicht als stolzer Gebieter, sondern als väterlicher Freund — seine übereilte Handlung vor und forderte Auslieferung der Königin. Der junge Fürst war in der Gewalt des Mannes, dem er Sieg, Ehre und Herrschaft verdankte. Da blieb ihm zur Lösung seines der Gattin gegebenen Versprechens nur ein Ausweg: er sandte ihr durch treue Diener ein tötliches Gift. Sie empfing die Gabe als letztes, höchstes Brautgeschenk; sie leerte den Becher des Todes ohne Zagen und starb im königlichen Schmucke, ihres Stammes würdig, frei von den Ketten der Römer.

Mehr und mehr neigte der Krieg sich seinem Ende, der völligen Überwältigung Karthagos zu; allein es waren schon so vielfach unberechenbare Wechselfälle eingetreten, daß auch noch jetzt ein plötzlicher Umschlag denkbar war. Noch stand eine karthagische Macht in Oberitalien; das letzte Treffen daselbst war nur durch Verwundung des tapfern Mago zu Gunsten der Römer entschieden worden. Wenn er genas, wenn er die keltischen Stämme in eine feste Einigung unter seiner Leitung verband, so war er ein nicht zu verachtender Gegner. Auch hielt sich noch immer unbezwungen an der äußersten Südspitze der Halbinsel der gefürchtete Hannibal durch die Kraft seines Genies wider die umzingelnde Übermacht. Gelang es ihm, mit Mago zu Wasser oder zu Lande in Verbindung zu treten, so konnte immer noch die Tiberstadt in unmittelbarer Nähe bedroht werden. Ferner blickte König Philipp von Makedonien besorgt auf die Fortschritte der römischen Waffen. Zwar hatte er erst kürzlich zum Friedensschlusse mit Rom sich bequemt.

Sophonisbes und Maſinissas Vermählung.

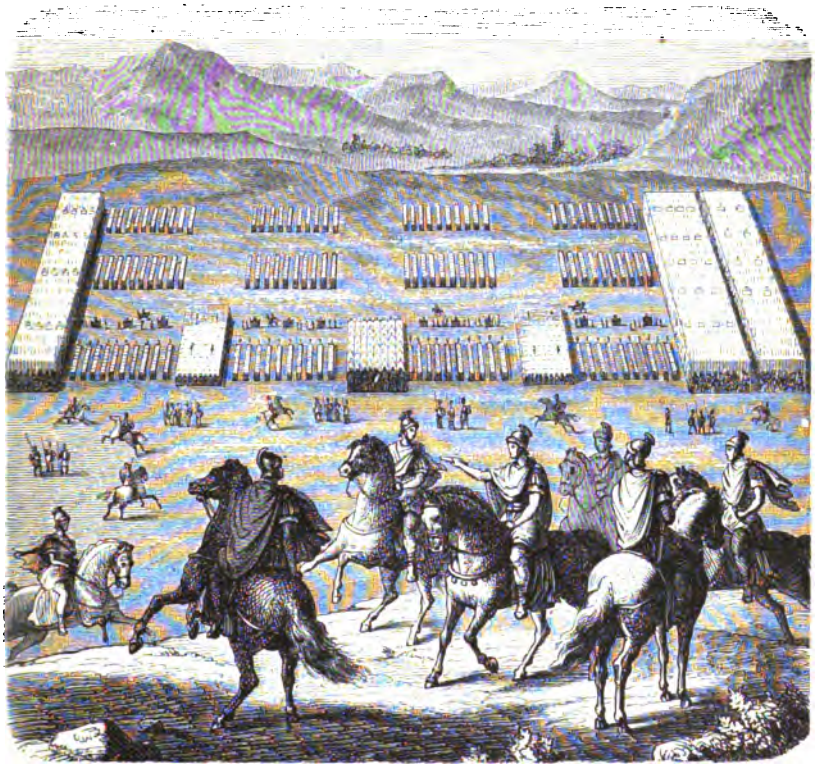
Aber unterstützte er nicht fort und fort insgeheim den karthagischen Feldherrn? Wie, wenn er jetzt das drohende Geschick erkennend, seine Phalanx über das Meer herüberführte, um, mit dem punischen Helden vereinigt, die riesige Macht Roms zu Boden zu werfen? Und hatte nicht Karthago selbst noch bedeutende Geldmittel und ansehnliche Vorräte an Waffen und Schiffen? Wenn die äußerste Gefahr die Partei des Kleinmuts und des faulen Friedens zum Schweigen brachte, wenn endlich eine allgemeine Begeisterung alle Bürger erfaßte und zur Ergreifung der Waffen antrieb, war dann ein Umschlag des Kriegsglücks undenkbar? Ein Seeheld, wie der tapfere Adherbal im ersten Punischen Kriege, konnte aufstehen, die römischen Flotten zerstören oder verscheuchen und die Herrschaft auf dem Meere erkämpfen, die auf unbegreifliche Weise die seekundigen Karthager so selten erstrebten. Dann war Scipio isolirt, und es stand ihm das Schicksal des Regulus bevor. Die Parteiung in der Stadt, die Saumseligkeit, der Kleinmut waren die Ursachen, daß nichts von dem allen geschah, daß man sich mit halben Maßregeln begnügte — bis es zu spät war.

Wie Keulenschläge ein gewappnetes Haupt, so trafen die Unglücksfälle in rascher Folge die stolze libysche Hauptstadt. Noch stand sie unangetastet da, umgürtet von unbezwinglichen Mauern; aber sie war nicht in der Verfassung wie Rom, das einst gleiche Unfälle betroffen hatten. Keine Eidgenossenschaft war mit ihr in fester Gliederung verbunden; der einzige Bundesgenosse schmachtete in Gefangenschaft; ihre waffenfähige Jugend lag zum großen Teil erschlagen auf den Schlachtfeldern; die Bürgerschaft, nur an friedliche Handelsgeschäfte gewöhnt, beseelte kein kriegerischer Geist, noch weniger hatte sie solche Übung in den Waffen und soviel Selbstvertrauen, um von einem Aufgebot einen Umschlag des Glückes erwarten zu können. Einige Hoffnung baute man noch auf die Flotte, die zum Überfalle der römischen auslief. Scipio sah von Tunes aus die feindliche Bewegung und marschierte mit den Legionen zur Deckung der Seemacht in höchster Eile gen Utica. Die Langsamkeit der Karthager machte es ihm möglich, die ungerüsteten Penteren durch zusammengekettete Lastschiffe wie mit einem Walle zu umgeben. Nach einem langen Kampfe gelang es zwar den punischen Galeeren, mit Enterhaken einen Teil der Lastschiffe fortzuschleppen; allein mit diesem geringen Vorteile zufrieden, standen die Seeleute von weiteren Versuchen ab. Nunmehr wurden Werber nach Hispanien, Staatsboten an Hannibal und Mago, andere an den König Philipp von Makedonien geschickt. Der König wurde um Beistand angegangen, die Barciden zur Heimkehr und zur Verteidigung der Vaterstadt aufgefordert. Man erkannte jetzt, daß Hülfe, wenn irgend möglich, nur von der Löwenbrut Hamilkars zu erwarten sei.

Punische Gesandte in Rom. Die schweren Unfälle, die den Staat betroffen hatten, schrieb man dem unglücklichen Hasdrubal zu; man verurteilte ihn in seiner Abwesenheit zum Tode. Darauf versuchte man auch Friedensunterhandlungen. Gesandte gingen zu dem römischen Feldherrn, sie warfen sich vor dem stolzen Sieger nach morgenländischer Sitte zur Erde nieder und vernahmen in Demut seine Bedingungen. Er forderte: Räumung Italiens, Abtretung des schon verlorenen hispanischen Gebietes und aller Inseln des Mittelmeeres, desgleichen Lieferung von Getreidevorräten und eine Kriegsentschädigung von

4000 Talenten (gegen 21 Millionen Mark). Darauf wurde Waffenstillstand geschlossen und eine karthagische Gesandtschaft nach Rom angeordnet, um die Bestätigung des Senats einzuholen.

Dort, in der siegreichen Tiberstadt, herrschte große Freude. Der gefangene Syphax, vornehme Karthager, Fahnen und Trophäen wurden eingebracht; man feierte den Göttern zu Ehren Dankfeste. Mit dem Gefühle von Sicherheit machten sich aber auch Parteileidenschaften wieder geltend.



Heeresaufstellung bei Naragara.

Schon im vorigen Jahre hatten sich die Censoren Claudius Nero und M. Livius, die Sieger am Metaurus, bei der Volksschätzung gegenseitig aus dem Ritterstande ausgestoßen. Jetzt, da karthagische Gesandte um Frieden baten, machte man dem ruhmvollen Feldherrn das Recht, die Friedensbedingungen vorzuschreiben, streitig; auch verlangten beide Konsuln Libyen zu ihrem Amtsbezirk. Allein der Senat in seiner Mehrheit erhob sich über die kleinlichen Rücksichten; er bestätigte dem Liebling des Volkes seine Provinz und die Vollmacht, den Vertrag abzuschließen.

Unterdessen hatte sich die Lage der Dinge in Afrika wieder verändert. Eine Flotte von 200 römischen Lastschiffen, mit Vorräten für das Heer beladen, war durch Sturm an das karthagische Gestade verschlagen, als gute Beute gekapert und in den Hafen eingebracht worden. Scipios Gesandte, die Rechenschaft fordern sollten, hatte man verfolgt, sodaß sie nach Verlust ihres Fahrzeugs kaum das nackte Leben retteten. Zugleich verbreitete sich das Gerücht, Hannibal selbst mit seinem tapfern Heere habe trotz Sturm und feindlicher Penteren die Meereswogen durchschnitten und nahe schon der Libyschen Küste. Da schwellte neue Hoffnung die Brust der Bürger; das Urteil gegen Hasdrubal wurde aufgehoben; der Kriegsruf ertönte durch die Straßen; wer
202 v. Chr. Mut und Kraft fühlte, griff zum Schwert, um sich dem Helden von Cannä anzuschließen. Der aber stand traurig auf seiner Pentere. Als Knabe war er an der Seite seines Vaters ausgezogen, als Jüngling und gereifter Mann hatte er seine Siege erfochten und mit dem Ruhme seiner Thaten den Erdkreis erfüllt. Jetzt kehrte er nach 36 Jahren in sein Vaterland zurück, das ihn bisher so unzureichend unterstützt hatte. Wie Nebelbilder, vom Morgenhauch bewegt, vor ihm über die glänzende Fläche hinglitten und in der Ferne verschwanden, so stiegen auf und schwanden die Hoffnungen seiner Jugend: und wie die Tiefen des Meeres dumpf aufrauschten, so grollte in seiner Seele der Unmut über ein verfehltes Leben, der Zorn gegen die Friedenspartei, die auf dem Lotterbette des Genusses, unbekümmert um des Vaterlandes Ruhm, den Umsturz verschuldet hatte. Jetzt kam die Libysche Küste in Sicht; man erkannte ein hochragendes Mónument. Es war ein einsames Grab, und eine dunkle Ahnung sagte dem Helden, es sei ein Wink der Unsterblichen: sie zeigten ihm den Ausgang seiner Laufbahn, das Ende Karthagos. Die Flotte steuerte vorüber, südwärts dem Ufer entlang, das von römischen Waffen starrte, bis gen Leptis, wo die Landung ohne Gefahr geschah. Der Feldherr musterte den kleinen Heerhaufen, der ihm, treu bis in den Tod, gefolgt war. Er bestand größtenteils aus italischen Söldnern, denn seine hispanischen und libyschen Veteranen lagen auf den Schlachtfeldern Italiens gebettet, und das unzuverlässige Kriegsvolk hatte er zurückgelassen. Er marschierte nach Adrumetum, wo er ein Lager bezog. Hier stießen zu ihm Mannschaften aus Karthago, geworbene Söldner, darunter eine Hülfsschar aus Makedonien und die Trümmer von Magos Heere, nicht aber dieser selbst, der auf der Überfahrt an den Folgen seiner Wunden gestorben war. Hannibal hatte Muße, seine Völker zu üben und möglichst zu einem Ganzen zu verschmelzen. Auch gewann er einzelne numidische Häuptlinge, daß sie mit flüchtigen Geschwadern seine Reiterei verstärkten.

Es scheint, daß ihn Scipio geraume Zeit gewähren ließ, weil er den Fall von Utica, vielleicht von Karthago selbst, erwartete. Als aber beunruhigende Nachrichten über die Verstärkung des Feindes einliefen, machte sich der römische Heerführer auf zur Bekämpfung seines großen Gegners. Er zog verwüstend durch die fruchtbaren Gefilde am Bagradas aufwärts bis in die Gegend von Naragara westlich von Sicca (jetzt el Kef), wo er in der Ebene ein Lager aufschlug.

Die Entscheidungsschlacht bei Zama und Naragara. Im Vertrauen auf seine überlegene, sieggewohnte Macht, war er über den Ausgang des nahe

bevorstehenden Kampfes so unbesorgt, daß er karthagische Kundschafter, die man ergriffen hatte, ungehindert im Lager herumführen ließ. Hannibal war ihm von Adrumetum über Zama entgegengerückt; er begehrte und erhielt eine persönliche Zusammenkunft mit ihm. Beide Helden sahen sich hier von Angesicht zu Angesicht, und wenn auch kein friedliches Abkommen erzielt wurde, so lernten sie sich doch kennen und schätzen. Wenige Tage nachher standen sie einander auf offenem Felde gegenüber. Bei Zama kam es zu einem Reitergefecht, das für die Römer günstig ablief. Das war die Einleitung zu der entscheidenden Schlacht.

Eine Sonnenfinsternis, welche während der Schlacht stattfand, erlaubt eine zuverlässige Berechnung des Datums. Es war danach am 19. Oktober 202, daß sich die Heere zum Entscheidungskampfe ordneten, das karthagische bei Zama, das römische bei Naragara. Auf beiden Flügeln stand die Reiterei, die weit überlegene römische unter Lälius der karthagischen, die numidischen Häuptlinge dem Masinissa gegenüber. Das punische Fußvolk war in drei Treffen hintereinander aufgestellt; voran, durch 80 Elefanten gedeckt, die neugeworbenen Söldner, darauf in ziemlicher Entfernung die karthagische Jugend und die makedonischen Syntagmen, zuletzt die Veteranen aus Italien. Hannibal suchte offenbar durch einen dreimal mit immer frischer Kraft erneuerten Kampf die furchtbare taktische Ordnung der Feinde zu ermüden und endlich zu überwältigen. Die Römer standen in gewohnter Weise, zuerst Hastaten, dann Principes und zuletzt Triarier, doch so, daß die Manipel nicht die offenen Zwischenräume deckten, sondern hintereinander Stellung genommen hatten. Die Reisigen trafen zuerst zusammen; bald brachen auch die Elefanten unter die Veliten ein, wo sie eine große Niederlage anrichteten. Als sie aber in die Zwischenräume der Hastaten vordrangen, wurden sie durch Kriegsgeschrei, Geschosse und Wunden scheu auf die eignen Linien zurückgetrieben. Die Söldner, darauf gefaßt, wiesen sie ab; aber nun stürmten die wütend gemachten Riesentiere, statt wieder vorwärts auf den Feind, zur Seite nach beiden Flügeln unter die punischen und numidischen Geschwader. Die Verwirrung, welche die Ungetüme hier anrichteten, artete bald in regellose Flucht aus. Lälius und Masinissa jagten den Fliehenden mit leichter Reiterei nach, um sie völlig zu vernichten.

Hannibal.

Unterdessen hatten Söldner und Hastaten mit Speer und Schwert den Kampf begonnen. Nach einem blutigen Handgemenge wichen erstere auf das Mitteltreffen und suchten, von den Gegnern gedrängt, einen Weg zur Flucht. Da ihnen die geschlossenen Glieder nicht Raum gaben, kehrten sie zum Teil die Waffen gegen die eignen Wehrgenossen, während die römischen Schwerter unter ihnen würgten. Hannibal selbst eilte in die Reihen, schaffte Ordnung und führte das Mitteltreffen gegen die Hastaten, die nun ihrerseits in Verwirrung zurückwichen. Sofort ließ Scipio seine Principes und Triarier zu beiden Seiten der übel zugerichteten Hastaten vorrücken. Gegen die entschiedene Übermacht mußte der karthagische Feldherr seinen letzten Rückhalt, die alten Kampfgenossen, aufbieten. Unter dem fürchterlichen Getümmel des Kampfes, dem unermeßlichen Kriegsruf, dem Sausen der Geschosse, dem Klirren der Schwerter, dem Anprall der Schilde sprengte der Held durch die Reihen, die Weichenden zurückführend, die Vordringenden anfeuernd. Er suchte mit äußerster Gewalt die feindlichen Linien zu sprengen, und kein Schwert verwundete, kein Geschoß erreichte ihn; er sollte den Leidenskelch bis zur Neige leeren.

Auf der andern Seite erkannte Scipio, mit welchem Gegner er es zu thun habe. Er sah kein Ende des mörderischen Gefechtes; er hatte kein Mittel, die hartnäckigen Feinde zu überwältigen: er blickte über die Ebene hin nach Lälius und Masinissa, ob sie nicht vom Nachjagen zurückkehrten. Jetzt erheben sich Staubwolken in der Ferne und Kriegsgeschrei und Kampfgetöse; die feindlichen Reihen wanken, lösen sich auf, fliehen dahin und dorthin; die reisigen Geschwader sind den Karthagern in den Rücken gefallen; sie würgen schonungslos unter den erschöpften Völkern, die sich vergebens nach einem Auswege zur Flucht umsehen. Die Schlacht ist entschieden; 20000 Feinde liegen auf der Walstatt, eine gleiche Zahl gerät in Gefangenschaft.

Mit einem schwachen Häuflein von Getreuen jagt Hannibal vom Schlachtfelde fort an Zama vorbei, durch öde Steppen, über Berge und Thäler gen Adrumetum, und eilt dann nach kurzer Rast weiter, um die Botschaft von der Niederlage des letzten Heeres nach Karthago zu bringen. Bestürzung, Geschrei und Getümmel erfüllen die Straßen; aber es ist keine Zeit, lange zu beraten. Die römische Hauptmacht rückt nach Tunes, schlägt und vernichtet den Vermina, Sohn des Syphax, der mit zusammengeraffter Reiterei einen verzweifelten Überfall versucht, und rüstet sich zur Belagerung.

Friedensschluß. Durch eine aus Italien angekommene Flotte verstärkt, ist Scipio Herr des Meeres, er kreuzt mit 150 Galeeren vor den karthagischen Häfen. Jetzt erscheinen Gesandte; sie bitten, sie flehen um Frieden, und der Sieger verweigert ihn nicht. Er fügt aber den früheren Bedingungen noch andere hinzu, welche Karthagos Macht für immer vernichten. Die besiegte Republik sollte ihre Elefanten ausliefern, desgleichen alle ihre Kriegsschiffe bis auf zehn, ferner auf fünfzig Jahre eine jährliche Kontribution von 200 Talenten (gegen 120000 Mark) entrichten, Masinissa nicht bloß als König von Numidien anerkennen, sondern auch alles Gebiet abtreten, was sie jemals von Massäsylier an sich gebracht habe, und endlich keinen Krieg führen, ohne dazu von Rom Ermächtigung eingeholt zu haben.

Scipio läßt die karthagische Flotte verbrennen. Zeichnung von H. Leutemann.

Als die Staatsboten die Vorschläge des römischen Feldherrn hinterbrachten, erkannten die Gerusia und die ganze Bürgerschaft, daß durch ihre Annahme die Republik zur Unterthänigkeit herabgewürdigt, daß auch ihr künftiges Bestehen von dem Willen der Römer abhängen werde. Schweigend hörte die Menge das Todesurteil, das über den einst mächtigen Staat gesprochen wurde. Dann aber erhob sich ein Murmeln des Unwillens. Gisgon, ein angesehener Mann, lieh dem Unwillen Worte. Er sprach von der alten Herrlichkeit, von den noch vorhandenen Mitteln zum Kriege, und forderte zum mutigen Ausharren auf. Da erhob sich Hannibal. Er lachte, aber dieses Lachen klang unheimlich, wie ein Schrei der Verzweiflung aus tiefster Seele, wie grimmiger Hohn über die Thorheit seiner Mitbürger, die noch zu hoffen wagten, wo keine Hoffnung mehr übrig war. Er zog den Redner von der Bühne herab und erklärte dann, nach einiger Entschuldigung wegen seiner rauhen Sitten, wie man sich gegenwärtig jeder Bedingung unterwerfen müsse. Die Rede war so überzeugend, daß niemand zu widersprechen versuchte.

Verbrennung der karthagischen Flotte. Nachdem die Zustimmung der Bürgerschaft dem Prokonsul hinterbracht worden war, bewilligte derselbe Waffenstillstand gegen Zusicherung der Löhnung und Unterhaltung seines ganzen Heeres. Darauf gingen Gesandte nach Rom, und obgleich im Senat einzelne Wortführer auf Zerstörung der feindlichen Republik drangen, war doch das ganze Volk so sehr für den Frieden gestimmt, daß es dem Feldherrn seine Vollmacht zum Abschluß bestätigte und sogar 200 edle Karthager, die in Gefangenschaft schmachteten, ohne Lösegeld freigab. Als die Gesandtschaft mit diesem günstigen Bescheide zurückkehrte, wurden die römischen Gefangenen entlassen, die Überläufer ausgeliefert und endlich die karthagischen Kriegsfahrzeuge — es sollen an 500 gewesen sein — dem Feinde preisgegeben. Das ganze Volk strömte zusammen auf die Mauer und die Hafendämme; es folgte mit den Augen den Booten und Galeeren, die aus dem Hafen bugsirt wurden. Als aber Scipio die ganze Flotte zusammenkoppeln und an allen Enden in Brand stecken ließ, als Flammen und Rauchsäulen aufstiegen, da weinten und wehklagten Männer, Frauen und Kinder, wie wenn die Flammen schon ihre Vaterstadt verzehrten.

Die Verhandlungen, die Einsetzung Masinissas in sein Reich, die vorläufigen Grenzregulirungen zogen sich bis ins nächste Jahr; doch wurde für Vermina, den Sohn des Syphax, auf seine Bitte ein kleiner Teil von Numidien vorbehalten. Nun endlich ertönte das Wort Friede, ein Friede des Schreckens für Karthago, des Triumphes für Rom. Denn die Libysche Republik hatte nunmehr nicht bloß ihre politische Bedeutung, sondern auch ihre Selbständigkeit verloren: sie war wehrlos und von der Willkür ihrer neuen Herrin abhängig geworden.

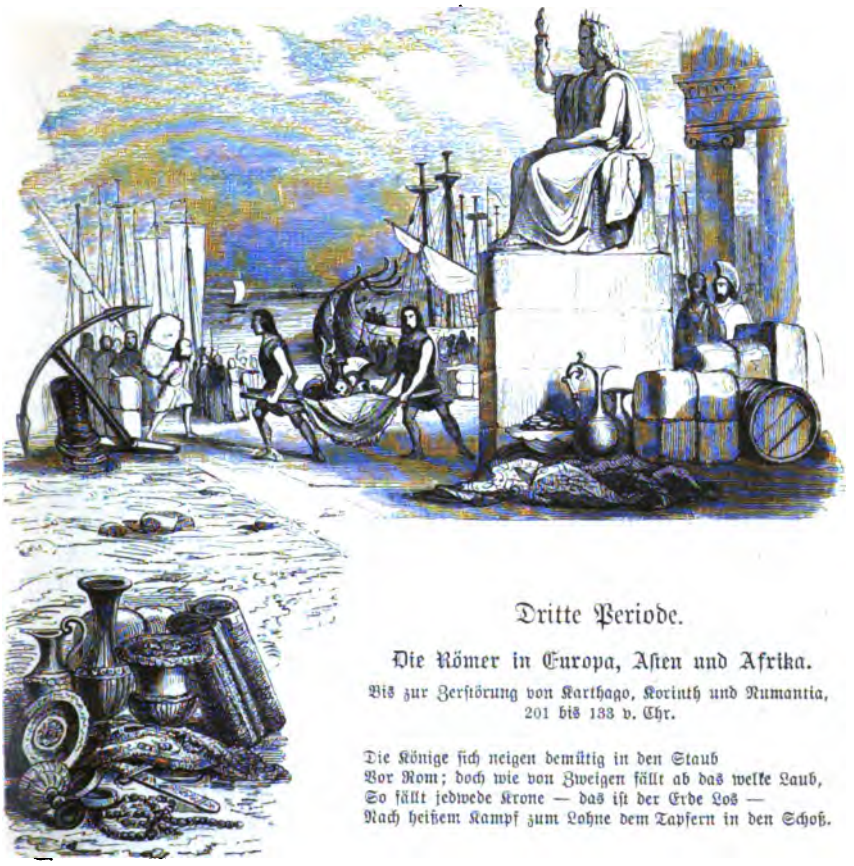
Diese dagegen, von Selbstgefühl erhoben, blickte stolz von ihrer Höhe auf die Völker und Reiche der Erde und suchte nur noch Gelegenheit, sie alle zu ihren Füßen zu legen. Jeder Römer trug dieses Gefühl in sich, obgleich den Staat, wie jeden einzelnen Bürger, die schwersten Verluste getroffen hatten. Man berechnet, daß die eigentliche römische Bürgerschaft, also ohne die Bundesgenossen, fast um den vierten Teil zusammengeschmolzen, daß an 300000 freie Bürger in den Kämpfen gefallen waren. In gleichem Maße hatte natürlich

der Wohlstand gelitten, und zwar der öffentliche wie der Privatbesitz. Alle Leiden aber und Verluste glich die Zeit aus, und das Hochgefühl des endlich errungenen Sieges und seiner Folgen für spätere Generationen erhob die, welche geduldet und geblutet hatten, über alle Drangsale.

Nachdem alles beendigt war, ging die römische Flotte mit dem tapfern Heere und dem glücklichen Feldherrn unter Segel, und die Wellen trugen ihre neuen Beherrscher gen Lilybäum, wo Scipio mit Lälius und glänzendem Gefolge ausstieg, um zu Lande nach der Hauptstadt zu reisen, während die Legionen ihren Weg zu Wasser fortsetzten. Alle Städte, die der ruhmvolle Held betrat, empfingen ihn mit königlichen Ehren. Auf allen Straßen begrüßte ihn die Menge mit Jubel, erhob seine Thaten, pries laut den erkämpften Sieg und den Frieden. Vor Rom kam ihm der Senat entgegen, dann zog er in glänzendem Triumphe in die Stadt. Voraus wurden die erbeuteten Schätze an Gold, Silber und Erz, auch viele Standarten und andere Trophäen getragen; es folgten edle Gefangene, mit goldenen Ketten belastet, doch nicht Syphax, den inzwischen der Tod solcher Schmach entzogen hatte. Unmittelbar hinter ihnen kamen die Liktoren, die Fasces mit Lorbeer umwunden, dann der Feldherr selbst, im Purpurgewande, mit dem Lorbeerkranz, hoch auf dem vergoldeten, mit Elfenbein eingelegten Wagen stehend. Das gesamte, reich geschmückte Heer machte den Beschluß. Auf beiden Seiten gingen Musiker, Tänzer und Sänger, hin und wieder auch Tempeldiener mit Rauchwerk und Opfergeräten. So stieg der gefeierte Held zum Kapitol empor, wo er dem Gotte, der ihn vor allen Sterblichen erhöht, seine festlichen Opfer darbrachte. Er war jetzt der erste Mann im Staate, auf den die Menge mit Stolz, umsichtigere Senatoren aber mit Sorge blickten; denn wenn der Staat auch noch in seinen alten Formen bestand, so waren doch die Grundlagen, woraus jene Ordnungen hervorgegangen, erschüttert, was nicht ohne bedenkliche Folgen bleiben konnte. 201 v. Chr.

Vom silbernen Discus des Schildes des Scipio. (Museum von Paris.)

Triumphzug des P. Corn. Scipio Africanus. Von H. Vogel.



Dritte Periode.

Die Römer in Europa, Asien und Afrika.

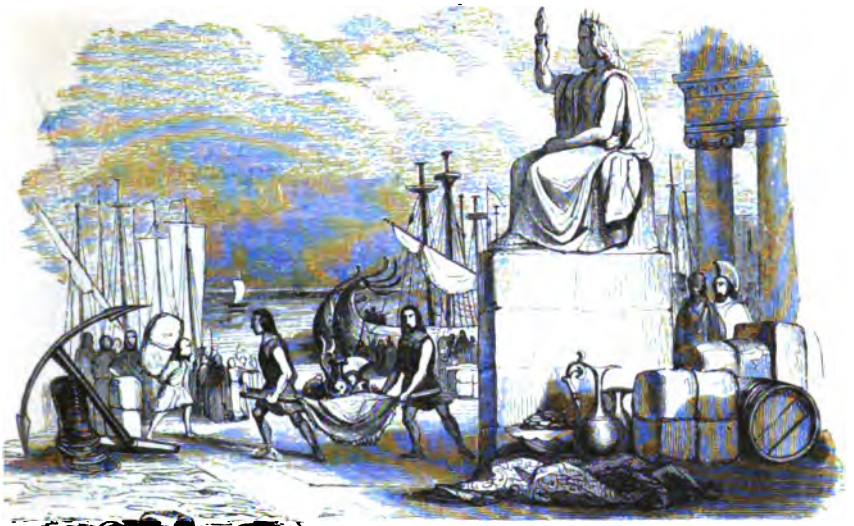
Bis zur Zerstörung von Karthago, Korinth und Numantia, 201 bis 133 v. Chr.

Die Könige sich neigen demütig in den Staub
Vor Rom; doch wie von Zweigen fällt ab das welke Laub,
So fällt jedwede Krone — das ist der Erde Los —
Nach heißem Kampf zum Lohne dem Tapfern in den Schoß.

Kriege gegen Makedonien und Syrien.

Rom und die latinische Eidgenossenschaft standen durch den schwer erkämpften Sieg ruhmvoll und gefürchtet da vor den Augen der Völker. Alle westlichen Länder, die das Mittelmeer bespült, waren zur Unterthänigkeit gezwungen; ungeheure Schätze hatten die Feldherren in die Staatskasse geliefert, und der Tribut, den die unterworfenen Reiche darbrachten, vermehrte allmählich den Überfluß. In Italien selbst galt das Gebot der Eidgenossenschaft ohne Widerrede; alle Abtrünnigen, oder die auch nur saumselig gewesen waren, unterlagen schweren Strafen. Die Etrusker mußten für ihren Wankelmut büßen, Samnium glich zum großen Teile einer Wüste, das glänzende Capua lag verödet, wie ein Dorf; Tarent und Syrakus hatten ihre Rechte verloren; die Bruttier wurden Staatsknechte und für immer des Waffenrechts beraubt. Dagegen stärkte und vermehrte man die latinischen Kolonien in allen Teilen Italiens, führte das Recht und die Sprache Latiums überall und mit solchem

Triumphzug des P. Corn. Scipio Africanus. Von H. Vogel.



Dritte Periode.

Die Römer in Europa, Asien und Afrika.

Bis zur Zerstörung von Karthago, Korinth und Numantia, 201 bis 133 v. Chr.

Die Könige sich neigen demütig in den Staub
Vor Rom; doch wie von Zweigen fällt ab das welke Laub,
So fällt jedwede Krone — das ist der Erde Los —
Nach heißem Kampf zum Lohne dem Tapfern in den Schoß.

Kriege gegen Makedonien und Syrien.

Rom und die latinische Eidgenossenschaft standen durch den schwer erkämpften Sieg ruhmvoll und gefürchtet da vor den Augen der Völker. Alle westlichen Länder, die das Mittelmeer bespült, waren zur Unterthänigkeit gezwungen; ungeheure Schätze hatten die Feldherren in die Staatskasse geliefert, und der Tribut, den die unterworfenen Reiche darbrachten, vermehrte allmählich den Überfluß. In Italien selbst galt das Gebot der Eidgenossenschaft ohne Widerrede; alle Abtrünnigen, oder die auch nur saumselig gewesen waren, unterlagen schweren Strafen. Die Etrusker mußten für ihren Wankelmut büßen, Samnium glich zum großen Teile einer Wüste, das glänzende Capua lag verödet, wie ein Dorf; Tarent und Syrakus hatten ihre Rechte verloren; die Bruttier wurden Staatsknechte und für immer des Waffenrechts beraubt. Dagegen stärkte und vermehrte man die latinischen Kolonien in allen Teilen Italiens, führte das Recht und die Sprache Latiums überall und mit solchem

Erfolge ein, daß die andern Nationalitäten, selbst die keltische, allmählich verschwanden. Dennoch war der weitschattende Baum Latiums schon in seinem Marke wurmstichig geworden. Die Bürgerschaft in der Hauptstadt, in den Bundesstädten und besonders auch auf dem Lande hatte das Schwert gelichtet; viele Felder lagen, wenn nicht vom Kriege, doch aus Mangel an Arbeitern wüst; die Mittelklasse, die freien Bauern, waren zum Teil verarmt, hatten ihre Gütchen verkauft und vermehrten nun den Pöbel der Hauptstadt. Andere dienten jahrelang in den Heeren und konnten sich nach dem Ende des Krieges nicht mehr nach Weise ihrer Väter an die Handhabung des Pfluges gewöhnen. Als ihnen nachmals in Samnium und andern Gegenden fruchtbare Ländereien angewiesen wurden, verlotterten und veräußerten sie dieselben in kurzer Zeit, schnallten dann wieder den Harnisch um und setzten das gewohnte Kriegshandwerk fort. Niemand zog von diesem Zustande der Dinge größere Vorteile als die vornehmen und vermögenden Familien, die zwar auch reichliche Opfer gebracht hatten, aber doch sich leicht erholten, während der Mittelstand und der geringe Bauer völlig zu Grunde gingen. Sie kauften die wohlfeilen Grundstücke, schlugen Wüstungen, auch wohl Staatsländereien hinzu und vereinigten oft so große Landstrecken, daß sie Fürstentümern gleich kamen. Daselbst weideten ihre Herden, arbeiteten mit Pflug und Hacke Heere von Sklaven; da erhoben sich ihre Gartenanlagen, ihre Villen und Herrenhäuser; da schwelgten sie vom Marke des Landes in ausschweifenden Genüssen. Dies war der Zustand Italiens nach der Überwältigung Karthagos, dem Anscheine nach glänzend, bewundert und gepriesen bis in das entfernte Asien; aber seine Völker waren geknechtet, und selbst der Kern der römischen Bürgerschaft, die Ehre und Wohlstand nicht weniger der Handhabung des Pfluges, der Bewirtschaftung des eignen Grundbesitzes wie dem kriegerischen Mute verdankte, schmolz immer mehr zusammen, bis er endlich dem Ehrgeize Weniger völlig dienstbar wurde.

Philipp V. von Makedonien. Als die karthagische Republik gänzlich überwältigt war, hatte die römische Bürgerschaft den Krieg satt; sie wünschte vorerst im Frieden sich der Früchte ihrer Anstrengungen zu erfreuen. Aber die Großen dachten nur an neue Triumphe, an neue Siegesbeute. Solchen Gewinn verhießen die östlichen Reiche und zunächst Griechenland und Makedonien. Daselbst hatte man während der Bedrängnis im eignen Lande mit geringen Kräften Krieg gegen den König Philipp geführt und einen nicht ungünstigen Frieden erlangt. Jetzt, da man freie Hand hatte, waren größere Erfolge in Aussicht. An Veranlassungen zum Losschlagen fehlte es nicht; denn Philipp hatte mit Antiochus von Syrien ein Bündnis zur Teilung Ägyptens geschlossen und zog wie ein Abenteurer in Kleinasien umher, wo er mehrere Seestädte eroberte und den König Attalus von Pergamus in seiner Hauptstadt belagerte. Dann geriet er in Händel mit Athen, wobei er die Landschaft verwüstete, ohne jedoch Anstalten zur Belagerung und Bezwingung dieser wichtigen Stadt zu treffen. Attalus und die Athener wandten sich nach Rom um Hülfe, und die Konsuln waren dazu bereit. Als man jedoch den versammelten Centurien die Kriegserklärung vorschlug, wurde sie von der kriegsmüden Bürgerschaft verworfen. Der Konsul Sulpicius Galba, dem bereits Makedonien durch das Los

zugefallen war, wußte gegen die friedliebenden Leute Rat. Er führte ihnen zu Gemüt, daß man entweder den König in seinem Lande aufsuchen müsse, oder daß derselbe in Italien landen und ihnen die Schrecken des Krieges bringen werde. Diese Beweisführung hatte den gewünschten Erfolg.

Die Vorbereitungen zu der neuen Fehde waren bald getroffen; doch ging 200 v. Chr.
der Konsul wegen allerlei Wunderzeichen, vielleicht auch aus Geringschätzung des Feindes, erst im Herbst unter Segel und überwinterte in Apollonia, an der illyrischen Küste. Dagegen landete eine kleine Flotte, die schon früher auf der Insel Korkyra angelangt war, im Piräus, um das attische Gebiet vor Plünderung sicher zu stellen. C. Claudius, der Führer dieses Geschwaders, wagte es sogar, die Stadt Chalkis auf der Insel Euböa zu überfallen. Er hieb die makedonische Besatzung und die wehrhaften Bürger nieder und zerstörte die königlichen Kriegsmaschinen und Vorräte.

Rom und der Achäische Bund. König Philipp V. von Makedonien lagerte damals in Thessalien zu Demetrias am Fuße des Pelion. Er hatte dem Gesandten, der mit römischem Übermute Krieg in Aussicht stellte, die königliche Antwort gegeben, er verzeihe ihm, einem unerfahrenen jungen Manne, seine Unarten, werde aber die Würde seines Reiches aufrecht zu erhalten wissen. Als er jetzt von den in Chalkis begangenen Greueln hörte, machte er sich mit einem Heerhaufen zur Rache auf. Er fand die Feinde nicht mehr, sondern nur Trümmer und Leichen. Er setzte deswegen sogleich nach Attika über, schlug die Athener in einem glänzenden Reitertreffen, wobei er selbst bis an die Mauern Athens vorsprengte, und verheerte sodann die Landschaft mit solcher Wut, daß sogar die unschätzbaren Werke der Kunst, die Denkmäler vormaligen Glanzes, zertrümmert wurden. So war denn das unglückliche Griechenland, dessen Völker sich in kleinlichem, endlosem Hader zerfleischten, Schauplatz des Krieges. Akarnanien, die westlichste Landschaft, hielt an dem makedonischen Schirmherrn fest; die räuberischen Ätolier, noch der kernhafteste Volksstamm, erklärten sich für die Römer; der achäische Bund, der unter der Leitung seines tapfern Strategen Philopömen, des letzten hellenischen Helden, eine Zeitlang die meisten Staaten des Peloponnes vereinigte, schwankte zwischen den kriegführenden Parteien und neigte sich endlich doch, durch die Staatsklugheit der Römer umgarnt, auf ihre Seite. Argos, Korinth, Megara und andere Städte hatten makedonische Besatzungen, ebenso Euböa und viele Inseln des Ägäischen Meeres. In Sparta gebot der grausame Tyrann Nabis. Er war allen verhaßt und wurde doch wieder verschont und sogar begünstigt, obgleich er Freund und Feind plünderte. Auf dem Meere hatten die Römer das Übergewicht, denn zu ihrer Flotte stießen die Geschwader des pergamenischen Königs und der seekundigen Rhodier, die, unbezwinglich hinter ihren Mauern und reich durch ausgebreiteten Handel, eine bedeutende Seemacht bildeten.

Die Römer gegen Makedonien. Im folgenden Frühjahr unternahm der Konsul Sulpicius einen Zug in das innere Illyrien und die angrenzenden Länder, um sich den Weg nach Makedonien zu bahnen. Er eroberte Burgen und Städte, worauf der epirotische Fürst Amynander, der illyrische Pleuratus und das kriegerische Volk der Dardaner gemeinschaftliche Sache mit ihm

machten. Von allen Seiten erging der Sturm des Krieges gegen Philipp; er aber bot ihm mit Mut und kriegerischem Geschick die Spitze. Zunächst wendete er sich mit seinem Gewalthaufen, der nur 24000 Mann stark war, gegen den Konsul. In einem unentschiedenen Reitertreffen lernte er die furchtbare Gewalt der römischen Schwerter kennen. Da gab es abgehauene Arme, durch Streiche in den Nacken getrennte Köpfe, Leichen, an denen Bauch und Brust durch Stöße von unten aufgerissen waren. Er sah wohl, daß er seine Völker erst an solche Kampfweise gewöhnen müsse; daher vermied er eine Hauptschlacht. Dagegen benutzte er in dem von Waldgebirgen überlagerten Lande die Örtlichkeit. Er verlegte in verschanzten Lagern dem Feinde den Weg, erschien bald da, bald dort ganz unerwartet und hieb die zerstreuten Plünderer nieder. Als er in einem zweiten Reitergefecht den kürzern gezogen hatte, überraschte er durch einen Gewaltmarsch mit seinen Reisigen und den leichtgerüsteten Peltasten und Kretern die Römer, die unbesorgt Feldfrüchte einsammelten. Es war eine blutige Jagd in dem weiten Blachfelde; auch die zu Hülfe eilende Reiterei wurde in die Flucht geschlagen, und nur die heranziehenden, wohlgerüsteten Legionen gaben dem Treffen eine andere Wendung. So fand der Konsul überrall Schwierigkeiten in Menge, sodaß er lieber nach Apollonia zurückkehrte, wo es ihm bei wohlbesetzter Tafel besser behagte als im rauhen Feldlager. Sein Nachfolger Villius, der erst im Herbst eintraf, zog am Flusse Aous aufwärts, fand aber den König in einem engen Felsenthale so vortheilhaft gelagert, daß er unverrichteter Sache wieder umkehrte. Philipp, der vorher die Ätolier und die wilden Dardaner geschlagen hatte, behauptete unangetastet seine Stellung.

Philipp V. von Makedonien.

Erhebung der Kelten. Um diese Zeit kam die Trauerbotschaft nach Rom, das ganze Heer des Prätors, der in Oberitalien die Gallier im Zaume halten sollte, sei von den Insubrern aufgerieben worden. In der That hatten sich alle Keltenstämme am Padus erhoben. Ein karthagischer Befehlshaber, Hamilkar, der von Hasdrubals Heereszuge zurückgeblieben war, führte und ordnete ihre Unternehmungen. Sie schlugen mehrere Heerhaufen, eroberten sogar Placentia; allein nach Hamilkars Tode fand in einer mörderischen Schlacht bei Mutina (Modena) die ganze wehrhafte Jugend der Boier ihren Untergang, und nun mußten die Kelten ihren Nacken unter das Joch beugen. Nach dem römischen System wurden hierauf die alten Festungen Placentia und Cremona zur Knechtung des Landes wiederhergestellt und neue angelegt, wie Mutina, Parma, Pisaurum (Pesaro), Bononia (Bologna) und im nördlichen Winkel Aquileja, die letzte Kolonie der Römer, welche nur mit dem „latinischen" Rechte aus-

gestattet worden war. Gegen die Ligurier, von denen man einen ganzen Stamm nach Benevent verpflanzte, dienten hauptsächlich Luna und Spezzia als Stützpunkte. Sodann führte man Kunststraßen durch die neu erworbenen Gebiete, wodurch überall eine leichte Verbindung hergestellt wurde. Nach und nach gelang es auch, das westliche Küstenland Liguriens an dem Meerbusen, der gegenwärtig der Genuesische heißt, bis an die Alpengrenze zur Unterwerfung zu bringen, während mit den wilden kriegerischen Stämmen im unwirtbaren Hochgebirge ein fortwährender Raubkrieg geführt wurde.

Titus Quinctius Flamininus. Der makedonische Krieg war bisher ohne namhafte Erfolge geführt worden; König Philipp hatte mit Glück allen seinen Feinden die Spitze geboten und seine Staaten gegen ihre Angriffe bewahrt. Jetzt aber betrat ein Mann den Kriegsschauplatz, der ihm an strategischen Talenten gewachsen, in der Kunst zu unterhandeln aber überlegen war. Flamininus gehörte einer alten, durch fürstlichen Reichtum angesehenen und dadurch einflußreichen Familie an. Er stand im dreißigsten Lebensjahre und hatte erst die Quästur, die unterste Stufe der Staatsämter, bekleidet, als er sich um das Konsulat bewarb. Daher widersetzten sich ihm die Volkstribunen; sie verlangten, er solle zuvor nach der bestehenden Ordnung Ädil und Prätor werden. Der Senat aber, in welchem die ausgebreitete Vetterschaft des jungen Mannes mit zu Rate saß, entschied, das Volk könne in seiner freien Wahl nicht durch solche Rücksichten beschränkt werden. Als nun der Bewerber, von stattlichem Äußern, beredten Mundes, vornehm und doch herablassend, leutselig gegen jedermann, vor die Bürgerversammlung trat, als seine überall verteilten Freunde und Klienten auf ihn hinwiesen, indem sie seinen Verstand, seine Kenntnisse vom Kriegswesen, seine persönliche Tapferkeit in den Himmel erhoben, zweifelten die ehrsamen Bürgersleute nicht, daß er der rechte Mann sei, mit dem verschlagenen Makedonier fertig zu werden. So wurde er Konsul und ging im Sommer mit genügender Verstärkung auf den ihm zugeteilten Posten ab. Er mochte sich wohl des ihm günstigen Loses freuen, das ihn nicht in das Gebiet der barbarischen Kelten, sondern in das kunstreiche Griechenland gewiesen hatte, denn er gehörte ganz der neueren Richtung an, war in der Sprache, der Kunst und den Sitten der Hellenen von früher Jugend auf unterrichtet und auch ihren feineren Genüssen nicht abhold.

T. Quinctius Flamininus.

Als er in dem Lager der Legionen zu Apollonia eintraf, merkte er wohl, daß sein Vorgänger Villius kein Hannibal war. Indessen wußte er doch auch nichts Besseres zu thun, als auf der Straße am Aous (jetzt Vojussa) aufwärts zu marschieren und dann vor dem Lager Philipps, das auf unersteiglichen Felsen angelegt war, Halt zu machen. Bei einer Unterredung mit dem königlichen

Gegner forderte er als Grundlage des Friedensschlusses Räumung aller auswärtigen Besitzungen, selbst Thessaliens. Der König war darüber so erbittert, daß er ihm fast den Speer in die Seite gebohrt hätte. Nunmehr plänkelten die leichten Truppen täglich; allein wie mutig auch die Römer bis an die Felsenwände vordrangen, da war nichts zu holen als zerstoßene Schädel und gebrochene Rippen. Der Konsul verharrte auf diese Art vierzig Tage, ohne alle Aussicht auf Erfolg; da kam ein Hirte zu ihm und erbot sich, einen Heerhaufen auf abgelegenen Wegen in den Rücken der feindlichen Stellung zu führen. Dieser Vorschlag wurde angenommen und führte zum Ziele. Während das Hauptheer mit todverachtendem Mute Angriff auf Angriff unternahm, brach der Hinterhalt hervor, der unter den Makedoniern großen Schrecken verbreitete. Doch bewerkstelligte der König seinen Rückzug, wenn auch mit einem Verluste von 2000 Mann. Er erreichte unangefochten in schnellen Märschen die wälderreichen Lakmon- und Lingongebirge, wo er, einige Tage rastend, sein Heer ordnete und ergänzte. Darauf durchzog er, wie im Fluge, die nördlichen Gegenden Thessaliens. Er verheerte das Land, um sich durch Wüsten gegen den Feind zu schützen, und nahm endlich im Thale Tempe eine feste Stellung. Dort verscheuchte der Kriegslärm die Nachtigallen, die sonst im Schatten der Platanen um die klaren Wasser des Peneus ihre Lieder erschallen ließen, und das Flüstern der Myrten- und Rosenbüsche wurde vom Rasseln der Panzer übertönt. Der König hatte auch weder Lust noch Zeit, im Anblick der zauberischen Reize des Thales zu träumen; ihn rief die rauhe Wirklichkeit zur That. Denn schon waren die Ätolier und Athamanen in Thessalien eingebrochen, und bald erschien auch der Konsul, nachdem er ganz Epirus durch Schrecken der Waffen wie durch verzeihende Milde zum Abfalle von Makedonien bewogen hatte. Mehrere Städte wurden erobert, namentlich Gomphi und Phaleria; allein Äginium auf steiler Höhe fand man unangreifbar, und als man vor Atrax am Peneus rückte und ein Stück Mauer mit dem Widder niederwarf, starrten den wütend anstürmenden Römern die Sarissen der Phalanx entgegen. An der Schildwand prallten die Pilen ab, in den Wald von Speeren vermochten die kurzen Schwerter nicht Bahn zu brechen. Da keine Umgehung möglich war, so zeigte sich hier die Überlegenheit der makedonischen Waffen, und die Phalangen trieben jauchzend die Feinde über die Mauertrümmer zurück. Der Konsul ließ einen Belagerungsturm vorschieben und die Fallbrücke auf den Teil der Mauer herablassen, der noch nicht vom Sturmbock erschüttert war. Allein einige Räder sanken in den weichen Boden, sodaß die Maschine dem Umsturze nahe kam.

Unmutig über den schlechten Erfolg, mußte sich Flamininus entschließen, die Belagerung aufzuheben. Er wäre gern dem Könige selbst zu Leibe gegangen, der sich so ritterlich gegen alle seine Feinde wehrte; allein der stand unerschütterlich in seinen Bergen und sandte Verstärkungen in die festen Plätze und leichte Scharen, die auf Wegen und Stegen lauerten. Da der Winter nahe war, so wandte sich der Konsul nach Hellas, überzog Phokis und Lokris und zwang diese Landschaften, nach Eroberung der Städte dem Bündnisse gegen Makedonien beizutreten. Durch geschickte Unterhandlungen bewog er

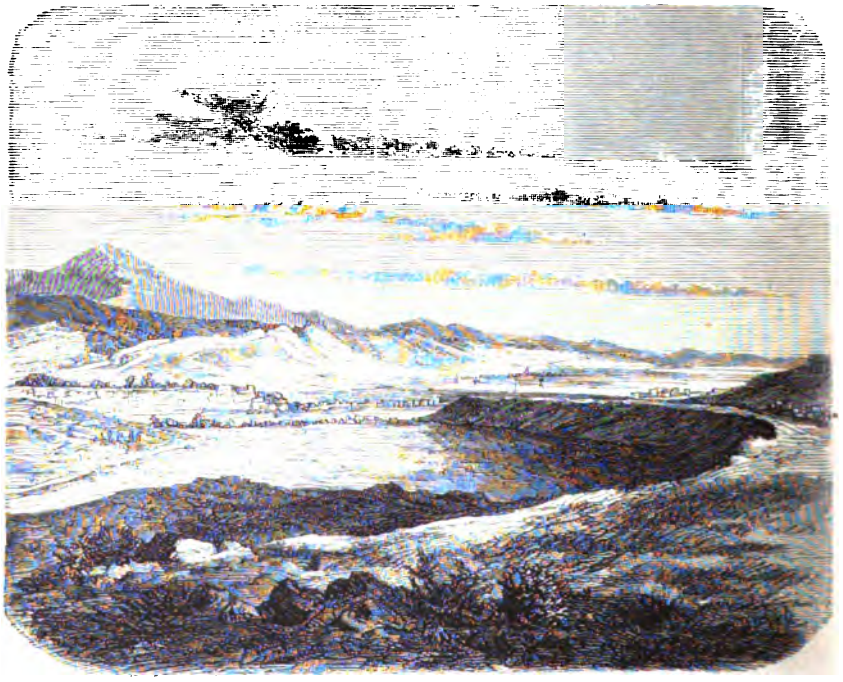
auch den achäischen Bund zum Abschluß. Mit seiner Hülfe und mit Zuziehung der vereinigten Flotte unter dem Befehle seines Bruders Lucius Quinctius Flamininus unternahm er hierauf die Belagerung von Korinth, allein vergeblich, da der königliche Feldhauptmann Philokles, ein kriegskundiger Mann, den Bürgern zu Hülfe kam.

Der Winter verging unter vergeblichen Verhandlungen. Philipp sammelte v. Chr. 197
alle seine Streitkräfte; während er aber das Heer ergänzte und einübte, rückte Flamininus in Böotien ein und brachte auch diese Landschaft auf seine Seite. Ebenso bewog er Nabis, den gewaltthätigen Tyrannen von Sparta, der Argos und andere Städte erobert und gebrandschatzt hatte, ein Bündnis mit Rom zu schließen und ihn mit einer Söldnerschar zu unterstützen. Nachdem er sich dadurch den Rücken gesichert, drang er wieder vor in die thessalischen Gefilde.

Niederlage der Makedonier bei Kynoskephalä. Jetzt erkannte der König, daß er nicht länger eine Schlacht vermeiden könne, wenn er nicht thatenlos aller seiner Hülfsquellen beraubt werden wolle. Er verließ daher seine Stellung und lagerte sich bei Pherä dem Feinde gegenüber. Nach einem Reitergefechte verließen beide Feldherren die durch Gärten und Gräben zum Kampfe ungeeignete Gegend und rückten nordwärts gegen Skotussa, der eine rechts, der andere links von einer Hügelkette, die man Kynoskephalä (Hundsköpfe) nannte. Am dritten Tage fielen heftige Regengüsse, dann stieg ein Nebel auf, der fast den Tag zur Nacht machte. Das königliche Heer setzte seinen Marsch fort, überstieg die Köpfe, ließ aber auf der Höhe einen starken Posten zurück. Die Legionen und ihre Verbündeten setzten sich später in Bewegung, als es etwas heller geworden war. Da sie nicht wußten, wo der Feind stehe, so wurden Reiter und Leichtgerüstete nach der Höhe beordert. Sie stießen auf den makedonischen Posten und mußten bald der überlegenen Zahl weichen. Eine hinlängliche Verstärkung setzte sie in den Stand, ihre Gegner ins Gedränge zu bringen. Als König Philipp davon Nachricht erhielt, wünschte er das Gefecht abzubrechen; allein er sah jetzt, da der Nebel sich senkte, am äußersten Hügel die makedonischen Fahnen ringsum vom Feinde bestürmt. Wollte er seine Leute nicht dem Verderben preisgeben, so mußte er Hülfe senden. Auf sein Geheiß brachen Söldner zu Roß und zu Fuß nach den bestrittenen Bergen auf und warfen die Römer in die Niederung, wo nur die treffliche Reiterei der Ätolier eine völlige Niederlage verhütete.

Im makedonischen Lager erschien eine Botschaft nach der andern von dem Glücke der königlichen Waffen; da nun die vornehmsten Kriegsobersten zur Vollendung des Sieges aufforderten, so entschloß sich der König, wiewohl ungern, mit der ganzen Macht auszurücken. Er führte den rechten Flügel, der bereits schlagfertig war, sogleich nach dem Kampfplatze, während der linke sich erst sammeln mußte, um nachzufolgen. Als er die Hügel erreichte, sah er seine Völker in vollem Rückzuge, weil der römische Feldherr mit Legionen und Bundesgenossen im Anmarsch war. Der Kriegsruf erhob sich weitschallend durch die Berge, wie rollender Donner, die Scharen trafen aufeinander; aber dem Stoße der Phalanx, die von oben drängte, konnten die Legionen nicht widerstehen; sie wichen Schritt für Schritt nach der Niederung. Jetzt erschien auch der

linke Flügel des königlichen Heeres auf der Höhe, doch nicht in fester Ordnung, sondern vereinzelt, wie die Scharen anlangten. Auf diese that der römische Feldherr einen entschlossenen Angriff, während er seinen linken Flügel preisgab. Er ließ die Elefanten, die er mit sich führte, vorrücken, drang ein, zersprengte und verfolgte dann die ungeordneten Haufen mit unwiderstehlicher Gewalt. Aber einer der Tribunen, der die Not des andern Heeresteiles sah, schwenkte mit zwanzig Fähnlein links und fiel dem siegreichen Feinde in den Rücken.



Der Festplatz der isthmischen Spiele.

Diese Bewegung war entscheidend; denn die Phalanx, durch Massenwirkung unwiderstehlich, konnte keine Schwenkung vornehmen; sie geriet in Unordnung und löste sich gänzlich auf. Von einer Anhöhe herab sah der König die Flucht seiner Völker und rings auf den Bergen die blinkenden Fahnen und Waffen der Feinde.

Friedensschluß. Da sammelte er, soviel er konnte, die Trümmer des Heeres und eilte fort nach dem Thale Tempe. Bei dem erschöpften Zustande seines Reiches konnte der geschlagene Fürst an Fortsetzung des Krieges nicht denken; er schickte daher einen Herold nach Larissa, wohin sich der Sieger gewendet hatte, und suchte um Waffenstillstand nach. Der Feldherr genehmigte die Bitte; er ließ sogar dem gedemütigten Feinde melden, er solle gutes Mutes sein, der Römer werde nichts Unbilliges verlangen. Umsonst forderten die Ätolier trotzig Verfolgung des Königs bis zu seiner Vernichtung. Gerade ihr Trotz und

Stolz, womit sie ihrer Reiterei den Sieg zuschrieben, entfremdete ihnen den Befehlshaber, der es ungern sah, daß dieser kecke Volksstamm selbst gegen Rom das freie Haupt aufzurichten wagte.

Empfang des Konsuls Flamininus in Griechenland.

Der Friede kam endlich zustande; der König zog seine Besatzung aus allen auswärtigen Städten zurück, zahlte eine große Geldsumme (über 4 Millionen Mark) und ließ sich die Beschränkung seiner Land- und Seemacht auf ein sehr bescheidenes Maß gefallen. Er ward dadurch für Rom ungefährlich. Übrigens begegnete ihm Flamininus mit der seinem Range gebührenden Würde, weil er in ihm einen ebenbürtigen Gegner und einen Mann von hellenischer Bildung erkannte; aber auch, weil gerade damals Antiochus, der König von Syrien, seine Massen zu Wasser und zu Lande nach Kleinasien wälzte, was einen schweren Krieg in Aussicht stellte. 197 v. Chr.

Der Feldherr ordnete nunmehr die Angelegenheiten seiner Verbündeten. Pleuratus, der illyrische, und Amynander, der Athamanen-Fürst, desgleichen Eumenes von Pergamus, der Sohn des mittlerweile verstorbenen Attalus, erhielten Gebietserweiterungen, die Rhodier ihren früheren Anteil auf dem Festlande, die Athener einige Inseln. Der achäische und ätolische Bund wurden in ihrer ehemaligen Ausdehnung hergestellt; doch grollte der letztere fort, weil er einen größeren Anteil erwartet hatte. Nachdem diese und andere Maßregeln getroffen waren, begab sich Flamininus auf die Landenge von Korinth, wo die isthmischen Spiele gefeiert wurden. Eine große Menschenmenge aus allen Gegenden Griechenlands und anderen Ländern war teils des Verkehrs, teils der Festlichkeit wegen zusammengekommen. Da waren nun alle Blicke auf den römischen Helden gerichtet. Man suchte ihn im Gewühle der Öffentlichkeit; man verschaffte sich Zutritt zu ihm in den glänzenden Räumen seiner Wohnung; selbst vornehme Frauen machten ihm ihre Aufwartung, nur um ihn zu sehen und eines Wortes von ihm gewürdigt zu werden. Als der Tag des Festes anbrach, drängte sich das Volk um die Schranken, die Kämpfer standen bereit, der Herold gebot durch Trompetenstöße Stille; man erwartete die herkömmliche Formel, womit die Eröffnung der Spiele angekündigt wurde.

Der römische Sieger aber rief mit weit tönender Stimme: „Der Senat in Rom und Titus Quinctius, der Oberfeldherr, erklären für frei, niemand steuerpflichtig, nur ihren eigenen Gesetzen unterthan, alle Griechen, die vormals unter der Gewalt des makedonischen Königs gestanden haben.“ Der Herold mußte diese Worte wiederholen, alsdann erhob sich ein allgemeiner Jubel. Man umarmte sich, man klatschte in die Hände, man achtete nicht auf die Spiele, sondern drängte sich zu dem Feldherrn, der sich der überlästigen Menge kaum erwehren konnte. Ein Freudenrausch umfing aller Sinne und verbreitete sich in kurzer Zeit weiter in allen hellenischen Städten. Niemand dachte daran, daß diese Freiheit ein sehr trügerisches Geschenk war, daß die entarteten Hellenenvölker jener Zeit in der gepriesenen Freiheit nur einen Deckmantel für ihre Selbstsucht, für ihre Zänkereien und Erbärmlichkeiten erhielten. Vielleicht dachte auch der römische Feldherr nicht so weit; vielleicht glaubte er, der die alte Herrlichkeit der Griechen kannte und verehrte, jene Zeit könne wiederkehren. Und er ließ es sich in der That recht sauer werden, das Seinige dazu beizutragen. Mit zehn Kommissären ordnete er die Angelegenheiten der Städte, ihre Regierungsformen, ihre Gesetze und Rechte. Den sperrigen Tyrannen Nabis züchtigte er durch eine Niederlage und nahm ihm Argos und Messene ab; doch ließ er ihn zum Ärger anderer Staaten bestehen, um nicht, wie er angab, durch Eroberung das altberühmte Sparta zu zerstören.

Flamininus, „der Befreier“. Über zwei Jahre dauerten diese mühseligen Geschäfte und Verhandlungen; dann berief der Prokonsul, dem jährlich der Oberbefehl verlängert worden war, eine allgemeine Tagsatzung nach Korinth. Dort stand der gefeierte Mann auf erhöhter Tribüne; er blickte über die Völker, die von nah und fern zusammen gekommen waren, über Land und Meer, und der Traum vom Anbruch einer großen, goldenen Zeit für das gottgeliebte Hellas ging in seinem Geiste auf; er hoffte, er glaubte, in Eintracht, im Genusse wohl-

verstandener Freiheit würden alle Stämme sich vereinigen und eine neue Epoche der edelsten Kultur begründen. Er hielt, als Stille geboten war, eine väterliche Rede, worin er vor Zuchtlosigkeit und Zwietracht warnte und zum Festhalten an gesetzlicher Freiheit mahnte. Wer bei dieser beharre, fügte er hinzu, der habe keinen Zwingherrn zu fürchten, und beweise, daß das Volk der Römer würdigen Männern die schirmende Hand gereicht habe. Dann sprach er noch von der Uneigennützigkeit des Senates, der nichts für die kriegerische Mühe begehre und befohlen habe, alle Besatzungen aus Burgen und Städten zu ziehen, damit die Völker Griechenlands frei nach eigenen Gesetzen leben könnten. Wie er also sprach und der stürmische Beifallruf sich erhob, da sah man oben von Akrokorinth, der hochgelegenen Burg, die römische Besatzung mit Fahnen und Bannern, glänzend im Schmucke der Waffen, ausmarschieren. Sie zog an der Versammlung mit klingendem Spiele vorüber; der Feldherr schloß sich ihr mit seinem zahlreichen Gefolge an, und die Volksmenge gab ihm das Geleit unter dem Rufe: „Retter, Befreier der Hellenen!"

Während dieser Zeit hatte der Krieg, wie gegen die Gallier so gegen die Hispanier, nicht geruht. Die Völker der Iberischen Halbinsel waren aus Überdruß der karthagischen Herrschaft zu den Römern übergetreten; aber sie fanden bald das römische Joch noch unerträglicher. Nicht freie Bundesgenossen forderten die Prätoren, welche in dem Lande den Befehl führten, sondern Knechte, die ihrer Habsucht und ihren Lüsten dienten. Dagegen erhoben sich zuerst die kriegerischen Keltiberier, die zwischen den Quellen des Tagus (Tajo) und Anas (Guadiana) wohnten. Sie überfielen den Prätor Sempronius Tuditanus und erschlugen ihn mit seinem ganzen Heere. Bald stand das Land bis an die Pyrenäen in vollem Aufruhr, welchem alle vereinzelten Posten zum Opfer fielen. Zwar erfochten mehrere Prätoren bedeutende Siege; allein sie schafften nur Ruhe, wo sie standen; vor und hinter ihnen und überall schlugen die Flammen des Aufruhrs empor. 194 v. Chr.

Marcus Porcius Cato in Hispanien. Daher wurde ein Konsul mit genügender Heeresmacht in die Provinz gesandt, und dieser war kein anderer, als der durch Gesinnung und Thaten berühmte Marcus Porcius Cato, der ältere, ein Mann, der altrömischen Partei angehörig und ihr eifrigster Verfechter gegen alle Neuerungen in Zucht und Sitte, namentlich gegen die Vorliebe für griechische Litteratur und Lebensweise.

Er ging mit der ihm eigenen Energie unverweilt nach Luna und von da mit Heer und Flotte nach Emporiä in Hispanien. Er war damals etwa siebenunddreißig Jahre alt und hatte schon als Prätor in Sardinien ruhmvoll sein Amt verwaltet. Seine Erfahrungen kamen ihm trefflich zu statten; auch war er überhaupt ein praktischer Mann, der die Geschäfte, von welcher Art sie auch waren, richtig anzugreifen verstand.

Daher gelang es ihm, des Aufruhrs Herr zu werden. Er kam zwar anfangs stark ins Gedränge und sah sich überall in dem von Waldgebirgen durchschnittenen Lande durch den kleinen Krieg bedrängt, wenn er auch im Felde die Oberhand behielt; allein durch Klugheit und Tapferkeit erfocht er wiederholte Siege; dann fuhr er fort, teils durch geschickte Unterhandlungen, teils auch durch rücksichtslose, oft grausame Strenge die Völker zur Unterthänigkeit zurückzuführen.

Antiochus III. von Syrien. Vom Indus bis an die Propontis, vom Mittelmeer bis in das innere Asien hatte 100 Jahre früher Seleukus, der glücklichste Feldherr und Nachfolger Alexanders, ein Reich errichtet, das er Syrien nannte. Seine Nachfolger waren ihm nicht ähnlich. Unter den Intriguen und Wollüsten des Hoflebens, in den Städten Seleukia und Antiochien, in der Üppigkeit, die in den Lustörtern und duftigen Hainen am Orontes maßlos herrschte, verschwelgten sie ihre und des Reiches Kraft. Viele Provinzen rissen sich los und bildeten eigene Staaten; die kriegerischen Parther drangen aus den asiatischen Steppen hervor und beschränkten im Osten das Reich; der pergamenische Staat, Bithynien und Kappadokien entstanden und vergrößerten sich auf seine Kosten. Da kam endlich Antiochus III., den man den Großen nannte, auf den Thron und zeigte nicht übel Lust, die Macht seines Ahnherrn wieder aufzurichten. Auch er war in jeder Beziehung ein asiatischer Despot, unter Frauen und Höflingen in orientalischer Schwelgerei aufgewachsen; aber er hatte doch noch Mut und Kraft, sich zu größeren Unternehmungen aufzuraffen. Gegen Ägypten war er anfangs nicht glücklich; allein später gewann er Palästina und Phönikien, Länder, welche den Ptolemäern bisher unterthänig gewesen waren. Auf einem großen Heereszuge in das innere Asien gelang es ihm, die Parther zurückzudrängen, das baktrische Reich zu überwältigen und bis an den Indus vorzudringen. Er kehrte als gefeierter Sieger zurück und schloß nun ein Bündnis mit König Philipp, ohne ihn jedoch gegen die Römer zu unterstützen. Während des Krieges breitete er sich in Kleinasien aus, wo er namentlich die Seestädte unter seine Botmäßigkeit brachte. Die Römer thaten glimpfliche Einsprache; als aber der Friede mit Makedonien geschlossen war, sprachen sie mit dem Stolze der Sieger. Erstaunt über diese drohende Haltung, erwiderte er, wie er sie ungestört in Italien gewähren lasse, so brauchten sich die Römer keine Sorge um Asien zu machen. Er handle hier mit dem Rechte, das sein siegreicher Ahnherr Seleukus erworben habe; ein anderes erkenne er nicht an.

Der hingeworfene Handschuh ward damals von keiner der beiden Parteien aufgehoben; denn die Römer hatten noch nicht freie Hand und den ländersüchtigen König rief ein Gerücht vom Tode des ägyptischen Herrschers nach dem Süden. Als die Nachricht sich als falsch erwies, begab er sich nach Ephesus, vermehrte seine Kriegsmacht und stärkte sich durch Bündnisse mit Ägypten und Kappadokien. Er unterhandelte fortwährend mit Rom, ohne darum seine Rüstungen aufzugeben, aber auch ohne entscheidende Schritte zu thun. Da erschien an seinem Hofe ein Mann, der, wenn er ihm Gehör gab, geeignet war, seinen Thron zu stützen, vielleicht auch den bevorstehenden Kampf zu seinen Gunsten zu entscheiden. Diesen Mann kannte die Welt: es war der Held mit dem unvergänglichen Ruhmeskranze auf dem Haupte, dem unauslöschlichen Römerhasse im Herzen: es war Hannibal, der, ein Asyl suchend und die Schätze seines Geistes als Zahlung bietend, vor den Großkönig von Syrien trat.

Nach dem Friedensschlusse, der Karthago aus seiner glänzenden Stellung verdrängt hatte, war Hannibal durch die Stimme des Volkes an die Spitze des Staates berufen worden. Er bewährte auf diesem Posten ebenso seine Talente als Staatsmann wie vorher als Feldherr. Er erkannte die Gebrechen, an

welchen die Republik krankte. Für kriegerische Thaten das Volk zu erziehen und zu begeistern, das durfte er der Römer wegen nicht wagen; aber den Druck, der auf den Bürgern lastete, zu mildern, der Willkür der reichen Geschlechter zu steuern, damit das Volk seines Daseins froh werde, das machte sich der patriotische Mann zur Aufgabe; und vielleicht nährte er dabei im Stillen die Hoffnung, gelegentlich mit den Geldmitteln des Staates bei den fortdauernden Kämpfen der Völker ein Gewicht gegen Rom in die Wagschale zu legen. Eine große Gewalt übte damals der Stand der Richter, die über Hab' und Gut und Blut der Bürger zu entscheiden hatten. Sie waren der engere Senat, bildeten eine geschlossene Körperschaft und hatten das Amt auf Lebenszeit. Wie der Reichtum in dem Krämerstaat das höchste Ziel des Strebens war, so verkauften die Richter das Recht für Geld und waren jeder Bestechung zugänglich. Gegen diese Verderbnis schritt Hannibal furchtlos mit der Macht seines Amtes ein und bewog die Bürgerschaft, durch Volksbeschluß die Dauer der richterlichen Würde auf zwei Jahre herabzusetzen und die Verantwortlichkeit dieser Obrigkeit auszusprechen. Ferner unternahm er es, die Finanzverhältnisse zu ordnen. Die Einnahmen, welche die Staatsländereien, und die Steuern, welche die unterthänigen Landschaften abwarfen, die Zölle, welche der ausgebreitete Handel zu Wasser und zu Lande eintrug, waren noch immer sehr beträchtlich; aber der gemeine Mann wurde ihrer nicht froh; er seufzte unter der Last der Abgaben. Denn die hochmögenden Herren in den beiden Senaten wußten sich nicht blos selbst ziemlich unbelästigt zu erhalten, sondern sie ließen auch einen ansehnlichen Teil der Staatseinkünfte in den eigenen Beutel gleiten. Hannibal sorgte für genaue Rechnung und strenge Aufsicht, und bald konnte man sowohl die gegenwärtigen Staatsausgaben als auch die Kriegssteuer an Rom ohne Beschwerden der Bürgerschaft entrichten.

Antiochus III. von Syrien.

Eine natürliche Folge dieser Neuerungen war, daß die Männer, denen der Geldsack mehr galt als der Staat, den unbeugsamen, unbestechlichen Aufseher in Rom anschwärzten. Er sammle einen Staatsschatz für künftigen Krieg, er stehe mit König Philipp, mit Antiochus in geheimer Verbindung. Dieses und anderes wurde dem Senat hinterbracht. Wohl erhob dagegen P. Scipio, der Afrikaner, seine Stimme. Es sei, sagte er, des römischen Volkes unwürdig, Verleumdungen Gehör zu geben und einen großen Mann zu verfolgen, den die Hand des Schicksals gebeugt habe. Er wurde nicht gehört; die Furcht vor dem Helden, vor einem möglichen Einfall in Italien erstickte alle edleren Gefühle. Eine Gesandtschaft ging nach Karthago ab, dem Vorgeben nach, um Streitigkeiten zwischen der libyschen Republik und Masinissa zu schlichten; in

Wahrheit aber, die Auslieferung des Todfeindes zu begehren. Letzterer merkte beim ersten Auftreten der Staatsboten, was im Werke war. Er zeigte sich unbefangen den Tag über in seinen Amtsverrichtungen; in der nächsten Nacht entwich er nach seinem Landgut am Meere, bestieg ein mit Ruderern bemanntes Schiff und entfloh nach Tyrus, wo man den hochberühmten Helden freudig aufnahm; dann eilte er nach Antiochien und weiter nach Ephesus zu dem Großkönig, der daselbst Hof hielt.

Hannibal in Antiochien. Die große, mit Tempeln und Denkmälern geschmückte Griechenstadt erinnerte den Flüchtling an seine Heimat. Da lag die königliche Flotte vor Anker, und Handelsschiffe mit bunten Wimpeln fuhren ein und aus, die Schätze fremder Länder herüberführend und den eignen Überfluß, die Erzeugnisse hellenischen Kunstfleißes dagegen bietend. Denn Ephesus vermittelte damals den Handel mit dem Binnenlande bis zum Euphrat hin, und seine Fahrzeuge wetteiferten mit den Schiffen der Handelsstaaten Rhodus und Byzanz. Hannibal aber ließ sich durch die blendende Außenseite nicht täuschen. Er betrachtete sich den König und seine Umgebung, von welchen jetzt sein Los abhing. Es war gleichsam eine fremde Welt, in welche der ruhmvolle Mann eintrat. Höflinge, die sich bückten, Kriegsleute in weichen, schleppenden Gewändern, Frauen, welche Intriguen und Ränke schmiedeten, schwelgerische Gelage, die Tag und Nacht fortgesetzt wurden, so daß fast keine Zeit zu ernsten Geschäften übrig blieb; das waren die Umgebungen und Beschäftigungen eines Königs, der die Hand an den Knauf des Schwertes gelegt hatte, um es gegen Rom zu ziehen.

Sobald sich Hannibal in dem verworrenen Gewühle des Hoflebens und des Heerwesens zurecht gefunden hatte, trat er, die Schranzen und Speichellecker beiseite schiebend, ungescheut mit offenem Worte vor den König. Er zeigte ihm die Unzulänglichkeit seiner Anstalten, die Notwendigkeit, den unvermeidlichen Krieg nicht aufzuschieben, den König Philipp, die auf Rom grollenden Ätolier in den Bund zu ziehen, und ungesäumt den Feldzug zu eröffnen. Während er die Hoffnung auf Karthagos Beitritt zu dem Völkerbunde durchschimmern ließ, machte er auf die Vorteile einer Landung in Italien aufmerksam, wo Gallier und Ligurier noch in den Waffen ständen, die Bruttier in den Ketten der Knechtschaft knirschten, die Städte der Griechen mit Unwillen das Joch der Römer trügen. Mit hinreichender Macht zu Wasser und zu Lande, meinte er, wolle er dem gemeinschaftlichen Feinde selbst im eigenen Lande den Fuß auf den Nacken setzen, damit der König in Asien und Europa freies Spiel habe. Der großartige Plan gefiel anfangs der Majestät; als er aber mit Räten und Höflingen besprochen wurde, konnten sich die kleinen Geister nicht hineinfinden. Die Sache schien gewagt, der Plänemacher selbst gefährlich. Man schob auf und vergeudete die Zeit mit Lustbarkeiten.

Der unentschiedene Zustand nahm zuerst in Griechenland eine andere Wendung. Die Ätolier, voll Stolz auf ihre Thaten im makedonischen Kriege, suchten sich in den Besitz der von ihnen beanspruchten Städte zu setzen. Sie warben Bundesgenossen und verhehlten ihre Absichten nicht. Dem großen Flamininus, der sich als Gesandter und als Schiedsrichter in Griechenland

aufhielt, erwiederten sie auf seine Anfrage, sie würden mit den Waffen in der Hand an der Tiber Antwort geben. Der Römer nahm diese Sprache mit demselben Gleichmut hin, wie ein riesiger Bullenbeißer das Gebell eines Bologneser Hündchens. Da brach auch schon Nabis, der Tyrann von Sparta, los. Er versuchte sich der von der spartanischen Herrschaft frei gewordenen lakonischen Küstenstädte durch einen Handstreich zu bemächtigen. Auf seinen Ruf kam ihm der ätolische Bundesfeldherr zu Hülfe, ermordete aber den ruchlosen Gewalthaber und überließ die Stadt Sparta seinen Kriegsknechten zur Plünderung. Gegen solcherlei Greuel erhob sich das Volk in Sparta, befreite sich von seinen Drängern und trat offen dem achäischen Bunde bei. Dagegen gelang es den Ätoliern, andere Genossen zu erwerben. Sie ernannten den König Antiochus zum Bundesfeldherrn und trugen ihm die Befreiung Griechenlands vom Joche der Römer auf.

Dem lockenden Rufe widerstand der stolze Monarch nicht länger, zumal da er hörte, eine römische Flotte kreuze bereits an den hellenischen Küsten und drohe, ihn aller Vorteile der angebotenen Verbindung zu berauben. Mit einem Heerhaufen von 11000 Mann landete er in der Gegend des alten, verfallenen Iolkus. Der ehemalige makedonische Waffenplatz Demetrias öffnete ihm sogleich die Thore, ebenso Pherä, Skotussa, Pharsalus und andere Städte. Ohne Mühe wurde auch Chalkis auf Euböa, darauf die ganze Insel in Besitz genommen. Ferner brachte er die Magneten mit ihrem Fürsten, dem kriegerischen Amynander, die Böotier und Messenier in sein Bündnis. Wohl stand ihm Hannibal mit klugem Rat zur Seite und suchte ihn zu einer Verbindung mit dem heimlich gegen Rom grollenden König Philipp zu bewegen; allein der stolze Monarch folgte lieber seinen Schmeichlern. Er kränkte in sehr verletzender Weise den makedonischen Herrscher, und anstatt weiter nach Epirus und Illyrien vorzudringen, nahm er hier Winterquartier und feierte Hochzeit mit einer schönen Chalkidierin, während ein römisches Heer sich in Thessalien ausbreitete.

Den Winter über war er gar sehr mit Freudenfesten beschäftigt; mit dem Frühling aber nahm der Krieg eine ernste Wendung; da handelte es sich um Städte und Reiche. Der Konsul Acilius Glabrio erschien mit seinen Legionen, numidischen Reitern und libyschen Elefanten auf dem Kampfplatze. Er war von geringer Herkunft, aber ein Mann der That, entschieden, gefürchtet von Freund und Feind. Die Konsularen Valerius Flaccus und M. Porcius Cato, der Bekämpfer des hispanischen Aufstandes, verschmähten es nicht, als Legaten unter seinem Oberbefehl zu dienen. Glabrio begann seine Unternehmungen in Thessalien. Unterstützt von einem Heerhaufen, den König Philipp selbst herbeiführte, gewann er in kurzer Zeit die Städte, die den Syrern die Thore geöffnet hatten. Nachdem er sein Heer bei Larissa gemustert hatte, rückte er in die vom Spercheus (Spercheios) durchströmte Ebene zwischen den Gebirgen des Öta und Othrys.

Antiochus' Niederlage. Antiochus, der in Ätolien das Volk zu den Waffen gerufen hatte, kam jetzt eilends herüber, um den gefährlichen Feind von weiterem Vordringen abzuhalten. Es klingt fast wie ein Märchen, daß er nicht einmal

größere Massen aus Asien zu sich beschieden hatte. Indessen besetzte er mit seinen 11000 Mann den Engpaß von Thermopylä, den einst Leonidas mit seinen Helden verteidigt hatte. Wie waren die Verhältnisse jetzt anders geworden! Der Großkönig von Syrien mit seinen Söldnern stand hinter aufgeworfenen Schanzen in der Enge zwischen Gebirg und Meer; die römischen Legionen, von Norden her im Anzuge, wie einst die persischen Heerscharen des Xerxes, machten sich bereit, die Bollwerke zu erstürmen. Beide Parteien kündigten sich als Retter Griechenlands, als Bringer der Freiheit an, und die Hellenen selbst blieben müßige Zuschauer des blutigen Spieles. Nur die Ätolier waren, 4000 Mann stark, ihrem Schirmherrn zu Hülfe gezogen; sie besetzten mit der einen Hälfte ihrer Mannschaft die Stadt Heraklea, mit der anderen den über den Paß emporragenden Waldberg Kallidromus und die westlicher sich hinziehenden Bergrücken Rhoduntia und Tichius.

Noch vor Tagesanbruch rückten die Legaten Flaccus und Cato zur Erstürmung der Bergketten aus, während der Konsul seine Hauptmacht in den Engpaß führte. Er fand den Feind kunstgerecht aufgestellt, die Sarissenträger in der Mitte, an der Höhe aufwärts das leichte Kriegsvolk mit Geschossen, nach dem Meere hin zur Deckung der sumpfigen Niederungen die Elefanten. Den ersten Andrang wehrten die starrenden Sarissen ab, dann zogen sich die Syrer, in gewohnter Ordnung die Glieder brechend, hinter den Wall, den die Legionen mit großem Verlust vergeblich bestürmten. Da hörte man Kriegsgeschrei auf der Höhe des Kallidromus und gewahrte da und dort bewaffnete Haufen zwischen den Waldgehegen. Die Syrer meinten, ätolische Scharen kämen ihnen zu Hülfe. Aber statt ihrer erschienen am Saume des Waldes römische Banner und Schilde; die Männer, die sie trugen, rückten, von Cato geführt, im Sturmschritt nach dem bestrittenen Engpasse vor. Sie hatten die saumseligen Ätolier an dem Bergpfade Anopäa im Schlafe überrascht, zersprengt und fielen nun der syrischen Aufstellung in die Seite. Die Flucht ward sofort allgemein; doch hinderten anfangs die Elefanten in der Hinterhut eine kräftige Verfolgung. Als aber der Engpaß durchschritten war, löste sich das Heer auf, da die römische Reiterei und besonders die Numidier unablässig den Flüchtlingen nachsetzten.

König Antiochus entrann mit 500 Reisigen nach Chalkis, wo er den Winter so angenehm zugebracht hatte. Er stieg jetzt mit seinen Leuten an Bord eines Geschwaders und steuerte in sein Erbreich zurück. König Philipp vollendete nun die Eroberung der thessalischen Städte, besetzte fast ohne Schwertstreich auch Athamanien und behielt seine Erwerbungen zum Dank für die geleistete Hülfe. Der Konsul bedrängte indessen die trotzigen Ätolier, doch vermittelte Flamininus, der als Gesandter in Griechenland verweilte, Waffenruhe.

Lucius Cornelius Scipio Asiaticus. Während des Winters unterhandelten ätolische Abgeordnete wegen des Friedens. Der Senat forderte Zahlung von 1000 Talenten und Leistung der Heeresfolge. Das arme Gebirgsvolk konnte die große Geldsumme nicht aufbringen; es mußte sich daher, so gut als möglich, zu wehren suchen.

Unterdessen hatte in Rom die Wahl der Konsuln stattgefunden, und einer derselben war Lucius Cornelius Scipio, ein Mann, zwar der neuen Zeit

angehörig, durch griechische Litteratur gebildet, aber ohne hervorragende Talente. Er verdankte die hohe Stellung nur dem Einflusse seiner Familie und erhielt Griechenland und Asien zur Provinz angewiesen, wohin sein Bruder, der große Publius, sich erbot, ihn als Legat zu begleiten. Auf die Kunde hiervon stellten sich, als die Verstärkung gemustert wurde, die er dem Heere zuführen sollte, Tausende von Freiwilligen ein, ergraute Krieger, die bei Zama, zum Teil schon bei Cannä, gefochten hatten. Ihre Häuser und Äcker waren den meisten glücklich durch die Finger, oder vielmehr durch die durstigen Kehlen gelaufen; nun hofften sie auf neue Kriegsbeute unter ihrem alten, siegreichen Feldherrn.

Schon hatte der Krieg zu Wasser begonnen. Die Römer besiegten die königlichen Flotten in mehreren Treffen und schlossen die feindliche Macht in dem Hafen von Ephesus ein. Indessen rückten die Legionen nach dem Hellespont vor. Sie zogen wohlgenährt und wohlgemut durch Thessalien und Makedonien. Sie ließen es sich an voller Tafel wohl sein, bis rhodische Fahrzeuge das ganze Heer über die blauen Fluten an die blühenden Gestade Asiens hinübertrugen. Daselbst rasteten sie längere Zeit in der lieblichen Umgebung von bebauten Fluren, von Orangengärten, Terebinthen- und Pinienhainen. Denn der große Scipio war ein Salier, und in diesen Tagen, da seine priesterlichen Genossen durch die Straßen von Rom tanzend, springend und schmausend ihren Umzug hielten, mußte er sich nach religiösem Gebrauch aller Geschäfte enthalten.

L. Cornelius Scipio Asiaticus. Nach einer Münze.

König Antiochus hatte indessen Pergamum belagert, aber so nachlässig, daß der kriegskundige Fürst Eumenes eine achäische Verstärkung in die bedrängte Stadt werfen konnte, deren Ausfälle die Künste der Belagerung vereitelten. Dazu kamen die Botschaften von den Unglücksfällen zur See, von dem Marsche der Legionen, wodurch er völlig entmutigt wurde. Er zog sich nach Sardes zurück, indem er nach Art elender Schwächlinge auf Götter und Menschen zürnte. Da warf das Glück in die Nacht seines Kummers unerwartet einen glänzenden Sonnenstrahl. Der Sohn des großen Scipio, der auf einem Streifzuge seinen Reitern in die Hände fiel, wurde gefänglich eingebracht. Sogleich ließ er eine Gesandtschaft in das römische Lager abgehen und die Übergabe der griechischen Städte in Kleinasien, Erstattung der Hälfte der Kriegskosten, sowie Befreiung des jungen Scipio für den Frieden anbieten. Die Römer dagegen forderten Ersatz der sämtlichen Kriegskosten und Abtretung aller Länder und Städte diesseits des Taurusgebirges. Für die Befreiung des gefangenen Jünglings ließ ihm dessen Vater nur seinen gnädigen Dank anbieten und obendrein den guten Rat geben, er möge ungesäumt auf jede Bedingung Frieden

schließen. So weit glaubte der König Antiochus an der Spitze eines Heeres von 80000 Mann noch nicht gekommen zu sein; er entschloß sich, das Glück der Waffen zu versuchen.

Die Feierzeit der Springer war vorüber; die römische Macht, unterstützt von König Eumenes, setzte sich in Bewegung. Es war ein fröhlicher Marsch durch die fruchtbaren Gefilde Kleinasiens, wo die griechischen Städte, geschmückt mit Werken der Kunst und trotz des häufigen Wechsels der Herrschaft blühend durch Betriebsamkeit und Handel, sich beeiferten, dem Feldherrn Roms die Thore zu öffnen. Obgleich P. Scipio krank nach Elăa an der Küste gebracht werden mußte, trieb doch die Ungeduld die kampfbegierigen Krieger vorwärts. Man schlug aber wieder die südliche Richtung ein, an Pergamum vorbei, und erreichte den Fluß Hermus, der, vom goldführenden Paktolus geschwellt, seine Wellen am Fuße des Sipylus hinwälzt. Hoch ragte der Berg, der einst des Tantalus Burg getragen, über die hügelige Ebene um die Stadt Magnesia, und hier sah man das königliche Lager, weit ausgedehnt, mit Wall und Mauerwerk befestigt. Freudig erblickten die kriegerischen Männer den glänzenden Strom und jenseits das offene Feld, wo Kampf und Sieg ihnen winkten, und weiter die feindlichen Standarten und reich geschmückten Zelte und den hoch ragenden Berg, der ihrer Thaten Zeuge sein sollte. Sie schlugen ein Lager auf, gingen aber nach einigen Tagen über den Fluß, um die Schlacht anzubieten, die jedoch der Feind verweigerte. So verflossen unter unbedeutenden Reitergefechten wieder mehrere Tage. Länger ließ sich die Ungeduld der Legionen nicht zügeln; sie begehrten den Sturm auf die feindlichen Wälle. Der Konsul, der seiner Einsicht mit Recht mißtraute, hätte gern gezögert; allein er mußte dem Verlangen der Krieger nachgeben. Er übertrug dem erfahrenen Legaten Domitius die oberste Leitung in der entscheidenden Schlacht bei Magnesia.

Sieg bei Magnesia. Antiochus, gleichfalls durch die Ungeduld seiner Streiter zum Ausrücken genötigt — zu seinem Unglücke weilte Hannibal gerade fern — ordnete seine Massen zum Angriff. Den Mittelpunkt bildete die Phalanx, 16000 Mann, wegen des engen Raumes in 32 Gliedern aufgestellt und durch 20 Elefanten mit Türmchen auf dem Rücken verstärkt. An diese schlossen sich rechts vom Könige selbst geführte gallische Reiter, dann 3000 schwer geharnischte berittene Meder, königliche Silberschildner in glänzender Rüstung, Bogenschützen zu Roß und zu Fuß und am äußersten Ende die Schleuderer, sämtlich gedeckt durch 16 Elefanten in der Hinterhut. Der linke Flügel, der sich an die Phalanx lehnte, war ähnlich dem rechten aus geharnischten und leichten Reitern, Schützen und Elefanten zusammengesetzt, doch hatte er vor sich die Sichelwagen und Araber auf Kamelen mit dritthalb Meter langen Schwertern.

Bei den Römern standen im Mitteltreffen zwei römische, auf beiden Seiten ebenso viele latinische Legionen in der gewöhnlichen dreifachen Ordnung; rechts, in gleicher Linie anschließend, achäische und pergamenische Völker, dann die Reiterei, kretische Bogenschützen und thrakische Speerschleuderer. Die linke Seite lehnte sich an den Fluß und war daher nur durch drei Reiterturmen gedeckt.

Ein dichter Nebel verbarg anfangs Fluß, Feld und Heer; sobald er aber aufstieg und in rieselndem Regen niederfiel, rückte der kriegserfahrene Eumenes vor.

Er ließ zuerſt durch ſeine Schützen zu Roß und zu Fuß die Sichelwagen, oder vielmehr ihre Pferde und Mannſchaft, mit Geſchoſſen und wütendem Geſchrei angreifen, und bald rannten die verwundeten und erſchreckten Roſſe hierhin und dahin unter die eigenen Leute.

Boten der Völker und Könige Kleinaſiens vor dem römiſchen Senate.

Mit ihnen vermiſcht liefen die Kamele davon und vermehrten die Verwirrung, ſodaß die Reiterei und die Schützen, als die römiſchen Geſchwader einen entſchloſſenen Angriff thaten, bei dem erſten Stoße das Weite ſuchten. Nun ſchwenkten ſich die Sieger links in die Flanke der Phalanx und überſchütteten dieſelbe eine Zeitlang mit einem Hagel von Geſchoſſen.

Wohl machten die wehrhaften Leute Front gegen die Legionen vorn, wie gegen den Seitenangriff, sie erlagen aber dem Sturm von Pfeilen und Speeren und wurden zum Teil von den eigenen Elefanten niedergetreten. Glücklicher focht der König auf dem rechten Flügel. Er warf die wenigen Geschwader, die zum Schutze der feindlichen linken Seite aufgestellt waren, ohne Mühe über den Haufen. Er umging durch den Fluß die römische Linie und bedrängte sie, so daß ganze Kohorten nach dem Lager flohen. Anstatt aber mit seinen geharnischten Reitern der Phalanx Hülfe zu bringen, bestürmte er den Lagerwall, bis ihm Attalus, des Eumenes Bruder, mit einem Heerhaufen in die Flanke fiel. Nunmehr war die Flucht und gänzliche Niederlage des syrischen Heeres entschieden.

Am Ufer des Flusses hin jagte der besiegte König mit einigen zusammengerafften Reisigen. Darauf bog er rechts ein, wo am Paktolus die Straße nach Sardes zog, und erreichte die Stadt um Mitternacht. Am frühen Morgen eilte er weiter gen Apamea, wo er seinen gleichfalls vom Schlachtfelde entronnenen Sohn schon antraf. Die Römer dagegen plünderten das eroberte Lager und empfingen die Boten der umliegenden und entfernteren Städte, die ihre Unterwerfung antrugen. Bald erschienen auch Gesandte des Großkönigs mit dem Gesuche um Waffenstillstand und Frieden. P. Scipio, der, wieder genesen, im römischen Lager das entscheidende Wort führte, legte dem Monarchen keine schwereren Bedingungen auf als am Hellespont, nämlich Kriegsentschädigung und Abtretung von Kleinasien, natürlich unter Vorbehalt der Entscheidung des Senates, dem das endgültige Wort zukam.

Friedensschluß. In Rom saßen die Männer der obersten Behörde zu Rate und sprachen Recht über Völker und Könige. Zuerst erschienen vor ihnen die Boten der Ätolier. Weil sie auf ihre Thaten im makedonischen Kriege sich beriefen, wurden sie mit ungnädigem Bescheide entlassen. Da falsche Nachrichten von Gefangennehmung der Scipionen einliefen, wurde der eine Konsul M. Fulvius mit dem Kriege in Ätolien, der andere, Cn. Manlius, mit dem in Asien betraut. Bald langten wahrhafte Berichte an, und ihnen folgten Abgeordnete aus Syrien, Rhodus und der König Eumenes selbst, alle mit Unterwürfigkeit der Aussprüche des Senates gewärtig. Dieser erkannte folgendes für Recht: Die Grenze des syrischen Reiches bildet die Tauruskette und der Fluß Halys. König Antiochus zahlt 15000 euböische Talente (über 90 Millionen Mark) in zwölf Jahren und liefert den größten Teil seiner Kriegsschiffe und Elefanten aus. Alle griechischen Städte, die bis zur Schlacht bei Magnesia übergetreten waren, erhalten vollkommene Freiheit, namentlich Dardanus, Ilium, Chios, Milet, Smyrna u. a. Den tapfern Rhodiern wird für ihre Hülfe Lykien und ein Teil von Karien überlassen. Dem treuen Eumenes, der sich als Bundesgenosse hülfreich erwiesen hatte und jetzt wacker seinen Vorteil wahrzunehmen verstand, fielen der thrakische Chersones in Europa, ferner in Asien die Provinzen Phrygien am Hellespont, Lydien mit Ephesus und Sardes, Großphrygien, Lykaonien und noch mehrere Landstriche als Beuteanteil zu. Diese und andere Bestimmungen wurden später durch eine Kommission an Ort und Stelle zur Ausführung gebracht. Auch die Ätolier, die von Fulvius gedrängt wurden, mußten sich unter das harte Joch der Notwendigkeit beugen, Geld-

summen zahlen und Unterthänigkeit versprechen, womit sie ihre politische Rolle für immer ausgespielt hatten.

Die römische Republik hatte jetzt keinen Staat mehr zu fürchten; ihre Schutzherrschaft erstreckte sich bis in das innere Asien und Afrika; ihre Mäßigung und Uneigennützigkeit wurde laut gepriesen, da sie nach den glänzenden Erfolgen ihrer Waffen weder Provinzen noch Städte für sich in Anspruch nahm. Freilich entsprang dieses Verfahren nur aus dem alten, bewährten Grundsatze der römischen Staatsklugheit, langsam und sicher vorzuschreiten. Völker und Fürsten, in kurzsichtiger Selbstsucht befangen, begriffen diesen großartigen Gang des Senates nicht; sie haderten untereinander, sie feilschten um Erbärmlichkeiten, sie horchten ängstlich auf die Stimmen in Rom und schmeichelten kriechend dem riesigen Adler, der sie gefangen in seinen Fängen hielt. Nur König Philipp erkannte die Wolke, die gewitterschwül über aller Haupt schwebte. Und Rom war ungeschickt oder sorglos genug, durch allerhand Demütigungen den leidenschaftlichen Mann bis zum glühendsten Hasse zu reizen.

Der Konsul Manlius ward die feindselige Gesinnung des Königs auf seinem Rückzuge aus Asien zu seinem Schaden gewahr. Nach Beute und Triumph begierig, hatte er zwar vergeblich den Krieg gegen Antiochus wieder anzufachen gesucht, aber dafür den Kampf gegen östliche Völker, namentlich gegen die räuberischen Gallier, aufgenommen. Er war in das Land dieser wilden Stämme, die sich zur Zeit der großen Keltenwanderung tief im Innern von Kleinasien am Berg Olympos und weiter niedergelassen hatten, mit seinen Legionen eingefallen und in zwei blutigen Treffen ihrer Meister geworden. Nach dem Rückzuge über den Hellespont wurde er in den thrakischen Waldgebirgen wiederholt angegriffen. Nur mit Verlust eines guten Teils der mitgeschleppten Beute und vieler Mannschaft konnte er sich nach Makedonien durchschlagen, wo man ihn in der Klemme hatte stecken lassen. Der Konsul wäre dem Könige für den schlechten Dienst gern zu Leibe gegangen; allein er durfte 188 v. Chr. es nicht wagen, denn in Rom warteten seiner Klagen wegen unbefugter Kriegführung, gegen die er sich nur mit Mühe verteidigte.

Nicht so gebieterisch traten die Römer in Griechenland auf; denn daselbst waltete als Schirmherr und Schiedsrichter noch immer T. Quinctius Flamininus, der Freund der Hellenen. Er genoß fast königlicher Ehren, empfing in seinen Gemächern die ersten Männer der Staaten, oft auch vornehme Frauen, welche ein Anliegen vorzutragen hatten.

Anklage gegen die beiden Scipio. Obgleich die Kriege in Ligurien und Hispanien unausgesetzt fortdauerten, belästigten sie doch die Republik nicht sehr, die nach der letzten Schätzung 258328 Bürger zählte. Mehr als diese geringfügigen Kämpfe in der Ferne brachten Klagen gegen angesehene Männer Bewegung und Unruhe in der Stadt hervor. Diese öffentlichen Anklagen waren zum großen Teile wohlbegründet, da die Vollmacht der Feldherren wenig beschränkt und ihre Raubsucht fast unersättlich war. So klagten Abgeordnete der Stadt Ambracia, die der Konsul Fulvius feindselig behandelt und nach der Übergabe ausgeraubt hatte. Sie erhielten nicht bloß Gehör, sondern auch Rückgabe ihrer Güter. Kaum entging der habsüchtige Feldherr verdienter Strafe.

Noch ernster war die Beschwerde gegen den Konsul Manlius, deren wir bereits erwähnt haben. Die zehn in Asien bevollmächtigten Männer traten gegen ihn auf, als er im Tempel der Bellona von dem versammelten Senate einen Triumph für seine Thaten verlangte. Sie bewiesen, daß er den Frieden mit Antiochus habe verhindern wollen, daß er friedliche Völker beraubt, die Gallier ohne Befehl bekriegt und in Thrakien eine empfindliche Schlappe davongetragen habe. Nur durch seine zahlreichen Freunde und Verwandten gelang es ihm nach langem Streiten, einen günstigen Ausspruch der Väter zu erwirken.

Da die Klagen einen guten Fortgang hatten, so wagte man sich an größere Männer, an Scipio Africanus und an seinen Bruder. Hoch über der Menge stand der Held von Zama, der Liebling der Götter und Menschen. Wie einst in der Zeit der Not, auf dem Felde der Ehren, so behauptete er auch in der Stadt fortwährend eine gebietende Stellung. Er schmeichelte nicht dem großen Haufen, noch auch den Vätern des Staates, sondern ging seinen eigenen, stolzen Gang, die Genüsse der Macht und Fülle durch griechische Kunst und Anmut erhöhend. Aber je mehr er in der Republik über das gewöhnliche Maß hervorragte, desto größere Mißgunst erregte seine Bevorzugung; und zwar befanden sich unter seinen von Neid und Eifersucht beherrschten Gegnern auch wackere Eiferer für die alte, löbliche Sitte, wie M. Porcius Cato, und echte Republikaner, wie Tib. Sempronius Gracchus. Doch sind die Berichte über den Hergang unsicher.

187 v. Chr. Die Klage wurde zuerst wegen unterschlagener Gelder gegen Scipio Asiaticus erhoben. Der Senat mußte sie annehmen, vereitelte aber den Erfolg, indem er an die Spitze der Untersuchungskommission einen Mann stellte, der durch den Frieden mit Karthago aus der Knechtschaft befreit worden war. Darauf brachte ein anderer Tribun die Sache vor die Tribus, und diese verurteilten den Angeklagten zu einer großen Geldstrafe. Er sollte deshalb Bürgen stellen, allein er weigerte sich, weswegen ihn der Tribun von seinem Diener ergreifen ließ, um ihn ins Gefängnis zu führen. Während dieser Verhandlungen kam sein Bruder hinzu, der aus Etrurien in größter Eile herbeigerufen worden war. Er stieß, freilich gegen das bestehende Recht, den Diener und seinen Herrn gewaltthätig weg. Darüber entstand Getümmel und Auflauf; die Volksmenge scharte sich nach beiden Seiten. Allein der Tribun Gracchus, sonst ein Gegner der Scipionen, erklärte, er werde sich der Verhaftung eines Mannes widersetzen, der feindliche Fürsten und Heerführer in Gefangenschaft geführt habe. Als darauf der Prätor, auf das ergangene Urteil sich berufend, die Haftnahme für unerläßlich erklärte, gaben alle Tribunen den Bescheid, dieselbe dürfte nicht stattfinden, wohl aber habe der Quästor die Güter und sämtliches Vermögen des Angeklagten gerichtlich in Beschlag zu nehmen. Dieses geschah: man fand jedoch keineswegs die volle Strafsumme und keine Spur von dem königlichen Gelde, welches der Gegenstand der Verurteilung war. Daß übrigens der vom Neid verfolgte Mann nicht zu darben brauchte, dafür sorgte seine Verwandtschaft. Auch trat der edle Gracchus jetzt ganz auf die Seite der verfolgten Brüder; und Publius soll, von seinem Edelmute gewonnen, ihm noch

am Gerichtstage seine Tochter verlobt haben, die treffliche Cornelia, die Mutter der beiden nachmals berühmten Gracchen.

Nachdem dieser Angriff gelungen war, wendete man sich gegen den ältern Scipio. Man forderte im Senate, er solle Rechnung ablegen über Verwendung der Beute und der während seiner Kriegszüge erhobenen Steuern. Mit gewohnter Zuversicht stand der Held unter den versammelten Vätern. Er ließ seine Rechnungsbücher holen, als ob er darin Nachweise für seine Geschäftsführung suchen wolle. Darauf aber zerriß er sie Stück für Stück, indem er kurz bemerkte, es verlohne sich nicht der Mühe, wegen einiger elenden Millionen die vergilbten Urkunden nachzuschlagen, da er mehrere hundert Millionen in den Schatz geliefert habe. Die Väter sahen einander erstaunt an, nahmen Akt von der Sache und ließen es dabei bewenden.

Mehrere Jahre vergingen, dann brachte ein Tribun dieselbe Klage und 187 v. Chr. den Antrag auf Geldstrafe vor die versammelten Tribus. Der Angeklagte erschien auf erhaltene Vorladung, begleitet von einem langen Zuge von Anverwandten, Freunden und Klienten. Er sprach von der Rednerbühne herab, wie gerade der Jahrestag seines folgereichen Sieges in Afrika sei, wie es sich nicht zieme, diesen Tag mit Zwist und Zänkereien hinzubringen. Er wolle, fügte er hinzu, vielmehr die unsterblichen Götter begrüßen und ihnen auf dem Kapitol, wie in andern Tempeln, danken für ihre mächtige Hülfe. Wer mit ihm gleiches Sinnes sei, der solle ihn begleiten. Damit stieg er von der Bühne hinab und hinauf zum Kapitol, und die ganze Volksmenge gab ihm das Geleite, so daß der Gang des großen Feldherrn einem Triumphzuge glich. Sogar die Schreiber und Gerichtsdiener liefen hinterdrein, und auf dem Platze blieben nur die hämischen Tribunen, ihre Sklaven und der Herold zurück, welcher sich heiser schrie, fortwährend seine Vorladung wiederholend. Indessen blieb die Sache dabei nicht ruhen. Neue Ladungen ergingen, aber Scipio erschien nicht mehr.

Tod des Scipio Africanus. Er konnte es nicht ertragen, daß man ihn wie einen gewöhnlichen Bürger behandelte; er wollte lieber alles über sich ergehen lassen, als hämischen Klägern Rede stehen. Er verließ die undankbare Stadt, um auf seinem Landgute bei Liternum, nördlich von Cumä, sein Leben zu beschließen. Dort, an einsamer, flacher Küste, im Anblicke des bewegten Meeres, lebte er mit einigen vertrauten Freunden. Sein Haus war nicht mit üppiger Pracht geschmückt, sondern mit Werken der edelsten Kunst, und griechische Weisheit entfaltete vor ihm ihre Schätze. Aber an seinem stolzen Herzen nagte der Unmut über den Undank seiner Mitbürger; er starb schon nach wenig 185 v. Chr. Jahren. Noch steht in der Gegend an einem kleinen See ein Gemäuer, das man für Überreste seiner Villa ausgiebt.

Glänzender war das Los des Flamininus, der zwar an Seelengröße wie an Thatenruhm dem Afrikaner weit nachstand, aber ihn an diplomatischer Feinheit und Geschmeidigkeit übertraf. Dadurch gelang es ihm, den Anfeindungen der Mißgunst zu entgehen und, was seiner Eitelkeit schmeichelte, als Gesandter und Schiedsrichter bald in Griechenland, bald in Asien den Herrn zu spielen. In dieser Rolle trat er namentlich zur Schlichtung eines Krieges auf, den zwei asiatische Könige mit großer Erbitterung zu Wasser und zu Lande führten.

Der eine von ihnen war der gewandte Bundesgenosse des römischen Volkes, Eumenes von Pergamus; der andere, ein Feigling, Prusias von Bithynien.

Streit zwischen Eumenes und Prusias. Die Herrschaft des letzteren erstreckte sich längs dem Schwarzen Meere von der Propontis (Marmormeer) bis an den Berg Olympos; da gebot er über die Griechenstädte der Küste und über die Barbaren des Binnenlandes. Sprache und Sitte am Hofe waren griechisch, und mit hellenischen Kunstwerken geschmückt prangte die Hauptstadt Nikomedien. Der unbedeutende Despot strebte, wie alle Gewalthaber, nach größerer Macht; doch war ihm Eumenes durch Kriegstüchtigkeit und Hülfsmittel überlegen. Da langte der alte Karthagerheld bei ihm an, der sich vor den Verfolgungen der Römer hierher flüchtete. Er lenkte mit Erfolg die bithynischen Streitkräfte zu Wasser und zu Lande und soll in einer Seeschlacht namentlich dadurch gesiegt haben, daß er thönerne Gefäße mit giftigen Schlangen auf die feindlichen Verdecke werfen ließ.

Prusias von Bithynien.

Wir bemühen uns nicht, dem großen Manne in diese kläglichen Fehden zu folgen, nachdem wir seine weltgeschichtlichen Thaten betrachtet haben. Von ferne schwebte die Hoffnung ihm vor, er könne nach Überwältigung des pergamenischen Reiches dem syrischen Könige die linke, dem makedonischen die rechte Hand reichen und dann, die Hellenen und Karthager in den Bund ziehend, die verhaßte Todfeindin an der Tiber zu Boden werfen. Es war eine Täuschung, die letzte des greisen Kriegers: das merkte er, als Flamininus an der Spitze der römischen Gesandtschaft in Bithynien anlangte.

Tod des Hannibal. Die Staatsboten hatten zwar keinen Auftrag, seine Auslieferung zu betreiben, aber sie wußten doch, daß man sie nicht ungern sehen werde, und der eitle Legat, minder edelmütig als Scipio, gab dem Könige zu verstehen, er werde durch Übergabe des gefährlichen Flüchtlings den Dank und die Gunst des Senates sich erwerben.

Prusias, hocherfreut, durch ein so leichtes Mittel die mächtige Republik zu gewinnen, fühlte sich nicht im mindesten durch die selbst Barbaren heiligen Pflichten der Gastfreundschaft gebunden. Er ließ die Wohnung seines Gastes von Schergen umstellen. Hannibal suchte, als er die feilen Soldknechte gewahr wurde, durch geheime Ausgänge zu entrinnen. Er fand aber bereits alle Thüren besetzt und zog sich in ein inneres Gemach zurück. Nun stand er am Ziele, ungebeugt, wie einst unter den Stürmen des Krieges in der Fülle des Glückes und in der Tiefe des Mißlingens. Seine Siege warfen, wie Sterne, ein helles Licht in die Nacht, die ihn umgab; sie umstrahlten das Grab, das sich vor ihm aufthat, das ihn den Lebensstürmen und der Macht der Römer entziehen sollte.

In diesem Gefühle und die Götter des Gastrechts zur Rache für verletzte Treue aufrufend, leerte er den tödlichen Trank, den er selbst gemischt hatte. Er starb, etwa 67 Jahre alt, nicht lange nachdem sein Gegner Scipio sein Leben beschlossen, 183 v. Chr. 183 v. Chr.

Tod des Hannibal.

Tod des Philopömen. Auch in Griechenland hatte nur ein Jahr zuvor ein ruhmvoller Mann, der oft genannte Philopömen, das Ende seiner Thaten erreicht. Mit tapferem Mute hat er alle Völker des Peloponneses unter das Banner des achäischen Bundes versammelt. Mag man immer die Vergrößerungssucht des kleinen Staates den Römern gegenüber kleinlich schelten, so trifft doch der Tadel keineswegs den Mann, der unbescholten und heldenmütig ein langes Leben hindurch strebte, alle Stämme griechischer Zunge zu vereinigen, um das gefeierte Hellas wieder in die Reihe der unabhängigen Staaten zu erheben. Das aber war das Ziel, welches Philopömen vorschwebte. Daher entbrannte sein Zorn, als Messenien von dem Bunde sich losriß. Mit einem

eilends zusammengerafften Heerhaufen bekämpfte er anfangs nicht ohne Erfolg die feindliche Übermacht; er ward aber, als er mit einigen Reisigen zu weit streifte, in einem engen Wege überfallen und gefangen. Die Feinde verschlossen den siebzigjährigen Helden in ein unterirdisches Gewölbe und reichten ihm den Giftbecher, weil sie glaubten, nur sein Tod könne ihnen Sicherheit und Sieg verbürgen. Er leerte den tödlichen Kelch mit derselben Ruhe wie Sokrates, und starb nach kurzem Todeskampfe als der „letzte Hellene", wie er von der Nachwelt genannt wurde. Der achäische Bund raffte seine ganze Macht zusammen, um den Tod seines edeln Strategen zu rächen. Lykortas, der Freund und Kriegsgenosse des ermordeten Helden, griff an der Spitze des aufgebotenen Heeres Messenien an, drang bis zur Hauptstadt vor und eroberte sie nach langer Belagerung. Die Rädelsführer des Aufstandes fielen teils durch eigene Hand, teils durch das Beil des Henkers, worauf das Land wieder in die Eidgenossenschaft eintrat. Zu Ehren Philopömens wurde eine großartige Leichenfeier angeordnet. Seine in einer Urne gesammelte Asche brachte man von Messene nach Megalopolis; sein Andenken aber ehrte das Volk durch Errichtung von Standbildern, wie durch Lieder, welche bei festlicher Gelegenheit zu seinem Preise gesungen wurden.

Philipp von Makedonien. Noch saß König Philipp auf dem Throne Alexanders. Der Glanz, der einst den stolzen Herrschersitz umstrahlt, den er hatte erneuern wollen, war vor den römischen Bannern erblichen, aber er fühlte noch Kraft in sich, den nahenden Untergang aufzuhalten. In seiner Jugend zeigte er sich durch das Glück verwöhnt, leidenschaftlich, wankelmütig, nirgends beharrlich in seinen Unternehmungen; in der Schule der Not war er zum Manne, zum Heerführer, zum Herrscher gereift; da hatten sich seine Talente, seine innere Tüchtigkeit entwickelt. Daher ertrug er mit Unmut die Abhängigkeit und suchte sich ihr dadurch zu entziehen, daß er sich in wehrhafte Verfassung setzte. Er sorgte durch Gesetze für Ruhe, Sicherheit und Vermehrung der in langen Kriegen geschwächten Bevölkerung. Thrakier und Thessalier wurden zum Teil gewaltsam in dem Reiche angesiedelt, Ackerbau und Handel gehoben, die Gold- und Silberminen, die verlassen waren, wieder ausgebeutet. Durch die vermehrten Einkünfte war er imstande, seine kriegerischen Rüstungen zu verstärken und die neu erworbenen thessalischen Städte mit Besatzungen zu versehen, thrakische Stämme teils mit Waffengewalt zu unterwerfen, teils durch Geldspenden zu gewinnen.

Der römische Senat warf scheelsüchtige Blicke hinüber auf das Schalten und Walten des thätigen Mannes. Er hätte ihm gerne mit gewaffneter Hand Einhalt gethan; aber die Kriege in Ligurien, Gallien und Hispanien dauerten ununterbrochen fort und die Feldherren trugen oft statt der Siegesehren blutige Schrammen und Schlappen davon. Die Bürgerschaft aber bezeigte wenig Neigung, mit ihrem Schweiß und Blute den Großen neue Triumphe, Geld und Kunstschätze zur Verzierung ihrer Paläste zu erwerben. Deswegen wurde mit der Kriegserklärung gezögert; dagegen nahm man Beschwerden wider Philipp bereitwillig entgegen. Da erschienen nun jedes Jahr Kläger aus Hellas, Thessalien und Epirus, König Eumenes kam selbst mit einem schriftlichen Verzeichnis. Er beschwerte sich besonders, daß Philipp die thrakischen Seestädte besetzt habe,

die er gerne, freilich gegen den Wortlaut des Friedensschlusses, mit seinem Chersones vereinigt hätte. Makedonische und römische Gesandte gingen hin und her; jene, ihren königlichen Herrn zu rechtfertigen, diese, die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen. Einer solchen Gesandtschaft, welche im Thale Tempe Sitzung hielt, mußte sich sogar der König selbst stellen, weil die trotzigen Schiedsrichter seine persönliche Gegenwart forderten. Er fügte sich in die Notwendigkeit, er gehorchte sogar dem Ausspruche, der ihm die besetzten Städte in Thessalien entzog; doch schloß er seine Rede mit Worten, die der verhaltene Grimm ihm auspreßte, mit dem Verse Theokrits: „Noch ist nicht hinab der Sonnen letzte gegangen." Damit wandte er den erstaunten Römern den Rücken, kehrte in sein Reich zurück und fuhr fort, sich auf das vorzubereiten, was unvermeidlich schien.

Er war vielleicht außer dem punischen Helden damals der einzige Mann, der die Fäden des Netzes klar durchschaute, womit der römische Senat hellenische und barbarische Staaten umgarnte. Er betrieb daher die Rüstungen mit unermüdlichem Eifer, stellte mit seinem Kriegsvolk Waffenübungen an, suchte Bundesgenossen bei den kriegerischen Illyriern und Thrakiern, sandte Boten zu den gegen Rom murrenden Ätoliern, andere sichere Männer nach Karthago, und empfing von dort bei Nacht Emissäre in seinem Palast. Er soll sogar Kundschafter mit Aufträgen zu den Galliern am Padus und nach Hispanien gesandt haben. Das alles geschah so heimlich, daß kein römisches Späherauge in seine Pläne Einblick erhielt. So hatte er die Vorbereitungen zu einem großen Völkerbunde gegen die stolze Tiberstadt mit Einsicht und Entschlossenheit getroffen, sodaß er des Erfolges sicher zu sein glaubte.

Perseus und Demetrius, Philipps Söhne. Man kann sich eines schmerzlichen Gefühls nicht erwehren, wenn man wahrnimmt, wie ein klug und geschickt angelegter Plan scheitert, wie ein mutiger und von der Natur reich begabter Mann einem tragischen Geschicke erliegt, das er zum Teil durch eigene Schuld über sich gebracht hat. So aber geschah es mit König Philipp. Er hatte zwei Söhne. Perseus, der ältere, war durch körperliche Schönheit, noch mehr durch Waffengewandtheit und manche kriegerische That ausgezeichnet und von dem Vater zum Nachfolger in der Herrschaft bestimmt. Er teilte mit demselben den Haß gegen die Römer, nicht aber dessen großartige Entwürfe, nicht den königlichen Sinn, entweder siegreich die Krone zu behaupten, oder, wenn es das Schicksal wollte, mit Ehren unterzugehen. Kleinliche Leidenschaften erfüllten seine Seele: Begier nach Herrschaft, noch mehr nach Schätzen, die er aufhäufte, ohne sie für höhere Zwecke zu verwenden. Dabei war er mißtrauisch, argwöhnisch, besonders gegen seinen jüngern Bruder Demetrius, den Sohn der rechtmäßigen Gemahlin des Königs, während seine Mutter nicht ebenbürtig, nicht von fürstlichem Geblüte war. Er selbst hatte wegen seiner finstern Gemütsart wenig Anhang im Volke.

Anders der heitere, zugängliche, gegen jedermann freundliche Demetrius. Er war der Liebling der Nation und selbst bei den Römern wohlgelitten. Er konnte nach des Königs Ableben dem Bruder die Herrschaft streitig machen. Dagegen gab es nur ein Mittel, und das war der Tod. Nur der Lebende begehrt ein Königreich; der Tote begnügt sich mit einem Fleckchen Erde, das

man Grab nennt. Aber Brudermord — ein Despot schaudert vor dem Worte nicht zurück, und Perseus war eine despotische Natur; auch fürchtete er die Götter der Rache nicht, solche Scheu hatte er als aufgeklärter Mann glücklich abgestreift. Es konnten aber menschliche Rächer aufstehen, das Volk selbst für seinen Liebling, und das ganze Volk war nicht durch Gift und Dolch zur Ruhe zu bringen. Daher beschloß er es klüglich anzufangen, um den übeln Ruf von sich abzuwenden. Er ließ dem Vater von verschiedenen Seiten Nachrichten zukommen, welche es fast außer Zweifel setzten, daß Demetrius mit den Römern im Einverständnis stehe. Er legte ihm endlich mit heuchlerisch bekümmerter Miene einen gefälschten Brief vor, der anscheinend von Demetrius selbst geschrieben war und die Absicht aussprach, mit römischer Hülfe den Vater vom Throne zu stürzen. Da entbrannte des Königs Zorn und er befahl die Hinrichtung des Hochverräters. Demetrius erhielt noch zeitig Nachricht von dem Verderben, das ihn bedrohte. Er begab sich eilends auf die Flucht, und zwar nach Rom, wo er allein Sicherheit finden konnte. Sofort wurden ihm Mordknechte nachgesendet. Sie holten ihn ein und gesellten sich als liebe Freunde zu ihm, die zu seinem Schutze bereit seien; aber bei der Mahlzeit reichten sie dem Unglücklichen einen vergifteten Becher. Als er darauf die Wirkung des Trankes fühlte, als ihm der Schmerz laute Klagen auspreßte, warfen ihn die Schergen auf ein Lager und erstickten seine letzten Seufzer mit Kissen und Polstern.

Der König erhielt nicht lange nach dem Ende seines Sohnes unwiderlegliche Beweise von dessen Unschuld, von den Umtrieben, womit man ihn umgeben und zu der unseligen That bewogen hatte. Da brach seine geistige und leibliche Kraft. Wie Gram und Reue an seiner Seele nagte, so schwand auch seine Gesundheit, und der Tod machte bald seinen Entwürfen und seinen Seelenleiden ein Ende.

179 v. Chr. **Perseus auf Makedoniens Thron.** Perseus bestieg ohne Widerrede den Herrschersitz und wurde auch, da er den Frieden von 197 bestätigte, von den Römern anerkannt. Er hatte, wie schon bemerkt, oft persönliche Tapferkeit bewiesen, auch in Regierungsangelegenheiten dem Vater mit Rat und That zur Seite gestanden. In früheren Kriegen hatte er oft mit Glück einzelne Heerhaufen geführt, auch sonst in Regierungsgeschäften Tüchtigkeit bewiesen; daher blickte nun das früher ihm abgeneigte Volk voll Hoffnung auf den jungen König, der äußerlich durch schöne Gestalt, Gewandtheit in körperlichen Übungen und einen tapfern Arm für sich einnahm. Er war mäßig, gewohnt seine Leidenschaften zu beherrschen, aber ohne den ritterlichen Sinn und das Feldherrntalent, welches Philipp seiner Zeit entfaltet hatte. Er besaß nicht den Scharfblick und die Geistesgegenwart, das Rechte im Augenblicke zu ergreifen, noch den männlichen Mut, nach dem Höchsten zu streben, oder auch ungebeugt das Äußerste zu ertragen. Seine schlangenkluge Politik scheute sich, wie wir gesehen haben, vor keinem Verbrechen, sie entwarf weitschichtige Pläne; aber wenn die Stunde schlug, rasch und kühn zu handeln, erschrak der Schwächling, der sie entworfen, vor seinem eigenen Werke. Er bereitete mit aller Macht den Krieg vor, rüstete ein stattliches Heer, sammelte Waffen, Vorräte, große Schätze, heiratete, um sich Bundesgenossen zu erwerben, eine Tochter des syrischen Königs und vermählte seine Schwester dem bithynischen; und doch zögerte er und wünschte Aufschub. Als aber der Krieg

unvermeidlich ward, führte er nicht das Schwert der Schlachten mit beiden Händen, sondern er begnügte sich mit halben Maßregeln, um den Gegner nicht zu reizen; er hütete mit geiziger Hand den Geldschatz, der ihm, weise verwendet, Söldner und Verbündete in Menge zugeführt haben würde, bis er mit ihm unterging.

So war der Mann beschaffen, der gegen den römischen Übermut in die Schranken zu treten wagte. Nach vielen Verhandlungen erschienen endlich Gesandte an seinem Hofe, stolz und gebieterisch, wie die Römer zu sein pflegten, mit der unumwundenen Frage, ob er sich nach den früheren Verträgen auf seine Grenzen beschränken wolle. Da wallte sein Zorn auf; er versicherte, er sei gewohnt, als unabhängiger Fürst zu handeln, und verwies die Staatsboten aus dem Reiche. Dennoch gab er die Hoffnung nicht auf, den Frieden zu erhalten, und ein anderer Gesandter hatte die Niederträchtigkeit, ihn damit zu vertrösten, während schon der Krieg beschlossen war. Perseus verhielt sich indessen doch nicht ganz unthätig. Er hatte nächtliche Zusammenkünfte mit Sendlingen von Karthago; er bewarb sich um die Zuneigung und Hülfe der griechischen Völkerschaften, und mit Erfolg; denn die Hellenen wollten lieber mit den durch Sprache und Sitte verwandten Makedoniern zusammenhalten, als mit den herrischen Fremdlingen aus dem Abendlande. Selbst die Rhodier schienen ihm freundlich gesinnt; denn sie führten ihm auf ihren Schiffen seine syrische Braut mit großer Pracht zu. Wäre er entschlossen mit ganzer Macht vorgerückt, so hätten ihn die Hellenen mit offenen Armen aufgenommen. Ähnlich verhielt es sich in Epirus und Illyrien, wo Fürst Gentius von Skodra nur makedonisches Geld erwartete, um sogleich loszuschlagen. Aber zum entschiedenen Handeln fehlte es dem Könige an Mut, und seine Schätze waren ihm lieber als die Hülfe des Skodraners. Ebenso ließ er einen kriegerischen Keltenschwarm von 20000 Mann mit leerer Hand abziehen, weil ihm die Soldforderung zu hoch schien. Er feilschte um Pfennige, während er doch ein Spiel um Reich und Krone wagte. Dagegen bewies sich als treuer Bundesgenosse der tapfere und mit Recht gepriesene Kotys, Fürst der thrakischen Odrysen, der über die Stämme im Rhodopegebirge und am Hebrus (Maritza) bis an die Küsten des Schwarzen Meeres seine Herrschaft ausgedehnt hatte.

Perseus von Makedonien.

Nachdem endlich durch schnöde Abfertigung der königlichen Gesandtschaft der Krieg erklärt war, brach Perseus mit seiner ganzen Macht von 43000

Streitern und vielem Heergeräte von seiner Königsstadt Pella auf, überschritt den Fluß Haliakmon und die kambunischen Berge und betrat die Gefilde von Thessalien, wo er mehrere Städte einnahm, dann aber in günstiger Stellung am Fuße des Ossa ruhig abwartete, bis der Konsul Licinius Crassus durch die Wildnisse der athamanischen Berge von Epirus herüber kam und bei Gomphi sein erschöpftes Heer wieder stärkte. Als letzterer nach Larissa und weiter über den Peneus vorrückte, wo pergamenische, thessalische und griechische Hülfsvölker zu ihm stießen, schien eine Schlacht unvermeidlich. Indessen die Römer hielten sich hinter ihrem Lagerwalle und ließen die königlichen Reiter die thessalischen Felder verwüsten; denn weder die Legionen noch ihr Feldherr glichen jenen furchtbaren Römern, deren Schwerter die mächtigsten Nationen bezwungen hatten. Durch die Feldzüge in Asien war morgenländische Schwelgerei unter ihnen allgemein geworden. Üppigkeit und Wohlleben hatte in der Hauptstadt wie auf dem Lande und selbst in den Lagern wie eine Pest überhand genommen. Der Feldherr war schlaff, die Kriegszucht fast aufgelöst; alle Unternehmungen gerieten ins Stocken.

Unter solchen Umständen wagte sich Perseus immer kühner hervor. Mit der gesamten Reiterei und den Leichtbewaffneten rückte er endlich bis an das römische Lager. Diesen Trotz ertrug der Konsul nicht; er begegnete dem Feinde mit gleichen Waffen auf offenem Felde. Der Kampf entbrannte sogleich; der tapfere Kotys auf dem linken Flügel an der Spitze seiner wild anstürmenden Thrakier brach siegreich in die Reihen der italischen Reiterei, zersprengte und verfolgte sie. Mit gleichem Glück führte der König das Agema (berittene Leibgarde) des Mitteltreffens und die makedonische Reiterei des rechten Flügels gegen den Feind. Römer und Griechen, die gegenüber standen, suchten ihr Heil in der Flucht, und nur die schwergerüstete thessalische Reiterei sowie König Eumenes in der Hinterhut gab, in fester Haltung zurückweichend, den Flüchtlingen Schutz. Aber nun erschien die streitbare Phalanx auf dem Schlachtfelde, deren Stoß die Niederlage der Römer vollenden mußte. Jedoch scheute sich der König, das Äußerste zu wagen; er ging mit Gefangenen und Waffenbeute in sein Lager zurück. Er hatte nur 60 Mann verloren, während der Feind 2200 Mann tot auf der Walstatt und 600 Gefangene einbüßte. Dennoch ließ der König den Konsul ohne Hindernis über den Peneus zurückgehen und that Friedensvorschläge, die natürlich der Römer stolz zurückwies.

In allen Städten von Hellas feierte man den Sieg und machte sich bereit, von Rom abzufallen; allein Perseus blieb in unbegreiflicher Verblendung unthätig. Licinius, der nunmehr freie Hand hatte, eroberte einige unbedeutende Plätze in Thessalien und rückte vor das wohlverteidigte Gonnus. Er betrachtete sich die Festungswerke und bezog dann die Winterquartiere, da ihm Gefahr und Arbeit zu mühselig schienen. Im folgenden Jahre suchte er sich gefahrlosere Beschäftigung in Griechenland, wo er mit tüchtigen Brandschatzungen seinen Säckel füllte. Der andere Konsul Cassius, der in Oberitalien die Ligurer und Gallier zu Paaren treiben sollte, war sozusagen ganz abhanden gekommen. Die Siedler von Aquileja, die in Rom um Verstärkung gegen die Barbaren baten, berichteten, er habe sein Heer mit Mundvorrat versehen und

sodann den Marsch in nordöstlicher Richtung angetreten, um, dem Vorgeben nach, in Makedonien einzufallen; sie hätten seitdem nichts von ihm gehört. Der Senat war erstaunt über solche Willkür; nach Ausgang des Amtsjahres verfügte er eine Klage gegen den verlorenen, jedoch bald wiedergefundenen Konsul, da mittlerweile Alpenvölker, Istrier und Illyrier über unerhörte Plünderungen und Mißhandlungen Beschwerden vorbrachten.

Marsch durch die thessalischen Schluchten.

Der Mann ließ melden, er sei in Amtsgeschäften abwesend, während er doch auf seinem Landgute in der Nachbarschaft den Bau einer Wasserleitung anordnete.

Fast noch schlimmer als die Oberbefehlshaber verfuhren die Prätoren und Admiräle. Haliartus in Böotien wurde zerstört, Chalkis auf Euböa ausgeraubt, Abdera geplündert, Athen, Theben und andere Städte mußten unerschwingliche Beisteuer entrichten. Nur die Städte, welche die Thore verschlossen und ihre Mauern verteidigten, blieben verschont, weil man leichtere Arbeit bei Freunden und Bundesgenossen hatte. Der Senat befahl Wiedererstattung, Lösung der in Sklaverei verkauften Bürger; er ließ in allen hellenischen Staaten bekannt

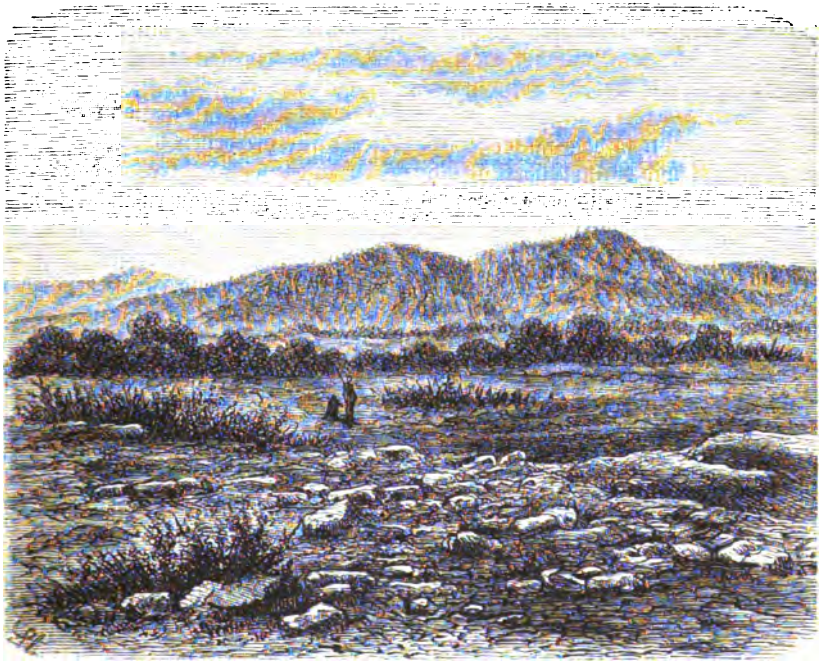
machen, daß man keinem römischen Beamten ohne seinen besonderen Auftrag Lieferungen leisten solle; es ward dadurch nicht besser. Der folgende Konsul Hostilius trat in die Fußtapfen seines Vorgängers. Er wäre auf der Reise beinahe von makedonischen Reitern aufgegriffen worden.

Durch diese Vorgänge ermutigt, machte Perseus Fortschritte in Thessalien, drang mit Anfang des Winters über unwegsame Berge bis nach Ätolien, wo er Anhang fand, dann über Eis und Schnee nach Illyrien. Er eroberte daselbst die Stadt Uskana, trotz der zahlreichen römischen Besatzung, und die meisten festen Plätze; er zog sogar die Epiroten auf seine Seite, die bisher feindlich gewesen waren. Um das römische Heer bekümmerte er sich so wenig, daß er die Dardaner, die alten Erbfeinde des Reiches, überfiel und zum Teil
169 v. Chr. in blutigen Gefechten aufrieb. Sobald im folgenden Jahre die römische Macht unter dem Konsul Q. Marcius Philippus, der neue Legionen herbeiführte, in Bewegung war, eilte er an die Grenze, um die kambunischen und olympischen Berge zu verwahren. Der neue Feldherr, schwer und wohlbeleibt von Körper, hatte sich bisher mehr als Diplomat denn als Feldherr bewährt. An persönlichem Mute fehlte es ihm keineswegs. Er beschloß, um jeden Preis einen Weg nach Makedonien zu eröffnen. So führte er denn, weil der Tempepaß besetzt und befestigt war, das Heer auf gutes Glück in die schwer zugänglichen, steilen Berge des Olympus und zwar zu Roß und zu Fuß, mit Sack und Pack und selbst mit Elefanten. Unter unsäglichen Beschwerden arbeitete man sich durch Schluchten, wo eine Handvoll Leute die vereinzelt auf- und abwärts kletternden Heerhaufen mit Mann und Maus erschlagen hätte, bis zur Höhe. Von dem Bergrücken aus erblickten die Krieger das offene Land, das königliche Lager, die Städte Dium und Heracleum und das Meer, aber auch nahe vor sich in dem Engpaß, der zu durchschreiten war, 10000 wohlgerüstete Makedonier. Hier gab es zwei Tage lang heiße Kämpfe ohne Erfolg. Man mußte sich weiter seitwärts wenden, um den Feind zu umgehen, und so erreichte man zuletzt den Fuß des Gebirges.

Perseus hatte von seinem Lager aus die Römer erblickt, das Waffengetöse gehört, ohne irgend eine Bewegung zu machen. Als er aber erfuhr, dem Feinde sei das unbedachte Wagestück gelungen, verlor er vollends den Kopf, rannte dahin und dorthin, machte den Obersten Vorwürfe, gab Befehle, die Schiffe zu verbrennen, die Schätze ins Meer zu werfen, widerrief sie später und zog sich zuletzt nach Pydna zurück, nachdem er die unbezwinglichen Festen des Tempethales im Rücken des Feindes und vorwärts die Stadt Dium geräumt hatte. Ohne diese Kopflosigkeit des Königs wäre das zwischen den Engen von Tempe und Dium eingeklemmte römische Heer von Hunger, oder bei dem Rückzug über das Gebirge von der Verfolgung aufgerieben worden. Inzwischen war noch immer die Verpflegung schwierig, als man im feindlichen Lande vorrückte, und der wohlbeleibte Konsul vermochte so wenig wie sein Kriegsvolk die magere Kost zu vertragen. Er marschierte wieder rückwärts bis Heracleum, wo ihm die Magazine des Tempethales zu Gebote standen. Perseus, der jetzt zur Besinnung kam, folgte ihm und nahm an den steilen Ufern des Enipeus eine so feste Stellung, daß dem Feinde nichts anderes übrig blieb, als ruhig das Lager zu hüten.

Schlimmer noch, als dem Heere des Konsuls, erging es der Flotte, die der Prätor befehligte. Die Mannschaft versuchte nacheinander die Städte Thessalonike, Kassandra, Torone, zuletzt Demetrias mit stürmender Hand zu nehmen, trug aber überall nur Beulen nnd blutige Köpfe davon.

L. Ämilius Paulus. In Rom waren alle Blicke auf Makedonien gerichtet, wo sich die Angelegenheiten in einem trostlosen Zustande befanden. Man suchte einen Mann, dem man mit Vertrauen den Krieg übertragen konnte, und fand dazu keinen geeigneter, als L. Ämilius Paulus. Er, der Sohn jenes Ämilius Paulus, der die Niederlage von Cannä nicht hatte überleben wollen, von altem Geschlecht, aber geringem Vermögen, wurde fast einstimmig zum Konsul erwählt.



Thessalische Ebene mit dem Olympos.

Obgleich durch tapfere Thaten in Hispanien und Ligurien schon vielfach bekannt, war er erst jetzt, im sechzigsten Lebensjahre, in seinen Bewerbungen um sein zweites Konsulat glücklich, da man nunmehr auf Tüchtigkeit, nicht, wie sonst, auf Reichtum und prunkvolles Auftreten Rücksicht nahm. Er war ein Mann 168 v. Chr. von praktischem Sinn und tapferer Hand, einfach in seinen Sitten, der griechischen Sprache und Litteratur nicht unkundig. Den Scipionen stand er nahe: des Afrikaners Sohn hatte einen seiner Söhne, den später so berühmten Scipio Ämilianus, adoptirt.

Er besaß so sehr das allgemeine Vertrauen, daß die Legionen ganz nach seinen Angaben ausgehoben wurden, nämlich zwei für Makedonien, ebensoviel

unter dem Prätor Anicius für Illyrien und genügende Mannschaft für die Flotte des Prätors Octavius. Die drei Befehlshaber gingen auf ihre Posten, und mit ihnen zog ein anderer Geist in die Lager ein. Zuerst machte diese Erfahrung Gentius, der Fürst von Skodra in Illyrien. Binnen vier Wochen wurde er aus dem Felde geschlagen, in seiner Hauptstadt belagert und mit Weib und Kindern gefangen. Octavius setzte die Seemacht, die fast ganz von Mannschaft entblößt war, wieder in den gehörigen Stand und segelte, ohne sich mit Aufbringung der makedonischen Boote zu befassen, nach der feindlichen Küste.

Am schwierigsten war die Lage des Konsuls; aber er brachte, wie durch einen Zauberschlag, eine völlige Umwandlung hervor. Das Heer litt Mangel an Trinkwasser; er ließ Brunnen graben, weil er ganz richtig schloß, das nahe Gebirge müsse unterirdische Wasseradern nach dem Meere entsenden. Das Kriegsvolk, das sonst mit müßigem Geschwätz über den Feldherrn, über Senat und Bürgerschaft die Zeit totschlug, mußte täglich Waffenübungen vornehmen. Er selbst war dabei zugegen, gab Anleitung, ermunterte, tadelte und weckte den alten Römergeist, so daß sich die Krieger wieder für die ersten der Welt hielten und Schwert und Pilum über alle andern Waffen setzten. Er beschaute das feindliche Lager jenseits des Enipeus, das der König mit Mauern und Türmen unbezwinglich gemacht hatte. Sofort ließ er die leichtgerüstete Mannschaft in den seichten Fluß vorgehen, wo ihr der Feind in gleicher Rüstung begegnete. Aber in diesem Kampfe, der mit Pfeil, Wurfspieß und Schleuderstein entschieden wurde, waren die Römer ihren Gegnern nicht gewachsen. Viele erlagen den Geschossen; auch richteten die weittragenden Katapulten und Balliſten, welche die Makedonier ungemein vervollkommnet hatten, eine große Niederlage unter ihnen an. Doch ließ der Konsul den Kampf ungeachtet des Verlustes mehrere Tage fortsetzen. Die Legionen sahen knirschend dem blutigen Spiele zu; nur die ragenden Zinnen des feindlichen Lagers hielten sie ab, zum Sturme vorzurücken. Als sie aber eines Morgens wieder hinüber blickten und die leichten Völker sich schlagfertig machten, war die feindliche Stellung verlassen. Man erfuhr, der Feldherr habe still und heimlich einen Heerhaufen über die kambunischen Berge gesandt, nachts die feindlichen Posten auf der Höhe überfallen lassen und durch diese Umgehung den König zum Rückzuge gezwungen.

Perseus' Niederlage bei Pydna. Sobald die nötigen Erkundigungen eingezogen und die Vorbereitungen getroffen waren, rückte das Heer vorwärts gegen Pydna, wo Perseus eine neue Stellung genommen hatte. Stürmisch verlangten die Legionen den Kampf, als sie die Makedonier, zur Schlacht gerüstet, vor sich sahen; aber der Feldherr, die Ermüdung seiner Scharen wahrnehmend, ließ ein Lager aufschlagen. Auch hier schied ein seichtes Wasser die kampfbegierigen Gegner. Ein Streit beim Tränken der Rosse veranlaßte am folgenden Tage ein Gefecht; die wilden Thraker stürmten herüber; die Römer eilten den Ihrigen zu Hülfe; die Schlacht war nicht länger aufzuschieben. Es war am 22. Juni 168 v. Chr. Über die Ebene hin breiteten sich die makedonischen Massen aus: die Silberschildner mit Goldschmuck und purpurnen Leibröcken, die Erzschildner nicht minder strahlend im Glanze der Waffen, beide Phalangen, der Kern des Heeres, dann auf beiden Flügeln die leichter gerüsteten

Rundschildträger und die feurigen Thrakier. Das ganze Gefilde blitzte von Schilden und Rüstungen; die Pfeifen schrillten, die Trompeten schmetterten, der tausendstimmige Kriegsruf hallte in den Bergen wieder, der Sarissenwald mit den blitzenden, todbringenden Spitzen zog nach dem römischen Lager, aus welchem die Legionen in fester Ordnung ihre Reihen entwickelten. Die mutigen Peligner trafen zuerst auf die Rundschildträger im wütenden Ansturz. Sie suchten sich eine Bahn zu brechen, sie zerhieben die Lanzen und drückten sie mit den Schildbuckeln zur Seite; der Tribun warf das Banner unter den Feind, aber alles vergeblich. Vorwärts bewegte sich der Lanzenwald; die Sarissen, mit beiden Händen zum tödlichen Stoße geführt, durchbohrten Schilde, Panzer und Männer. Das erste Glied der Peligner ward niedergestoßen, dann das zweite; auf der ganzen Linie setzten sich die Phalangen in Marsch, unwiderstehlich, Wunden und Tod verbreitend, unerschüttert von dem Anprall der Legionen. Es war ein furchtbarer Anblick, wie die ehernen Massen über die Ebene nach den Höhen vordrangen; selbst dem schlachtgewohnten Feldherrn schlug das Herz in der Brust.

Als Ämilius die kämpfenden Heere mit erfahrenem Blick überschaute, bemerkte er, daß da und dort in der feindlichen Ordnung beim Vorrücken Zwischenräume entstanden. Durch die Reihen sprengend, befahl er den Hauptleuten, im Keil einzudringen, wo eine Lücke sei. Er selbst warf sich mit einer Legion zwischen die weit vorgeschrittenen Rundschildträger und die Erzschildner. Auf dem rechten Flügel wichen Leichtgerüstete und Thrakier vor den Elefanten, die die Römer mit sich führten. Die Latiner drangen nach und kamen der Phalanx in die Flanke. Nach und nach gelang es immer mehreren Kohorten, sich in die ehernen Massen zu drängen. Der Kampf löste sich in Einzelgefechte auf, und nun würgte das römische Schwert mit zerstörender Gewalt. Nur eine Stunde hatte die Schlacht gedauert; jetzt war sie entschieden. Der König sah die Niederlage seiner tapfern Streiter; anstatt aber an der Spitze der Reiterei, die gar nicht zum Schlagen gekommen war, der Phalanx Hülfe zu leisten, sprengte er, begleitet von seiner berittenen Garde, nach dem pierischen Walde und dann weiter nach seiner Hauptstadt Pella, wo er um Mitternacht anlangte.

Der Schrecken hatte ihm Besinnung und Thatkraft geraubt; er that nichts zur Rettung seines Reiches, seiner Ehre, oder auch nur seines Gefolges. Daher zerstreuten sich die Völker, die der Niederlage entronnen waren, und nur Kreter und Thrakier, nach seinem Golde lüstern, folgten ihm gen Amphipolis und in die Boote, welche ihn von da nach Samothrake, der für heilig geachteten Insel, führten. Ebendahin steuerte auch der Prätor Octavius, der begierig war, den makedonischen Herrscher selbst in Gewahrsam zu bringen. Dieser vertraute sich einem Kreter an, ließ heimlich einen Teil seines Geldes auf dessen Schiff bringen und schlich um Mitternacht an den Strand, um das rettende Fahrzeug zu besteigen. Der Schiffer hatte indessen mit der kostbaren Fracht das Weite gesucht und seinem gefallenen Herrn überlassen, für sein ferneres Fortkommen zu sorgen. Der armselige König, der im Glücke sein Gold mehr geliebt als Kriegsruhm und Herrschaft, zeigte sich jetzt im Unglück in seiner ganzen Kläglichkeit. Er überlieferte sich und seinen ältesten Sohn Philipp dem römischen Prätor.

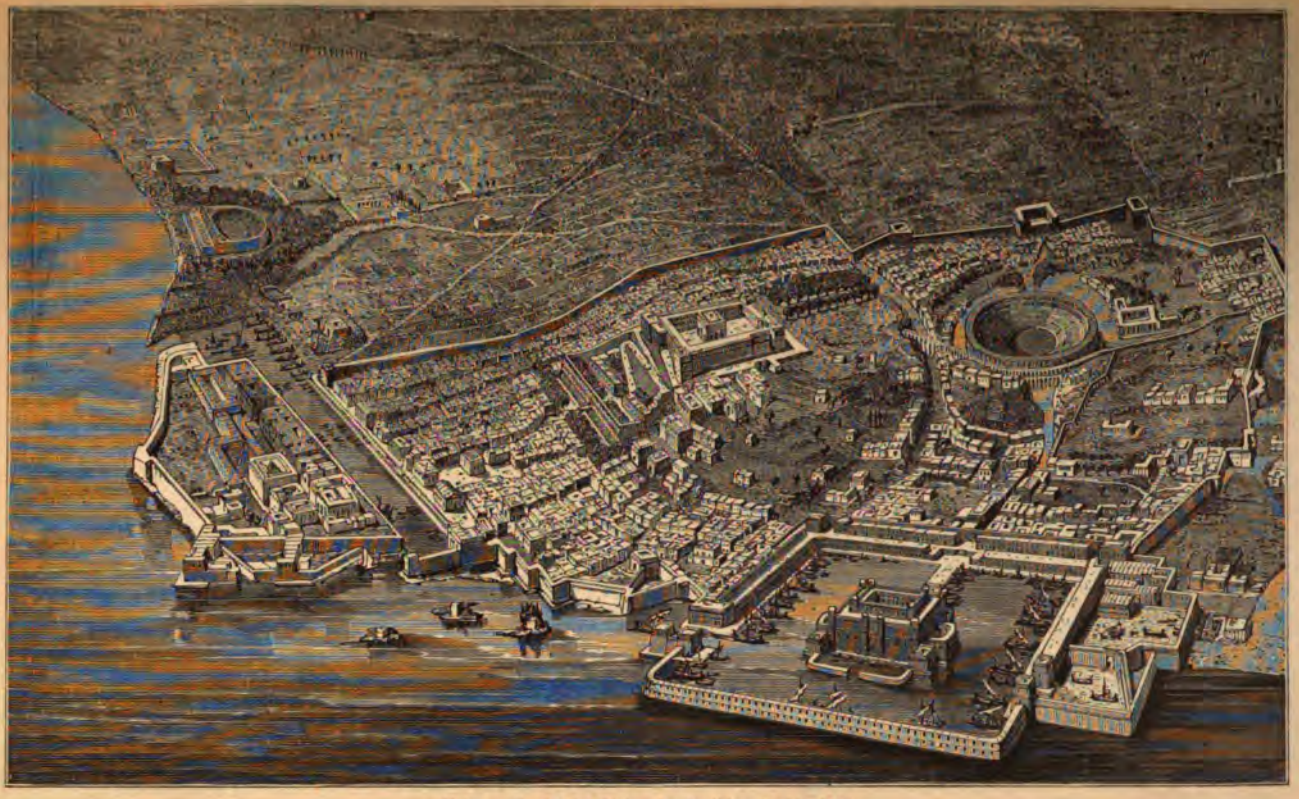
Makedoniens Teilung in vier Republiken. Auf dem Siegesfelde bei Pydna lagerte Ämilius Paulus; aber seine Stirn war trotz der glänzenden Erfolge umwölkt; denn sein blühender siebzehnjähriger Sohn Publius Scipio Ämilianus war von der Verfolgung der Feinde noch nicht zurückgekehrt. Als aber der Jüngling am späten Abend, mit Beute beladen, eintraf, als ein Bote nach dem andern glückliche Nachrichten überbrachte, als an den folgenden Tagen die Städte ihre Unterwerfung anzeigten, da pries er sein Geschick und die Gnade der Götter, die solche Fülle über sein ergrautes Haupt ausgebreitet hatten. Er nahm hierauf Burgen und Städte in Besitz, bemächtigte sich vieler Kunstwerke und Waffen, namentlich eines königlichen Schiffes von sechzehn Ruderreihen, und hatte den ganzen Sommer vollauf mit Anordnungen zu thun. Im folgenden Jahre bereiste er Griechenland. Da staunte er über die künstlerische Pracht, womit
167 v. Chr. Athen, Korinth und andere Städte geschmückt waren. Als er in den Tempel zu Olympia trat und des Phidias Meisterwerk sah, betrachtete er es lange mit heiliger Ehrfurcht. Es schien ihm, als thronе der Vater der Götter und Menschen selbst vor ihm und fordere von ihm, dem Sterblichen, die Opfer der Verehrung. Nach seiner Rückkehr beriet er mit zehn Bevollmächtigten des Senats die künftige Verfassung Makedoniens und beschied hierauf Abgeordnete aus allen Städten sowie aus den hellenischen Staaten nach Amphipolis. Daselbst wurden prachtvolle Spiele, Wettkämpfe und Gastmähler gefeiert; dann eröffnete er, sitzend auf dem kurulischen Stuhl und von glänzendem Gefolge umgeben, den Willen des Senats. Makedonien, so lautete seine Botschaft, soll frei, aber in vier republikanische Staaten geteilt sein. Diese Republiken, nach dem Muster des römischen Staates regiert, sollen unter sich keine Verbindung, keinen Verkehr haben, nur die Hälfte der bisherigen Steuern, aber freilich nach Rom, entrichten, die Gold- und Silbergruben nicht mehr bauen, auch keinen Handel mit Salz und Schiffsbauholz treiben. So gebot der Sieger, und das bezwungene Volk mußte gehorchen, wenn es auch die Gabe einer aufgedrängten Freiheit verschmähte, wenn auch sein Herz blutete über der gewaltsamen Zerstückelung des alten Reiches, und wenn auch sein äußeres Wohlergehen litt durch die Entziehung des gewohnten, einträglichen Verkehrs. Daß der Senat bei dieser Anordnung mit politischer Klugheit verfuhr, um Makedonien in völliger Ohnmacht und Abhängigkeit zu erhalten, bedarf auch keines Beweises. Ämilius Paulus zeigte bei der Ausführung, daß er die Absicht wohl begriff und dazu der rechte Mann war. Sein Triumphzug war glänzend und dauerte drei Tage. Als Perseus mit seinen Kindern vor dem Wagen erschien, da fühlten auch die verhärteten Römer Mitleid mit den Unmündigen, die lächelnd, in völliger Unkunde der Umstände, ihre bunten Kleidchen betrachteten. Der entthronte König ertrug das Leben und die Schmach; er wurde nach Alba am Fucinussee gebracht, wo er sein erbärmliches Dasein noch einige Jahre als Staatsgefangener fortschleppte. Einer seiner Söhne war hier später Stadtschreiber. Der weise Kineas, der Abgeordnete des Königs Pyrrhus, hatte einst den römischen Senat wegen seiner würdevollen Haltung eine Versammlung von Königen genannt; nach dem Tage von Pydna war jeder Senator ein König der Könige. Denn alljährlich erschienen Abgesandte von nahen und entfernten

Völkern mit goldenen Kränzen und anderen Gaben und Schmeicheleien, um der herrschenden Stadt ihre Huldigung darzubringen. Masgaba, der Sohn Masinissas, erklärte, sein Vater betrachte sich nur als einen Vasallen und Pächter des römischen Volkes. Prusias von Bithynien erschien selbst und nannte sich gar einen Freigelassenen Roms, was ihm zu Gnaden angerechnet wurde.

Anders verhielt es sich mit dem reichen Handelsstaat Rhodus, der sich das Ansehen einer Großmacht gab. Die Handelsherren hatten sich zwar zu Anfang des makedonischen Krieges jeder Einmischung enthalten und den Schaden, den die Unruhen ihrem Verkehr zufügten, geduldig ertragen; als aber die römischen Befehlshaber durch ihre Erbärmlichkeit den Kampf in die Länge zogen und einen Verlust nach dem andern erlitten, da schwoll den Krämern der Kamm, und sie dünkten sich Herren der Situation. Sie schickten eine Gesandtschaft sowohl zu König Perseus wie in das römische Lager und ließen kurzerhand ankündigen, sie wollten, daß der Krieg ein Ende nähme, und würden den Staat mit ihrer ganzen Macht befehden, der sich nicht zum Frieden bereit finden lasse. Unglücklicherweise trafen die Abgeordneten erst kurz vor der Entscheidungsschlacht bei Pydna ein, wodurch die Lage der Dinge einen völligen Umschlag erfuhr. Rhodus lernte Demut und that Buße vor der Gebieterin an der Tiber. Es mußte seine Besitzungen auf dem Festlande abtreten und auf so viele Handelsvorteile verzichten, daß sein Wohlstand in Verfall geriet.

Unterwerfung der syrischen Fürsten. Während des zweiten makedonischen Krieges hatte man die Angelegenheiten in Syrien aus den Augen gelassen. Da erschienen nun Abgeordnete aus Ägypten in Sack und Asche, mit langen Bärten zum Zeichen der Trauer. Sie baten um Hülfe gegen den syrischen König Antiochus Epiphanes, den Sohn des bei Magnesia geschlagenen Großkönigs, da derselbe fast ihr ganzes Reich erobert habe. Eine Gesandtschaft unter Popillius Länas ging sofort ab, um dem Eroberer in Güte Einhalt zu thun. Unterwegs, in den griechischen Gewässern, erfuhren die gestrengen Herren von dem Siege bei Pydna. Sofort traten sie zuerst in Rhodus mit herben Drohungen vor die zitternde Volksmenge, dann in Ägypten vor Antiochus, der sich anschickte, mit der Einnahme Alexandriens seine Eroberung zu beschließen. Popillius machte den König mit dem Willen des Senats bekannt, vom Kriege abzulassen und das feindlich behandelte Land zu räumen. Der König erbat sich einige Tage Frist zur Beratung mit seinen Dienern, allein der Römer zog mit seinem Stabe einen Kreis um ihn und sagte barsch, bevor er die Linie überschreite, müsse er Antwort geben, ob er dem Auftrage nachkommen werde, oder nicht. Der arme König war in peinlicher Lage; er sollte auf alle seine Eroberungen Verzicht leisten, weil es der rauhe Mann in der Toga so verlangte, aber er kannte die Stadt an der Tiber und gehorchte.

Mächtiger als Syrien stand das Reich Pergamus. Aber die Beherrscher waren klug und hielten treulich zu Rom. Dennoch hätte es der Senat gern geteilt gesehen. Er suchte daher Zwiespalt in der regierenden Familie zu erregen. Indessen Attalus lehnte alle Anträge zur Herrschaft ab, und sein Bruder Eumenes erklärte, er werde sich dem Willen des Senats unterwerfen. Dadurch fiel jeder Vorwand zum Einschreiten weg, und er behauptete sich in der Herrschaft.



Utica. Ideale Ansicht der karthagischen Nachbarstadt.

Ruinen von Karthago.

Dritter punischer Krieg.

Hier breiten ihre Schatten die Pinienhänge,
Dort duftige Cedernlauben in reicher Menge
Und hohe Palmenwipfel, vom Winde entrollt,
Und sanfter Höhen Gipfel im Sonnengold,
Und eine Stadt, gebrochen die Zinn' und Mauer,
Wie bei dem Freudenfeste ein Herz voll Trauer,
Gleich den geweinten Thränen im Lebensdrang,
Gleich einem Lied voll Sehnen beim Becherklang.
(Die Pilgerin.)

Über die Renner der Wüste herrschte noch Masinissa, der kühne Reitersmann, der dem großen Scipio in seinen Schlachten zur Seite gefochten hatte. Er war alt und grau geworden; aber noch tummelte er, ein stattlicher Greis, das flüchtige Roß, noch schwang er den Speer, noch erglühte in seinem neunzigsten Jahre sein Herz von Thatendrang und Herrscherlust, wie in den Tagen seiner blühenden Jugend. Er hatte seine Völker zum Teil an den Ackerbau gewöhnt, die Städte bevölkert und befestigt, die Stämme des Gebirges zinsbar gemacht; dabei erfreute er sich der Gunst des römischen Volkes. Da gedachte er nun, sich auf Kosten der geschwächten karthagischen Republik zu vergrößern, vielleicht auch wohl den ganzen Staat mit seinem eignen Gebiete zu vereinigen.

Masinissa gegen Karthago. Die unbestimmte Fassung des Vertrags gab dem schlauen Afrikaner freien Spielraum. Es war nämlich darin festgesetzt, Karthago solle alle jetzt oder früher besetzten Gebietsteile Numidiens zurückerstatten. Darauf gestützt, erhob der König Ansprüche; statt aber seine Rechte

urkundlich darzuthun, wendete er, als letzten und höchsten Beweisgrund, die Gewalt an.

Zuerst forderte er Emporia, die fruchtbaren Ländereien und Städte an der südlichen Küste, wo die Untiefen der kleinen Syrte die Schiffahrt unsicher machen. Er nahm sie ohne Umstände in Besitz, da die Republik entwaffnet war und nur durch Klagen in Rom dem Räuber ihres Gutes entgegentreten durfte. Gesandte gingen hin und her; aber schließlich erhielt der Häuptling einen günstigen Ausspruch. Nun schritt er in seinen Erwerbungen weiter. Die Niederungen am Bagradas schienen ihm so einträglich und wohlgelegen, daß sie, wie er vorgab, notwendig in irgend einer Zeit bereits zu Numidien gehört haben mußten. Er bemächtigte sich ihrer mit den Waffen in der Hand, worauf das vorige Spiel wieder begann.

Punische Gesandte klagten lange vergebens, endlich aber setzte sich eine zur Untersuchung bestellte Kommission in Bewegung, an deren Spitze der alte M. Porcius Cato stand.

161 v. Chr. **Marcus Porcius Cato in Karthago.** Als die Pentere mit den senatorischen Männern an Bord um das Vorgebirge steuerte, welches das Schöne hieß, und längs der Küste fuhr, bewunderten die Römer die trefflich angebauten Fluren, die Dörfer und Landsitze, die mit verschwenderischer Pracht aufgebaut und geschmückt waren. Ihre Bewunderung steigerte sich beim Anblicke der Hauptstadt selbst, die während der Friedensjahre durch Fleiß und gewinnreichen Handel nicht nur allen Verlust ersetzt hatte, sondern auch stolz und mit prachtvollen Gebäuden geschmückt auf ihrer Halbinsel sich erhob. Sie fuhren in den Hafen ein, sie erblickten die Flotten, das aufgehäufte Kriegsmaterial, die Warenlager, das Volksgedränge, die Tempel und Paläste; da gedachte Cato der Möglichkeit einer abermaligen Schilderhebung der Nebenbuhlerin Roms vielleicht unter einem Helden, in dem die Kraft und das Genie Hannibals wieder auflebe.

Karthago. Wir betreten mit den römischen Botschaftern die merkwürdige Stadt. Sie lag auf einer Halbinsel, deren nordöstliche Spitze ein Vorgebirg (jetzt Kap Camart) bildete, während die südliche in einen ähnlichen Vorsprung (Kap Karthago) auslief. Das nördlich tief ins Land vorgedrungene Meer ist jetzt durch Sandanhäufungen des Bagradas ein See (Sukarah). Auch den Busen von Tunis verschließen jetzt Dünen, die vormals nur eine schmale Landzunge bildeten. Auf der vier Stunden großen Halbinsel erheben sich verschiedene Hügel, von denen der südlichste die Burg Byrsa trug. (Vergl. die Pläne S. 404 und 405.)

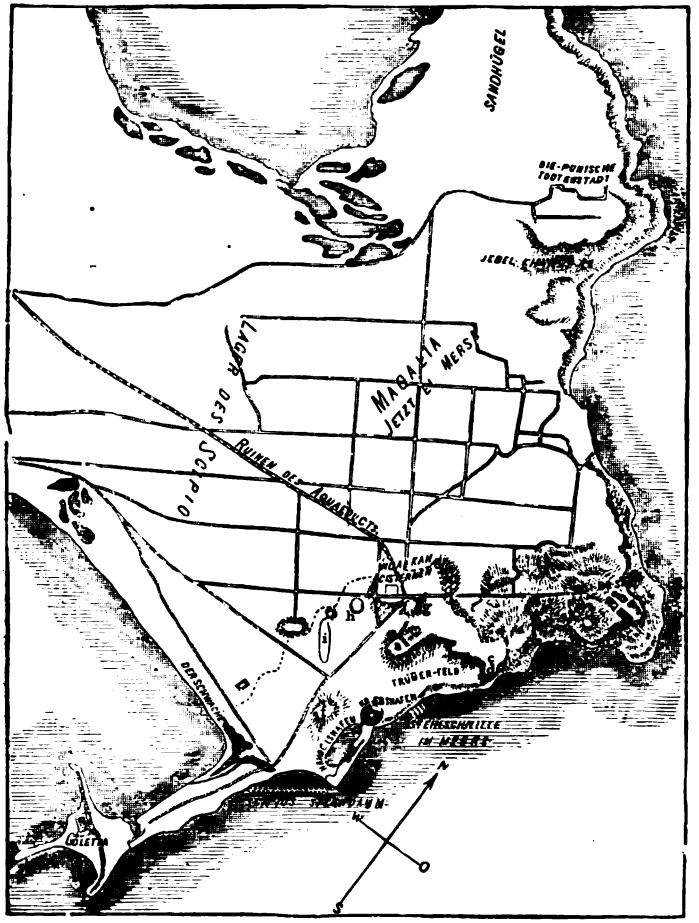
Die Häfen, ein kolossales Werk von Menschenhand gebildet, hatten ihren Zugang auf der Südseite. Man segelte um einen vorspringenden künstlichen Damm und lief, wenn die schließende Kette des Eingangs gefallen war, durch den Kanal in das Mandracium, den Handelshafen. Eine doppelte Mauer umschloß den weiten Raum, der ein längliches Rechteck bildete, dessen hintere Seite aber bogenförmig gewölbt war. Auf der mit Platten belegten Mauer lief ein Weg für die Matrosen herum, welche die Fahrzeuge zogen. Weiter zurück erblickte man die prächtigen Quais (MM"), wo Magazine und Warenlager jeder Art ihre Schätze zeigten. Durch eine sehr enge Wasserstraße (K) kam man in den Kriegshafen, Kothon genannt, in Form eines regelmäßigen

Kreises und von hohen Bollwerken eingeschlossen, damit nicht ein Späher die Rüstungen verrate. Er war anzusehen wie ein Feensaal, dessen Boden flüssiger Kristall, dessen Umschließung eine Marmorkolonnade bildete, während sich der saphirblaue Himmel als Decke darüber wölbte. Ringsum waren nämlich 220 zierliche bedeckte Hallen angebracht, von denen jede Raum für eine Galeere darbot und mit zwei Säulen samt dem darüber gelagerten Gesims verziert war. In der Mitte des Bassins ruhte eine Insel, von ähnlichen Hallen umgeben, aber in Terrassen aufwärts steigend, deren oberste der Palast des Admirals einnahm. In roten und gelben Farben glänzte das über die gesamte Anlage hervorragende Haus des Befehlshabers (CD), der einst seine Befehle in die entlegensten Gewässer versandt hatte, jetzt aber demütig den römischen Gesandten die verschiedenen Anstalten zeigen mußte. Er geleitete sie darauf über die steinerne Brücke (G), die nach dem Lande führte, nach dem Forum, wo beide Suffeten der Stadt die unwillkommenen Fremdlinge ehrfurchtsvoll begrüßten.

Nicht in der Mitte Karthagos, sondern in der Nähe des Hafens war der Versammlungsplatz des Volkes. Da wogte die Menge geschäftig von früh bis spät. Senatoren, Kaufherren, Künstler, Handwerker, Schiffer und Lastträger drängten, durchkreuzten sich in dem offenen Raume zwischen der Einfriedigung von Marmorhallen, Palästen, Warenlagern, Statuen und Heiligtümern, über welche der Tempel Baals, des Sonnengottes und des Himmelskönigs, emporstieg. Hier, oder in einem ähnlichen Tempel der Burg, war es, wo in Zeiten schweren Unglücks Menschenopfer auf dem Altare des Gottes bluteten, der die zerstörende und doch belebende Sonnenglut versinnlichte. Enge, von sechsstöckigen Häusern begrenzte Straßen führten weiter nach der hochgelegenen Byrsa, der Burg von Karthago, wo sich alle Pracht und Herrlichkeit der Stadt zusammendrängte. Steil, wandähnlich, erhob sich der felsige Boden; daher war eine breite Treppe von zwanzig Meter angebracht, die aber durch künstliche Vorrichtungen im Falle drohender Gefahren weggenommen werden konnte. Wenn man hinaufstieg, so hatte man vor sich den Tempel des Esmun, des Schirmherrn der Republik. Hell strahlte das prächtige Heiligtum im Glanze des weißen Marmors der aufgehenden Sonne entgegen; denn seine Vorderseite, von korinthischen Säulen getragen, war nach Osten gerichtet und nahm mit Hallen, Priesterwohnungen, Statuen und Kunstwerken den morgenwärts gelegenen Teil des Hügels ein. Esmun ward als ein Ausfluß Baals gedacht, ähnlich dem gleichfalls verehrten tyrischen Melkart, als der Gott der irdischen Fülle, des Handels und der Gesundheit. Ihm verglichen die Römer ihren Heilgott Äskulap, den sie im Jahre 293 v. Chr. aus Epidaurus nach Rom verpflanzt hatten. An den Tempel des Esmun grenzte derjenige der Dido, der mythischen Erbauerin und Schutzgöttin Karthagos, deren altertümliche Wohnung in ihrer schmucklosen Einfachheit von dem Heiligtume umschlossen wurde.

Von der Zinne des Tempels herab sah man weit über Stadt, Land und Meer. Da blickte man von der einen Seite auf das Getümmel in den Straßen, die von Felsen und Mauern beschützten Ufer und das weite Meer, das vom Vorgebirge des Apollo bis an das Hermäische einen Küstensaum von 24 Meilen

beſpült; etwas ſüdwärts ſchweifte das Auge über das Forum, die beiden Häfen und die Tänia, eine den Gewäſſern von Tunis vorgelagerte Landzunge, und weiter weſtlich über das von Tunis allmählich aufſteigende Geſtade bis zu den maleriſchen Gebirgen von Zaghwan, die den fernen Horizont begrenzen.

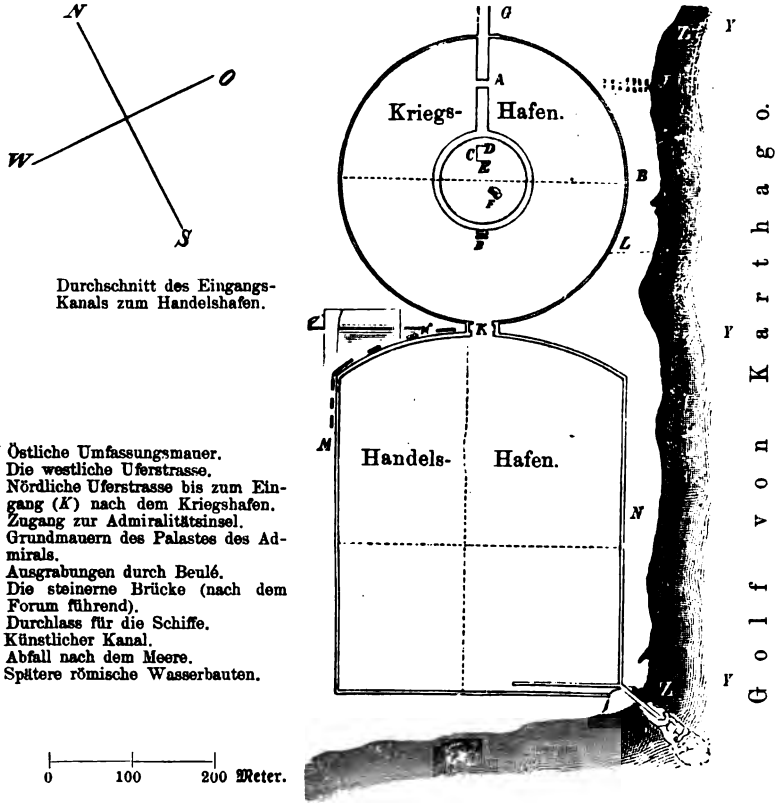


Plan des phönikiſchen Karthago. Nach Beulé.

a Byrſa. Tempel des Esmun. b Tempel der Aſtarte. c Die älteſten Ciſternen. d Burdſch-Dſchedid. e Senthor. f Forum. Schutthügel. g Schutthügel. h Amphitheater. i Circus.

Eine kunſtreiche Leitung führte aus den quellenreichen Bergen das Waſſer in die Stadt, wo man ſich jedoch häufiger des in Ciſternen geſammelten Regenwaſſers bediente. Gegen Weſten breitete ſich die Landenge aus, bedeckt mit Fruchtfeldern, Plantagen von Feigen- und Ölbäumen, Dörfern und Villen, zwiſchen

denen Pinien, Cedern und einzelne Palmen sich erhoben. Auf den angrenzenden Seen von Tunis und Sukarah, damals Meerbuchten, wiegten sich Fischer- und Handelsbarken, und Flamingos schritten auf den Sandbänken umher oder entfalteten im Fluge ihre glühend roten Schwingen.



Die beiden Häfen von Karthago. Nach Beulé.

Im Norden sah man große, von Kuppeln überwölbte Cisternen, zwanzig an der Zahl, und weiter einen zweiten Teil der Stadt, das prächtige Magalia oder Megara. Noch weiter grenzte an diesen Stadtteil der Hügel, dessen jenseitiger Abhang die Behausungen der Toten umschloß, die Nekropole Karthagos.

Byrsa gegenüber, nur durch eine schluchtartige Straße getrennt, erhob sich ein anderer Hügel. Auch er trug auf seinem Gipfel Tempel und Paläste, unter denen das Heiligtum der Astarte besonders hervorglänzte. In seiner innern Halle stand das verehrte Bild der Göttin, die ausgebreiteten Hände wie Lotosblätter, das scheibenförmige Haupt mit dem Halbmond gekrönt, geheimnisvoll, wie die feuchte, beruhigende Nacht im Dämmerlicht des Mondes, der ihr Sinnbild war. Noch andere, dem Himmelskönig und ihr, der Königin, geweihte

Heiligtümer erhoben ihre Zinnen über die unendlichen Massen von Häusern und Palästen, alle von weißem oder von buntem numidischen Marmor glänzend. Darin waren außer den Götterwohnungen auch Säle für Beamte, Richter und Bürgervorsteher. Namentlich versammelte sich der Senat im Tempel des Esmun, damit der Schirmherr der Stadt ihre Beratungen zum Heile des Vaterlandes leite.

Die ganze Stadt, in welcher sich eine Bevölkerung von 700000 Menschen bewegte, bedeckte die Halbinsel von vier Meilen im Umfang und war durch kolossale Mauern verteidigt. Nach dem Meere hin, wo zugleich Felsen den Angriff verhinderten, waren diese Werke einfach, aber dreifach nach der Landseite. Die aus mächtigen behauenen Werkstücken aufgeführten Mauern hatten eine Dicke von 10 und eine Höhe von 15 Meter. Ihre Außenseite war zierlich in Felder geteilt, die fortlaufende Reihen von Kreuzen mit Rosen im Mittelpunkt darstellten. Die Burg, deren Südseite mit den Verteidigungswerken der Stadt zusammenfiel, hatte eine ähnliche Mauer. Sie bot eine 2 Meter dicke Steinmasse dem Feinde entgegen, dann kam ein schmaler Gang, hierauf wieder eine Steinwand von $1\,^1/_5$ Meter, hinter welcher sich 4 Meter tiefe und 3 Meter breite Gemächer in Hufeisenform ausdehnten. Die starken Zwischenmauern, die Wölbungen der Stockwerke, die Zusammensetzung der Räume gaben dem ganzen Werke eine Festigkeit und Elastizität, daß es allen Belagerungsmaschinen der damaligen Zeit Trotz bieten konnte.

Staunend betrachteten die römischen Gesandten den Reichtum und die Festigkeit der Stadt, ihre für den Welthandel wie für den Krieg geeignete Lage, die Fruchtbarkeit der Umgebung, ihre gefüllten Zeughäuser, ihre Vorräte an Rüstungen, Wurfmaschinen, an Material zum Schiffbau. Da erwachte Besorgnis besonders in der Seele des alten Cato, und er dachte bei sich, womit er forthin bei jeder Gelegenheit im Senate seine Reden schloß: „Übrigens stimme ich dafür, Karthago müsse zerstört werden."

Sofort trat er mit seinen Amtsgenossen ernst und würdevoll in die Halle des Tempels, wo der karthagische Senat versammelt war. Er fragte nach der gewöhnlichen Einleitung, ob man willens sei, dem schiedsrichterlichen Spruche der Kommission in der Sache gegen Masinissa sich zu unterwerfen. Die Senatoren wunderten sich über diese Rede. Sie hatten eine genaue Untersuchung der Streitfrage erwartet, ohne welche eine Beurteilung und Entscheidung unmöglich war. Als sie diese Ansicht zu äußern wagten, wendete ihnen die Gesandtschaft den Rücken und ließ sich durch keine Vorstellung zurückhalten. Sie bestieg die Pentere, die sie aus dem Hafen führte. Das Fahrzeug steuerte längs der Reede an der Ostseite der Stadt hin, durch den Meerbusen und das Mittelländische Meer gen Ostia an der Mündung der Tiber: Karthago blieb ohne Richter, auch ohne Urteil und ohne Waffen, den Anmaßungen des Numidiers bloßgestellt.

Belagerung von Karthago. Der ländersüchtige Numidier fuhr indessen rüstig fort, wohlgelegene Bezirke sich anzueignen. Der punische Senat brachte fort und fort mit lammsmütiger Geduld seine Klagen vor, ohne das mindeste zu erreichen. Diese fortwährenden Plackereien und das schreiende Unrecht riefen

aber eine dumpfe Gärung in der Bürgerschaft hervor. Neue Anmaßungen Masinissas brachten den Sturm zum Ausbruch. Die Partei, die der verschlagene Häuptling in der Stadt unterhielt, wurde mit Verbannung belegt, an die Spitze der Regierung traten Hasdrubal und Karthalo, beide dem barcidischen Hause zugehörig und auf Erhaltung der Staatsrechte bedacht. Sie erhoben das Feldgeschrei: „Zu den Waffen, nicht gegen Rom, sondern gegen den Barbarenkönig!“ und die Bürgerschaft stimmte ein. Sofort ward ein Söldnerheer von Libyern und Numidiern des Gebirges geworben, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. 152 v. Chr. Noch blieb die Sache in der Schwebe; Gesandte gingen hin und her, klagend, den römischen Senat zum Schiedsrichterspruch auffordernd. Obgleich aber Gulussa, des Königs Sohn, die Rüstungen Karthagos, als gegen Rom gerichtet, darstellte, obgleich römische Staatsboten durch einen Volksauflauf in der libyschen Hauptstadt in Lebensgefahr gerieten, scheute man sich doch, mit Verletzung der Bestimmungen des Friedens vom Jahre 201 die Kriegserklärung zu erlassen.

Inzwischen fuhr der Numidier in seinen Bestrebungen rüstig fort. Als er jedoch die vierzig verbannten Männer seiner Partei in die Stadt zurückführen ließ, aber gewaltthätig abgewiesen wurde, griff er zu den Waffen. Er belagerte die Stadt Oroscopa in Emporien; er machte kein Hehl daraus, daß er von einer Erwerbung zur andern schreiten wolle. Jetzt war die Geduld der befehdeten Bürgerschaft erschöpft; Kriegsgeschrei erfüllte die Straßen, und Hasdrubal trat an die Spitze des Heeres, das sich gegen den König in Bewegung setzte. Er war, wie es scheint, ein Neuling im Kriegswesen. Indem er sich auf die Überlegenheit seiner Völker verließ, griff er unbedenklich seinen greisen Gegner an, dem Mut, Geschick und lange Erfahrung zur Seite standen. Er erlitt daher auch sofort eine vollständige Niederlage, in deren Folge seine ganze Macht teils niedergehauen wurde, teils sich zerstreute.

Karthago war nun wehrlos, von den Barbaren besiegt und zugleich von Rom bedroht. Denn dort, an der Tiber, fand nunmehr Catos ingrimmiges Drängen einen Widerhall in der Kurie des Senats wie auf dem Marsfelde, wo die Centurien sich versammelten. Die afrikanische Republik, sprach man, habe durch ihre Rüstung den Vertrag gebrochen; man übe Gerechtigkeit, wenn man sie dafür strafe. Umsonst erhoben wackere Männer ihre Stimme dagegen; vor den Augen der Menge stand die Plünderung der reichsten Stadt, eine unermeßliche und, wie es schien, leicht zu erringende Beute, und diese Aussicht überwog alle Bedenken; die Kriegserklärung ward vom Senate ausgesprochen, von dem Volke genehmigt. Als darauf abermals karthagische Gesandte eintrafen, die um Schonung baten und von seiten ihrer Stadt jede Genugthuung, sogar völlige Unterwerfung unter alle Forderungen des Senats gelobten, erhielten sie den Bescheid, wenn sie 300 Kinder der vornehmsten Familien als Geiseln nach Lilybäum schicken und dann in Afrika den Befehlen der Konsuln Folge leisten würden, solle ihnen Leben, Eigentum, Freiheit und das bisherige Gebiet gesichert sein. Die düstere Haltung des Senats erfüllte die Gesandten mit bangen Ahnungen. Sie kehrten nach Karthago zurück, wo ihr Bericht Bestürzung und Trauer verbreitete. Da war kein weitschauender Staatsmann,

kein mutiger Feldherr, der zur tapfern Verteidigung aufrief; da war kein kriegerischer Sinn bei dem Krämervolk, der jetzt, wo das äußerste Verderben im Anzuge war, zu kühnen Entschließungen begeisterte. Man beschloß, alles zu tragen, zu dulden, zu verwilligen, um nur die teure Vaterstadt zu erhalten. Darin wurde man noch bestärkt, als die Nachricht einlief, die sonst immer getreue Nachbarstadt Utica sei von dem sinkenden Staate abgefallen und habe sich den Römern unterworfen. Die Kinder wurden aus den Armen der jammernden Eltern gerissen und nach Lilybäum zu den Konsuln geschickt. Man
149 v. Chr. glaubte, der Sturm sei vorerst abgewendet; allein schon steuerte von Sizilien herüber die römische Flotte, landete im Hafen von Utica, und das gewaltige Landheer von vier Legionen samt Bundesgenossen, zusammen 84000 Mann, bezog ein Lager. Die ganze punische Gerusia erschien sofort vor den Konsuln M. Manilius Nepos und L. Marcius Censorinus in Trauergewändern, um ihre Befehle entgegenzunehmen. Sie erhielt die Weisung, Waffen und Schiffsmaterial auszuliefern.

Verkündigung des Senatsbeschlusses. Noch war es Zeit, dem Streiche des Todfeindes die Stirne zu bieten, denn viele Städte bewahrten ihre Treue; Hasdrubal, den man verbannt hatte, stand im innern Lande an der Spitze eines Heerhaufens, und die Völker des Gebirges, die streitbaren Bewohner der Wüste konnten mit den Schätzen, die Karthago besaß, in zahlloser Menge zu den Waffen gerufen werden, während die Hauptstadt selbst unbezwinglich schien. Aber die Konsuln, auf ihren kurulischen Thronen sitzend, umgeben von Liktoren und Legaten, erteilten den Befehl, und die furchtbaren Legionen gaben dem Befehle Nachdruck. Man gehorchte; ein unermeßlicher Zug von Wagen führte unter Begleitung von Priestern und Geronten 200000 Rüstungen, Speere, Schwerter sowie 3000 Wurfmaschinen und eine große Menge von Schiffsmaterial ins römische Lager. Die Konsuln blickten mit Wohlgefallen auf das kostbare Gerät; aber kein Zug ihrer Miene verriet die innere Befriedigung. Sie lobten den Gehorsam und eröffneten darauf den Gesandten, es sei der Wille des Senats, daß Karthago zerstört werde; den Bürgern sei es überlassen, sich anderwärts auf ihrem Gebiete, doch zwei Meilen vom Meere entfernt, neue Wohnsitze zu gründen. Bitten und Wehklagen waren umsonst; die Botschafter, von denen mehrere nicht zurückzukehren wagten, zogen stumm, das Haupt verhüllt, in die dem Untergang geweihte Stadt und weiter durch das Menschengewühl in Esmuns Heiligtum, wo die Gerusia versammelt war. Hier verkündigten sie den verhängnisvollen Ausspruch. Schreckensrufe, Wehegeschrei hallte an den Marmorwänden wieder, verbreitete sich mit der unglücklichen Kunde weiter unter der außerhalb lauschenden Volksmenge und erfüllte die Byrsa, bald die ganze Stadt. Karthago sollte verlassen stehen, verödet seine Tempel und Altäre, vereinsamt die Gräber der Ahnen! Vom Meere sollte man sich entfernen, der Quelle des Wohlstandes, an das die Macht der Gewohnheit Jugend und Alter fesselte! Da verlor das Leben seinen Preis, da wich die Feigheit dem kühnsten Mute, da ward das furchtsame Handelsvolk zu einem Volk von entschlossenen Kriegern. Wutgeheul, Geschrei nach Waffen erfüllte die Straßen.

Geronten und andere Männer, die zur Unterwerfung geraten hatten, wurden ermordet; sterben mußte, was italischen Ursprungs war; die ganze Stadt schien durch sich selbst unterzugehen. Indessen allmählich kehrte die Besinnung zurück; Männer, die von Anfang zum Widerstand geraten, traten an die Spitze der Regierung. Nun wurden die Mauern besetzt, Waffen und Kriegsvorräte angefertigt, Tempel und freie Plätze in Werkstätten umgewandelt; Männer, Frauen und Kinder arbeiteten Tag und Nacht und verfertigten täglich 100 Schilde, 300 Schwerter und eine Menge Katapulten und Geschosse. Es ward nicht mehr gefeilscht um das, was jeder nach seinem Vermögen geben sollte; auf dem Altare des Vaterlandes opferten alle, was sie hatten, ihre Güter, ihre Kräfte, ihre Fähigkeiten, die Frauen sogar den natürlichen Schmuck ihrer Haare zu Bogensträngen.

Die Konsuln hörten wohl von der allgemeinen Aufregung; aber sie wußten nicht, was ein Volk vermag, das, zur Verzweiflung gebracht, für sein Vaterland gemeinsam sich erhebt; sie meinten, Karthago werde doch schließlich, dem Befehle fügsam, sich in das Unvermeidliche schicken. Gewiß wanderten auch viele furchtsame Leute aus der Stadt, vielleicht im Verlaufe der Belagerung die Hälfte der Einwohner; sie machten von den Rüstungen Anzeige; doch solche Dinge schienen den Römern geringfügig, da man eine gewaltige Heeresmacht zur Verfügung hatte. Ein Antrag auf Waffenruhe, bis eine Gesandtschaft an den Senat zurückgekehrt sei, ward gewährt in der Erwartung, daß inzwischen die erregten Gemüter in der Stadt sich beruhigen werden. Allein die Karthager nutzten ihn mit verzweifelter Hast zur Förderung ihrer Rüstung.

Heer und Flotte setzten sich endlich in Bewegung. Manilius, der die Legionen führte, griff die starken Mauern auf der Landenge an, Censorinus suchte vom Meere aus die Befestigungen zu ersteigen. Sie waren erstaunt, als ihnen da ein Sturm von Katapultenspeeren entgegenbrauste und gerüstete Männer mit Schild, Schwert und Geschoß dem Angriffe der römischen Waffen, dem tausendfach wütenden Tode die Stirne boten. Sie wurden zu Wasser und zu Lande blutig zurückgeschlagen. Als nun Botschaft kam, Hasdrubal habe südlich auf der nach dem Hermäum (Kap Bon) vorspringenden Halbinsel, bei Nepheris, eine drohende Stellung eingenommen, bezogen beide Konsuln verschanzte Lager, der eine auf der Landzunge Tänia, wo die Flotte zugleich Sicherheit fand, der andere auf der Landenge. Censorinus ließ zwei kolossale Mauerbrecher errichten, womit er in der That die schwächeren Werke zwischen der Burg und dem Hafen beschädigte. Die Belagerten warfen sich aber in die offene Bresche, verteidigten sie bis zum Abend und zerstörten bei einem nächtlichen Ausfall die Maschinen. Ein Sturm, den Censorinus am folgenden Tage unternahm, endigte mit einer völligen Niederlage; die siegreichen Bürger verfolgten jauchzend die entmutigten Feinde, bis sich ihnen der Tribun Scipio Ämilianus mit seinen wohlgeordneten Kohorten in fester Haltung entgegenstellte und sie zum Rückzuge zwang. Dieser junge Held ward bei der Unfähigkeit der Feldherren bald dem Heere bekannt und dem Feinde furchtbar. Er rettete das Schiffslager, das die Karthager bei Nacht angriffen; er deckte die Streifzüge, welche die Römer zur Aufbringung von Lebensmitteln und Holz

in die Umgegend unternahmen. Doch konnte er nicht überall gegenwärtig sein, um den Unternehmungen der Belagerten Einhalt zu thun. Gegen die Flotte liefen karthagische Brander aus, und mit solchem Erfolge, daß ein Teil der Galeeren in Feuer aufging. Noch furchtbarer, als die Brandmaschinen zu Wasser, waren die karthagischen Reiterscharen zu Lande, mit welchen Himilko Phamäas (d. i. der Hammer), ein im kleinen Kriege erfahrener Parteigänger, das Gebiet zwischen der Hauptstadt und dem Heere bei Nepheris durchzog. Aus Schluchten und Hohlwegen brach er unerwartet hervor und hieb die zerstreuten Römer zusammen. Nur wenn der Tribun Scipio die streifenden Kohorten mit der ihm eigenen Vorsicht und Entschlossenheit führte, waren seine Angriffe ohne Erfolg.

Unmutig über die fortwährenden Verluste, beschloß der Konsul Manilius, einen Hauptschlag gegen Hasdrubal selbst auszuführen. Er marschierte durch das unebene, von Hügeln und Gräben durchzogene Land, setzte über einen ziemlich breiten Fluß und stand darauf ratlos vor dem unangreifbaren Lager der Libyer. Nach mehreren scharfen Gefechten mußte er den Rückzug antreten. Als er jedoch das angeschwollene Bergwasser zu überschreiten suchte, entstand heillose Unordnung. Der verfolgende Feind richtete ein großes Blutbad an und würde die ausgerückten Legionen zersprengt und aufgerieben haben, wäre ihm nicht abermals Scipio mit seinem wohlgeordneten Heerhaufen durch eine geschickte Bewegung in die Seite gefallen.

148 v. Chr. Man erwartete einen Umschwung in der Kriegführung von dem neuerwählten Konsul L. Calpurnius Piso, der durch das Los Afrika zur Provinz erhalten hatte. Der Mann sprach zum voraus mit pythischer Weisheit von seinen Thaten; als er aber an Ort und Stelle war, wußte er gar nicht, wie er die Sache angreifen sollte, und sein Prätor L. Mancinus, der die Flotte befehligte, schaffte ebensowenig Rat. Unerschütterlich starrten ihm die feindlichen Mauern entgegen, glänzten die Zinnen der Byrsa; Hasdrubal beherrschte das innere Land und sendete reichliche Vorräte nach der Stadt; die Boote liefen aus und ein, ohne daß die römischen Penteren, die um Hafen und Reede kreuzten, die flüchtigen Segler zu hindern vermochten. Der alte Masinissa, der wirksame Hülfe leisten konnte, war inzwischen gestorben. Er hatte den römischen Kriegszug, der ihm die gehoffte Beute entriß, mit Unmut beobachtet und den schlechten Fortgang gerne gesehen. Als er sich aber dem Tode nahe fühlte, hatte er die Regelung der Thronfolge in seinem Reiche dem ihm befreundeten Scipio übertragen, welcher das Reich unter die drei legitimen Söhne Masinissas teilte. Nun führte zwar der eine derselben den Römern eine Reiterschar zu, aber Bithyas, ein anderer numidischer Häuptling, ging mit 800 Reisigen zu den Karthagern über. Um doch etwas zu thun, versuchte Piso die Eroberung kleinerer Städte, allein mit schlechtem Glück.

Ungeachtet dieser Vorfälle, welche die Römer entmutigten, dachte — so scheint es nach allen Umständen — eine furchtsame Partei in Karthago an Unterhandlungen. Deswegen erschien Hasdrubal selbst in der Hauptstadt, ließ, vom Volke begünstigt, den ersten Suffeten gleiches Namens, einen Tochtersohn Masinissas, in der Gerusia ermorden und brachte die zum äußersten entschlossene

Partei an das Steuer des Staates. Darauf wurden Verbindungen mit numidischen und mauretanischen Häuptlingen angeknüpft und selbst Abgeordnete nach Makedonien gesandt, wo ein angeblicher Sohn des Perseus die Waffen gegen Rom ergriffen hatte. Noch einmal schwellte Hoffnung die Brust der mutigen Bürger, deren letzter Kampf unsere Teilnahme in Anspruch nimmt; noch einmal erhob sich Karthago im Glanze errungener Ehren, aber es war wie ein mit Blumenkränzen geschmücktes Opfer: schon nahete der Opferer, der das Messer zum tödlichen Stoße in der Hand hielt.

P. Cornelius Scipio Ämilianus Africanus minor. Der Tribun Scipio bewarb sich nach der bestehenden Ordnung in Rom um die Ädilität. Als der Wahltag erschien und die Bürger zuerst über das Konsulat abstimmen sollten, ging der Name des jungen Helden von Mund zu Mund, und die Stimmen fielen ihm zu, obgleich er noch nicht das gesetzliche Alter hatte: der Adoptivsohn der Scipionen wurde Konsul und ging bald mit genügender Verstärkung an Mannschaft und Schiffen unter Segel.

Auf dem Kriegsschauplatze hatte mittlerweile der Prätor Mancinus einen 147 v. Chr.
glücklichen Zug gethan. Als er nämlich an dem felsigen Gestade der Halbinsel hin- und herkreuzte, gelang es ihm, an einer Klippe der minder bevölkerten Vorstadt Magalia sich festzusetzen. Das wenig zahlreiche Kriegsvolk drang weiter gegen die Mauer vor und sprengte das Thor auf. In der Meinung, die Stadt sei erobert, lief aus den Schiffen ein Troß von Menschen, zum Teil unbewaffnet, hinterdrein. Den buntgemischten Haufen, die bei der erschlafften Kriegszucht ohne Ordnung vorrückten, warfen sich die Verteidiger erst in geringer Zahl, bald aber in immer größeren Massen entgegen, trieben sie Schritt für Schritt rückwärts nach der Mauer und Klippe, wo sie, auf einen kleinen Raum zusammengedrängt, die Nacht zubrachten. Ihre Niederlage war am Morgen zu erwarten; daher sandte Mancinus eilends um Hülfe nach Utica. Als nun mit Tagesanbruch der Kampf wiederbegann und Schwert und Speer unter den Römern würgten, steuerte ein römisches Geschwader durch die blauen Fluten. Die Verdecke waren mit Bewaffneten gefüllt, und mitten unter ihnen stand erhöht, allen sichtbar, der Freund und Feind bekannte Scipio im Purpurmantel des Konsuls. Die Karthager sahen den gefürchteten Mann in der Nähe vor sich; da ward ihre Aufmerksamkeit geteilt; sie ließen im stürmischen Angriffe nach, und die hartgedrängten Scharen konnten ohne weiteren Verlust an Bord der Schiffe gebracht werden.

Nun betrat also den Schauplatz der Thaten der Mann, welcher vom Schicksal berufen und durch außerordentliche Eigenschaften befähigt war, dem Gange der Dinge eine unerwartete Wendung zu geben. Er war ein Sohn des Siegers von Pydna, des ruhmvollen Ämilius Paulus, aber von dem Sohne des großen Scipio adoptirt, daher in doppelter Hinsicht erlauchten Geschlechts.

Er erkannte und ergriff schnell die rechten Mittel, die zum Zwecke führten, und dieser Zweck stand ihm nicht nur klar vor Augen, sondern er suchte ihn auch mit unerhörter Kraft und Ausdauer zu erreichen. Er war ein Freund griechischer Kultur und Weisheit; aber darum blieb er nicht weniger ein Römer, der nur seine Pflicht, seinen Ruhm, seinen Triumph vor Augen hatte.

Als Konsul ließ er es sein erstes Geschäft sein, die gesunkene Kriegszucht wiederherzustellen, und er that es mit unnachsichtlicher Strenge. Darauf suchte er durch geschickte Operationen Boden zu gewinnen. Er drang durch unerwarteten Angriff in die Vorstadt Magalia ein, gab sie aber wieder auf, weil er sich scheute, in der von Gräben und Hecken durchschnittenen Gegend vorzurücken. Dafür bemächtigte er sich der Außenwerke auf der Landzunge Tänia und setzte sich auf der Landenge fest, die er unter hartnäckigem Gefecht durch gemauerte Bollwerke schloß. Hasdrubal hatte sich besorgt mit 7000 Mann in die Stadt geworfen. Als man von Unterwerfung sprach, ließ er die römischen Gefangenen von den Zinnen der Mauer hinabstürzen, um alle Verhandlungen unmöglich zu machen.

Noch blieb den Belagerten die Verbindung zu Wasser offen; denn die römischen Penteren vermochten nicht die Aus- und Einfahrt der Boote und leichten Handelsschiffe zu verhindern, und auf der ausgedehnten Reede ankerten fortwährend trotz Klippen und Untiefen kühne Kapitäne, die, vom Gewinne angelockt, Lebensmittel und andern Bedarf einbrachten. Freilich war die Zufuhr nicht ausreichend für die starke Bevölkerung; allein Hasdrubal sorgte, daß es wenigstens der waffenfähigen Mannschaft am Notwendigen nicht gebrach, und die übrigen Einwohner ertrugen standhaft Entbehrungen und Mühsal. Sobald Scipio die Unzulänglichkeit der bisherigen Arbeiten erkannte, ließ er einen Damm von der Landzunge herüber quer nach dem Molo des Hafens aufführen, wodurch die Hafenmündung versperrt wurde. Tag und Nacht arbeiteten die Leute, um Steinblöcke herbeizuschaffen, die, auf dem Meeresgrund 30 Meter breit gelagert, nach oben in einen Gang von $7\frac{1}{2}$ Meter Breite ausliefen. Schirmdächer und Brustwehren schützten die Besatzung gegen Geschosse und Ausfälle. Während man das riesenhafte Werk eifrig förderte, hörte man im Kriegshafen Kothon nicht minder geräuschvolle Arbeiten. Den ganzen Tag und besonders in der Stille der Nacht vernahm man das Schlagen von Hämmern und Äxten, das Krachen von Holzwerk, überhaupt ein fortwährendes Getöse, das man sich nicht zu erklären wußte. Scipio war auf seiner Hut; er dachte an irgend eine Maschine, die zur Zertrümmerung des Dammes hergestellt werde. Es mochten ungefähr zwei Monate verflossen sein, da verstummte das Getöse am späten Abend und man hörte ein ungewöhnliches Rauschen der Meereswellen, wie wenn sie anschwellend ein Land überfluteten. Des Morgens aber erblickte man eine punische Armada von 120 größern und kleinern Kriegsschiffen, die sich auf den Purpurwellen des Golfes schaukelten, bis an die römische Station heransegelten und dann, stolz auf ihre Herrschaft in diesen Gewässern, zurückkehrten. Jetzt ward dem Konsul klar, was der Feind so geheimnisvoll betrieben hatte. Eine Flotte war erbaut, ein Kanal aus dem Kothon in den offenen Meerbusen gegraben worden. Hätten die karthagischen Kapitäne gewußt, in welchem Zustande die römische Seemacht sich befand, wie die Penteren, zum Teil ohne Bemannung, abgetakelt vor Anker lagen, sie würden den Angriff unternommen und das ganze Geschwader zu Grunde gerichtet haben. Erst am folgenden Tage entbrannte der Kampf und dauerte ohne Entscheidung bis zum Abend; dann kehrten die Karthager zurück; aber die kleineren Fahrzeuge fuhren bei der Einfahrt in den engen Kanal ineinander.

verstopften im Gedränge das Fahrwasser und hinderten auf diese Weise die großen Kriegsschiffe am Einlaufen. Daher erneuerten die Römer am nächsten Morgen das Treffen und drängten den Feind in den Hafen zurück, den sie sofort blockirten.

Scipio verfolgte seinen Vorteil, er drang von seinem künstlichen Damme nach dem Molo und den Hafenwerken vor, wo er Sturmböcke und andere Werkzeuge der Zerstörung aufstellte. Dagegen unternahmen die Belagerten einen nächtlichen Ausfall. Sie wateten durch das seichte Wasser und stiegen hinter den Schanzwerken ans Land. Nachdem sie hier mitgebrachte Fackeln angezündet hatten, gingen sie unter wütendem Geschrei zum Angriffe über. Die Brandfackeln flogen in die Maschinen; bei dem auflodernden Feuerscheine kämpften die erbitterten Krieger. Die römische Taktik und Waffenübung bestand jedoch nicht vor dem Mute der Verzweiflung, vor dem Andrange der Männer, die für das Vaterland, den heimischen Herd, für Weib und Kinder fochten. Die Kohorten wurden durchbrochen, zersprengt, niedergemetzelt. Sie flohen bis an das Ende des Dammes, wo ihnen Schwerter und Speere entgegenstarrten. Denn Scipio hatte frisches Kriegsvolk herbeigeführt und hemmte die weitere Flucht. Siegreich, mit Gefangenen und erbeuteten Feldzeichen, kehrten die Karthager in die Stadt zurück.

Nach diesen und anderen nachteiligen Gefechten wagte der Konsul keinen entscheidenden Angriff mehr. Er hielt nur, da der Winter oder vielmehr die Zeit der Stürme und des Regens herbeigekommen war, die Stadt zu Wasser und zu Lande eng blockirt. Deswegen versuchte Hasdrubal durch Vermittelung des numidischen Fürsten Gulussa, Masinissas Sohn, Unterhandlungen. Er bot, wofern Karthago selbst bestehen bleibe, Abtretung des ganzen Gebietes und vollständige Unterwerfung. Der Oberfeldherr ließ ihm, wenn er die Stadt preisgebe, seine eigene Freiheit und Sicherheit sowie die der Seinigen und zehn befreundeter Familien, nebst einem Vermögen bis zu zehn Talenten, verbürgen. Darauf antwortete der letzte punische Feldherr, er werde mit seinen Mitbürgern leben und sterben; er werde sich, wenn es das Schicksal beschlossen habe, unter den Trümmern Karthagos begraben. Der griechische Geschichtschreiber Polybios, ein Freund Scipios und in seinem Lager gegenwärtig, hat diese Unterhandlung beschrieben. Er schildert Hasdrubal als einen Menschen von dicker, unbeholfener Körperbeschaffenheit, das Gesicht vom Weintrinken aufgedunsen, der sich fast kindisch gebärdete. Aber die angeführten Worte, die Hingabe der eigenen Sicherheit, das Ausharren in der unglücklichen Vaterstadt sind nicht Kennzeichen einer schwächlichen Natur, sondern der männlichen Entschlossenheit eines Patrioten. Wenn er in der letzten Stunde unter dem Eindrucke unerhörter Schrecknisse seine Grundsätze verleugnete, so fehlte er menschlich, keineswegs als Feigling oder gar als Verräter.

Scipio ruhte auch im Winter nicht. Er bemerkte, daß von der schräg gegenüber liegenden Küste, wo bei Nepheris immer noch das feindliche Heer aufgestellt war, leichte Handelsschiffe mit ansehnlicher Fracht nach der Stadt gelangten, daß der Anführer Diogenes durch Werbungen in Libyen, Numidien, und selbst in dem fernen Mauretanien seine Macht in bedrohlicher Weise vermehrte.

Daher setzte er sich mit dem größten Teile der Legionen und Bundesgenossen, die jetzt über 100000 Streiter zählten, in Bewegung, um die letzte Hoffnung Karthagos zu zerstören. Er erschien unerwartet und eroberte durch einen doppelten Angriff das feindliche Lager. Sodann besetzte er nach einer harten Belagerung die Stadt Nepheris, worauf sich die übrigen Städte des punischen Gebietes, gegen welche er die Waffen kehrte, freiwillig unterwarfen. Nun hatte er Bundesgenossen gewonnen, gegen welche weder Harnisch, noch Mauer, noch auch der tapferste Mut Schutz gewährten: es waren der Hunger und in seinem Gefolge verheerende Krankheiten. Als er daher im Frühjahre die Operation gegen die Stadt wiederaufnahm, fand er den Widerstand nicht mehr wie im vorigen Jahre. Er eroberte Schritt für Schritt die Vorwerke, die zum Schutze des Handelshafens angelegt waren, da nur der Kriegshafen von der
146 v. Chr. Ringmauer umschlossen war. Hasdrubal ließ darauf in die Magazine und Vorratsgewölbe Feuer werfen. Aber die Römer drangen von allen Seiten siegestrunken weiter gegen die Stadt vor, durch Flammenwirbel und rechts und links von der Hafenstadt, während der Konsul immer frisches Kriegsvolk herbeiführte. Nun ward die Mauer des Kothon erstiegen. Ein unermeßliches Geschrei erfüllte die Luft, die Verteidiger wichen erschöpft und entmutigt zurück, nachdem sie geleistet hatten, was menschliche Kraft vermag. So wurde der Kriegshafen mit der festen Insel, darauf das Forum und der Baalstempel im Sturme genommen. Allein nun erhoben sich vor den Siegern die sechsstöckigen, festungsähnlichen Häuser der drei Hauptstraßen, die nach der Byrsa führten, alle von Waffen und Menschen starrend. Da gebot der Feldherr, weil der Tag sich neigte, Stillstand.

Erstürmung der Byrsa. Die Waffen ruhten, nicht aber er, der das Werk der Zerstörung leitete. Er ließ Maschinen aufrichten, rief eine noch vom Kampfe unberührte Legion herbei und traf die zweckmäßigsten Anstalten. Mit dem frühen Morgen begann der Sturm. Jedes Haus mußte erobert werden; Flammen und Waffen wüteten sechs Tage und Nächte fast ohne Unterbrechung; am siebenten Tage gelangte man über Leichen, Trümmer und Brandstätten an den Burgfelsen, von dessen Höhe die Marmorsäulen des Esmuntempels herabschauten. Wohl sank der Feldherr, von Schlaflosigkeit und Anstrengung ermattet, zu Boden; aber auch den Verteidigern schwanden Mut und Kraft, sie begehrten und erhielten das nackte Leben, und herab zogen 30000 Männer und 25000 Frauen und Kinder, für welche schon die Sklavenketten bereitet waren. Nur Hasdrubal mit 900 Überläufern und verzweifelten Patrioten hielt noch den Tempel besetzt. Als er aber ringsum Brand, Leichen und die furchtbaren Legionen sah, da sank auch ihm der Mut; er erschien vor Scipio, umfaßte seine Kniee und flehte um Gnade, die er auch erhielt. Er und Bithyas lebten später in Italien unter leidlicher Beschränkung. Die übrigen Verteidiger dagegen, darunter Hasdrubals heldenmütige Gattin mit ihren Kindern, zündeten den Tempel an und begruben sich und alle hier aufbewahrten Schätze in dem Feuermeer, das, von den römischen Kriegern geschürt und genährt, nach vollendeter Plünderung über die ganze Stadt sich ausbreitete. Scipio soll bei diesem Anblicke Thränen vergossen haben, der Nemesis gedenkend, die einst auch über Rom kommen werde.

Zerstörung von Karthago, Erstürmung der Byrsa. Zeichnung von H. Leutemann.

So kamen ihm die Verse Homers in den Sinn:

„Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
Priamus auch und das Volk des lanzenkundigen Königs.“

Der Konsul entschied nach diesen Thaten über die Beute. Die öffentlichen Schätze an Gold und Silber wurden der römischen Staatskasse vorbehalten, den übrigen Raub teilten die Legionen. Statuen und andere Kunstwerke wurden teils den sizilischen Griechenstädten, denen sie die Karthager ehemals entwendet hatten, zurückerstattet, teils nach Rom gesendet. Die Ortschaften, welche der Hauptstadt in ihrer Bedrängnis treu geblieben waren, traf Zerstörung; die übrigen, überhaupt das ganze Gebiet Karthagos, wurden römische Provinz unter Verwaltung eines Prätors; doch behielten Utica, Thapsus und noch einige andere Städte ihre Selbstverwaltung. Die Steuern blieben wie unter der vorigen Regierung; aber sie flossen nach Rom. Noch größeren Gewinn zogen die römischen Handelsleute und Geldwucherer, die sich in Menge über die Provinz Afrika ausbreiteten und ihr Geschäft bis nach Numidien auszudehnen wußten.

Zerstörung von Karthago. Karthago brannte 17 Tage, dann ließ der Sieger die noch stehenden Mauern niederreißen und den Pflug über die Trümmerstätte ziehen. Nachdem ein schrecklicher Fluch gegen die ausgesprochen, die den Wiederaufbau versuchen würden, lud er die Schutzgottheiten des zerstörten Staates zur Übersiedelung nach Rom ein und zog von dannen zum glänzenden Triumph, eine grauenvolle Einöde zurücklassend. Er erhielt in Rom den Ehrennamen Africanus minor (der jüngere). Die geräuschvolle Thätigkeit, der lärmende Verkehr, die in Karthago so viele Jahrhunderte geherrscht, die geistige und körperliche Kraft, die hier geschaffen, die lebensvolle Bewegung, die in der Weltstadt pulsirt hatte, alles war tot, stumm wie das Grab, eine ungeheure, schauerliche Nekropole, um deren Gestade Sturm und Brandung ein wildes Lied vom Entstehen und Schwinden in endlos wiederkehrenden Akkorden rauschen. Nur einzelne Flüchtlinge, die sich vor dem Untergange geborgen hatten, kehrten aus ihren Schlupfwinkeln zurück und bauten sich auf der Brandstätte elende Hütten, wo sie ein kümmerliches Dasein fristeten. Nachmals, etwa 24 Jahre nach der Zerstörung, führte Gracchus eine römische Kolonie auf die Halbinsel, der sich manche Überreste des punischen Volkes anschlossen. Sie hatte jedoch kein Gedeihen, bis Julius Cäsar einen Teil seiner Veteranen daselbst mit Land belehnte und den Aufbau der Stadt anordnete. Spätere Kaiser begünstigten sie mit solcher Freigebigkeit und die Lage war so vorteilhaft, daß dieses römische Karthago fast zu dem vorigen Glanze gelangte. Aus dieser Zeit sind die Überreste, die der Reisende noch jetzt mit Interesse betrachtet. Die Römer blieben im unbestrittenen Besitze der Stadt, bis im Sturme der Völkerwanderung die Vandalen daselbst ihren Herrschersitz aufschlugen. Sie unterlagen den Oströmern und diese nachmals den Arabern. Bekenner Mohammeds zerstörten die Stadt zum zweitenmale, und sie ward nicht wiederaufgebaut. Auf der Trümmerstätte steht jetzt ein ärmliches Dorf, El Mersa; auch sind mehrere treffliche Cisternen noch in Benutzung, und in der ehemaligen Vorstadt Magalia blühen wohlgepflegte Gärten des Bey von Tunis und seiner obersten Beamten.

Zerstörung von Korinth und Numantia.

Die Weisheit des Senats, der den unmittelbaren Länderbesitz beschränken wollte, erwies sich als unzureichend. Unruhen, Widerstand und selbst drohende Bewegungen waren dadurch nicht bloß in Libyen, sondern noch mehr in Makedonien, Griechenland und Asien entstanden. Deswegen wurde die Bahn weiser Selbstbeschränkung verlassen und die Provinz Afrika gebildet. Als man darauf die Einträglichkeit der neuen Einrichtung sowohl für die Statthalter und ihre Beamten, als für die Handelswelt und die Staatskassen wahrnahm, schritt man auf dem betretenen Wege rüstig vorwärts. Zunächst zog Makedonien die Aufmerksamkeit der Römer auf sich. Daselbst machte Andriskos, eines Walkers Sohn aus Adramyttion in Kleinasien, der sich für Philipp, einen Sohn des Königs Perseus, ausgab — seine große Ähnlichkeit mit diesem unterstützte den Betrug — Ansprüche auf das Reich. Nach einigen nicht unbedeutenden Erfolgen siegte Cäcilius Metellus über den Abenteurer und verwandelte Makedonien in eine römische Provinz. 149 v. Chr.

Krieg gegen die Achäer. Das alte, berühmte Königreich war jetzt eine abhängige Landschaft der römischen Republik geworden; aber es hatte nicht Ursache, die selbständigen Hellenen zu beneiden. Denn in Griechenland herrschten heillose, fast unerträgliche Zustände. Kleinliche Fehden der Städte und Staaten verwüsteten das Land und schwächten die Bevölkerung; Mord und Raub wurden im großen getrieben, wie denn Athen die Stadt Oropos plünderte, um die Staatskasse zu füllen; Landläufer und Abenteurer durchstrichen alle Gegenden und lagerten an Werbeplätzen, wo sie jeder, der Geld in der Tasche hatte, in Sold nehmen konnte. Der achäische Bund, der mit seinen

geringfügigen Mitteln noch immer eine Großmacht vorstellen wollte, hatte beständig mit den zugehörigen Städten, besonders mit Sparta, zu schaffen. Er fuhr fort mit dem gewaltigen Rom zu schmollen und bückte sich doch in Demut vor den Kommissären, welche die Machtsprüche des Senats überbrachten. Den eiteln Trotz steigerten noch die Geißeln, welche, nach langer Haft entlassen, in ihr Vaterland zurückkehrten. Sie, die im makedonischen Kriege ungerechterweise nach Italien geschleppt worden waren, atmeten Haß und Rache gegen Rom und suchten ohne alle Überlegung durch Aufhetzen des Volkes Ahndung der erlittenen Mißhandlungen. Als spartanische und achäische Gesandte vom Senat eine unbestimmte Antwort erhielten und auf die Entscheidung einer Kommission verwiesen wurden, legten beide Parteien den Spruch zu ihren Gunsten aus und griffen zu den Waffen. Der achäische Strateg schlug die Spartaner in einem heißen Treffen; statt aber den feindlichen Hauptort zu besetzen, begnügte er sich mit unbedeutenden Eroberungen, mit Raub und Brandschatzung. Er wurde abgesetzt, an seine Stelle aber Diäus, einer der ehemaligen Geißeln, ernannt, der den Krieg fortsetzte. Umsonst mahnte Metellus von Makedonien her zu Besonnenheit und Mäßigung. Da erschien endlich auf der Tagsatzung zu Korinth die erwartete römische Kommission und that den freilich unwillkommenen Ausspruch, Sparta, Korinth, Argos und andere Städte sollten von der Eidgenossenschaft abgelöst werden. Dagegen erhoben sich die versammelten Städteboten, der Pöbel trat auf ihre Seite; man beschloß, gegen Sparta, das eine solche Entscheidung veranlaßt hatte, feindlich vorzuschreiten und namentlich alle Lakedämonier zu verhaften. Diese Entschließung wurde auf gewaltthätige Weise ausgeführt. Man riß sogar Spartaner aus der Wohnung und von der Seite der römischen Gesandten.

Der Senat an der Tiber bewies sich fortwährend sehr langmütig, denn in Afrika war Karthago noch nicht gefallen, und in Hispanien waren die römischen Waffen noch unglücklicher. Als aber die libysche Hauptstadt überwältigt war, erschien eine Gesandtschaft, die unumwunden Gehorsam gegen die Befehle Roms forderte. Der Strateg Kritolaus meinte dagegen, der Bund wolle die Römer wohl gerne zu Freunden, nicht aber zu Herren haben, und dies Wort fand überall Zustimmung: das Begehren wurde abgeschlagen, der Pöbel rottete sich zusammen; er verhöhnte und schmähte die Gesandten. Jetzt konnte und wollte die Republik nicht mehr Nachsicht üben; sie beschloß den Krieg. Dieser war von kurzer Dauer. Der Prätor Metellus nahte aus Makedonien in Eilmärschen und trieb den achäischen Heerhaufen, wie Spreu auseinander. Dann erschien der Konsul Mummius, der den Oberbefehl übernahm. Auf dem Isthmus von Korinth wagte der unfähige Prahler Diäus ihn anzugreifen; seine völlige Niederlage zwang das einst hochgefeierte Hellas zur gänzlichen Unterwerfung.

Der Konsul, dem das Strafgericht und die neue Organisation überlassen blieb, war ein Mann von altrömischem Gepräge, schlicht und einfach in seinen Sitten, herb und unbeugsam, aber gerecht, edler Gesinnung, dem Reize des Geldes unzugänglich. Solche Leute gehörten damals in Rom zu den Seltenheiten; daß man sie jedoch zu schätzen wußte, beweist seine Erhebung auf den

kuruliſchen Stuhl. Den Griechen freilich mußte der ſchroff auftretende, rauhe Kriegsmann als ein ungeſchlachter Barbar erſcheinen. Sie lächelten heimlich, als er nachmals beim Einpacken der erbeuteten Kunſtgegenſtände den Schiffern in gutem Ernſte die Verwarnung einſchärfte, ſie müßten, was beſchädigt werde, auf ihre Koſten wieder ausbeſſern laſſen. Sie fragten ſich untereinander, ob der ſtrenge Kriegsknecht auch einen Phidias, Polyklet oder Lyſippos mit ſeinem Zauberſtabe wieder lebendig machen könne. Offen wagten ſie ſolche Äußerungen nicht; denn der Mann, der allerdings für Kunſt kein Verſtändnis hatte, ſtand an der Spitze ſiegreicher Legionen und im Auftrage des allgewaltigen Senats, deſſen ſtrenge Befehle er in Ausführung brachte.

Zerſtörung von Korinth. Mummius rückte nach der Schlacht gegen Korinth 146 v. Chr. vor. Da lag die prächtigſte Handelsſtadt Griechenlands mit ihren Tempeln und Kunſtſchätzen und Reichtümern vor den Legionen, die mit gierigen Augen die Herrlichkeiten verſchlangen. Hoch ragte die feſte Burg Akrokorinth über Stadt und Land, die ſie nicht mehr beſchützen konnte; denn keine wehrhaften Krieger hielten ihre Zinnen verwahrt, und auch die Mauern der Stadt waren ohne Schutz, ihre Thore weit offen, ihre Straßen nicht von Menſchengetümmel erfüllt. Nur da und dort zeigten ſich ſcheue Flüchtlinge, die ſich an den Altären der Götter zu bergen ſuchten. Man fürchtete ſchwere Strafe für die Verhöhnung der römiſchen Geſandten. Stumm, finſtern Blickes ziehen die Kohorten ein; nur das Klirren der Schilde und Rüſtungen wird gehört. Sie ſammeln ſich in drohender Haltung auf der Agora (Markt); der Konſul, hoch zu Roß, umgeben von ſeinem Gefolge, muſtert die Reihen. Er giebt den Befehl, den die Tribunen und Centurionen wiederholen, und auf die lautloſe Stille folgt Kriegsgeſchrei, bald Jammern, Wehklagen, Angſtgeheul der unglücklichen Einwohner. Die Krieger brechen ein in Tempel, in Häuſer, in Buden und Magazine; nicht die häuslichen Penaten, nicht Heiligtümer, nicht die Statuen der Götter gewähren Schutz vor den wütenden Kriegsknechten. Wen nicht das Schwert würgt, der wird geknebelt, fortgetrieben, um auf dem Sklavenmarkte durch ſeinen Preis den Säckel des Menſchenräubers zu füllen. Noch iſt das Maß der Schreckniſſe nicht voll. Die Plünderer haben ihr Werk vollendet; die Kunſtwerke, das Gold und Silber ſind für den Triumph und zum Schmucke Roms unter Wache geſtellt, die übrige Beute bleibt dem Heere; da wird die Stadt auf allen Seiten angezündet, und ihre lodernden Feuerſäulen verkünden die Rache Roms und die Vernichtung der griechiſchen Selbſtändigkeit.

Die Einäſcherung von Korinth war eine grauſame That, die auf ausdrückliches Geheiß des Senats, ebenſo wie die Karthagos, im Intereſſe des römiſchen Handels geſchah. Im übrigen zeigte ſich Mummius gutherzig und unbeſtechlich. Die Städtebündniſſe wurden aufgelöſt, das Land dem Statthalter in Makedonien untergeordnet. Als eine eigene Provinz Achaia erſcheint es erſt mehr als ein Jahrhundert ſpäter. Das Gebiet von Korinth, ſowie große Striche von Böotien und Euböa behielt ſich die römiſche Republik als Staatseigentum vor, die übrigen Städte bewahrten ihre Selbſtverwaltung; aber ſie zahlten eine Steuer, mußten ihre Befehdungen aufgeben, die Werbeplätze aufheben und die herumziehenden Abenteurer zu Paaren treiben.

Denn über alle regierten römische Ruten und Beile. Griechenlands Selbständigkeit ging ruhmlos unter. Indessen ging mit dem Staate nicht auch die geistige Bedeutung des Volkes verloren. Was es auf dem Gebiete des Geistes geschaffen hatte, das fand bei den Römern Pflege und Fortbildung. Aus dem Wunderbaume des geistigen Lebens der Griechen sproß der grüne Zweig der römischen Litteratur hervor, der, wenn er auch nicht Blüten ureigner Kraft trieb, doch wertvolle Erzeugnisse trug. Die römischen Denker, Geschichtschreiber, Dichter und Künstler lernten von griechischen Mustern. Namentlich übten die Lehren der Epikuräer und Stoiker einen weitreichenden Einfluß. Erstere Schule, die das höchste Gut in das harmonische Wohlsein des Geistes und Körpers setzte, mußte bei den genußsüchtigen Römern überall Eingang finden. Ihr huldigten edle Naturen, die nach der Absicht des Stifters die Tugend als einzige Quelle des erstrebten Wohlseins betrachteten, doch auch gemeine Schwelger, die nur an leckerer Tafel und im Sinnengenuß Befriedigung suchten. Zu der stoischen Philosophie aber, nach welcher die Tugend als höchstes Gut zu betrachten und um ihrer selbst willen zu erstreben ist, bekannten sich die hochstrebenden Geister der Nation.

Viriathus. Während der Sturm des Krieges im Süden und Osten Nationen und Städte vertilgte, ruhten auch auf der Pyrenäischen Halbinsel die Waffen nur in kurzen Zwischenräumen. Die Römer besaßen daselbst zwei Provinzen, das diesseitige Hispanien, welches die östlichen Länder (Catalonien, Valencia, Murcia) begriff, und das jenseitige, oder Bätica im heutigen Andalusien und in den angrenzenden Gebieten. Wir haben schon berichtet, wie Cato sowohl durch Waffengewalt als durch Klugheit und Gerechtigkeit die Ruhe herstellte. Seine Nachfolger traten selten in seine Fußtapfen; sie veranlaßten daher wiederholte Aufstände und Kämpfe. Dazu waren aber auch die streitbaren Volksstämme sämtlich geneigt, wenn sie sich gleich durch Ursprung, Zusammensetzung und durch die Stufe der Bildung merklich unterschieden. Da gab es Landschaften, deren Bewohner nur Viehzucht, Jagd und gelegentlich das Räubergeschäft trieben; andere, wo der Ackerbau blühte, wo ummauerte Städte mit prunkvollen Königspalästen die Hügel krönten, wo man den süßen Gerstenwein aus goldenen und silbernen Krügen beim leckern Gastmahle schenkte. Die Turdetaner (um Sevilla) hatten Lieder aus alter Zeit und geschriebene Gesetze. Allen diesen Stämmen galt die Kriegsehre als die höchste. Die Mutter erzählte dem Sohne, wenn sie ihn rüstete, von den Thaten der Ahnen; die edelste, schönste Jungfrau folgte dem tapfersten Jüngling willig als Gattin in sein Haus. Oft stritten mutige Krieger bei Freudenfesten oder bei Totenfeiern in blutigem Zweikampf um Siegesruhm, und einheimische wie auch fremde Werber fanden für Geld stets zahlreiche Mannschaft zu ihrem Dienste bereit.

Die Römer suchten besonders das Volk der Keltiberier, welche im heutigen Kastilien ansässig waren, in ein abhängiges Verhältnis zu bringen und die Lusitanier, in der Mitte des heutigen Portugal und in der spanischen Provinz Estremadura ansässig, von räuberischen Einfällen abzuhalten. Daher kam es fast alljährlich zu blutigen Waffenthaten, und nicht immer siegten die Legionen.

Wegführung der Kunstschätze aus Griechenland durch die Römer. Zeichnung von H. Leutemann.

Oft erlitten sie schweren Verlust in Bergen und Schluchten, wenn die Barbaren ganz unerwartet hervorbrachen, und mehrmals wurden sie auch in offener Feldschlacht von den hispanischen Rundschildträgern mit den scharfen, doppel-
179 u. 178 v. Chr. schneidigen Schwertern durchbrochen und verloren Sieg und Lager. Dem Prätor Tiberius Gracchus gelang es endlich, entscheidende Erfolge gegen die Keltiberier zu erringen. Er soll gegen 300 Burgen, Städte und Dörfer erobert haben. Größeren Gewinn verschaffte ihm seine Klugheit, indem er es vermied, die stolze Nation zu demütigen, indem er den geringen Leuten Ländereien anwies, die Edlen zum Heerdienst heranzog, billige Verträge abschloß und dieselben redlich beobachtete. Nach ihm trat eine lange Waffenruhe ein. Der Senat hielt die gesetzlichen Anordnungen aufrecht, forderte nur geringen Zins von den zugewandten Städten und Stämmen und steuerte der Willkür
159 v. Chr. der Beamten. — Die Lusitanier machten endlich, des Stillsitzens müde und von einem kriegerischen Häuptlinge geführt, einen räuberischen Einfall in Bätica. Ihre ganze Jugend war unter Waffen, und sie schlugen die römische Macht aufs Haupt. Ihr Glück verschaffte ihnen Bundesgenossen; sie streiften raubend und brandschatzend bis an das Mittelländische Meer. Im folgenden Jahre zogen sie am Tagus (Tajo) aufwärts mit großer Gewalt, bis ihnen am rechten Ufer des Flusses die Legionen begegneten. Nach einem blutigen Handgemenge mußten sie weichen, sammelten sich aber, als die Feinde in Unordnung nachsetzten, trieben dieselben in die Flucht und eroberten ihr Lager. Jetzt ging der Sturm des Krieges durch das ganze Land; die Keltiberier erhoben sich und schlugen den Konsul Nobilior bei Numantia. Erst ein Sieg des Prätors Mummius am Tagus und die Ankunft des Konsuls Marcus Claudius Marcellus, der sich ebenso durch seine glücklichen Waffen furchtbar, wie durch Gerechtigkeit und Milde beliebt zu machen wußte, bewog sie, den Frieden zu begehren. Der Konsul gewährte ihn gegen billige Kriegsentschädigung.

L. Lucullus, sein Nachfolger, war sehr ungehalten über den Vertrag; er hatte auf Kriegsbeute und auf hispanisches Silber gehofft, um sein Haus in Rom und seine Villen zu schmücken. Daher griff er den keltiberischen Stamm der Vaccäer an, die bisher ganz ruhig gesessen hatten. Er nahm ihre Stadt Cauca (unfern von Segovia) durch Vertrag, plünderte sie aber wider sein ge-
150 v. Chr. gebenes Wort und ließ es zu, daß gegen 20000 wehrlose Menschen ermordet wurden. Nun flohen die Einwohner der Dörfer mit ihrer Habe in Berge und Wälder, während die Städte ihre Thore schlossen und durch verzweifelten Widerstand den treubrüchigen Feldherrn zum Rückzuge zwangen. Der Prätor Sulpicius Galba verspürte nicht weniger Gelüste nach Geld als der Konsul. Er verhieß einem Stamme der Lusitanier fruchtbare Wohnsitze und ließ darauf ihrer 6000, die seinem Versprechen trauten, teils niedermetzeln, teils in die Knechtschaft verkaufen. Zwei Volkstribunen erhoben, unterstützt von dem damals 85jährigen Cato, Klage gegen den wortbrüchigen Feldherrn; allein die Thränen seiner Verwandtschaft und seine Silberlinge erwirkten ihm Freisprechung.

Bei einem Einfalle, den ein zahlreicher Schwarm Lusitanier im folgenden Jahre in die südliche Provinz machte, geriet derselbe in die größte Gefahr. Schon dachten die entmutigten Krieger an Übergabe, da trat ein schlichter

Mann, bisher Räuber und Hirt, Viriathus, aus dem Haufen hervor, erinnerte an die Treulosigkeit der Römer und versprach Rettung, wenn man ihm gehorche. Mit 1000 Reisigen bot er kühn der ganzen feindlichen Macht die Spitze, während sich das Fußvolk auflöste und auf bekannten Bergpfaden der Verfolgung entging. Darauf zog auch er mit seinen Reitern rückwärts und jagte, nachdem er in eine günstige Gegend gekommen war, mit verhängtem Zügel davon. Teils einzeln, teils in kleinen Haufen eilten die Flüchtlinge durch unwirtbare Gebirge, bis sie gen Tribola kamen, wo der Sammelplatz war. Sobald Viriathus mit seinen Reisigen anlangte, mahnte er zum Aufbruch. Das kleine Heer von etwa 10000 Mann folgte willig dem kundigen Führer und lagerte sich in einem Hinterhalt dicht an der Straße, auf welcher die nachsetzenden Legionen marschierten. Der beabsichtigte Überfall gelang; in dem mörderischen Gefechte fiel die Hälfte der römischen Mannschaft oder wurde mit dem Feldherrn selbst, dem Prätor Vetilius, gefangen. Der lusitanische Held überfiel und vernichtete darauf einen andern Heeresteil auf dem Marsche und machte sich überall den Römern furchtbar.

Nach diesen Thaten ward er von allen lusitanischen Stämmen als Heerführer und König anerkannt. Aber er schmückte sich nicht mit Purpur und Diadem; im Harnisch und einfachen Kriegskleide ging er einher unter den Heergenossen, die er fortwährend als traute Gefährten behandelte. Nur am Tage der Schlacht, in der Stunde der Gefahr, rollte sein donnernder Ruf durch die Reihen, und wenn das Gefecht entbrannte, sah man die hohe Heldengestalt allen voraus; die Schrecken des Todes gingen vor ihm her, und der Sieg folgte seinen Schritten. Darum reichte ihm eine edle Fürstentochter nach Sitte des Landes die bräutliche Hand. Das Festmahl war bereitet und in goldnen und silbernen Geschirren aufgetragen. Er aber, den Prunk der Tafel verschmähend, hob die junge Gattin auf sein Roß und trabte mit ihr von dannen, dem Heerlager zu. Nicht lange konnte sich der streitbare König den häuslichen Freuden überlassen. Schon stand der Prätor Plautius am Tagus, um in das innere Land der Lusitanier vorzurücken. Er überfiel und vernichtete dessen Vorhut und schlug ihn darauf selbst, als er über den Strom gegangen war. Neue Legionen wurden gegen ihn aufgeboten; allein er zwang sowohl den Prätor Claudius als seinen Nachfolger Negidius zum verlustvollen Rückzug. Da erhoben sich auf Berghöhen Siegesdenkmäler von römischen Waffen und Feldzeichen und verkündigten weithin den Völkern die Thaten ihres eingeborenen Helden. Der tapfere Häuptling erfocht noch viele Siege und zwang endlich die Römer zu einem nachteiligen Vertrag, den der kriegsmüde Senat bestätigte. 144 u. 143 v. Chr.

Der folgende Konsul Q. Servilius Cäpio aber brach den feierlich beschwornen Traktat, und zwar mit Genehmigung des Senats. Er drang aus der Südprovinz mit weit überlegener Macht über den Anas, ferner über den Tagus bis in das Gebiet der Vettonen (Estremadura). Im nächsten Jahre wiederholte er den Einfall, während zugleich aus der andern Provinz ein zweites Heer vorrückte. Viriathus sammelte die Männer des Gebirgs um sich her, aber ihre Zahl war gering, denn weil der Feind im Herzen des Landes stand, suchte jeder den eigenen Herd zu schützen, statt, wie einst die Samniten, die 140 v. Chr.

einzelnen Landschaften preisgebend, im festen Zusammenhalten das gemeinsame Vaterland zu retten und zu rächen. Daher mußte der König, fast nur auf seine Gefolgschaft beschränkt, immer weiter zurückweichen. Sein Ruf zu den Waffen verhallte in den Einöden; er weckte nicht mehr die tapferen Bergbewohner, die sonst freudig die Gefahren mit ihm geteilt hatten. Das Glück hatte ihn verlassen, und mit ihm zerrann die Macht, die er mit starker Hand aufgerichtet. Unter solchen Umständen sank ihm der Mut; er begehrte zu unterhandeln. Als aber Übergabe der Waffen gefordert wurde, wollte er lieber ruhmvoll untergehen, als sich unbewehrt den ehrlosen, grausamen Römern unterwerfen. Noch stand er in seinen Bergen unbesiegt an der Spitze eines treuen, zum äußersten entschlossenen Häufleins. Auch andere Scharen, die Hab und Gut, Weib und Kind verloren hatten, strömten ihm zu, so daß er dem Feinde im kleinen Kriege bald da, bald dort die Spitze bieten konnte.

Viriathus' Ermordung. Allein seinen bisherigen Anhängern schwand mehr und mehr die Zuversicht. Sie baten, mit Cäpio noch einmal unterhandeln zu dürfen. Amnestie wurde ihnen zugesichert um den Preis ihres Königs. In der Nacht ermordeten sie ihren schlafenden Herrn und entrannen zu den Römern.

Wohl setzten die Lusitanier den Krieg noch fort, erlitten aber eine große Niederlage am Bätis, wodurch sie so geschwächt wurden, daß ganz Lusitanien sich nunmehr den Römern unterwarf.

Untergang von Numantia. Noch standen keltiberische Völker in den Waffen für ihre Freiheit; denn sie, die an die diesseitige Provinz grenzten, sollten unterjocht werden, und dagegen sträubten sich die stolzen Männer, die gewohnt waren, mit dem Schwerte ihre angestammten Rechte zu verteidigen. — Die Schutzherrschaft, die Metellus durch billigen Vertrag erlangt hatte, ließen sie sich gefallen, nicht aber die Schmach der Knechtung, die seine Nachfolger ihnen auferlegten. Die Arevaker, Vaccäer und andere Stämme am obern Durius (Duero) brachten ihre besten Güter in den festen Waffenplatz Numantia auf unersteiglicher Felsenhöhe und übertrugen den Kriegern der Stadt und andern
141 v. Chr. tapfern Männern, die sich ihnen beigesellten, die Bewahrung ihrer Habe, während sie selbst in Bergen und Thälern den Kampf gegen die Unterdrücker fortsetzten. Da zog aber der Konsul Q. Pompejus heran mit seinen Legionen durch die grünen Triften über die Bergkämme Keltiberiens, und eingeäscherte Dörfer und Weiler bezeichneten seinen Weg. Er hatte als Prätor die starke Faust des tapfern Viriathus gefühlt; jetzt, an der Spitze einer konsularischen Macht, hoffte er Beute und Siegesehren zu gewinnen. Unaufhaltsam ging der gewaltige Kriegszug bis an die Höhe, die Numantia krönte. Als er aber auf den Felsenzinnen die Schwerter und Geschosse der Besatzung blinken sah, fand er weder in seinem beschränkten Geiste noch bei den Legaten guten Rat. Er schlug ein Lager auf und suchte durch aufgestellte Posten der Bergstadt, die eine halbe Meile im Umfange hatte, alle Zufuhr abzuschneiden. Aber nun gab es beständige Gefechte bald mit der Besatzung, bald mit den außerhalb lauernden Feinden. Einzelne Posten, selbst ganze Kohorten wurden überfallen und niedergehauen. Er beschloß in seiner Verlegenheit ein billiges Abkommen mit dem Feinde, verleugnete aber mit dreister Stirne das gegebene Wort, als

sein Nachfolger eintraf. Allein dieser richtete ebensowenig etwas aus wie Mancinus, einer der folgenden Konsuln. Vielmehr geriet dieser in eine Gebirgsenge und mußte einen schimpflichen Vertrag eingehen. Der Senat, der die Bestätigung verweigerte, ließ den armseligen Helden, ohne jedoch das Heer in die Enge zurückzusenden, den Numantinern ausliefern; und als die Bürger das Opfer der gebrochenen Treue zurückwiesen, nahm der Krieg seinen Fortgang. Die folgenden Konsuln fuhren fort, das Land zu verheeren, die Leute zu plagen, zu schwelgen und zu prassen, dafür aber Wunden und schmähliche Niederlagen entgegenzunehmen.

Scipio Ämilianus in Hispanien. Der Senat, welcher gehofft hatte, ganz andere Früchte von seiner wortbrüchigen Falschheit zu ernten, nahm jetzt seine Zuflucht zu dem Besieger von Karthago. Die Väter hatten sich bisher gescheut, das Ansehen und den Ruhm dieses hochstehenden Mannes zu vermehren; sie sahen aber, daß in der ganzen Republik kein anderer Führer sich auffinden ließ, der jenes furchtbare Felsennest und mit ihm die umwohnenden Völker 134 v. Chr. niederwerfen konnte. Daher wurde Scipio Ämilianus Konsul und ging nach Hispanien über. Er erhielt indessen, als ob man ihn auf andere Weise beschränken wolle, weder die nötigen Geldmittel noch frische Legionen; allein Freunde und Klienten, zum Teil durch Kriegsthaten berühmte Männer, und Scharen von Freiwilligen schlossen sich ihm an. Er fand das Heer in der elendesten Verfassung, ohne Zucht, ohne Waffenübung, mit einem Troß von liederlichen Menschen, Wahrsagern und anderem Gesindel umgeben. Als er sofort das Lager von diesem Volk reinigen, die Schwelgereien untersagen und dafür die strengste Zucht mit dem Rebstock wie mit dem Liktorenbeil einführen ließ, erregte er allgemeines Murren. Er verachtete jedoch diese Unzufriedenheit, denn er hatte sich aus den Freiwilligen, meist ritterlichen Ranges, eine Kohorte gebildet, die seine Person umgab und jede Widersetzlichkeit niederhielt. Sie blieb auch in der Folge als Leibwache des Feldherrn bestehen und hieß die prätorianische. Zuerst suchte nun der Konsul die Belagerung der Bergstadt dadurch möglich zu machen, daß er durch Straßen und verschanzte Posten die Zufuhr sicherte und durch Streifzüge mit zahlreicher Mannschaft die Nachbarvölker, besonders die Vaccäer, unterwarf, oder wenigstens zur Unterthänigkeit zwang. Seine bedeutende Heeresmacht von 60000 Mann setzte ihn zu diesen Unternehmungen in stand. Er hatte ferner zur Verfügung Elefanten und numidische Reiter unter Anführung des Jugurtha, der, ein Enkel des Masinissa, sich durch kriegerische Gewandtheit und Tüchtigkeit ausgezeichnet. Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, lagerte sich der Feldherr mit seinen Legionen unter den Felsenzinnen von Numantia.

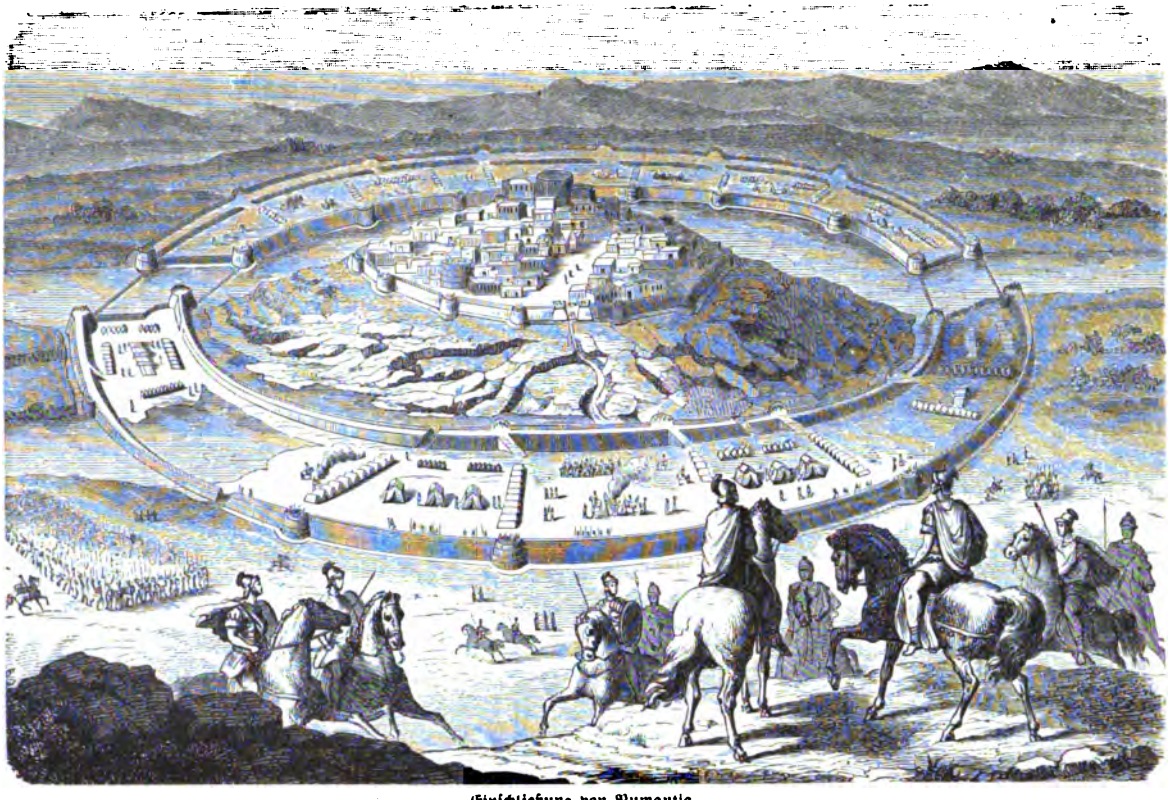
Er untersagte alle vereinzelten Gefechte, umgab dagegen seine Stellung mit starken Befestigungen, die er allmählich weiter ausdehnte. Tag und Nacht mußte das Kriegsvolk den Spaten und die Hacke rühren, während andere Abteilungen dem Feinde die Spitze boten, der, wo irgend möglich, die Römer angriff. Denn obgleich die Stadtwehr nur aus 8000 Mann bestand, so waren es doch die entschlossensten und streitbarsten Krieger, welche die letzte Burg der Freiheit, die anvertraute Habe sowie Frauen und Kinder mit kühnem Mute behüteten.

Sie machten häufig Ausfälle, um sich Lebensmittel zu verschaffen; auch führten ihnen die Stammgenossen auf verborgenen Pfaden solche heimlich zu. Besonders glitten nachts auf- und abwärts auf dem hier noch unbedeutenden Durius Kähne mit reichlicher Fracht bis an die Bergwand, wo die Vorräte in Empfang genommen wurden.

Der Winter erschien, der Schnee überlagerte Höhen und Thäler; die Arbeiten mit dem Spaten mußten eingestellt werden; aber Scipio verharrte in seiner Stellung, obgleich er die Zufuhr in die Stadt nicht hemmen noch das Blut seiner Krieger rächen konnte, das in den häufigen Scharmützeln den eisbedeckten Boden rötete. Aber mit der besseren Jahreszeit wurde das Werk wieder in Angriff genommen und mit unglaublicher Anstrengung gefördert, bis die ganze Stadt eingeschlossen war. Die Linien in einer Ausdehnung von beinahe einer Meile waren nach innen und außen verdoppelt, um gegen jeden Angriff gesichert zu sein; man hatte sie nicht bloß mit einem Erdwalle, sondern auch mit Mauern, Türmen und Gräben befestigt. Um auch die Zufuhr auf dem Flusse zu verhindern, hatte man Pfosten und Querbalken und daran befestigte Sägen eingesenkt. Nach Beendigung dieser Arbeiten konnte Scipio ruhig seinen furchtbaren Bundesgenossen, Hunger und Krankheit, die Bezwingung der Bergfeste überlassen. Dennoch überstieg ein verwegener Mann, Rhetogenes, mit einigen Gefährten bei Nacht die Umwallung und kam in die Arevaker-Stadt Lutia; ehe aber die Bürger daselbst ausziehen konnten, überfiel und bezwang sie der schnell herbeieilende Konsul. Mit äußerster Hingebung ertrugen die Numantiner alle Qualen der Entbehrung; als aber jede Aussicht auf Hülfe entschwand, riefen sie die Gnade des Siegers an, die, wie sie meinten, der Tapfere dem Tapferen nicht versagen dürfe. Solche Gründe fanden bei dem Römer keine Berücksichtigung; er forderte unbedingte Unterwerfung. Was diese Forderung für eine Bedeutung habe, wußten die Belagerten aus den bisherigen Vorgängen; sie verharrten daher unter den schrecklichsten Drangsalen noch länger, hoffend auf einen Umschlag, auf ein glückliches Ereignis, auf eine Fügung der Götter zu ihren Gunsten. Keine dieser Hoffnungen ging in Erfüllung, vielmehr fuhren Hunger und Seuchen fort, die letzte Kraft der unglücklichen Bürger aufzureiben.

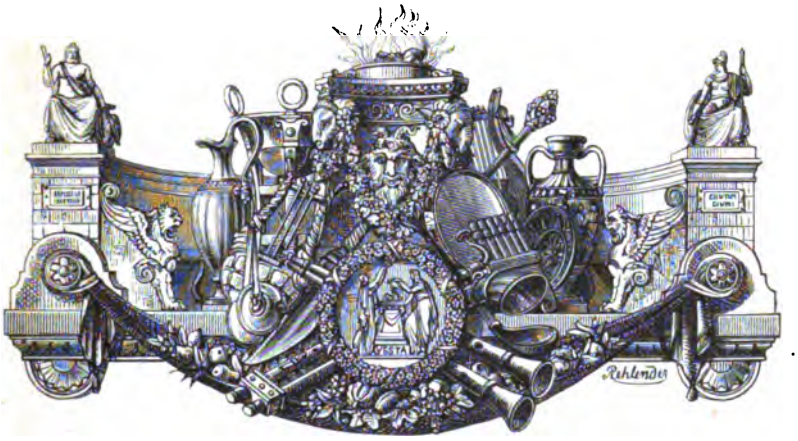
133 v. Chr. Da öffneten sich endlich die Thore der Stadt, nach dem Willen des Feldherrn, und abgemagerte, vom Elend verzehrte Gestalten schwankten aus den Eingängen den Siegern entgegen, die gierigen Blickes auf den Befehl zur Plünderung warteten. Aber ehe das Kommando gegeben wurde, sah man Feuersäulen aufsteigen, und Menschen erschienen auf den Zinnen, die mit gezückten Schwertern Weiber, Kinder und sich selbst durchbohrten oder in das Flammengrab stürzten.

Scipio erwählte aus den überlebenden Numantinern fünfzig der Vornehmsten für seinen Triumph, die andern wurden in die Sklaverei verkauft. Er ordnete darauf im Einvernehmen mit einer vom Senat bestellten Kommission die Verhältnisse der Provinz, und zwar auf eine billige Weise, was die Völker, die keinen Widerstand mehr wagten, leidlich beruhigte. Auch die Lusitanier, deren Städte der Konsul Dec. Junius Brutus bezwang, lernten den stolzen Nacken unter das Joch beugen, sodaß ganz Hispanien mit Ausnahme der Nordküste den Römern unterwürfig wurde.



Einschließung von Numantia.

Die Römer in Kleinasien. Leichter wurde es der römischen Staatskunst, ihr Ziel in Asien zu erreichen. Das ausgedehnteste Reich daselbst war das pergamenische. Unter beschwerlichen Kämpfen mit Bithynien und den wilden Kelten in Galatien behaupteten sich Eumenes und nach ihm sein Bruder Attalus II. trotz des Argwohns der Römer. Sie beförderten griechische Wissenschaft und den Wohlstand des Landes. Attalus III. dagegen regierte in der Weise orientalischer Despoten, räumte mit Gift und auch durch offene Gewalt unbequeme Leute aus dem Wege, verbrachte seine Zeit mit Schwelgereien und schrieb über Gartenbau, bis ihn der Tod vom Schauplatz seiner Thaten und Unthaten abrief. Er war der letzte seines Geschlechts und hinterließ ein Testament, durch welches Rom zur Erbin seiner Schätze wie seiner Länder eingesetzt wurde. Römische Beamte hatten die Urkunde eröffnet, und der Senat verfügte, ohne sich in eine Untersuchung über die Echtheit des Testamentes einzulassen, die Besitzergreifung. Niemand war da, der eine Widerlegung wagen durfte, als ein natürlicher Sohn des Königs Eumenes, Aristonicus. Obgleich anfangs von den Ephesern geschlagen, erschien er bald wieder mit thrakischen
131 v. Chr. Söldnern und bewaffneten Sklaven. Er breitete seine Macht bis in die Nachbarländer aus. Als hierauf der Konsul P. Licinius Crassus, der größte Redner seiner Zeit, mit ansehnlicher Macht landete, überfiel, schlug und tötete er denselben. Dagegen unterlag er dem folgenden Konsul M. Perperna, worauf die östlichen Teile des Reiches den mit den Siegern verbündeten Nachbarn überlassen, die westlichen aber in eine römische Provinz vereinigt wurden, die man Asien nannte. Bithynien, Pontus, Kappadokien und Armenien, wo griechische Kultur herrschte, waren mehr oder weniger in Abhängigkeit von Rom. Dagegen bekümmerte sich der Senat weniger um Syrien und Ägypten und ließ sich manchen Widerspruch und selbst mehrmalige Zurückweisung gefallen. In Unruhen und fortwährende Kämpfe verwickelt, konnten sich die Könige Vorderasiens nicht um den fernen Osten bekümmern, wo das kernhafte Nomadenvolk der Parther mehr und mehr zu einer bedeutenden Macht anwuchs. In alter Zeit war es den Assyrern, Medern, Persern unterthan; es hatte auch dem großen Alexander in seinen Stammsitzen südlich vom Araxes gehuldigt, später aber von seinen Nachfolgern sich frei gemacht. Ihre Sitten und gesetzlichen Einrichtungen, ihr Sonnendienst, der dem Dienste des Mithras entsprach, besonders ihre Kriegführung, bewiesen, daß sie Angehörige und Nachkommen der ehemaligen Beherrscher Asiens waren. Als solche nahmen sie das voreinst verlorene Erbe in Anspruch und zogen in zahllosen Schwärmen gegen die makedonisch-griechische Phalanx, wie gegen die Legionen zu Felde. In ihnen fanden die Römer ebenbürtige Gegner, deren Waffen ihrem Vordringen gegen Osten eine Grenze setzten.



Kulturzuſtand.

Nicht Genüge ſchaffen Züge mehr beim Mahl von Chierwein,
Andre Gabe, Geiſteslabe, Sklaven, bringt dem Herrn herein!
Und das Schöne der Hellene bietet, die geweihte Kunſt
Auf der Bühne, daß er ſühne des Gebieters hohe Gunſt.
Gladiatoren auch, erkoren, kämpfen mit des Schwertes Blitz
In den Schranken ohne Wanken, blutend um den Herrſcherſitz.

Bürgerliches Leben.

Die Sitzung des Senats war geſchloſſen, der Herold machte es der Volksmenge bekannt, die ſich um die Curia Hoſtilia verſammelt hatte. Volkstribunen kamen die breiten Stufen herunter und verkündigten jedem, der es hören wollte, die Beſchlüſſe des Senats. Sie betrafen Anordnungen für den Krieg in Hiſpanien und ein Geſetz, welches die Erbfähigkeit der Frauen beſchränkte. Die letzte Ankündigung rief einen Sturm von Äußerungen des Unwillens, beſonders unter dem weiblichen Teile der Zuhörer, hervor. Es entſtand erſt wieder einige Ruhe, als die Abgeſandten der Könige und Völker in ihren mannigfaltigen, zum Teil prachtvollen Trachten erſchienen und ſich, angegafft von der Menge, nach ihren Quartieren begaben. Nun endlich traten die Senatoren, ernſte, würdevolle Männer in purpurumſäumter Toga, aus dem Portale der Kurie. Sie ſtiegen die Treppe hinunter und zerſtreuten ſich nach verſchiedenen Richtungen. Einige von ihnen ſchritten vor auf das Comitium bis zur Rednerbühne (Rostra), wo ſie einen mit dem griechiſchen Pallium bekleideten Mann einholten. Es war Philoſtratus, der Geſandte von Chalkis. Sulpicius Gallus, einer der Senatoren, begrüßte ihn als lieben Gaſtfreund und lud ihn ein, ſich mit ihm zu Fabius Labeo zu begeben, bei welchem er mit ſeinen Freunden Fulvius Nobilior und M. Popilius zu ſpeiſen gedenke. Während ſie ſprachen, betrachteten ſie mit Wohlgefallen die großartigen Anlagen, die ſie umgaben. Der ganze Platz hatte die Form eines langgeſtreckten Rechtecks, deſſen öſtliche Hälfte

das Comitium für die Bürgerversammlungen bildete, während die westliche, mit dem Puteal (der Einfassung) einer uralten Quelle und vielen Reiterstatuen geschmückt, als eigentliches Forum bekannt war. Am anderen Ende des Forums sah man den Hügel des Kapitols emporsteigen mit seinen Tempeln und den Palästen, die den Staatsschatz und das Staatsarchiv umschlossen. Von der Höhe blickte das Heiligtum der kapitolinischen Gottheiten auf das hochbegnadigte Volk der Quiriten herab, welches sich am Fuße der Freitreppen in Haufen drängte.

Beschirmend Stadt und Reich, wohnten in den drei Zellen des Tempels der allwaltende Jupiter (Optimus Maximus), die Himmelskönigin Juno und die sinnende Minerva, voll Weisheit und Gnade, wie ihre Bildsäulen anzeigten. Rüstungen, Standbilder, Weihgeschenke aller Art waren vor und um das Gotteshaus gestellt; auf dem einen Giebel stand noch das thönerne Viergespann (Quadriga) mit der Statue des Gottes aus alter Zeit, auf dem andern ein ehernes. An der nördlichen Seite des Platzes lief längs der heiligen Straße eine oft unterbrochene Reihe von Kolonnaden hin, die Frontseiten der prächtigen, hier in jüngster Zeit errichteten Basiliken (Versammlungshallen).

Zunächst am alten Janustempel nach dem Kapitol hin lag die Basilica Ämilia, dann die älteste unter den Basiliken Roms, die Basilica Porcia, von Cato 184 v. Chr. während seiner Censur erbaut, hierauf die Curia Hostilia selbst mit dem anstoßenden Senaculum (Halle für die Senatoren vor der Sitzung) und Vulcanal, ferner ein Concordia-Tempel, die Gräcostasis für fremde Gesandte, ein Heiligtum der Penaten, und endlich, als östlicher Abschluß, das Tribunal des Stadtprätors. Gegenüber, auf der südlichen Seite, sah man die Regia (Amtswohnung des Oberpriesters), den Tempel der Vesta, die kreisförmige Kapelle mit dem heiligen Feuer umschließend, den Juturna-Quell, schön gefaßt zum Andenken an die Schlacht am Regillus, einen sehr großen Castor-Tempel und andere Prachtgebäude, vor welchen noch die alten Kaufläden und Silberhallen in früherem Zustande, aber reich dekorirt, aufgestellt waren.

Die Männer, von welchen wir geredet haben, erklärten dem Gaste die Merkwürdigkeiten, die sich hier, im Mittelpunkte des römischen Wesens, aneinander reihten. Auf und ab wogte um sie her das Volksgewühl: Handwerker, Geschäftsleute, Käufer und Verkäufer sah man in einer Schenke aus- und eintreten, freie Bürger und Sklaven schritten einher, vorüber an stolzen Rittern, hoch zu Roß, und edlen Matronen, gekleidet in gestickte Stola, rosafarbenen Überwurf (Palla) mit goldenem Gürtel und der langen Purpurschleppe, teils zu Fuß, von Sklavinnen begleitet, teils in zweirädrigen, reichverzierten Wagen. Man trennte sich hierauf, um noch vor der Mahlzeit einige Geschäfte zu verrichten oder ein Bad zu nehmen. Sulpicius Gallus ging über das Comitium zurück, am städtischen Tribunal vorbei, nach der Velia und stand hier, rechts einbiegend, vor den mächtigen Säulen, die den Tempel des Jupiter Stator umgaben.

Ursprünglich durch etruskische Künstler erbaut, ward der Tempel noch ein zweites Mal im toskanischen Stile, während der Zeit der Könige aufgerichtet. Ungefähr dreihundert Jahre vor Chr. wurde er zum drittenmale, und zwar wahrscheinlich dorisch, neu hergestellt, endlich von Metellus in korinthischem Stile während des makedonischen Krieges umgebaut (vgl. S. 553 und 568).

Gallus wendete sich nun von diesem ehrwürdigen Bau nach dem Palatinischen Hügel, wo schon damals die vornehme römische Welt in prunkvollen Gebäuden wohnte. Vor einem solchen Hause blieb er stehen, es war das des Fabius Labeo; der Thürhüter trat alsbald heraus und rief ihm freudig das Wort entgegen, das auf der ersten Stufe in Mosaik gemalt war: „Salve!“ (Sei gegrüßt!) Er trat durch das Vestibulum in das Atrium. Da war die Decke von zierlichen Säulen getragen, und die ganze Einrichtung zeugte von dem Wohlstande und dem Geschmacke des Eigentümers. Aber am erfreulichsten war der Hauswirt selbst, der ihn mit Herzlichkeit empfing und froh war, als ihm die Teilnahme des chalkidischen Gastfreundes am Mahle angekündigt wurde.

In einer Schenke am Forum Romanum. Von H. Vogel.

„Das ist heilsam“, sagte er, „denn nun speisen wir in der Zahl der Musen, und die Grazien werden nicht fehlen, da ich nicht nur mit hellenischem Wein, sondern auch mit hellenischer Kunst meine Gäste zu bewirten gedenke.“ Er führte darauf den Freund in ein anstoßendes Gemach und hieß ihn daselbst die Toga mit einem gastlichen Gewand (Synthesis) vertauschen, wovon eine große Auswahl vorhanden war. Die übrigen, mittlerweile angelangten Gäste thaten dasselbe und folgten alsdann dem Wirt in das Speisezimmer, rechts vom gartenähnlich angelegten Peristyl. Es war kühl und lieblich, von Rosenduft erfüllt.

An der obern Seite stand das für neun Gäste eingerichtete Triclinium, mit blinkendem Erz und Goldreifen beschlagen, die schwellenden Polster der Lager mit kostbaren Teppichen belegt. An den Wänden sah man noch andere Ruhebetten, über welche attalische Decken (eine Art Goldstoff) gebreitet waren, ferner marmorne Büsten, Statuen, Vasen und zweihenkelige Amphoren.

Man nahm Platz unter ernsten und heitern Gesprächen; schön gekleidete Sklaven ordneten das Silbergeschirr, reichten Wasser zum Waschen der Hände und servirten hierauf die Speisen, und zwar verschiedene Schüsseln auf großen Platten. Zuerst wurden Eier, Oliven, Austern und andere Schaltiere nebst Mulsum (Met, aus Wein, Honig und Wasser gemischt) aufgetragen. Nach dieser Vorkost kamen nahrhafte Gerichte, namentlich gebratenes und gedämpftes Ziegen- und Kalbfleisch, Geflügel, wie Fasanen, Enten, Gänse, Krammetsvögel, besonders vielerlei Fische mit pikanten Saucen. Nachdem sich die Gäste, jeder nach Belieben, an diesen Speisen gelabt hatten, hörte man Pfeifenklang, und herein trat der Oberkoch mit Gehülfen, welche in Begleitung von Pfeifern (tibicines) das Hauptgericht auf einer Silberplatte trugen; es war ein gebratenes Schwein, das man porcus trojanus (trojanisches Schwein) nannte. Nach dem Takte der fortklingenden kriegerischen Musik zerlegte der Koch einen Teil des leckern Bratens und ließ ihn durch Sklaven serviren. Während der Bestrebungen der Gäste, dem Mahle Ehre zu machen, wurde auch fleißig dem edlen Weine zugesprochen, den ein geübter Diener stets mit Wasser mischte. Nach dieser Hauptmahlzeit kam der gebräuchliche Nachtisch. Er bestand aus Torten, Feigen, Mandeln und ähnlichen Früchten. Sodann befahl der Wirt, andere Becher zu bringen, weil jetzt Goldtrunk von Chios, Kos und Cypern geschenkt werde. Zugleich wurden frische Kränze gebracht, damit ihr Wohlgeruch die Gesellschaft erfreue. Die Unterhaltung ward lebhafter, der Chalkidier stimmte ein anakreontisches Lied an zum Lobe des Weines; die Römer meinten, als er geendigt, solche Gesänge würden auch bald in lateinischer Sprache erklingen; denn schon habe der treffliche Dichter Terentius Afer in seinen Lustspielen die griechische Eleganz erreicht. Dazu, bemerkten einige der Gäste, hätten Labeo selbst, Gallus, M. Popilius und sogar Scipio und Lälius nicht nur die Feile, sondern auch Material geliefert. Die drei zuerst genannten Männer, welche anwesend waren, widersprachen nicht; der Hausherr aber gab ein Zeichen, worauf ein als Histrio (Schauspieler) gekleideter Sklave erschien, der das Amt hatte, seinem Herrn vorzulesen.

Der Mann entfaltete seine Rollen und las das neueste Stück des genannten Dichters vor. Es war „Der Selbstpeiniger" (Heautontimorumenos). Wir geben hier den Inhalt nebst einigen übersetzten Stellen.

Der bejahrte Menedemus arbeitet wie ein Sklave auf seinem Landgute. Sein Nachbar, der alte Chremes, bedauert ihn und forscht, warum er das thue. Jener antwortet:

„Hast du soviel der Muße, dich um fremdes Thun
Zu bekümmern, das im mind'sten nicht dich selbst betrifft?"
Chremes. „Ich bin ein Mensch; nichts Menschliches halt' ich mir fremd.
Sei überzeugt, mag ich nun mahnen, oder nur

Mit Ernst dich fragen, daß ich selber thue, was
Du thust, sofern es löblich ist, sonst dir verwehr',
Soviel ich kann, unnütze Werkgeschäftigkeit."
M. „Es ist mein Brauch; du aber schaff', was nötig ist."
Chr. „Wem thut es not, sich selbst zu kreuz'gen?"
M. „Eben mir."
Chr. „Ist's Drang der Arbeit, wehr' ich nicht; doch ist's ein Leid,
Verschuldet, so gestehe frei!"
M. „O wehe mir!"
Chr. „Die Thränen stille; lieber sprich, was ängstigt dich?
O schweig' nicht, nein, red' ohne Scheu das offne Wort;
Denn helfen will ich mit Trost, mit Rat, vielleicht mit That."

Dem guten Chremes gelingt es zuletzt, den Nachbar zu bewegen, daß er ihm seinen Kummer entdeckt. Er hat seinen einzigen Sohn Clinia, der gegen seinen Willen ein armes Mädchen heiraten wollte, durch strenge Behandlung bewogen, in Asien Kriegsdienste zu nehmen. In maßloser Reue darüber hat er sich selbst zur niedrigsten Arbeit verdammt.

„Mein Kind verstieß ich, und nun büß' ich meine Schuld.
Sein herbes Schicksal sei das meine; nun hinfort
Will bauen ich mein Ackerfeld, verdienen mir
Mein eignes Brot; und nimmer ein Tagewerk, wie schwer
Es sei, werd' ich mir sparen. So dien' ich dem Sohn,
Als Knecht ihm fronend, der in weiter Fremde ist.
Darum verkauft' ich in der Stadt mein Hab' und Gut
Und schaffte mir die Äcker an. Hier plag' ich mich
Mit saurer Arbeit, leb' in bitterm Elend, wie
Mein armer Sohn. Nicht gönn' ich mir einen frohen Tag,
Wofern nicht jener, heimgekehrt, mit mir ihn teilt."

Vergebens sucht Chremes den Nachbar zur Teilnahme am Bacchusfeste zu bewegen. Nachdem er ihn verlassen hat, begegnet er seinem Sohne Clitipho, der ihm berichtet, Clinia, der so schmerzlich Betrauerte, sei zurückgekehrt und aus Furcht vor dem strengen Vater in ihrem Hause verborgen. Derselbe wolle nicht eher in die väterliche Wohnung einkehren, bis sein listiger Sklave Syrus die verschwundene Braut Antiphila gefunden habe, und er wisse, wie Menedemus die arme Schwiegertochter empfangen werde. Syrus findet die Verlorene in Armut, aber fleißig am Webstuhl arbeitend. Da indessen der listige Sklave weiß, daß Clitipho einer leibeigenen Hetäre Bacchis seine Neigung zugewandt hat, so sucht er durch allerlei Anschläge von den beiden Vätern Geld zu erschwindeln, damit die Hetäre losgekauft werde. Die verschwenderische Bacchis wird für die Braut des Clinia ausgegeben und zieht mit ansehnlichem Gepäck und Gefolge, darunter auch ihre angebliche Magd Antiphila, in des Chremes Haus. Nun enthüllt sich, daß letztere ihres Hauswirtes leibliche Tochter ist, welche er bei ihrer Geburt auszusetzen befohlen hatte. Menedemus, erfreut über diese glückliche Wendung, giebt zur Hochzeit seines Sohnes reichlich Geld, das aber die verschwenderische Bacchis in Empfang nimmt. Sein Nachbar gönnt ihm die kleine Buße, während er selbst durch den schlauen Syrus im Glauben unterhalten wird, Bacchis, nicht seine Tochter, sei die ersehnte Freundin des Clinia, und diese Antiphila sei derselben um 1000 Drachmen verpfändet.

Er bezahlt willig die Summe, welche zum Loskauf der Hetäre gerade hinreicht. Nachdem die Täuschungen und Prellereien aufgedeckt sind, zürnt er zwar heftig seinem Sohne und dem Sklaven, läßt sich aber versöhnen, und das Spiel schließt mit der Aussicht auf die Hochzeit.

Die heitere Tischgesellschaft freute sich an den bunten Intriguen. Die gewandte Sprache, zudem die fröhliche Laune, welche durch das Ganze herrschte, gefiel den feingebildeten Männern, ja einige wollten dem Verfasser den ersten Preis unter den römischen Lustspieldichtern zuerkennen.

Wir verlassen die Gesellschaft der griechisch gebildeten Römer und versetzen uns wieder an den Schluß der Senatssitzung, um einem hochbejahrten senatorischen Manne von unansehnlicher Statur zu folgen, der von vielen Klienten und Freunden begleitet ist. Wie er über das Forum schreitet, betrachtet er mit Wohlgefallen die Basiliken; denn eine derselben, die Porcia, ist sein Werk. Es ist der berühmte M. Porcius Cato, dem wir folgen. Er spricht, nach seiner Art kräftig gestikulirend, über die Entartung des römischen Volkes, die schlechte Kriegführung, die Wortbrüchigkeit, die schändlichen Erpressungen der Konsuln und Prätoren, die Schwelgerei, den Hang zu hellenischer Üppigkeit, der man, seitdem er Censor gewesen, Thor und Thür öffne. Unter solchen Gesprächen schreitet er, in die Triumphalstraße einbiegend, nach der ratumenischen Pforte und dann weiter, den Quirinal rechts lassend, über das Marsfeld, wo bereits Tempel und großartige Privathäuser gebaut waren. Rüstig wandert er, Wagen und Rosse verschmähend, auf der Salarischen Straße weiter, übernachtet bei einem Gastfreund und erreicht am folgenden Tage sein sabinisches Gut. Hier gönnt er sich wenig Ruhe; er sieht die Rechnungsbücher durch, untersucht, was die Sklaven gearbeitet haben, verabreicht den Nachlässigen die gesetzliche Anzahl Hiebe mit dem Riemen, prüft die Leistungen und Fortschritte seiner Söhne und Töchter, für die er Hefte über Landbau, Staatskunst, Redekunst, vaterländische Geschichte und andere Wissenschaften eigenhändig entworfen hat.

Erst gegen Abend sucht er Erholung; da ist ein gastliches Mahl im Atrium bereitet, wozu Gutsnachbarn und Klienten geladen sind. Nicht Leckereien aus entfernten Ländern, nicht Chier und Goldtrunk von Cypern wird aufgetragen, sondern derbe Hausmannskost und guter Landwein. Da fehlt es nicht an Rinder- und Schöpsenbraten und einheimischem Geflügel; auch das trojanische Schwein wird aufgetischt, und ein Pfeifer begleitet aus dem Stegreif das Hauptgericht mit herzzerreißendem Gedudel. Als man die Pfeife zum Henker wünscht, meint der alte Herr, die alten Sitten müsse man hochhalten. Er weiß für alles Rat; unter anderm giebt er an, dem einheimischen Weine Salzlake beizumischen, dann werde er ebenso pikant wie der fremdländische. Dem so zugerichteten Getränk setzt er tapfer zu und eifert gegen die verwöhnten Gäste, die gewaltig saure Gesichter machen, wenn sie auf seine Nötigung davon kosten.

Dabei unterhält der wackere Mann die Gesellschaft mit unerschöpflichem Redefluß. Bald spricht er mit dem Ernste der Erfahrung über die große Vergangenheit, bald über die staatlichen Zustände der Gegenwart, und fordert die Gäste auf, ihre Pflichten als Bürger redlich zu erfüllen, unbeirrt durch Schwelgerei und eitle Neuerungssucht, die jetzt den Staat wie Unkraut überwuchern.

Dann wieder empfiehlt er, als wichtige Lebenspflicht, sich Vermögen zu erwerben, aber nicht durch Wucher, der ehrlos sei, sondern nach Weise der Väter durch verständigen Betrieb der Landwirtschaft und (was uns freilich mit Schauder erfüllt) durch Sklavenzucht. Man solle, sagt er, die Sklaven jung kaufen, abrichten und dann die Ware rechtzeitig losschlagen. Als die Rede auf Krankheiten kommt, zieht er gegen die fremden Ärzte zu Felde, die mit ihren Mixturen die Menschen vergifteten und sich dafür noch reichlichen Sold bezahlen ließen. Er empfiehlt Hausmittel, wovon er einen großen Schatz besitze, sympathetische Kuren, wie die Formel „huat hauat hauat ista sistar sis ardannabon dunnaustra“ bei Verrenkung oder dem Bruch eines Gliedes, und andere Geheimnisse. „Wüßtest du nur ein Sprüchlein gegen die Plage der Mäuse“, unterbricht ihn einer der Gäste; „denke dir, sie haben mir heute nacht meine Schuhe zerfressen.“ — „Freund“, versetzte Cato, „es scheint mir weniger verwunderlich, daß die Mäuse deine Schuhe zernagt haben, als wenn umgekehrt die Mäuse von deinen Schuhen wären zerfressen worden.“ Diese Worte veranlassen große Heiterkeit unter den Tischgenossen. Darauf fährt der redselige Mann fort, von seinen Welt- und Lebensansichten zu sprechen. Ein großes Übel in der Welt, meint er, seien die Weiber. Wenn man sie entbehren könne, würden die Menschen sich weit glücklicher befinden.

Da jedoch niemand ihre Notwendigkeit zum Bestehen des menschlichen Geschlechtes bestreiten werde, so sei es Pflicht eines rechtschaffenen Bürgers, das Übel auf sich zu nehmen und sich zu verheiraten, auch für die Verheiratung der Töchter Sorge zu tragen. „Du, Saloninus“, wendet er sich an einen seiner ehemaligen Schreiber, „hast eine mannbare Tochter. Hast du für sie schon einen Bräutigam ausgesucht?“ Als der Klient erwidert, daß er das noch nicht gethan, auch nicht ohne Kenntnis und Zustimmung seines Patrons es thun werde, versetzt Cato, er wisse für das Mädchen einen ganz guten Mann, nur sei derselbe schon etwas alt. Darauf antwortet sein Klient, an ihm solle es nicht fehlen, wenn sein Gönner nur zustimme; er werde die Tochter dem geben, den derselbe ausgesucht habe. Sofort tritt der sehr würdige Herr unumwunden mit seiner Absicht hervor, das artige Mädchen selbst zur Ehe zu nehmen, was allgemeine Freude und Glückwünsche hervorruft.

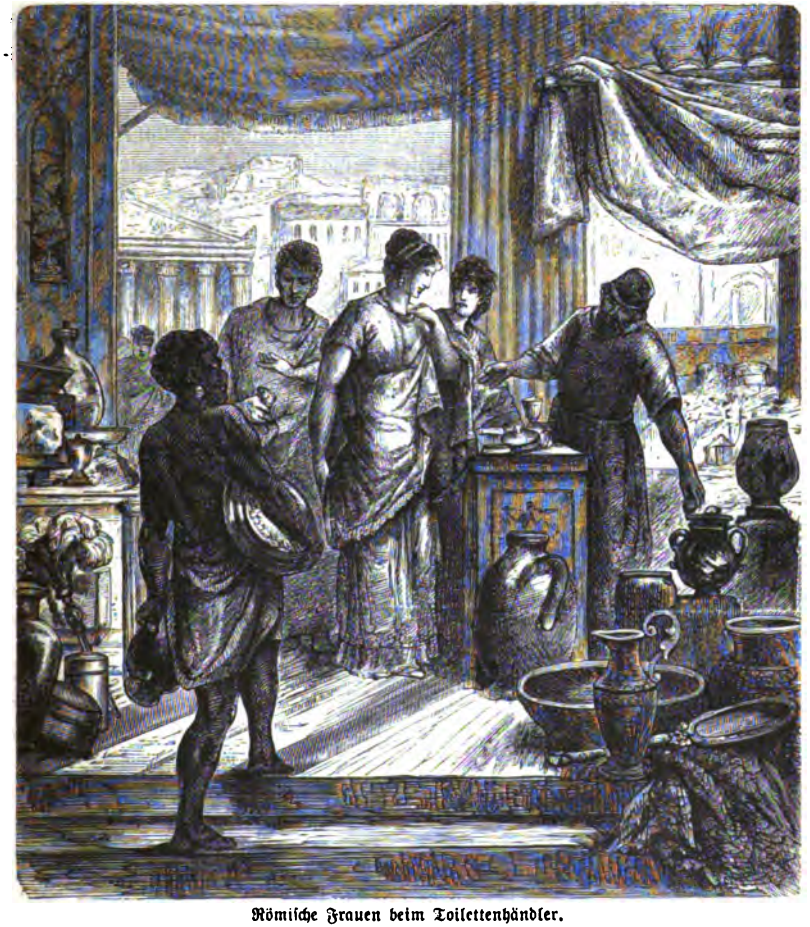
Nach wenigen Tagen ist Hochzeit. Neben dem grauköpfigen Bräutigam steht die jugendliche Braut, das lockige Haar mit Blumen und einem roten Schleier, das weiße Gewand mit Bändern und roten Fransen geschmückt. Sie essen von dem Hochzeitskuchen und opfern ihn hierauf nebst einem Lamme in Gegenwart des Oberpriesters, der die Ehe weiht. Diese Feier, die man confarreatio nannte, war bei den Römern die würdigste Art, Ehen zu schließen. Drei Knaben führen alsdann unter dem Vortritte mehrerer Fackelträger die Braut in das Haus ihres Eheherrn, wo sie über die Schwelle getragen wird. Nachdem sie daselbst zu dem Gatten die schönen Worte gesprochen: „Wo du Gaius bist, will ich Gaia sein“, werden ihr die Schlüssel des Hauses überreicht. Auch tragen Mägde ihr Spindeln und Wolle nach; desgleichen folgen viele Verwandte und Freunde, die der Sitte gemäß an dem abendlichen festlichen Schmause teilnehmen.

Eine leichtere und minder kostspielige Art der Verheiratung war die coëmtio (Zusammenkauf). Die Frau brachte drei Asse, einen als Kaufschilling für den Mann, einen zum Einkauf in den Dienst der Penaten und den dritten für die Teilnahme an Hauswesen und Vermögen. Durch diese und andere Formalitäten trat sie aus der väterlichen Gewalt in die des Mannes. Auch war die Ehe schon gültig, wenn die Frau mit Wissen und Willen der Eltern ein Jahr lang bei dem Manne ununterbrochen gewohnt hatte. Da die Verbindungen, welche auf diese Art geschlossen wurden, leichter gelöst werden konnten, als die von dem Flamen Dialis geweihten, so wurden sie in der Zeit der Sittenverderbnis allgemein üblich; allein Cato, ein Anhänger der alten, ehrbaren Gebräuche, verschmähte sie und eiferte mit aller Macht dagegen.

Diese Bemühungen verschafften ihm keineswegs den Beifall der Frauen, da er ihnen bei verschiedenen Gelegenheiten seine Geringschätzung zu erkennen gab. Schon während seines Konsulats hatte er einen allgemeinen Sturm in Rom selbst zu bestehen, den nicht Männer mit den Waffen erregten, sondern das zarte Frauengeschlecht mit Waffen der Rede und der Obergewalt im Hause. Wir haben schon früher von dem Ansehen der Frauen im römischen Haushalt, wie von ihrer Bedeutung in der kriegerischen Republik geredet; wir fügen hier noch ein Wort des strengen Cato bei, das in scherzhafter Übertreibung Wahrheit enthält. Er sagte, als er in Griechenland war: „Ich regiere Griechenland; in meinem Hause und über mich führt die Frau das Regiment; sie steht aber unter dem Einflusse ihres eigensinnigen Söhnchens; folglich bin nicht ich, sondern mein Sohn ist Herr von Griechenland."

Es war natürlich, daß die Frauen der stolzen Sieger, die in Gold und Purpur triumphirten, auch einen Teil der Ehre in Anspruch nahmen und diese im äußern Putz zur Schau tragen wollten. Während der Bedrängnisse des punischen Krieges hatten Senatoren und Bürgerschaft ihr Besitztum an edlen Metallen bis auf einen kleinen Vorbehalt dem Staate zum Opfer gebracht. Durch das Appische Gesetz war sogar den Matronen aller überflüssige Schmuck untersagt worden. Jetzt, da das Glück ein Füllhorn jeglichen Überflusses über Rom ausgoß, fanden die Damen das Gesetz ebenso unbequem wie ungerecht. Mehrere Volkstribunen, von ihren Frauen gedrängt, trugen auf dessen Abschaffung an. Die Sache wurde weitläufig im Senat und vor den Tribus verhandelt. Der Konsul Cato, die alte Sitteneinfalt preisend, meinte, man könne leicht darüber weggehen; auch stimmten ihm die meisten Volkstribunen bei. Aber nun erhob sich ein allgemeiner Aufruhr. Die vornehme Damenwelt und selbst Matronen geringen Standes verließen ihre Wohnungen und kamen von ihren ländlichen Villen; sie durchzogen die Straßen, umstanden die Curie, das Forum, schreiend, jammernd, drohend mit ihrem und der Götter Zorn. Sie drangen in hellen Haufen in die Wohnung des Konsuls; sie hielten ihm die Verdienste der Frauen zur Zeit des Romulus, des Coriolan, des gallischen Brandes vor und fragten, ob sie geringer geachtet seien als Bestien, denen die hohen Herren Purpurdecken auflegten, wenn sie ausreiten wollten? Indessen an dem harten Sinne des Konsuls scheiterten alle weiblichen Künste; er blieb unerbittlich bei seiner Meinung.

Darauf wendeten ſich die Angriffe gegen die widerſpenſtigen Tribunen und mit beſſerem Glück. Dieſe gaben ihren Widerſpruch auf; die Bürger aber, der häuslichen und öffentlichen Unruhen überdrüſſig, beugten ihre kriegeriſchen Häupter unter die Zuchtruten ihrer geſtrengen Gebieterinnen; ſie genehmigten die Aufhebung des Geſetzes, worauf die Damen, des erkämpften Sieges froh, an ihre häuslichen Geſchäfte und an den teuern Putztiſch zurückkehrten.



Römiſche Frauen beim Toilettenhändler.

In dem Haushalte des Verteidigers altrömiſcher Sitte mußte die junge Hausfrau die Geſchäfte verrichten, deren ſich ehemals die würdigen Matronen gerühmt hatten, die aber bei den Edelfrauen der neueren Zeit ziemlich außer Gebrauch gekommen waren. Sie ſpann und webte mit ihren Mägden die Wollenzeuge für die Familie, ſie beſorgte die Küche und das Brotbacken.

Denn der Eheherr hielt es für Verschwendung, Sklaven als Köche und Bäcker zu verwenden, da der Ackerbau so viele Hände in Anspruch nahm. Er suchte auch seine ökonomischen Ansichten zur allgemeinen Geltung zu bringen.

Daß er aber weder mit Wort noch mit Beispiel den Strom der Neuerung im öffentlichen und bürgerlichen Leben hemmen konnte, obgleich sehr viele Landbesitzer und städtische Bürger ihm beistimmten, lag in den ganz veränderten Verhältnissen. Rom war das Oberhaupt eines ausgedehnten Reiches geworden, wo das Geld aus den Provinzen zusammenfloß. Die nur für den Kleinstaat berechneten Bande wurden dadurch unnatürlich ausgedehnt und mußten früher oder später gewaltsam sich lösen.

Die städtische Bevölkerung bestand fast nur aus Reichen und Armen. Einen Bürgerstand im heutigen Sinne des Wortes hat es in Rom nie gegeben. Denn da alle auf Gelderwerb gerichtete Thätigkeit in Verachtung stand, so konnte das Handwerk nicht gedeihen.

Daher waren die Handwerker auch vom Kriegsdienste ausgeschlossen und wurden nur in den Zeiten größter Not, wie im Anfange des zweiten Samniterkrieges, in das Heer eingereiht. Schon frühzeitig organisirte das Handwerk sich in Zünften. Doch lag darin kein Schutz gegen schlechte Fabrikation, da die Ausübung eines Gewerbes unkundigen oder außerhalb der Zunft stehenden Leuten nicht verboten war. Die ältesten Zünfte, welche genannt werden — sie führten ihre Einrichtung auf den König Numa zurück — waren die Töpfer, die Walker, die Flötenbläser, die Goldschmiede, die Kupferschmiede, die Färber, die Schuster und die Zimmerleute.

Hierzu traten im Laufe der Zeit noch weitere Zünfte oder Kollegien, wie die der Schreiber, der Fleischer u. a., und im Jahre 171 v. Chr. die Bäcker, welche vielfach zugleich mit dem Korn- und Mehlhandel sich befaßten und die Müllerei betrieben. Die Mühlen waren ein drehbares Steingehäuse, in welchem das Korn zerrieben wurde. Getrieben wurden diese sehr schwer beweglichen Mühlen durch Esel, oft auch durch Sklaven, für die es als harte Strafe galt in die Mühle geschickt zu werden. Wassermühlen gab es erst seit Cäsars Zeit; und Windmühlen sind eine deutsche Erfindung aus dem zehnten Jahrhundert nach Christo. Der römische Bäckermeister M. Vergilius Eurysakes hat sein Grab durch einen Fries schmücken lassen, welcher das ausgedehnte Geschäft des Mannes in allen Einzelheiten vorführt. Ähnlich hat ein Walkermeister des kampanischen Landstädtchens Pompeji in Wandbildern seine Hantierung darstellen lassen vom Treten des Zeuges im Kessel bis zum Schwefeln des Stoffes über einem Drahtgestelle und der Rücklieferung an den Kunden. Auch der Kleinhändler galt dem Handwerker gleich. So der Weinhändler, der den Wein in großen Steinkrügen aufbewahrte. Fässer kommen für diesen Zweck erst in der Kaiserzeit in Gebrauch. Für den Transport wurde der Wein in große Lederschläuche gethan, aus denen er an die Kunden verzapft wurde. Nicht viel anders wurde auch der Privatlehrer angesehen, der für Geld Unterricht erteilte.

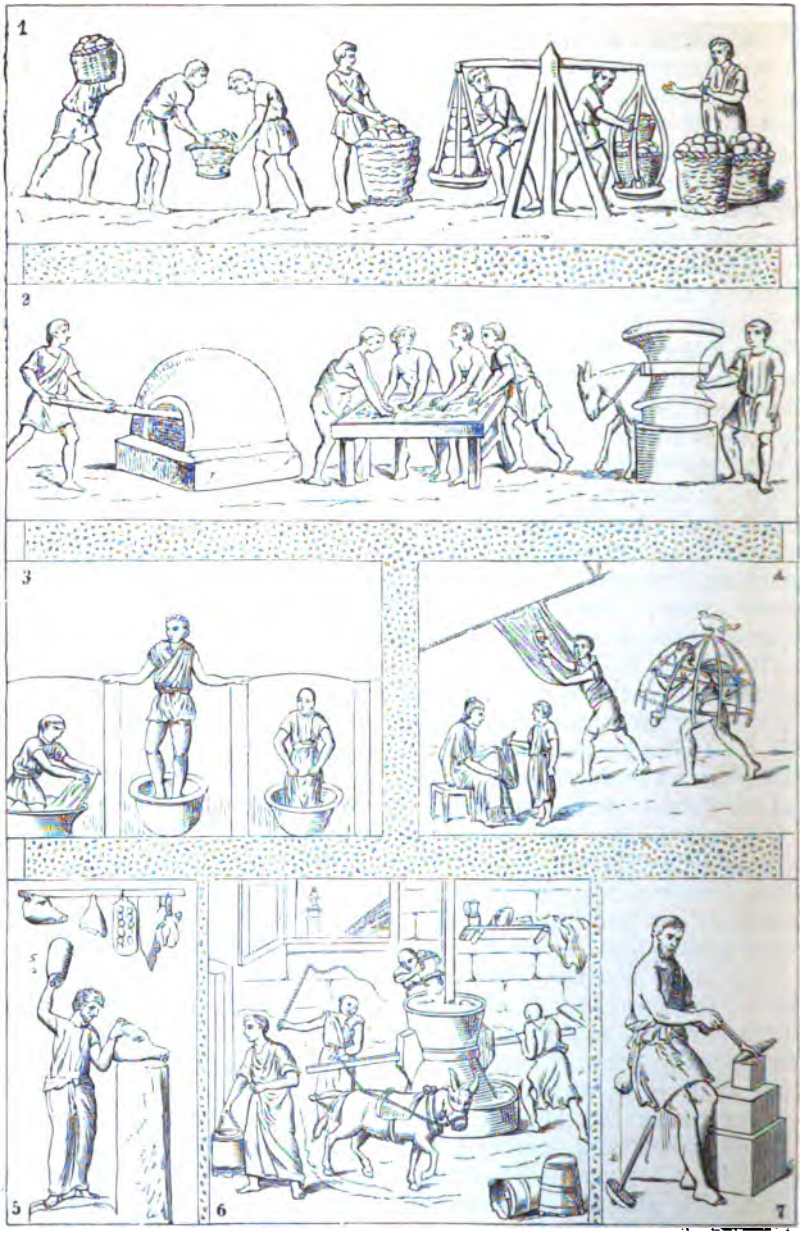
Vielfach waren es Sklaven oder fremde Arbeiter, welche die Gewerbe betrieben. So waren namentlich in plastischen Arbeiten, in Thon, Stein oder Metall, viele Griechen beschäftigt.

Die Sklaven betrieben das Gewerbe auf Rechnung ihrer Herren. Es war für den unabhängigen Handwerker schwierig, mit diesen zu konkurriren, weil ihm das Kapital zum Betrieb im großen mangelte. Er mußte zufrieden sein, wenn er sich mit den Seinigen als ehrlicher Mann durchschlug, während die Kapitalisten ohne Mühe ungemessenen Gewinn zogen. Dadurch gerieten die Gewerbsleute immer mehr in die drückendste Lage, viele zogen sich von dem Geschäftsbetrieb zurück, wodurch Armut, Müßiggang und das Proletariat in der Hauptstadt fortwährend zunahmen.

Ähnlich verhielt es sich auf dem Lande. Die kleinen Bauernstellen verschwanden allmählich; dafür entstanden überall Großwirtschaften, die dem Kapital und dem Luxus dienstbar waren. Der reiche Grundbesitzer konnte mehrere Güter in Betrieb nehmen. Er hielt auf jedem einen Wirtschafter und eine Wirtschafterin, die verantwortlich waren, reiste von einem Besitztum zum andern, um die Arbeiten zu überwachen, und behielt doch noch Zeit übrig zu den bürgerlichen Geschäften in der Hauptstadt. Nur in den Landschaften am Padus, im senonischen Gallien, in Picenum und in Latium blühte noch der Ackerbau in den Händen freier Bürger, da war noch eine kräftige Bevölkerung, denn in den erstgenannten Ländern fanden die Erzeugnisse des Bodens Absatz bei den Viehzucht treibenden Kelten, und Latium hatte in dem nahen Rom einen Markt für seine Früchte, obgleich die Verhältnisse für den Kornhandel äußerst ungünstig waren. Die Regierungsbehörde war nämlich nicht darauf bedacht, die Kultur des Bodens, den Wohlstand, die Tüchtigkeit und Anhänglichkeit der Gesamtbevölkerung der Halbinsel zu fördern, sondern sie richtete ihr Augenmerk darauf, wohlfeile Fruchtpreise in der Hauptstadt zu erhalten. Da nun Könige und Staaten, die unter römischen Schutze standen, häufig große Quantitäten Getreide unentgeltlich lieferten, auch die auswärtigen Provinzen einen Teil ihrer Steuern in Früchten zahlten, so wurden dadurch nicht bloß die römischen Heere versehen, sondern auch der hauptstädtische Markt überfüllt, sodaß man daselbst den Brotbedarf um Spottpreise erhielt. Ein preußischer Scheffel kostete z. B. 1 Mark, oft nur 50 Pf. nach unserer Rechnung. In fruchtbaren Jahren wurde sardinisches und sizilisches Getreide um die Fracht abgegeben. Für Kost und Nachtlager zahlte der Reisende in der Herberge $^1/_2$ Aß (gegen 4 Pf.).

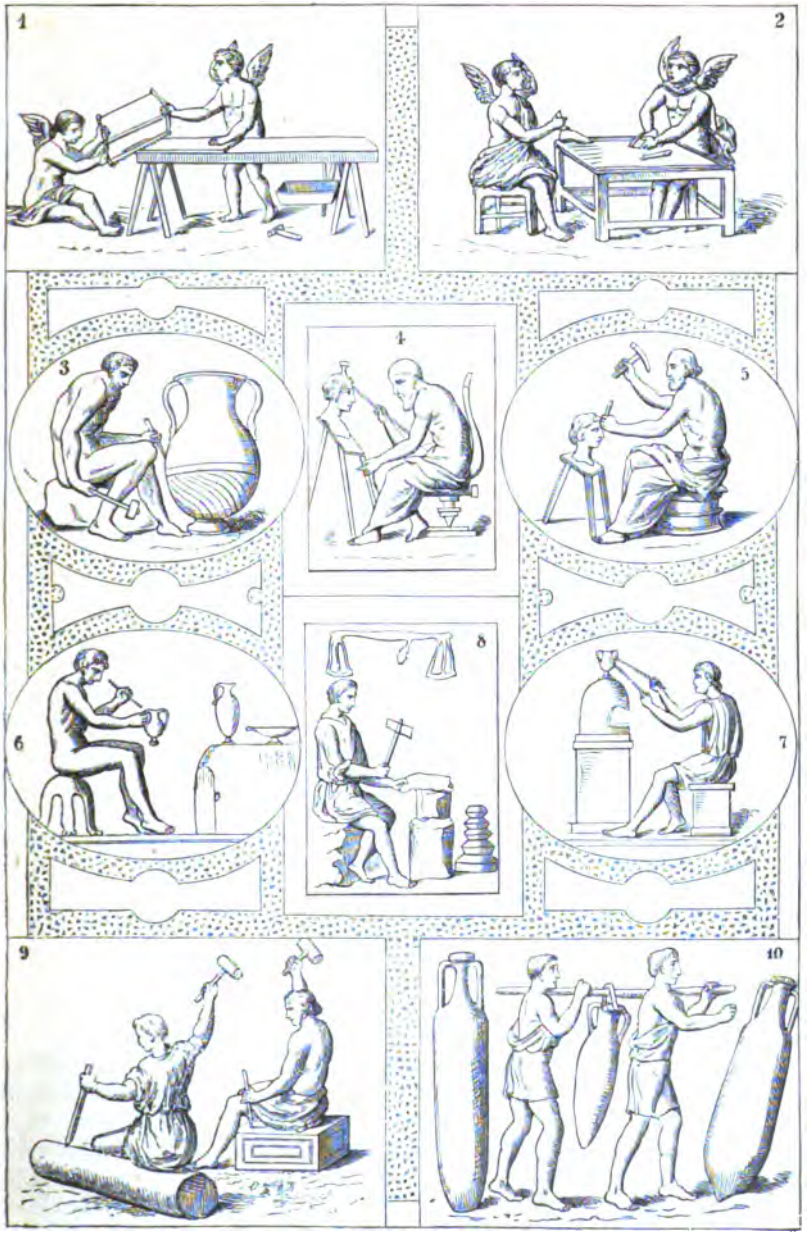
Bulla eines römischen Knaben. (S. 542.)

Unter solchen Verhältnissen, da die kurzsichtige Regierung die freien Bauern gar nicht berücksichtigte, mußten diese immer mehr in Rückgang kommen, der Betrieb im großen und die Sklavenwirtschaft aber auf der Halbinsel allgemeiner werden. Cato giebt ein gewöhnliches Gut auf 200 bis 240 Morgen an. Erlaubten es Boden und Lage, so wurde darauf alles gebaut, was den Bedarf deckte, und natürlich wurde besonders auf Produkte Rücksicht genommen, welche sich zur Ausfuhr eigneten.



Handwerker.

1 Bäcker. 2 links Backofen, rechts Knetmaschine. 3 u. 4 Tuchwalker. 5 Fleischer. 6 Mühle. 7 Zeugschmied.



Handwerker.

1 u. 2 Tiſchler u. Schuhmacher (Genien, nach Wandbildern aus Herculaneum). 3 Ciſeleur. 4 Modelleur. 5 Bildhauer. 6 u. 7 Töpfer. 8 Goldſchläger. 9 Steinmetz. 10 Weinhändler.

Reihe von Dienstjahren geknüpft, um die unerfahrenen adeligen Jünglinge von dieser wichtigen Stelle im Kriegswesen fern zu halten. Indessen alle diese gesetzlichen Vorkehrungen reichten nicht aus; die Nobilität stand mit ihrer Erfahrung, ihrem gemeinschaftlichen Interesse, ihrem Anhange von Klienten der weit schwerfälligeren Gemeinde gegenüber, die mehr und mehr dem Proletariat verfiel. Oft begriff der schlichte Bürger und Bauer die weitschichtigen Welthändel gar nicht, worüber er abstimmen sollte; dann sagte er zu allen Dingen, die man ihm vortrug, ja. Wenn er freilich die Sache einsah, da gab ihm sein natürlicher Verstand Anleitung, das Rechte zu treffen. Daher wurden häufig pflichtvergessene, raubsüchtige Prätoren verurteilt, und auch der Senat war in seiner Mehrheit noch keineswegs so sehr in sittlichem Verfall, daß er das schreiende Unrecht in Schutz genommen hätte. Dagegen blieben die hohen Staatsämter in fortwährendem Besitze einer sehr beschränkten Anzahl von Familien. Diese strahlten in einer Glorie von Ehren, sie besaßen eine Fülle von Macht und Einfluß, die der Freiheit ihrer Mitbürger früher oder später verderblich werden mußte. Wenn die Zahl der unabhängigen Männer mit ihrem Vermögen noch mehr abnahm, wenn die Mehrzahl der Gemeinde, von den hingeworfenen Brocken der Reichen zehrend, zu einer käuflichen Masse zusammenschmolz, so war die Verfassung ihrem Untergange nahe, so entschied das Schwert der Söldner, die einer der Machthaber um sich sammelte, das Schicksal der Republik.

Zu diesem letzten, blutigen Ausgange drängten alle bestehenden Verhältnisse. Dahin gehörte in erster Reihe die Verfassung der Bundesgenossen und der unterworfenen Provinzen. So groß und bewunderungswürdig der Senat durch Klugheit und heldenmütige Beharrlichkeit den auswärtigen Feinden gegenüber erscheint, so wenig war er geeignet, die Organisation eines ausgedehnten Reiches in befriedigender Weise durchzuführen. Die Erfolge hatten sich überstürzt, die Siegesehren und Erwerbungen waren so überraschend schnell eingetreten, daß der Bürgerrat nicht Zeit gewann, sich hineinzufinden, daß er in die Formen, die für den kleinen Staatskörper paßten, auch den Riesenleib des neuen Reiches zwängen wollte. Nun mußten sich zwar die bezwungenen Teile fügen, weil über ihnen das Schwert der Legionen hing; allein die Werkzeuge selbst, die man anwendete, kehrten ihre Schneide gegen ihren eigenen Meister und brachten ihm Verderben. Man war genötigt gewesen, während der gefährlichen Kriege die Kräfte der Bundesgenossen in ungewöhnlichem Maße anzustrengen. Als die Gefahr beseitigt war und der Lorbeer die Stirne des Helden krönte, fand man für gut, die Belastung der treuen Mitstreiter beizubehalten. Die Bundesgenossen stellten fortwährend die doppelte Zahl von Kriegsvolk, und in den gallischen und hispanischen Kriegen mußten ihre Legionen häufig auch den Winter und das folgende Jahr im Felde ausharren. Die meisten latinischen Städte erhielten das römische Bürgerrecht, das jetzt begehrenswert war, weil mit ihm alle Grundsteuern und andere Belastungen aufhörten. Dagegen die Etrusker, Picener, Umbrier waren wenig anders als Unterthanen, die von den fortwährenden Anforderungen der herrschenden Gemeinde fast erdrückt wurden. Samnium erholte sich von den Verwüstungen nicht mehr, Kampanien und Apulien hatten, mit Ausnahme weniger Städte, auch den Schein von Selbständigkeit verloren.

noch mehr die alten Hauptstädte Capua und Tarent, während die Bruttier als Staatsknechte betrachtet und behandelt wurden. Mit den Kelten in Oberitalien scheint man ein ähnliches Verfahren eingehalten zu haben, da man sie als Ausländer und Barbaren betrachtete.

Die auswärtigen Provinzen wurden durch Statthalter, gewesene Prätoren und Konsuln, verwaltet; daselbst war der Erpressung und sogar dem offenen Raube Thür und Thor geöffnet. Es fehlte nämlich fast jede Oberaufsicht und Kontrole. Der Prokonsul und Prätor hatte die Gerichtsbarkeit, Polizei und Militärmacht in Händen. Daß ihm ein Quästor zur Regelung der Finanzen beigegeben war, trug wenig dazu bei, seine Willkürherrschaft zu beschränken. Er schrieb Lieferungen aus, ließ sich erzwungene Geschenke darbringen, nahm gelegentlich Kunstwerke in Beschlag, fing auf eigene Faust Krieg an, plünderte statt der Feinde die Bundesgenossen und entzog sich der Verantwortung unter dem Vorwande übertragener Staatsgeschäfte. Der Senat sah nicht, oder wollte nicht sehen, welche gefährliche Macht er in die Hände einzelner legte, wie früher oder später ein unternehmender Mann, den die Gunst des großen Haufens erhob, die Liebe seines Heeres stark machte, die Waffen gegen den Staat wenden werde, wenn er sein besonderes Interesse von dem allgemeinen trennte. Der Zeitpunkt mochte wohl noch entfernt sein; allein schon jetzt entstand aus dem Mangel an Aufsicht der Nachteil, daß die auswärtigen Provinzen der Staatskasse wenig eintrugen. Die Beamten wußten sich für ihre Mühe bezahlt zu machen, sie kehrten regelmäßig mit vollen Taschen aus den Provinzen zurück; der Staat aber mußte sich immer mit den sehr mäßigen, regelmäßigen Steuern begnügen.

Jedoch entgingen nicht alle diese Blutsauger der gerechten Strafe, denn noch war die Mehrzahl im Senat und in der Gemeinde wohlgesinnt und unabhängig genug, um wenigstens gegen schreiende Ungerechtigkeiten einzuschreiten; auch fanden die mißhandelten Städte und Völkerschaften unter den Männern der Nobilität Patrone, die ihre Sache führten. Ein solcher Patron, der für seine hispanischen Klienten ohne Rücksicht auf eigene Gefahren und Nachteile mit Rechtlichkeit und unbeirrter Entschlossenheit auftrat, war der oft genannte M. Porcius Cato, ein Emporkömmling zwar, aber an Einfluß den ersten Senatoren gleich. Schon als siebzehnjähriger Jüngling hatte er in der unglücklichen Schlacht am Trasimenus gefochten, dann unter Fabius Cunctator, unter Marcellus und Nero Wunden und Ehren davongetragen. Als Quästor war er gegen die Geldverschwendung des großen Scipio in die Schranken getreten. Rühmliche Thaten und unbestechliche Rechtschaffenheit, aber auch unbeugsame Strenge zeichneten seine Prätur auf Sardinien und sein Konsulat in Hispanien aus. Die Gemeinde wußte den Verfechter altrömischer Gesinnung zu schätzen; sie ernannte ihn nebst Fulvius Flaccus, den er empfohlen hatte, zu Sittenrichtern. Seine Wahl verbreitete allgemeinen Schrecken unter den hochadeligen Übelthätern, denn er stieß den L. Flamininus, den Bruder des Siegers von Kynoskephalä, aus dem Senat, weil derselbe in einem Anfall von Laune einen Kelten erschlagen hatte, und den L. Scipio aus ähnlichen Gründen aus der Ritterschaft. Er suchte in allen Stücken die Rechte und das Vermögen des Staates zu wahren, hob ungünstige Lieferungs- und Baukontrakte auf,

ließ die Röhren, welche das Wasser der öffentlichen Brunnen in Privathäuser leiteten, abhauen, auf Grund und Boden des Staates Gebäude niederreißen. Die Bürger mußten derbe Wahrheiten von ihm entgegennehmen. „Ihr hört nicht“, sagte er, auf die Müßiggänger und Schmarotzer zielend, „weil der Bauch keine Ohren hat.“ — „Wer in ein Haus einbricht“, rief er den Vornehmen zu, „kommt in Eisen; wer in die Staatskasse, geht in Gold einher.“

So sprach und handelte der eifrige Mann bis ans Ende seines langen, thatenreichen Lebens. Er war in allen Verhältnissen ein Römer von altem Schrot und Korn, praktisch, einfach in seiner Lebensweise, sparsam, bedacht auf Erwerb und daher an vielen gewinnreichen Spekulationen beteiligt, aber er war auch nicht mehr und wollte nicht mehr sein. Das tiefere Gemütsleben, die Weihe der Poesie und wahren Weisheit blieb ihm immer fremd. Seine Sklaven nährte er reichlich, hielt sie aber zu den härtesten Arbeiten an und verkaufte sie, wenn sie alt wurden. Mit gleicher Herzlosigkeit ließ er in Hispanien bei Aufständen Hunderte von Dörfern einäschern und Tausende von Einwohnern niedermetzeln, während er sonst Gerechtigkeit übte. Auch er war keineswegs ein großer, das Ganze überschauender Staatsmann. Mit kleinlichen, polizeilichen Maßregeln wollte er die Mißstände heilen, die bereits die Bande des Staates gelockert und die republikanische Verfassung in ihrem innersten Kern angegriffen hatten. Er erkannte diese Gebrechen; er hielt die Fackel, die den Abgrund erhellte, aber er wußte keine Abhülfe. Er und seine Gesinnungsgenossen versuchten wohl, eine unabhängige Bürger- und Bauernschaft wiederherzustellen, der Sklavenwirtschaft entgegenzutreten, den freien Leuten, die kein Erbgut hatten, Arbeit und verdientes Brot statt des Bettelbrotes zu verschaffen. Aber sie beförderten selbst den Gutsbetrieb durch leibeigene Knechte.

Römischer Spezereiladen. (Ausgrabung von Pompeji.)

noch mehr die alten Hauptstädte Capua und Tarent, während die Bruttier als Staatsknechte betrachtet und behandelt wurden. Mit den Kelten in Oberitalien scheint man ein ähnliches Verfahren eingehalten zu haben, da man sie als Ausländer und Barbaren betrachtete.

Die auswärtigen Provinzen wurden durch Statthalter, gewesene Prätoren und Konsuln, verwaltet; daselbst war der Erpressung und sogar dem offenen Raube Thür und Thor geöffnet. Es fehlte nämlich fast jede Oberaufsicht und Kontrole. Der Prokonsul und Prätor hatte die Gerichtsbarkeit, Polizei und Militärmacht in Händen. Daß ihm ein Quästor zur Regelung der Finanzen beigegeben war, trug wenig dazu bei, seine Willkürherrschaft zu beschränken. Er schrieb Lieferungen aus, ließ sich erzwungene Geschenke darbringen, nahm gelegentlich Kunstwerke in Beschlag, fing auf eigene Faust Krieg an, plünderte statt der Feinde die Bundesgenossen und entzog sich der Verantwortung unter dem Vorwande übertragener Staatsgeschäfte. Der Senat sah nicht, oder wollte nicht sehen, welche gefährliche Macht er in die Hände einzelner legte, wie früher oder später ein unternehmender Mann, den die Gunst des großen Haufens erhob, die Liebe seines Heeres stark machte, die Waffen gegen den Staat wenden werde, wenn er sein besonderes Interesse von dem allgemeinen trennte. Der Zeitpunkt mochte wohl noch entfernt sein; allein schon jetzt entstand aus dem Mangel an Aufsicht der Nachteil, daß die auswärtigen Provinzen der Staatskasse wenig eintrugen. Die Beamten wußten sich für ihre Mühe bezahlt zu machen, sie kehrten regelmäßig mit vollen Taschen aus den Provinzen zurück; der Staat aber mußte sich immer mit den sehr mäßigen, regelmäßigen Steuern begnügen.

Jedoch entgingen nicht alle diese Blutsauger der gerechten Strafe, denn noch war die Mehrzahl im Senat und in der Gemeinde wohlgesinnt und unabhängig genug, um wenigstens gegen schreiende Ungerechtigkeiten einzuschreiten; auch fanden die mißhandelten Städte und Völkerschaften unter den Männern der Nobilität Patrone, die ihre Sache führten. Ein solcher Patron, der für seine hispanischen Klienten ohne Rücksicht auf eigene Gefahren und Nachteile mit Rechtlichkeit und unbeirrter Entschlossenheit auftrat, war der oft genannte M. Porcius Cato, ein Emporkömmling zwar, aber an Einfluß den ersten Senatoren gleich. Schon als siebzehnjähriger Jüngling hatte er in der unglücklichen Schlacht am Trasimenus gefochten, dann unter Fabius Cunctator, unter Marcellus und Nero Wunden und Ehren davongetragen. Als Quästor war er gegen die Geldverschwendung des großen Scipio in die Schranken getreten. Rühmliche Thaten und unbestechliche Rechtschaffenheit, aber auch unbeugsame Strenge zeichneten seine Prätur auf Sardinien und sein Konsulat in Hispanien aus. Die Gemeinde wußte den Verfechter altrömischer Gesinnung zu schätzen; sie ernannte ihn nebst Fulvius Flaccus, den er empfohlen hatte, zu Sittenrichtern. Seine Wahl verbreitete allgemeinen Schrecken unter den hochadeligen Übelthätern, denn er stieß den L. Flamininus, den Bruder des Siegers von Kynoskephalä, aus dem Senat, weil derselbe in einem Anfall von Laune einen Kelten erschlagen hatte, und den L. Scipio aus ähnlichen Gründen aus der Ritterschaft. Er suchte in allen Stücken die Rechte und das Vermögen des Staates zu wahren, hob ungünstige Lieferungs- und Baukontrakte auf,

ließ die Röhren, welche das Wasser der öffentlichen Brunnen in Privathäuser leiteten, abhauen, auf Grund und Boden des Staates Gebäude niederreißen. Die Bürger mußten derbe Wahrheiten von ihm entgegennehmen. „Ihr hört nicht", sagte er, auf die Müßiggänger und Schmarotzer zielend, „weil der Bauch keine Ohren hat." — „Wer in ein Haus einbricht", rief er den Vornehmen zu, „kommt in Eisen; wer in die Staatskasse, geht in Gold einher."

So sprach und handelte der eifrige Mann bis ans Ende seines langen, thatenreichen Lebens. Er war in allen Verhältnissen ein Römer von altem Schrot und Korn, praktisch, einfach in seiner Lebensweise, sparsam, bedacht auf Erwerb und daher an vielen gewinnreichen Spekulationen beteiligt, aber er war auch nicht mehr und wollte nicht mehr sein. Das tiefere Gemütsleben, die Weihe der Poesie und wahren Weisheit blieb ihm immer fremd. Seine Sklaven nährte er reichlich, hielt sie aber zu den härtesten Arbeiten an und verkaufte sie, wenn sie alt wurden. Mit gleicher Herzlosigkeit ließ er in Hispanien bei Aufständen Hunderte von Dörfern einäschern und Tausende von Einwohnern niedermetzeln, während er sonst Gerechtigkeit übte. Auch er war keineswegs ein großer, das Ganze überschauender Staatsmann. Mit kleinlichen, polizeilichen Maßregeln wollte er die Mißstände heilen, die bereits die Bande des Staates gelockert und die republikanische Verfassung in ihrem innersten Kern angegriffen hatten. Er erkannte diese Gebrechen; er hielt die Fackel, die den Abgrund erhellte, aber er wußte keine Abhülfe. Er und seine Gesinnungsgenossen versuchten wohl, eine unabhängige Bürger- und Bauernschaft wiederherzustellen, der Sklavenwirtschaft entgegenzutreten, den freien Leuten, die kein Erbgut hatten, Arbeit und verdientes Brot statt des Bettelbrotes zu verschaffen. Aber sie beförderten selbst den Gutsbetrieb durch leibeigene Knechte.

Römischer Spezereiladen. (Ausgrabung von Pompeji.)

Einexerziren der römischen Rekruten.

Kriegswesen.

Wir haben bisher die römischen Legionen auf ihren Zügen begleitet, ihre Siege und auch ihre Niederlagen gesehen, aber auch wahrgenommen, wie sie unter geschickter Anführung zuletzt alle örtlichen Schwierigkeiten und feindlichen Waffen überwanden. Und doch bestanden die Heere nicht mehr bloß aus Bürgern, die Haus und Hof, Weib und Kind und ein freies, ruhmvolles, teures Vaterland verteidigten, sondern zum großen Teil aus Leuten ohne heimischen Herd und ohne das stolze Bewußtsein freien Bürgertums. Aber die taktische Ordnung, die Waffengewandtheit des einzelnen Mannes, die strenge Kriegszucht, wenn tüchtige Feldherren an der Spitze standen, war dieselbe wie in alter Zeit, und durch diese Mittel bewährte die römische Macht noch immer ihre Überlegenheit über alle Völker. Was die taktische Ordnung betrifft, so war sie im wesentlichen unverändert geblieben. Die allmähliche Entwicklung und Fortbildung der römischen Heeresordnung veranschaulichen die nachfolgenden Abbildungen.

Fig. I, früheste Aufstellung; es bedeutet B die Linie des Fußvolkes, A die auf beide Flügel verteilte Reiterei, C das leichte Kriegsvolk.

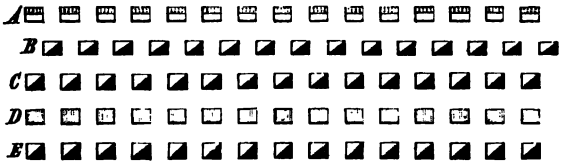
I. Früheste Aufstellung.

Fig. II, die Manipular-Aufstellung während der ersten Zeit der Konsuln; hier zieht sich bei A die Linie der Legionen, bei B die der Ritterschaft, bei C die der leichten Völker hin.

II. Manipular-Aufstellung.

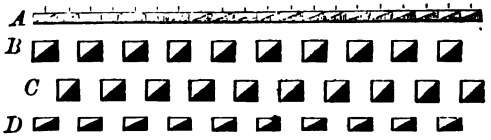
Sie bildet den Übergang zu der späteren Quincunxialstellung (Fig. III). Bei A sehen wir hier die Hastaten und vor ihnen Leichtbewaffnete. Die offenen Zwischenräume deckten (B) die Principes. In der dritten Linie standen die Triarier (C); die vierte Linie D wurde von den Rorariern (Bogenschützen und Schleuderern), die fünfte E von den Accensen (Ersatzmannschaften) eingenommen.

III. Quincunxialstellung.



Die Leichtbewaffneten (A) zogen sich, wenn das Handgemenge begann, hinter die Schlachtordnung zurück, oder sie verharrten wohl auch zwischen den Gliedern der Principes und Triarier. Jedes der drei Treffen zerfiel nunmehr in zehn Abteilungen, die man nur bei den Hastaten und Principes Manipeln, bei den Triariern aber Pilen nannte. Die Manipel zählte anfangs 60, später 120 Mann, bestand aus zwei Centurien und rückte in zehn Gliedern auf; der Pilus der Triarier, nur halb so stark, stand in einer Tiefe von 5 Gliedern. Drei solcher Abteilungen der verschiedenen Treffen nebst den zugeteilten Leichtbewaffneten bildeten eine Kohorte und zehn der letzteren eine Legion. Als man im Punischen Kriege und später die Mannschaft der Legionen verstärkte, zählte jede Manipel 180 und sogar bis 270 Streiter.

IV. Quincunxialstellung des Regulus.

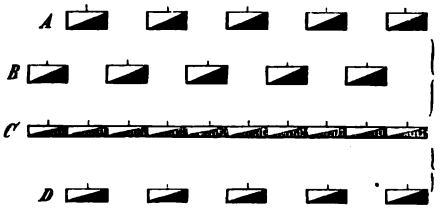


Die Abbildung Fig. IV stellt bei A die Leichtbewaffneten in geschlossenen Linien dar, bei B die Hastaten, bei C die Principes, bei D die Triarier.

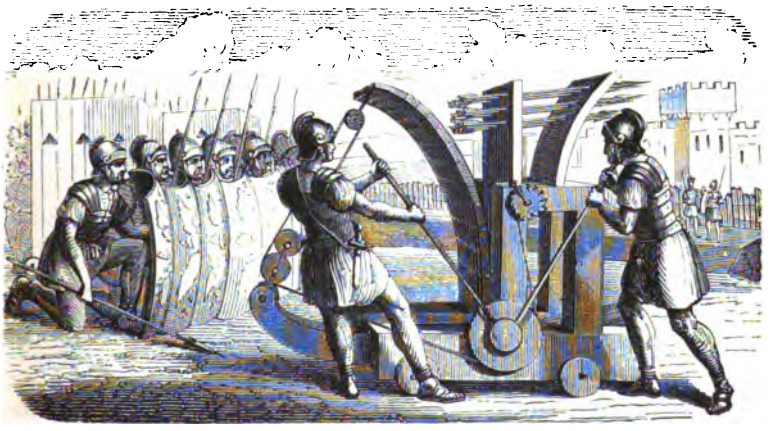
In den späteren Kriegen ward die Aufstellung in fünf Kohorten, wie sie Abbildung Fig. V zeigt, angenommen. A sind die Principes, B die Hastaten, C die Leichtbewaffneten in geschlossener Linie und D die Triarier. Die Reiterei,

die einem solchen Heeresteil verbunden war, betrug 800 Mann und war in zehn Turmen eingeteilt.

V. Aufstellung zu fünf Kohorten.

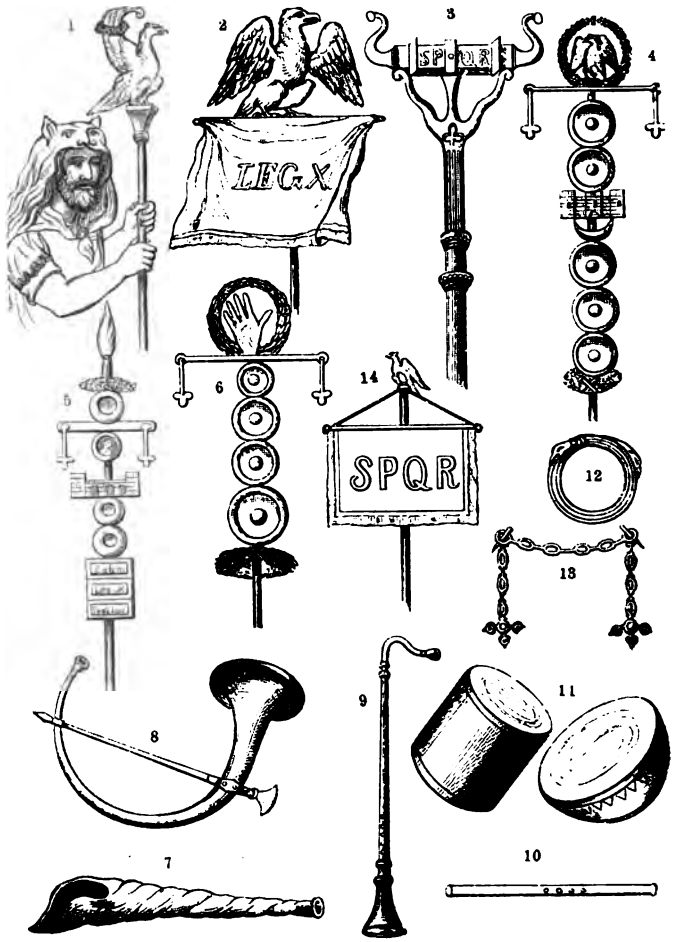


War der Platz, den man erobern wollte, wohlverwahrt und verteidigt, so bedurfte es vielfach jahrelanger Arbeiten, bis die Übergabe erzwungen wurde.



Pfeilwurfmaschine und Bedienungsmannschaft.

Und doch waren die Römer in der Belagerungskunst bedeutend fortgeschritten. Als Hauptwerkzeug gebrauchten sie noch immer den Sturmbock in Verbindung mit Schirmdächern (vergl. S. 330 u. 371). Solche Schirmdächer, die hoch und stark genug waren, daß ein darunter befindlicher Widder arbeiten konnte, nannte man Widder- oder Bresche-Schildkröten sowie Belagerungstürme. — Mannigfaltig waren die Geschütze. Ein Geschütz von der Art, die man am häufigsten anwendete, bestand aus drei Hauptteilen: dem Spannkasten, der Geschoßbahn und dem Gestell. Ersterer bildete einen sehr starken Rahmen mit drei Öffnungen, deren mittlere zum Einlegen und Befestigen der Pfeilbahn diente, während die beiden äußeren für die Bogenteile und Spannnerven bestimmt waren. Die Spannnerven, auf denen hauptsächlich die Kraft und Wirksamkeit der Maschine beruhte, wurden aus sehr elastischen Haaren oder Tiersehnen gemacht und durch ein Instrument, Spannleiter, in den beiden Öffnungen nach oben und unten mit solcher Kraft gespannt, daß sie bis auf $^2/_3$ ihrer Dicke ausgedehnt waren.



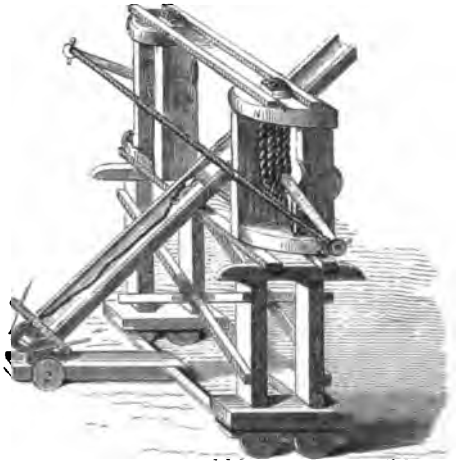
Römiſche Feldzeichen, Fähnlein, Feldmuſik, Ketten und Ringe.

1 ein Adlerträger. 2 römiſcher Legionsadler mit Inſchrift. 3 Reiterſtandarte (Flammula). 4—6 Kohorten-Zeichen. 7 ſchneckenförmig gewundene Kriegstrompete. 8 die Zinken. 9 die Tuba cornea (Signalhorn). 10 die Flöte. 11 Heerpauken. 12 ſilberner oder goldener Armring. 13 Catella, mit Nadel angeſtecktes kleines Kettchen. 14 Vexillum (Fähnlein).

In dieſelben befeſtigte man hierauf die zwei Bogenteile, die nicht elaſtiſch waren, ſondern beim Anſpannen gegen die elaſtiſchen Nerven drückten und beim Losſchnellen von denſelben zurückgeſchlagen wurden. Die Bahn der Geſchoſſe beſtand aus einer langen Rinne (Pfeife), in welche mittels einer Nute der bewegliche Läufer eingeſchoben war. Letzterer nahm in der vertieften Mitte das Geſchoß auf und hatte an ſeinem hinteren Ende ein Schloß, durch welches die Bogenſehne feſtgehalten wurde. Durch ein daran befeſtigtes Seil und eine

Winde wurde er rückwärts gezogen, worauf man, nachdem das Ziel genommen war, durch einen am Schloß befestigten Drücker die Bogensehne losschnellte, die das Geschoß mit großer Gewalt hinaustrieb. Das Gestell, worauf die Maschine ruhte, bestand gewöhnlich aus zwei Säulen, einer vordern unter dem Spannkasten und einer hintern unter der Winde. So waren die Geschütze mit gerader Spannung beschaffen, d. h. solche, die in grader oder wenig erhabener Linie ihre Geschosse versandten, und die man gewöhnlich Katapulten nannte. Die Geschütze mit Winkelspannung, d. h. solche, die in einem Winkel bis zu 45° warfen, waren etwas verschieden. Sie hatten zwei Spannkästen, für jeden Bogenarm einen, und oft ruhte das hintere Ende der Pfeife auf dem Boden. Sie warfen also, wie unsere Mörser, im Bogen balkenähnliche Pfeile sowie centnerschwere Steine, weshalb man dieselben Ballisten nannte. Man hatte auch sogenannte Bauchspanner, d. h. kleinere Geschütze mit elastischem Bogen, die ein Mann bedienen konnte.

Ähnlich waren die sogen. Skorpionen beschaffen; doch gab man auch den Katapulten überhaupt diesen Namen. In späterer Zeit war bei den römischen Kriegsheeren der Onager üblich (S. 330), der hauptsächlich in einem mit Spannnerven befestigten, oben löffelartig ausgehöhlten Balken bestand, den man mit großer Gewalt durch eine Winde rückwärts fast in horizontale Lage brachte und dann, nachdem man ihn mit dem Geschoß versehen hatte, losschnellen ließ. Er war viel wirksamer, als die Pfeilwurfmaschine, bei welcher durch den Gegenschlag eines elastischen Brettes die Geschosse fortgeschleudert wurden. Die Wirkung solcher Wurfmaschinen lernten die Römer zuerst bei der Belagerung von Syrakus kennen, wo Archimedes Steinmassen von 1200 Pfund Gewicht auf die Schiffe der Belagerer schleuderte. Die Karthager dagegen verwendeten schon damals das Geschütz in größtem Umfange. Doch dauerte es noch Jahrhunderte, bevor die Römer das Geschütz in großem Umfange verwerten lernten.



Römische Ballista mit Winkelspannung.

Religion.

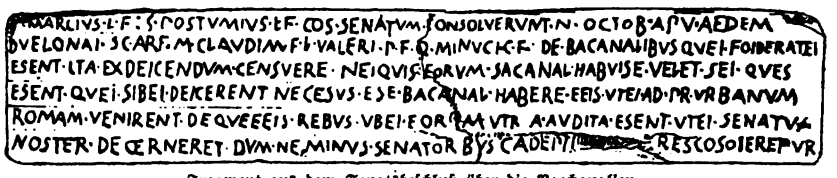
Auf den Hügeln und in den Niederungen der Tiberstadt prangten überall zwischen den Wohnungen der Bürger ehrwürdige Tempel, die der fromme Glaube errichtet hatte. Vom Kapitol herab schaute der allwaltende, allgnädige Jupiter auf das beglückte Volk, und in der Nähe des Comitium erhob sich der alte herrliche Bau, worin er als Jupiter Stator, als der schirmende Gott, der die Flucht hemmt, verehrt wurde. Die Illustration auf Seite 568 giebt die Frontansicht dieses prächtigen Tempels; die nebenstehende eröffnet einen Blick in das als Hypäthros gestaltete Innere. Fortwährend wurden die Heiligtümer vermehrt, allein dennoch geriet die alte Frömmigkeit mehr und mehr in Verfall. Noch während des Krieges gegen König Philipp wunderten sich die Griechen über den gewissenhaften Eifer in Opfern und heiligen Gebräuchen, und die Ätolier warfen dem Konsul vor, er habe, statt tüchtig dreinzuschlagen, geopfert und gebetet. Das war seitdem in rascher Folge anders geworden. Die Feldherren und Beamten, überhaupt die vornehme Welt, beobachteten zwar die religiösen Formen, des gemeinen Mannes wegen, aber in ihrer Überzeugung hatten sie sich von den Ammenmärchen, wofür sie die Religion hielten, frei gemacht. Damit waren denn freilich die Ahnungen des Göttlichen, Geistigen, Ewigen, die sich in den römischen Göttersagen aussprachen, beiseite geschoben und den materiellen Götzen, die man sehen, fühlen und genießen konnte, Altäre erbaut. Der sehr zusammengeschwundene Mittelstand bewahrte zwar zum Teil die alte Ehrfurcht vor dem Heiligen; allein es war doch nur ein leeres Formelwesen, eine Beobachtung von Gebräuchen, Formeln, Gebeten, die man zum Teil wegen ihrer Altertümlichkeit gar nicht mehr verstand. Die gedankenlose Menge betrat den Tempel nicht aus Bedürfnis, sondern aus Gewohnheit, Langerweile und Schaulust. Zu diesem Verfall des religiösen Glaubens trugen besonders griechische Bücher nicht wenig bei, worin philosophisch und poetisch die göttlichen Wesen als bloße Begriffe oder als Naturkräfte dargestellt waren.

Der römische Dichter Ennius (s. unten S. 560) übersetzte die Schriften des Griechen Euhemeros, der die Göttermythen auf menschliche Begebenheiten und Erlebnisse zurückführte. Die Polizei ließ dies vielleicht aus Unkunde unbelästigt geschehen. Dagegen trat sie mit aller Strenge auf, als man 181 v. Chr. angeblich das Grab des Numa Pompilius samt seinen hinterlassenen Schriften entdeckte.

Wenn die Polizei bei diesen und anderen Gelegenheiten die vaterländische Religion aufrecht zu erhalten suchte, so trat sie auch wieder den Anmaßungen des Priestertums entgegen, indem sie es den Gesetzen des Staates unterwarf und z. B. seine beanspruchte Steuerfreiheit zurückwies. Alle ihre Maßregeln konnten indessen den Strom der Irreligiosität so wenig dämmen, als der Altmeister Cato und seine Gesinnungsgenossen den Gang der Bildung veränderten. Sie hatte außerdem noch in anderen Dingen vollauf zu thun, die man bei der vorherrschenden Gleichgültigkeit gegen die Religion nicht erwartet. Sie hatte fremden Aberglauben zu bekämpfen und abzuwehren, welcher den von der frommen Sitte geräumten Boden einzunehmen strebte.

Das Innere des Jupiter-Stator-Tempels.

Als man nämlich den vaterländischen Glauben über Bord geworfen hatte und, der eigenen Kraft vertrauend, auf dem wechselvollen Meere des Lebens umhertrieb, blieb doch die Ahnung von einem Etwas, das über Sturm und Stille, Lust und Leid Gewalt habe. Man suchte es zu erfassen, zu beschwören, zu bannen, wie einst nach der Sage den Blitze schleudernden Jupiter, und da fanden sich bald Menschen, die sich für Seher und kundige Beschwörer ausgaben, in großer Menge. Die Regierung selbst hatte dazu Veranlassung gegeben, als sie die große Göttermutter Cybele in Form eines Feldsteines nach Rom bringen ließ und ihren Dienst einrichtete. Da kamen neue Priesterschaften, chaldäische Sterndeuter, Bettelpropheten und ähnliches Volk herüber und führten den Geheimdienst des Bacchus, der Ceres, des Adonis ein, wobei nicht nur geheimnisreiche Narrheiten ausgekramt, sondern auch schamlose Orgien gefeiert wurden.


MARCIVS·L·F·S·POSTVMIVS·L·F·COS·SENATVM·CONSOLVERVNT·N·OCTOB·APV·AEDEM
DVELONAI·SC·ARF·M·CLAVDIM·F·L·VALERI·P·F·Q·MINVCI·C·F·DE·BACANALIBVS QVEI·FOIDERATEI
ESENT·LTA·EXDEICENDVM·CENSVERE·NEIQVIS·EORVM·SACANAL·HABVISE·VELET·SEI·QVES
ESENT·QVEI·SIBEI·DEICERENT NECESVS·ESE·BACANAL·HABERE·EEIS·VTEI·AD·PR·VRBANVM
ROMAM·VENIRENT·DEQVEEEIS·REBVS·VBEI·EORVM VTR A·AVDITA·ESENT·VTEI·SENATVS
NOSTER·DECERNERET·DVM·NE·MINVS·SENATORBVS CADENT [illegible] RESCOSOIEREPVR

Fragment aus dem Senatsbeschluß über die Bacchanalien.

In nächtlichen Stunden kamen Männer und Weiber zusammen; unter der Hülle der Dunkelheit und den betäubenden Klängen fremder Instrumente opferte man den Göttern des Weines und der Lust; ja selbst Unsittlichkeit, Giftmischerei und andere Greuel wurden unter dem Schleier der neuen, geheimnisvollen Gottesdienste geübt. Die Konsuln des Jahres 186 entdeckten diese Bacchanalien. Sie wurden vom Senat mit Vollmacht zur Unterdrückung derselben ausgerüstet und sollen über 6000 Personen vor ihr Tribunal gezogen und großenteils mit dem Tode bestraft haben. Das Gift aber wucherte im Verborgenen fort, und die Bettelpfaffen und Lügenpropheten wußten sich im Ansehen zu erhalten, um auf Kosten der gläubigen Einfalt die leeren Säckel und Magen zu füllen. — So machte sich neben dem Unglauben der schädlichste Aberglaube geltend und rüttelte an den Grundpfeilern des gesellschaftlichen Lebens, bis die republikanische Form zerbrach und die Hand eines Gebieters die äußere Ordnung wiederherstellte.

Unmerklich, wie sich die Wasser des langsam schwellenden Stromes ausbreiten und die Fruchtfelder der Niederungen überfluten, so ergoß sich die Macht des Kapitals zerstörend über den Mittelstand, bis dieser verschwand und der Sumpf des Proletariats zurückblieb. Schon jetzt, da noch ein ansehnlicher Kern achtbarer Bürger vorhanden war, konnte man durch Geld- und Brotspenden, noch mehr durch die beliebten Spiele, Ämter und Auszeichnungen erlangen.

Im Cirkus.

Öffentliche Spiele und Feste.

Schauluſtig waren die Römer immer geweſen; die Müßiggänger und Pflaſtertreter, die ſich nunmehr den lieben langen Tag über auf dem Forum und in den Gaſſen Roms umhertrieben, fanden, wenn ſie nicht vom Hunger geplagt wurden, an dem Gaffen und Horchen abſonderliches Behagen. Daß es hierzu an Gelegenheit nicht fehlte, dafür ſorgten die regierenden Herren. In alter Zeit hatte man ſich mit einem großen Volksfeſte begnügt; Flaminius, der ſich am Traſimenus mit ſeinen Legionen zuſammenhauen ließ, fügte die plebejiſchen Spiele hinzu. Bald folgten die Apolloſpiele, darauf das Feſt zu Ehren der phrygiſchen Göttermutter und endlich ein ſolches zur Feier der Flora.

Alle dieſe Feſte wurden im Cirkus mit Spielen gefeiert, deren hauptſächlichſter Beſtandteil in Wagenrennen und Wettkämpfen zu Pferde beſtand. Jetzt genügte nicht mehr der alte Cirkus zwiſchen dem Aventin und Palatin. Ein zweiter Rennplatz, der Flaminiſche, ward vor dem Ratumeniſchen Thore auf dem Marsfelde hergeſtellt. Beide Anlagen wurden jetzt mit nicht geringer Pracht zur größten Bequemlichkeit der Zuſchauer eingerichtet. Der Cirkus, dem griechiſchen Stadion ähnlich, enthielt einen von zwei langen parallelen und zwei kürzeren Seiten eingeſchloſſenen, ebenen Raum, die Arena. Die eine kurze Seite, in deren Mitte ſich der für den Feſtzug beſtimmte Eingang befand, war ſchief gegen die Hauptachſe geſtellt und etwas gebogen, um die Wagen oder Pferde in den auf dieſer Seite angebrachten carceres in möglichſt gleicher

Entfernung von der Rennbahn aufzustellen. Die entgegengesetzte kleine Seite bildete einen Kreisabschnitt. Durch die Mitte des Cirkus zog sich der Länge nach eine zwei Meter hohe Mauer, die Spina, mit Obelisken, Pfeilern und Säulen, die jedoch nicht bis ans Ende reichte, sondern oben und unten freien Lauf für die Renner übrig ließ. An ihren Enden befanden sich auf einer erhöhten Basis je drei Spitzsäulen (metae). Sie mußte siebenmal umfahren werden, was in dem großen Cirkus einen Weg von mehr als einer deutschen Meile betrug. Gewöhnlich fuhren vier Wagen zugleich ab, es konnten aber an einem Tage 25 solcher Wettrennen stattfinden.

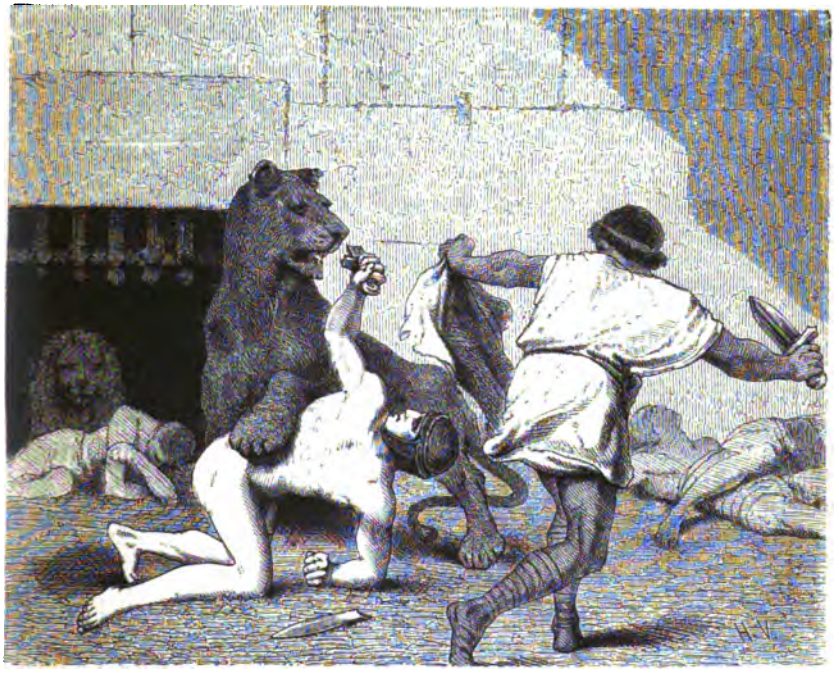
Die Zuschauer standen in alter Zeit um den Schauplatz; als aber die Bevölkerung der Stadt wuchs, erhöhte man die hinteren Plätze terrassenförmig, und später wurden daraus Galerien, die in Stufen hintereinander emporstiegen und von außen architektonisch verziert waren. In der Folge entstanden daraus die großartigen Amphitheater. Durch Scipio erhielten die Senatoren abgesonderte Sitze in der vorderen Reihe, wodurch selbst bei den Spielen der Rangunterschied bemerklich gemacht wurde.

Faustkämpfer.

Nach den Wagenlenkern ließen sich die Reiter teils in ähnlichen Wettrennen, teils in künstlichen Bewegungen und Evolutionen sehen. Dann erschienen Possenreißer und Athleten, namentlich Faustkämpfer, welche die Fäuste mit metallbeschlagenem Riemenzeug umwunden hatten. Nachmals ließ man reißende Tiere aus Afrika und Asien kommen, die gegen einander oder auch mit Menschen kämpften. Diese blutigen Hetzen wurden jedoch in gegenwärtiger Periode wieder verboten. Dagegen kamen die unmenschlichen Gefechte der Gladiatoren immer mehr in Aufnahme. Man leitete ihren Ursprung von den blutigen Leichenfeierlichkeiten der Etrusker oder den kriegerischen Hispaniern ab, die bei Leichenbegängnissen und anderen Gelegenheiten paarweise mit scharfen Waffen um die Ehre des Sieges kämpften. Es scheint aber, daß man sich bald nicht mehr mit Verwundungen und dem Unterliegen des Gegners begnügte; das Volk der Römer mußte Mord und Tod sehen; die letzten Seufzer, das Röcheln der Sterbenden hören, das war seine Lust, das galt ihm mehr als griechische Kunst und das Spiel der Histrionen. Doch fanden sich auch bei den dramatischen Vorstellungen schaubegierige Leute in Menge ein. Indessen da die Schauspielerzunft wenig geachtet war, durfte kein steinernes Theater erbaut werden, vielmehr schlug man für die fest-

lichen Aufführungen hölzerne Gerüste auf, die nach der Festzeit wieder abgetragen wurden.

Der Aufwand, den diese Feste und Spiele verursachten, wuchs unglaublich; er fiel aber nicht der Staatskasse zur Last, sondern den obrigkeitlichen Personen, denen die Feier oblag. Die obengenannten Feste, die regelmäßig wiederkehrten, wurden von den kuruliſchen und plebejiſchen Ädilen, die Apollospiele von den ſtädtiſchen Prätoren gegeben.



Tierkämpfer.

Dazu kamen noch häufige Dankfeste, welche die ſiegreichen Feldherren gelobt hatten und aus eignen Mitteln, oft mit Hülfe ihrer Klienten und auswärtiger Könige, beſtritten. Wenn man hört, daß ein anſtändiges Gladiatorenſpiel gegen 720000 Seſterzen (etwa 126000 M.) koſtete, ſo kann man ſich eine Vorſtellung von den Ausgaben für eine Feſtfeier machen. Die Beamten kümmerten ſich wenig um die erforderliche Summe, vielmehr ſuchten ſie einander gegenſeitig zu überbieten und fanden dabei ihre Rechnung. Denn durch Spiele gewann man Volksgunſt, Konſulat, Triumph und vor allem die Gelegenheit, Krieg zu führen, Beute zu machen, den leeren Säckel durch Raub und Plünderung reichlich wieder zu füllen.

Wissenschaft und Poesie.

Staat und Bürgerpflicht, das öffentliche Leben auf dem Forum oder im Lager und das häusliche in der Stadt oder auf seinem Acker, das waren die Kreise, in denen sich Jahrhunderte lang der römische Bürger bewegte, die sein Denken und Thun ausschließlich in Anspruch nahmen. Er hatte sich darin eingewöhnt und fühlte kein geistiges Bedürfnis, darüber hinauszugehen, bis er durch den stürmischen Gang der Begebenheiten aus der Beschränktheit in die große, vom hellenischen Geiste durchdrungene Völkerwelt eingeführt wurde. Er sah die Erzeugnisse der Kunst, er lernte die poetischen und wissenschaftlichen Schöpfungen im Auslande kennen, hatte daran Wohlgefallen, und die Lust wandelte ihn an, solche Werke sein Eigentum zu nennen. Mit seinem siegreichen Schwerte gewann er Statuen und Bildwerke der Kunst, mit seinen Reichtümern Künstler, die ihm Wohnungen und Tempel bauten; aber poetische und wissenschaftliche Schöpfungen im Gewande seiner vaterländischen Sprache konnte er sich nicht aus der Ferne holen, noch mit Geld erkaufen. Selbst mußte er da Hand anlegen. Dazu waren jedoch weder er noch seine ungelenke Sprache geeignet, welche überhaupt erst seit den punischen Kriegen in Aussprache und Grammatik zu festen Regeln gelangte. In Ahnenliedern, rohen Atellanen und Fescenninen, sowie in Gebets- und Bannformeln, bestanden die Erzeugnisse römischer Poesie, und diese hatte man in den Stürmen der inneren und äußeren Unruhen nicht weiter ausgebildet, sondern allmählich in Vergessenheit geraten lassen. Nicht einmal rhythmische oder prosaische Erzählungen von den Thaten der Väter, womit sonst die Völker ihre große Vorzeit zu feiern und auf die Nachwelt zu bringen suchen, waren vorhanden. Der praktische und hausbackene Sinn der Nation hatte das alles verschmäht, oder als unziemliches Spielwerk beiseite gelegt. Man begnügte sich mit der magern Aufzeichnung von Thatsachen in den Jahrbüchern der Priester und Magistratspersonen. Im beschämenden Gegensatze hierzu fanden die Römer, als ihre Staatshändel sie nach dem Osten führten, in der griechischen Litteratur einen Reichtum an Material, eine Fülle von Formen, eine Anmut, Schönheit und geistige Tiefe,

welche sie sich durch Übersetzung und Nachahmung anzueignen strebten. So wuchs aus dem Wunderbaum des hellenischen Geisteslebens als Seitenzweig die römische Litteratur hervor.

Zunächst ward das Bedürfnis fühlbar, für die Festspiele Bühnenstücke zu schaffen. Das beliebte Rennen mit Wagen und Rossen füllte nur einen Tag aus; während der übrigen Festtage konnten nicht beständig Possen, Athletenkünste, teure Gladiatorenkämpfe aufgeführt werden. Daher errichtete man Schaubühnen aus Brettern und legte vorn im Halbkreis Schranken für die Zuschauer an. Es war aber kein kunstverständiges Publikum, wie in Griechenland, wo die Weihe religiöser Feier über die scenischen Darstellungen ausgebreitet war, sondern eine bunte Menge, welche unterhalten, gerührt, vor allem aber belustigt sein wollte.

Die Männer, die für einen solchen Geschmack arbeiteten, waren meist geringen Standes, Freigelassene, im Ausland geboren. Sie bearbeiteten griechische Stücke, schmolzen oft mehrere zusammen und suchten sie durch mancherlei Zuthat den Römern mundrecht zu machen. Sie nahmen aber nicht Werke aus der Blütezeit des Hellenentums; denn diese war in sich abgeschlossen, ganz national und darum für den Fremdling, der weder die Götter und Heroen noch die Beziehungen auf die großen Zeitereignisse kannte, wenig verständlich. Sie griffen vielmehr nach späteren Erzeugnissen der griechischen Poesie, die allgemeine menschliche Zustände behandelten. In der Zeit dieser dramatischen Dichter war die hellenische Welt schon längst aus den Fugen gewichen; von dem alten Glauben, dem Stolze auf das gemeinsame Vaterland, der bürgerlichen und häuslichen Sitte war nichts mehr übrig. Die Poeten schrieben mit gewandter Feder für eine gebildete, geistreiche, aber auch thatenlose Gesellschaft, die sich die Langeweile vom Halse zu schaffen suchte. Daher bewegten sich die Stücke um Geldprellereien, die ein knapp gehaltener Sohn oder ein verschmitzter Sklave durchführt, um den Besitz eines Mädchens, das nicht im besten Rufe steht oder leibeigen ist und späterhin als die Tochter eines vermögenden Bürgers erscheint, worauf eine Hochzeit den Schluß bildet. Oft wird auch eine genügende Portion von Edelmut, von Aufopferung eines Freundes oder eines Sklaven zur Schau gestellt. Beständig wiederholen sich Personen und Situationen, burleske Verwechselungen, Belauschen und andere kleinliche Kunstgriffe, welche die Aufmerksamkeit der Zuschauer in Spannung erhalten. Die römischen Nachahmer mußten das alles derber auffassen, auch wohl niedrige Späße und Witze beimischen, um Interesse zu wecken.

So stand es mit der Komödie. Weniger beliebt war die Tragödie; sie gründete sich ganz auf Euripides, bewegte sich um Greuel jeder Art, ohne ein höheres Ziel vor Augen zu haben, als durch Schlag- und Knalleffekte Erstaunen und Rührung hervorzubringen. Man sieht: die Dichtkunst war zur lohndienenden Magd herabgesunken; ihre Aufgabe, den Menschen aus dem Staube der Gemeinheit zur Erkenntnis dessen zu erheben, was für alle Zeiten schön, gut und wahr ist, lag ihr in weiter Ferne. Doch war sie keineswegs aller Eigentümlichkeit und Anmut entkleidet; ein Gefühl von der großen, thatenreichen Zeit, in welcher die Poesie entstand, ist mitunter darin ausgesprochen, und

die damaligen gesellschaftlichen Zustände werden mit lebendigen Farben geschildert. Es ist freilich die attische Gesellschaft, in welche uns der Dichter einführt, aber er geht auch öfters auf die römische über und macht sich kein Gewissen daraus, römische Örtlichkeiten und Verhältnisse in seine Schilderungen einfließen zu lassen. — Andere Dichter, besonders in latinischen Städten, gingen zwar auch von der griechischen Litteratur aus, aber sie blieben ganz auf italischem Boden und schufen daher mehr in nationalem Geiste. Indessen sind von ihren Dichtungen nur Bruchstücke übrig. Dasselbe gilt von dem größten Teil der Poesien dieser Periode; nur Stücke von Plautus und Terenz sind vollständig auf uns gekommen.

Als derjenige Dichter, der zuerst in lateinischer Sprache schrieb, ist Livius Andronicus anzuführen. Er war von Geburt ein Grieche, geriet bei der Eroberung von Tarent in Gefangenschaft, wurde freigelassen und lehrte als Schulmeister die griechische und lateinische Sprache. Er verfaßte für den Unterricht der römischen Knaben in saturnischen Versen eine Übersetzung der Odyssee, die, obgleich rauh, holperig und wenig treu, doch lange Zeit in Ehren blieb. Ähnlich waren seine Trauer- und Lustspiele. Man mochte sie in der Folge wegen ihrer Unbeholfenheit nicht mehr lesen.

Bedeutender ist Cn. Nävius, aus einer lateinischen Kolonie Kampaniens gebürtig. Er focht in römischem Kriegsdienst während des ersten punischen Krieges und ließ sich nach dem Friedensschlusse in Rom nieder, wo er in rauher, aber kräftiger und klarer Sprache jenen Krieg episch besang und auch Tragödien und Komödien verfaßte. Wenn er von sich sagte:

„Weit höher war von mir geschätzt und lieber war
Vor allem mir die Freiheit stets, als Geldgewinn“

so hat er diese Gesinnung durch die That bewährt. Er wagte es, wie einst Aristophanes in Athen, das Laster zu geißeln, wo er es fand, und selbst die regierenden Herren in Rom, einen Scipio, einen Metellus und andere anzugreifen. Gegen solche Kühnheit schritt aber sofort die römische Polizei ein. Sie brachte den kecken Dichter kurzerhand in sichern Gewahrsam, woraus er erst wieder entlassen wurde, als er durch einige im Kerker verfaßte Komödien allgemeinen Beifall errungen hatte. Ungeachtet dieser Erfahrung konnte er doch später das freie Wort nicht zurückhalten; er entzog sich jedoch neuen Mißhandlungen durch Verbannung nach Utica, wo er sein Leben beschloß.

Ausgebreiteten Ruhm erlangte Q. Ennius durch seine Dichtungen. Er war in Unteritalien geboren, focht im zweiten punischen Kriege mit Auszeichnung und erwarb sich die Freundschaft des großen Scipio, des Fulvius Nobilior und anderer Feldherren, deren Thaten er besang. Nachdem er das Bürgerrecht erlangt hatte, lehrte er die griechische und lateinische Sprache. Ennius blieb jedoch ungeachtet seiner vielvermögenden Gönner in ärmlichen Verhältnissen, da er den Wein und ein lustiges Leben liebte. Doch ertrug er Dürftigkeit, Alter und selbst die quälende Gicht ohne Murren und fuhr fort, das römische Volk durch seine Gedichte zu erfreuen. Er war übrigens keineswegs eine geniale Natur, nicht reich an Erfindung, sondern nur geschickt in Behandlung vorhandener Stoffe und in Handhabung der Sprache, die er

bereicherte und geschmeidig machte, so daß er es wagen konnte, in griechischen Rhythmen, besonders in dem volltönenden Hexameter, zu singen. Seine Ausdrucksweise ist kräftig, nicht ohne eine gewisse Abrundung. Man nannte ihn den Vater der römischen Poesie, der unter grobem Erze viel edles Gold verberge. Als sein wichtigstes Werk betrachtete man die Annalen, eine rhythmische Bearbeitung der römischen Geschichte, wovon noch viele Bruchstücke erhalten sind. Obgleich man es mit den Dichtungen Homers verglich, der ihm, wie er selbst sagt, auf dem Parnaß erschienen und ihn zum Gesange aufgefordert habe, so ist es doch mehr eine Art Reimchronik als ein abgerundetes Epos.

Als ein Beweis seiner kraftvoll malerischen Ausdrucksweise mag angeführt werden, wie er die feierlich stille Nacht beschreibt:

„Unermeßlich, schweigend ruhte rings des Himmels Weltenheer,
Und Neptun, der rauhe, stillte stürmischer Wogen wildes Spiel:
Seiner flücht'gen Rosse Hufe hemmte dort der Sonnengott,
Auch die emf'gen Flüsse standen still, kein Hauch bewegt das Laub."

Wie im Epos versuchte sich Ennius auch im ernsten Drama und im Scherze des Lustspiels. Er brachte zuerst die alte, possenhafte Satire (Satura), die von den fescenninischen Versen sich kaum unterschied, in kunstvolle Form, wodurch sie mehr dem Geschmacke der gebildeten Welt angepaßt wurde.

Eine neue Art von Dichtung, die poetischen Briefe, führte Lucilius ein, der 147 v. Chr. in der kampanischen Stadt Suessa Aurunca geboren, mit den Scipionen in Verbindung stand. Er war im höheren Sinne als Ennius Schöpfer der römischen Satire, und geißelte bald voll tiefen Ernstes, bald in heiterer Laune die Entartung des römischen Volkes, den dünkelhaften Hochmut der Optimaten, die Scheinheiligkeit der Priester wie die Kriecherei und Niederträchtigkeit des gemeinen Pöbels. Von seinen allerdings oft allzu gedehnten Gedichten sind noch bedeutende Bruchstücke vorhanden.

Lange Zeit war T. Maccius Plautus der Liebling des Volkes. Man ergötzte sich an der künstlichen, oft spannenden Verwicklung seiner Stücke, an dem unerschöpflichen Witze, den komischen Charakteren und den eingestreuten Lebensregeln. Er war in der umbrischen Stadt Sarsina geboren, von niederem Stande und dürftigen Umständen. Da ihm verschiedene Handelsspekulationen fehlschlugen, so ließ er sich in Rom nieder, wo er Komödien, meist nach griechischen Mustern, schrieb und den Ädilen verkaufte. Das dadurch erworbene Vermögen büßte er wieder in verfehlten Handelsunternehmungen ein und mußte eine Zeitlang als Müllerknecht sein Leben fristen. Er starb um das Jahr 185 oder 184, kurz vor dem großen Scipio. In seinen Stücken ist alles frisch, unmittelbar, keck und leicht hingeworfen. Mit unerschöpflichem Humor entfaltet er eine komische Situation in Charakteren, Scenen und Wendungen nach allen Seiten. Indessen fehlt allerdings Sorgfalt in der Bearbeitung, Glätte der Sprache und oft ein höheres Interesse, das sich über die Jämmerlichkeiten der Alltäglichkeit erhebt. In seinem „Ruhmredigen Kriegsmann" (Miles gloriosus) schildert er einen königlichen Werber, der in gutem Ernste von sich rühmt, er habe Elefanten gespalten und Tausende in der Schlacht

niedergesäbelt. In dem „Goldtopfe“ (Aulularia) spricht der Schutzgeist des Hauses den Prolog und erzählt, wie zu seinen Füßen unter dem häuslichen Herde ein Topf mit Gold verwahrt sei, der von Vater auf Sohn immer forterbe. Darauf prügelt in der ersten Scene der Geizhals Euclio seine Köchin aus dem Hause, um nach seinem Topfe zu sehen. Er verlobt dann seine Tochter mit einem reichen Hagestolz der Nachbarschaft. Da zur Herrichtung des Hochzeitsmahles Köche eintreten, treibt er auch sie aus der Küche, um seinen lieben Topf hervorzuholen und in einem entfernten Tempelhaine zu bergen. Ein Sklave des frühern, jugendlichen Bräutigams seiner Tochter entwendet ihn. Er hält dessen Herrn für den Dieb, bis nach vielen ergötzlichen Verwicklungen der Schatz zurückgegeben und die Lösung herbeigeführt wird. Die Schilderung des Geizigen ist von so drastischer Wirkung, daß ihn Molière in seinem „Avare“ nachgeahmt hat.

Plautus.

Edel gehalten und im ganzen ernst ist das Stück „Die Gefangenen“. Der alte Hegio hatte zwei zärtlich geliebte Söhne durch Raub und Krieg verloren. Er kaufte daher zwei Sklaven aus Elis, wohin seine Kinder geschleppt worden waren, um sie, wenn möglich, einzuwechseln. Der eine der Gefangenen, Tyndarus, ist längst Sklave, aber seinem mitgefangenen jungen Herrn Philokrates mit solcher Treue zugethan, daß er sein Leben für ihn wagt, indem er sich für ihn ausgibt. Hegio entläßt daher letzteren nach Elis, um die Auswechslung zu stande zu bringen. Ein anderer eleïscher Gefangener erkennt aber den Tyndarus. Er wird zwar von demselben mit solcher Dreistigkeit für wahnsinnig ausgegeben, daß er selbst daran glaubt, allein endlich wird der Betrug offenbar. Hegio gerät in den heftigsten Zorn, weil er glaubt, der Entlassene, ein Sohn vornehmer Eltern, werde nicht zurückkehren. Er verurteilt den Unglücklichen zur schrecklichen Arbeit in den Steinbrüchen. Da spricht Tyndarus die Worte, die seinen Edelmut bezeichnen:

„Sterb' ich nur nicht um Übelthat, so acht ich's nicht.
Büß' ich hier sterbend, wenn sein Wort er nicht erfüllt,
So wird im Tode diese That mir Ruhm verleih'n,
Daß meinen Herrn ich von Gefangenschaft und Feind
Zu seinen Eltern, in die Heimat frei gesandt,
Und daß ich vorzog, lieber meinen eignen Kopf
In Gefahr zu bringen, als im Elend ihn zu sehn.“

Der Schmarotzer Ergasilus erfährt zuerst am Hafen, daß Philokrates mit dem befreiten Sohne Hegios zurückgekehrt, daß auch der Sklave, der den andern Sohn vor vielen Jahren geraubt und verkauft hatte, eingebracht sei.

Er hinterbringt es unter vielen burlesken Wendungen dem glücklichen Vater, der ihn dafür mit dem Küchenmeisteramt betraut. Entzückt ruft er aus:

„Jener geht; ich habe Vollmacht, habe Küchenregiment;
Götter, ha, wie will ich Köpfe lustig von den Rümpfen hau'n!
Jetzo geh' ich in mein Staatsamt, und dem Speck halt' ich Gericht,
Und den Schinken, die dort hängen unverhört, soll Hülfe nah'n."

Es enthüllt sich endlich, daß der edle, mißhandelte Tyndarus der in früher Kindheit geraubte Sohn Hegios ist.

Nach Plautus errang Terentius Afer, von dem wir bereits ein Stück mitgeteilt haben, den Beifall der vornehmen, fein gebildeten Welt, nicht aber den des Volkes, das an seinem künstlerisch angelegten Plane, dem zierlichen Dialog und den sorgfältig entwickelten Charakteren weniger Geschmack fand als an der kräftigen Komik seines Vorgängers. Es lief oft aus dem Theater, wenn ein Stück von ihm aufgeführt wurde, um Seiltänzer und Athletenkünste anzusehen. Man erzählte sich, daß C. Laelius eigentlich die Stücke schreibe und Terenz und P. Scipio Africanus ihm dabei Helfer seien: wogegen Terenz sehr fein in dem Prologe zu seinen „Brüdern" („Adelphi") sich wehrt. Er war karthagischer Abkunft, etwa um 193 v. Chr. geboren, durch Seeräuber bald nach dem zweiten punischen Kriege aus seinem Vaterland entführt, verkauft, aber von seinem Herrn wegen seiner körperlichen und geistigen Vorzüge freigelassen worden. Er starb schon in seinem 34. Lebensjahre in Griechenland oder Asien, wohin er eine Reise gemacht hatte. Der große Diktator J. Cäsar urteilt von ihm sehr wahr, indem er auf Menander anspielt, den er nachahmte:

„Du auch, halber Menander, wirst unter die Besten gerechnet
Immer mit Recht, als Pfleger der reinen, geglätteten Sprache,
Wäre in deinen Gedichten der Milde gesellt noch die Urkraft
Echter Komik, so daß du an Ehren und Ansehn den Griechen
Gliechest und nicht darin zurückständst, wenig geachtet!
Das nur kränkt mich, Terenz, daß du des Einen ermangelst."

Als der Dichter sein erstes Stück, „Das Mädchen von Andros" („Andria"), den Ädilen anbot, wiesen ihn dieselben, wie man erzählt, an Cäcilius, den damals schon bekannten und beliebten Verfasser von Komödien. Er trat in ärmlichem Anzuge vor den gefeierten Mann, der gerade bei Tische saß, und nahm demütig auf einem niedrigen Sitze Platz. Nachdem aber der Kritiker einige Verse gelesen hatte, ließ er ihn neben sich niedersetzen und an dem Mahle teilnehmen, ehe er in der Lektüre fortfuhr. Auf seine Empfehlung wurde die Dichtung bei den megalensischen Spielen zur Feier der Mutter Cybele aufgeführt und fand großen Beifall.

Von Trauerspieldichtern nennen wir den Pacuvius, geboren um 219 v. Chr., einen Schwestersohn des Ennius, der zugleich Maler war und außer vielen, nach griechischen Mustern geschriebenen Stücken den „Paulus" verfaßte, worin er den Besieger des Perseus oder vielleicht auch dessen Vater, der bei Cannä gefallen, feierte. Er wurde 78 Jahre alt. Von ihm rühmte man echt römische Gesinnung und großartige Schilderungen von Naturscenen. Erhabener und volltönender soll der tragische Dichter Attius gewesen sein. Übrigens waren die römischen Tragödien mehr dramatisirte Geschichte als abgeschlossene

Kunstwerke, auch sind von ihnen nur wenige Fragmente erhalten. Das Volk nahm geringen Anteil daran; es wendete sich lieber den Atellanen (Volkspossen), den Satiren (dramatisirten Lebensbildern) und den Mimen zu. Letztere waren gleichfalls Bilder aus dem Volksleben in Dialogen, aber mit Musik und Tanz verbunden. Alle diese Spiele wurden jetzt künstlerisch weiter entwickelt und für die dramatische Aufführung hergestellt.

Wir haben schon früher bemerkt, daß in alter Zeit die römische Jugend solche Spiele aufführte und dabei Masken von Baumrinde verwendete. Auch jetzt noch gab es solche Possen, als Nachspiele der Tragödien; und je grauenhafter und haarsträubender sie waren, desto begieriger war das Volk, sie anzusehen. Diesen Spielen entsprachen die Masken, die außer den gewöhnlichen Personen bald groteske Kyklopen, bald schlangenhaarige Furien oder Gorgonen, bald greuliche Lamien oder andern Spuk vorstellten.

Tragische Masken.

Zur Zeit des Plautus traten in der Komödie die Schauspieler ohne Masken auf; allein später, schon in den Stücken des Terenz, führte man die griechischen Charaktermasken ein. Sie bedeckten den ganzen Kopf, waren mit künstlichen Haarfrisuren versehen und nach feststehenden Typen zur Unterscheidung des Alters, Geschlechtes, Standes und besonders des tragischen oder komischen Gegenstandes geformt. Man hatte ungefähr 25 tragische Masken und über 40 für die komische Bühne.

Obgleich bei den scenischen Spielen der griechische Chor wegfiel, mußten doch Musik und Tanz eine große Bedeutung gewinnen, da die Menge dabei mehr Unterhaltung fand, als wenn sie dem geistreichsten Dialog folgte. Daher fügte man zu den Pfeifen und Flöten noch das früher verachtete griechische Saitenspiel, nämlich verschiedene Arten von Lyren und besonders das größere Barbiton, das voller tönte und daher in dem weiten Halbrund des Theaters

besser gehört wurde. Die Anwendung dieser und anderer Instrumente war sehr mannigfaltig. Es gab Musikmeister, welche die zu spielenden Weisen setzten, nach Art unserer Komponisten. Sie bedienten sich dazu, wie die Griechen, der Buchstaben, was ungemein schwierig zu erlernen und doch unvollkommen war. Nach dem Rhythmus der Instrumentalmusik richteten sich die eingelegten Gesangstücke und die Tänze. Letztere dienten dazu, durch Schritt, Stellung und Bewegung eine Handlung auszudrücken. Die Mimen, in welchen immer mehr Musik und Tanz Hauptsache wurden, gestalteten sich allmählich zu Pantomimen; später, besonders unter den Kaisern, gingen sie ganz in das Ballet über.

Was die ernsten Wissenschaften betrifft, so konnte sich Rom um so weniger dagegen abschließen, als sie vielfach ins praktische Leben eingriffen. Die Rechtswissenschaft und Beredsamkeit waren längst praktisch geübt worden; jetzt suchte man sie theoretisch zu entwickeln und auszubilden.

Scene aus der „Andria" des Terenz.

Da mußte man denn wieder die Meisterschaft der Griechen anerkennen. Dazu kam, daß pergamenische und athenische Gesandte, Männer von ausgebreiteten Kenntnissen, in Rom anlangten und durch öffentliche Vorträge zeigten, wie ein vollendeter Redner und Staatsmann der Philosophie oder Weltweisheit gar nicht entbehren könne. Einer derselben verteidigte z. B. den Satz, daß Ausübung der strengsten Gerechtigkeit in dem Staate notwendig und die höchste Tugend sei, und begeisterte dafür alle Zuhörer.

Am andern Tage nahm er mit demselben Erfolg die herkömmliche Weltklugheit in Schutz. Diese Beredsamkeit und Philosophie erregte solches Aufsehen, daß Cato auf schleunige Abfertigung der gemeinschädlichen Gesandtschaft drang. Indessen ungeachtet des Widerstandes der ehrlichen Männer von altrömischer Gesinnung wurden Schulen und Lehrsäle der Rhetorik eingerichtet und die Beredsamkeit als Kunst gelehrt. Doch standen die Redner dieser Zeit

auf eignem Boden. Ihre Reden bewegten sich um Vaterland, Volk, heimische Gesetze und Verhältnisse; sie erweiterten durch griechische Philosophie ihren Gesichtskreis, büßten aber dadurch keineswegs ihre Eigentümlichkeit ein. Berühmte Redner waren: P. Licinius Crassus, der in Asien gegen Aristonicus von Pergamus fiel, und M. Antonius, der Großvater des Triumvirs. Sie überließen sich dem Gefühle und rissen dadurch ihre Zuhörer mit sich fort, waren aber nicht frei von dem Einfluß der griechischen Vorbilder.

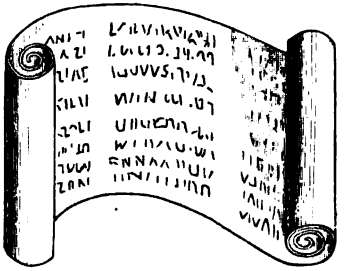
Wie in anderen Wissenschaften, hielt sich auch in der Beredsamkeit der wackere Cato von allem ausländischen Wesen fern. „Den Gegenstand halt' fest, so folgt das Wort", diesen Ausspruch, der für alle Zeiten Geltung hat, beobachtete er stets, und er machte dadurch oft die künstlichen Reden seiner Gegner zunichte. Er verfaßte in diesem Sinne eine Sammlung von eigenen Reden und von solchen, die er selbst gehört hatte. Er führt darin die Zuhörer unmerklich auf den von ihm beabsichtigten Punkt und zur Billigung dessen, was der Gegenstand seiner Rede ist. Oft schaltet er Erzählungen, lebhafte Schilderungen und Anekdoten teils ernsten, teils scherzhaften und selbst burlesken Inhalts ein, wie unter anderem die von dem jungen Papirius, den sein Vater nach römischer Sitte in den Senat mitnahm. Die neugierige Mutter fragte zu Hause den Knaben nach dem Gegenstande der Beratung und drang mit mütterlicher Autorität auf Antwort. In seiner Verlegenheit erwiderte er, man habe in Erwägung gezogen, ob künftig ein Mann zwei Frauen, oder eine Frau zwei Männer haben solle. Voll Bestürzung eilt die Matrone zu ihren Nachbarinnen, und diese tragen die Mär weiter, so daß sie sich durch die ganze Stadt verbreitet. Am folgenden Tage ist die Kurie von Frauen wie von feindlichen Heerhaufen umlagert, welche sämtlich die Väter mit der dringlichen Petition bestürmen, sie möchten beschließen, daß künftig eine Frau zwei Männer haben dürfe. Die Väter wußten sich weder die ungewöhnliche Aufregung, noch die seltsame Bitte zu erklären, bis endlich der Knabe Aufschluß gab. Forthin blieb die Kurie den adeligen Knaben verschlossen. — Als eine der besten Reden Catos galt die für die Rhodier, die im Kriege gegen Perseus neutral geblieben waren und selbst den König begünstigt hatten. Man hoffte reiche Beute und war daher zum Rachekrieg geneigt. Der Redner zeigte den Zuhörern, daß man etwas zu strafen beabsichtige, was die Rhodier hatten thun wollen, und kommt zu dem Schlusse, daß in diesem Falle niemand straflos sei. „Man sagt", fährt er fort, „die Rhodier seien übermütig. Zürnt ihr darüber, daß jene etwas sind, was ich wenigstens nicht wünsche, daß es mir und meinen Kindern nachgesagt werde?"

Auch eine Anzahl von Musterbriefen schrieb der vielseitige Mann in seinem höheren Alter nieder, ein sehr praktisches Buch über den Landbau, das noch ziemlich vollständig erhalten ist, und endlich auch eine Urgeschichte von Italien. In dem letzteren Werke erzählt er kurz die Königsgeschichte, dann giebt er statt der Namenregister der Beamten die Entstehung der meisten italischen Städte, hierauf berichtet er über die Kriege vom ersten punischen bis zum lusitanischen, und zwar nicht ohne kritischen Scharfsinn und interessant durch Schilderungen und eingeflochtene Reden. Das Buch, soweit die Fragmente ein Urteil erlauben,

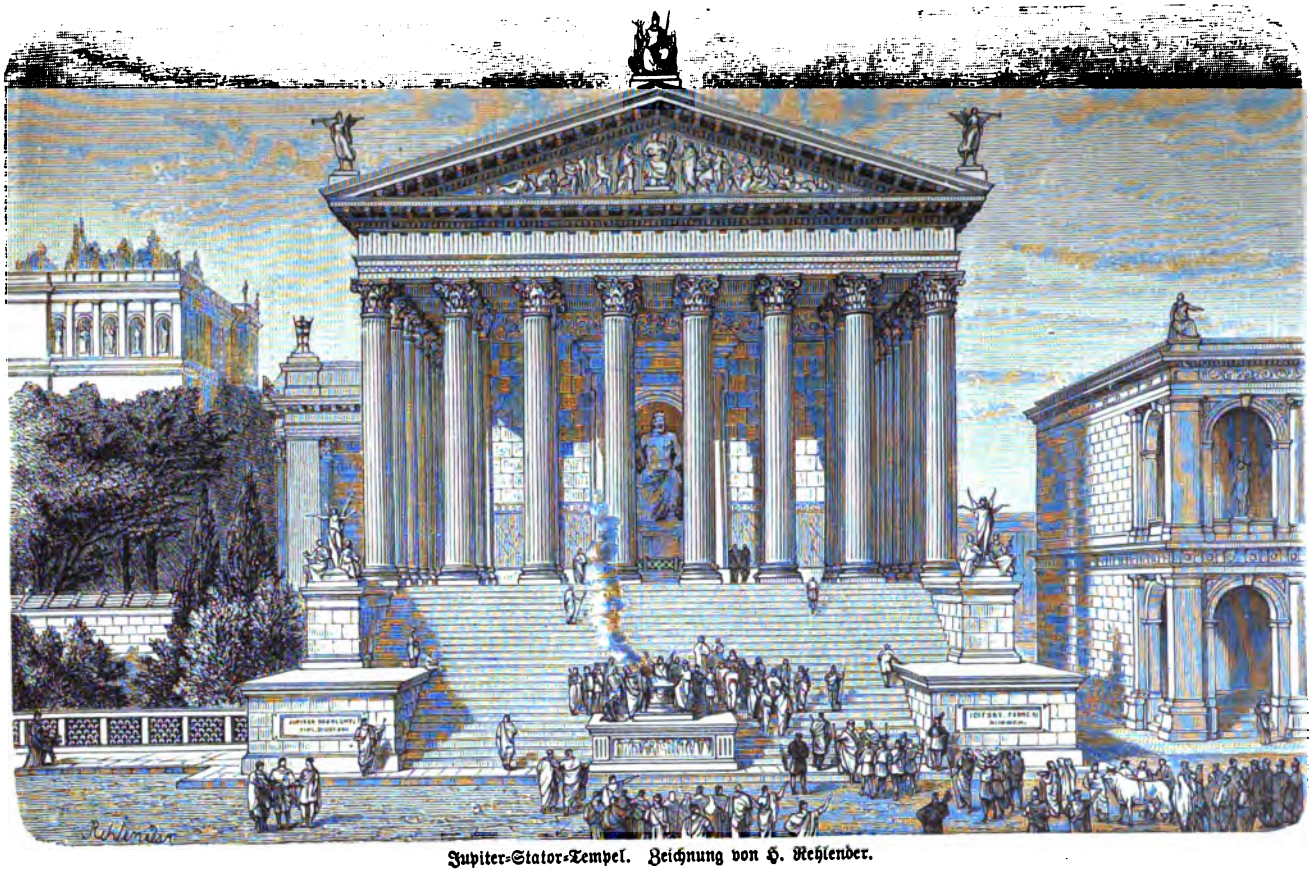
ist schmucklos, einfach, zum Teil im Geiste Herodots geschrieben; es wurde aber wegen seiner Einfachheit und Prunklosigkeit später wenig gelesen. Alle diese Werke verfaßte Cato für seinen Sohn, dessen Erziehung er nicht Sklaven überließ, wie andere vornehme Römer bei ihren Kindern thaten, sondern den er selbst zum tüchtigen Manne zu bilden suchte. Wir erwähnen hier nur noch den großen Geschichtschreiber Polybius, der freilich ein Grieche war und in griechischer Sprache schrieb, aber in seinem Geschichtswerke das Römertum richtig auffaßte. Er stellte die sorgfältigsten Forschungen an, machte deshalb große Reisen, war selbst angesichts der Belagerung Karthagos bei dem jüngeren Scipio, um seine pragmatische Geschichte von den Anfängen Roms bis zu dessen Weltherrschaft nach Überwältigung Karthagos, Makedoniens, Griechenlands und Asiens der Wahrheit gemäß zu entwerfen. Er schildert die Begebenheiten nach ihrem Ursprung und den notwendigen Folgen; er zeigt namentlich, wie die Größe Roms durch dessen mit tiefer Einsicht und Konsequenz geleitete Politik, sowie durch die verwendeten kriegerischen Mittel habe erwachsen müssen. Er beurteilt das Ganze mit großem Scharfsinn; aber für das Einzelne, für die Vorgänge und die Kämpfe im menschlichen Gemüt, die wahre, innere Größe des Charakters unter allem Wechsel des Schicksals hat er kein Verständnis. Sein Werk, von welchem wir leider nur fünf Bücher besitzen, ist von höchster Wichtigkeit, wenn es auch nicht erwärmt und begeistert, wie das des großen Thukydides.

Vor Cato entwarfen der Senator Q. Fabius Victor, dann L. Cincius, beide zur Zeit der punischen Kriege, römische Geschichtsbücher in griechischer Sprache, aber ohne kritisches Urteil, so daß sie höchst unglaubhafte Dinge berichteten. Desgleichen schrieb C. Acilius griechisch. Erst Ennius verfaßte seine Annalen lateinisch, und zwar in gebundener Rede. Fortan drängte ebenso der Thatenruhm des Volkes zur Geschichtschreibung, wie die bürgerliche Verfassung zur Redekunst, und auf beiden Feldern haben die Römer in der folgenden Periode die bedeutendste litterarische Thätigkeit entfaltet.

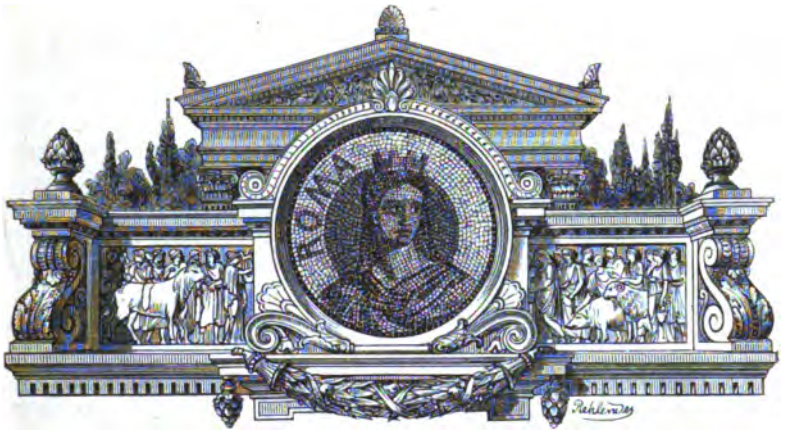
So wurden denn bereits in dieser Periode zahlreiche Schriften verfaßt. Die Bücher rollte man um Stäbchen, was gegenwärtig das Lesen sehr unbequem machen würde. Allein man schrieb auf Papyrus, einen Stoff, der, biegsam und geschmeidig wie Leinwand, sich leicht aufrollen und ausbreiten ließ.



Ein römisches Buch.
(Nach einem pompejanischen Wandgemälde).



Jupiter-Stator-Tempel. Zeichnung von H. Rehlender.



Architektur.

„Verschanzt in Decken, sitzend drinnen im heiligen Raum,
Die scherzenden Laren malt' er mit dem Ochsenschwanz,"

so besang der Dichter Nävius spottend den Maler Theodotus, der mit seinen Schildereien mehrere Tempel dekorirte. Auch M. Pacuvius und Plautius Lyco werden als Maler genannt. Welchen Wert ihre Gemälde hatten, läßt sich aus Mangel an Nachrichten nicht beurteilen; doch waren sie schwerlich von großer Bedeutung. Überhaupt haben es die Römer in dieser Kunst, sowie in der Bildhauerei, nicht weit gebracht. Dagegen entfaltete der Geist, der sie zur Herrschaft über Land und Meer emportrug, in den Werken der Architektur seine gewaltige Kraft. Groß, staunenswürdig, wenn auch nicht so schön, wie die Griechenlands, waren diese Werke, von denen wir bereits das kapitolinische Heiligtum, die Kloaken, die Heerstraßen, Wasserleitungen, Basiliken und andere Bauten angeführt haben. Wir müssen hier die fortschreitende Entwicklung der Baukunst darzustellen versuchen; doch können wir bei Anführung baulicher Monumente nicht immer auf die Zeit Rücksicht nehmen, da diese vielfach unbestimmt ist. Übrigens lernten die Römer auch auf diesem Felde von den Griechen; aber sie ahmten nicht sklavisch nach, sondern bildeten das Empfangene in dem ihnen eigentümlichen Charakter aus.

Zu Anfang des vorliegenden Zeitabschnittes wendete man gewöhnlich die etruskische oder toskanische Bauordnung an, die jedoch nach und nach mehr ausgebildet wurde. Man behielt für Tempel die Form eines etwas länglichen Rechtecks der Grundfläche bei, suchte dagegen die Verhältnisse und Gliederungen in ein schönes Ebenmaß zu bringen. Die Säulen wurden, was Basis, Schaft und Kapitäl betrifft, zierlicher, der hohe Säulenstuhl reicher verziert, die unförmliche Ausladung und Höhe des Gebälkes sowie die unsymmetrische Erhebung des Giebels etwas verringert, die Balkenköpfe über dem Architrav durch den Fries ersetzt. Alte Gebäude freilich, wie der Tempel der kapitolinischen Gottheiten (Jupiter, Juno, Minerva) mit seinen drei Zellen und der aus drei

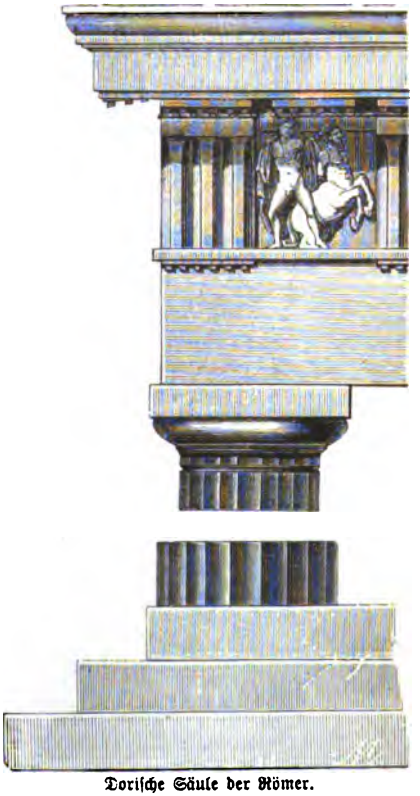
Säulenreihen gebildeten Vorhalle, blieben in ihrer altertümlichen Form. Die kleineren Gebäude dieser Ordnung, und auch viele von vorherrschend griechischen Formen, waren einfache Prostyle, d. h. sie hatten an der Frontseite eine einfache Säulenreihe. Abweichend davon und ganz eigentümlich war der von Camillus erbaute Concordientempel am nördlichen Rande des Forums, wo der Hügel des Kapitols aufsteigt. Durch mächtige Unterbauten war eine quadratförmige Fläche gewonnen, deren nördliche Hälfte die querliegende Zelle in Form eines rechteckigen Saales einnahm, während in der südlichen Hälfte die auf beiden Seiten eingerückte, weit schmälere Vorhalle mit sechs Säulen an der Fronte vorsprang. Eine Freitreppe führte vom Forum nach dem prächtigen Heiligtume, wo sich der Senat oft versammelte. Unmittelbar hinter demselben erhoben sich die stattlichen Mauern, welche eine zweite Terrasse stützten. Auf dieser stand und steht noch jetzt eine Reihe von Arkaden; sie bildete die Façade des Tabulariums, in dessen ausgedehnten Räumen das Reichsarchiv aufbewahrt wurde.

Etruskische Säule.

Häufig wurden schon in vorstehender Periode die griechischen Ordnungen in Anwendung gebracht, und zwar zunächst die dorische, die mit der toskanischen in vielen Stücken übereinstimmt. Indessen nahmen die Römer doch manche Veränderungen vor, die der Schönheitssinn der Griechen verwarf. Einfach, die energische Kraft bezeichnend, strebt die dorische Säule am Parthenon zu Athen aus dem Boden empor; die Römer fügten eine gegliederte Basis zu; sie erhöhten den Säulenschaft, ebenso den Fries, während die Höhe des Architravs verkürzt wurde. Diese Verhältnisse zeigte unter andern der Tempel des Quirinus, der, freilich in viel späterer Zeit erbaut, den Quirinalischen Hügel krönte. Er war ein Dipteros, d. h. ein von zwei Säulenreihen umgebener Bau, dessen Doppelhallen von 79 Säulen getragen wurden.

Mehrere Tempel in Rom und der Umgegend zeigten ferner die Anwendung der ionischen Bauart. Es gehört hierher ein kleines Heiligtum zu Tivoli, dessen Ruinen noch jetzt erhalten sind. Es war ein Pseudoperipteros, d. h. ein Bau, dessen Vorhalle auf einer einfachen Säulenstellung ruhte, dessen Langseiten aber nicht mit freistehenden, sondern mit angefügten Halbsäulen dekorirt waren. Eine doppelte Säulenstellung in der Vorhalle hatten der

Tempel der Männer-Glücksgöttin und der des Saturn am Forum. Aus den noch vorhandenen Überresten geht hervor, daß die römischen Meister von dem reinen ionischen Stile abwichen. Namentlich wurden die Spirallinien der Voluten minder sorgfältig ausgeführt, der verkürzte Architrav durch Horizontallinien dreifach geteilt und noch andere Abweichungen angewandt, die keineswegs zur Verschönerung beitrugen. Häufig wurde die ionische Architektur im Innern der Gebäude angewendet. Da diente eine ionische Kolonnade gewöhnlich zur Basis für eine darüber angebrachte korinthische. Es entstand dadurch über ersterer eine Galerie, zu welcher Treppen führten. Eine solche Einrichtung hatten auch bisweilen die Basiliken. Die Römer hatten sie wahrscheinlich der öffentlichen Halle in Athen nachgebildet, wo der Archon-Basileus zu Gerichte saß. Sie bestimmten dieselben anfänglich zu Versammlungssälen für das Volk, besonders für Geschäfts- und Handelsleute, dann verlegten sie auch die Tribunale der Prätoren und anderer Magistratspersonen dahin. Diese prachtvollen Gebäude hatten fast immer die Form von Rechtecken und bildeten entweder nur einen von mächtigen Pfeilern getragenen Saal, oder der innere Raum war durch Kolonnaden der Länge nach in drei oder, bei größeren Bauten, in fünf Schiffe geteilt. Das erhöhte Tribunal war in Form eines Halbkreises ausgeführt, der eine der schmalen Seiten unterbrach.



Dorische Säule der Römer.

Verschiedene Säulenordnungen wurden ferner bei Anlagen in Anwendung gebracht, die sich terrassenförmig an einer Höhe hinaufzogen. Von dieser Art war der oben beschriebene Concordientempel, den die Arkaden des Tabulariums überragten. Sie wurden übertroffen von den Bauten zu Präneste, deren Überreste noch jetzt bewundert werden. Mächtige Terrassen erhoben sich über einander bis zur halben Höhe des Berges. Die mittlere derselben ruhte auf sogenannten kyklopischen Mauern, gehörte also der ältesten Zeit an. Diese Bauten erweiterte man späterhin nach unten, wie nach oben. Man denke sich den Anblick, dessen der Wanderer sich erfreute, der auf der Heerstraße am Fuße des Berges dahinschritt. Ein imposanter, von Pfeilern getragener Bogengang begrenzte hier die Anlage. Darüber stiegen Mauern empor, die eine mit

mehreren Baſſins, mit Baumgruppen und Bauwerken verzierte Terraſſe ſtützten. Eine breite Treppe führte weiter zu einer zweiten Ebene, deren Mitte zwei durch einen Säulengang verbundene Gebäude einnahmen. Ähnliche mit Architektur geſchmückte Terraſſen erhoben ſich in dritter, vierter und fünfter Reihe, bis man endlich auf halbkreisförmigen Stufen zu dem Tempel der Fortuna gelangte, deſſen glänzende Säulen über die geſamte Anlage emporragten.

Ioniſche Säule der Römer.

Obgleich von dem Tempel ſelbſt keine Überreſte erhalten ſind, ſo läßt ſich doch annehmen, daß er mit dem reichſten architektoniſchen Schmucke, mit korinthiſchen Säulen, verſehen war, deren ſich die Römer bei ihren Prachtwerken faſt immer zu bedienen pflegten. In der That eignet ſich auch die korinthiſche Ordnung zu einer Architektur, die durch Großartigkeit in Maſſen wie in Formen zu wirken ſuchte; die römiſchen Meiſter verſtanden es, dieſer Ordnung eine Ausbildung zu geben, die dem beabſichtigten Zwecke entſprach. Sie bildeten das Kapitäl in Form eines ſchlanken Kelches, woraus zwei oder drei Reihen Blätter mit zierlich ausgezackten, überhängenden Spitzen hervorquollen. Sie fügten Blumen und kleine Voluten (Schnecken) hinzu, welche den geſchweiften Abacus (Deckplatte) umrankten und gleich weichen Polſtern zu tragen ſchienen. Der Fries wurde mit reichem Bildwerk verſehen, das Kranzgeſims mit Zahnſchnitten und ſchön gearbeiten Sparrenköpfen. In ſpäterer Zeit verband man mit den Blättern des Kapitäls die ausgebildeten ioniſchen Voluten, wodurch allerdings Überladung entſtand. Die korinthiſche Ordnung wurde mit entſchiedener Vorliebe angewendet; ſie findet ſich daher an den meiſten Gebäuden, die auf unſere Zeit gekommen ſind. Daß man auch hier und da Elemente verſchiedener Ordnungen an Bauwerken vereinigte, beweiſt der Jupitertempel zu Pompeji. Die Vorhalle desſelben, die auf ſechs Säulen in der Fronte und auf je vier zu beiden Seiten ruht, nimmt mit einem Vorbau und der Treppe einen Raum ein, welcher dem des eigentlichen Heiligtums gleichkommt.

Letzteres hat im Innern auf den beiden Langseiten je acht ionische Säulen, welche eine Galerie mit eben so viel korinthischen Säulen trugen. Es ist demnach an diesem Gotteshause die toskanische Grundform mit der korinthischen und ionischen Säulenordnung verbunden.

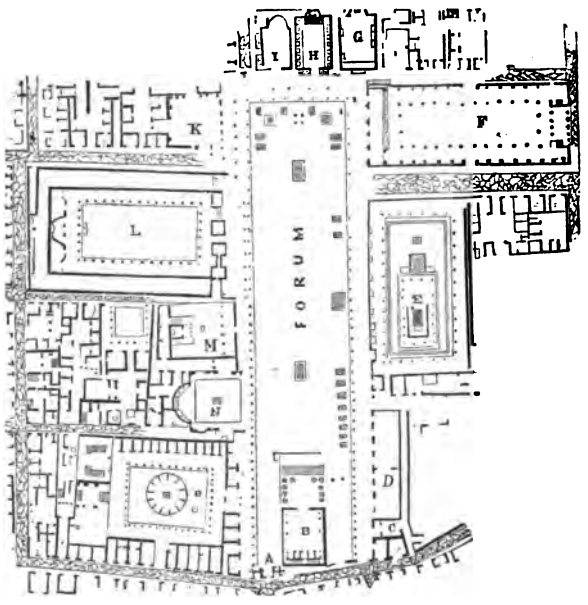
Gewöhnlich waren die Tempel freistehend und von besonderer Einfriedigung umgeben, die man gleichfalls architektonisch verzierte. Um den Venustempel zu Pompeji zog sich ein Portikus von korinthischen Säulen, während sich an der rechten Seite nach außen eine zum Forum gehörige dorische Kolonnade anschloß. Ein gemeinschaftlicher, von Säulenhallen umfriedigter Hof umgrenzte die beiden, dem Jupiter und der Juno geweihten Tempel an der westlichen Seite des Kapitols zwischen diesem und der Tiber. Eine der Hallen hatte schon Metellus Macedonicus angelegt; unter dem ersten Kaiser wurde sie zur prachtvollen Einfriedigung der beiden Gotteshäuser erweitert, die mit ihren mächtigen korinthischen Säulen hoch darüber emporragten. Eine nicht minder künstlerische Anlage zeigten die Kurien, in welchen sich der Senat versammelte. Solche haben sich zwar nicht erhalten; sie waren aber aller Wahrscheinlichkeit nach dem Concordientempel ähnlich, den wir oben beschrieben haben.

Korinthische Säule vom Jupiter-Stator-Tempel in Rom.

Die Curia Hostilia lag an dem römischen Forum; es war überhaupt Sitte, solche Versammlungspaläste an öffentliche Plätze zu legen. Nun hatte man in Rom außer dem großen Forum, dem Mittelpunkte des politischen Lebens, wegen der wachsenden Bevölkerung die Anlagen anderer Foren für notwendig erachtet. Diese später eingerichteten Marktplätze wurden nach architektonischen Regeln angelegt. Man kaufte die Häuser, welche den bestimmten Raum einnahmen, riß sie nieder, ebnete den Platz in Form eines länglichen Rechtecks und umgab ihn mit Säulenhallen, Tempeln und andern imposanten Prachtbauten. Freilich der Öl-, Ochsen- und Gemüsemarkt waren nicht so reich dekorirt; die Foren aber, welche in der Kaiserzeit errichtet wurden, waren prächtig

ausgestattet. Das Forum des Julius Cäsar umschlossen doppelte Säulenhallen, über welche sich stolz und frei der Tempel der Venus Genitrix mit seiner Façade von acht korinthischen Säulen und einer Reiterstatue erhob. Es war, als ob die ganze Anlage nur zum Schmucke des Gotteshauses vorhanden wäre. Manche Tempelhöfe mögen schon in jener Zeit solchen Foren geglichen haben. Namentlich war dies wohl der Fall mit der Umgegebung des Tempels des Jupiter Stator.

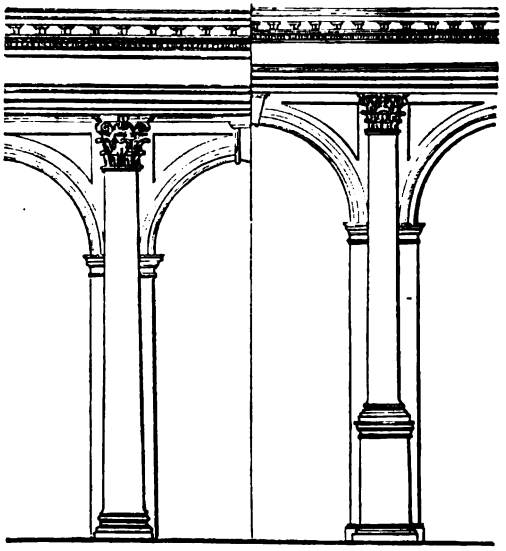
Als die römische Herrschaft sich ausbreitete und römisches Wesen überall Eingang fand, wurden auch in andern Städten, besonders in den griechischen Unteritaliens, Foren angelegt. Sie bildeten den Mittelpunkt des städtischen Verkehrs; man umgab sie nach dem Muster des römischen mit Hallen und öffentlichen Gebäuden; man schmückte sie mit Statuen, Kolonnaden, Tempeln und andern Prachtbauten; man verlegte dahin die Sitze der städtischen Magistrate, der polizeilichen und richterlichen Behörden; man hielt daselbst öffentliche Spiele, feierliche Umzüge, gemeinschaftliche Versammlungen und Beratungen über städtische Angelegenheiten. In der wieder ausgegrabenen Stadt Pompeji ist uns ein solches Forum erhalten, wovon wir hier den Grundriß geben. Es befindet sich daselbst bei A der Hauptzugang, daneben bezeichnen B und weiter oben E Tempel, C ein öffentliches Gefängnis, D Magazine, F Basiliken, GHIK andere öffentliche Gebäude, L Kolonnaden, M Mercurs Tempel, N priesterliches Gebäude.



Forum von Pompeji aus späterer Zeit.

Eine den Römern eigentümliche Bauform, die sie nicht von den Griechen, sondern von den Etruskern entlehnten, war die Wölbung. Sie hatten dieselbe schon bei Anlage von Thoren, Brücken und Wasserbauten benutzt; indem sie davon bei öffentlichen Gebäuden Gebrauch machten, gaben sie diesen Monumenten Bekrönungen, die nicht imposanter gedacht werden können. Im Äußeren blieben zwar die horizontalen Linien vorherrschend, indem die Römer die Bogen auf Pfeiler wölbten, vor denen sie Säulen von einer der erwähnten Ordnungen mit oder ohne Säulenstuhl und mit einem eigentlich hier unnötigen, blos dekorativen Gebälk aufstellten; aber im Innern erhob sich über

den ganzen Raum das kühn und frei gespannte Gewölbe, mit reichem Bilderschmucke einen großartigen Abschluß bildend. War der Tempel ein Rechteck, so spannte sich die Bedachung in Form eines Tonnengewölbes über Vorhalle und Zelle, und das Innere war dann gewöhnlich an der Vorderseite mit Säulen, an den Langseiten mit Halbsäulen verziert. Man fing aber auch an, Rundtempel zu bauen, die vorzugsweise der Vesta und Diana, sowie dem Herkules und Merkur geweiht waren. Solcher Tempel hatte man zwei Arten. Die Gebäude der ersten Art ruhten auf einem kreisförmigen Unterbau, der um mehrere Stufen erhöht war. Auf dieser Basis war eine gleichfalls kreisrunde Säulenstellung geordnet, die das Gebälk trug.. Unmittelbar darüber wölbte sich das kuppelförmige Dach, dessen Mitte eine Blume oder ein anderes Ornament zierte. Ein solches Heiligtum, das man Monopteros nannte, war nur durch Gitterwerk, nicht durch Zellenmauern abgeschlossen; die Statue der verehrten Gottheit, in der Mitte des Baues aufgestellt, konnte daher von allen Seiten gesehen werden.



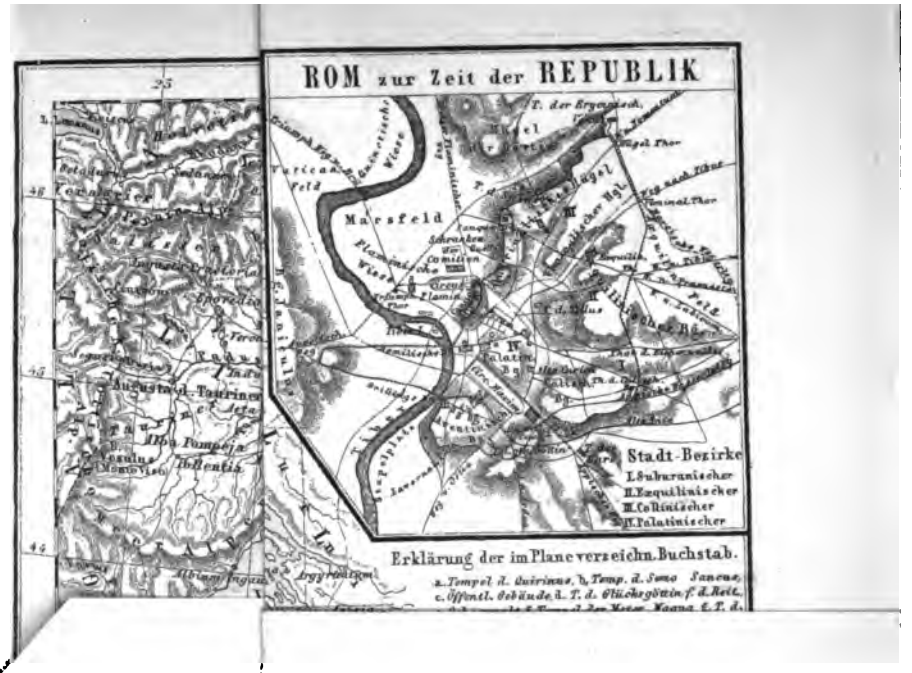
Einfache Bogenstellung. Bogenstellung zwischen Säulen auf Säulenstühlen.

Die Gebäude der zweiten Gattung von Rundtempeln hatten einen größern Umfang. Sie ruhten ebenfalls auf einer kreisförmigen Unterlage, und die Säulen waren in ähnlicher Weise geordnet. Die Kolonnade umschloß aber nicht einen freien Raum, sondern die kreisrunde, von einer schön dekorirten Thür und zwei Fenstern durchbrochene Zellenmauer. Das Dach über dem Gesimse schloß sich in sanfter Schwellung an die Kuppel an, welche die Zelle und zugleich den ganzen Bau krönte. Das Heiligtum der Vesta in der Nähe des Forums gehörte zu dieser Gattung von Rundtempeln. Noch wäre eine dritte Art von solchen Gebäuden zu erwähnen, deren Zellen ohne Portikus nur mit einer von Säulen getragenen Vorhalle geschmückt waren; allein das vollendetste Muster solcher Bauwerke, das riesenhafte, mit Recht bewunderte Pantheon, gehört erst sehr viel späteren Zeiten an. Wir wenden uns vielmehr nach dem Albanergebirge, wo das liebliche Tivoli an der Stelle des alten Tibur aus dunklen Hainen hervorblickt. Dort geben noch zehn ziemlich erhaltene Säulen Kunde von einem Heiligtume der Vesta, das noch dem altrömischen Glauben angehört und einst ein Wallfahrtsort für die gläubige Menge war.

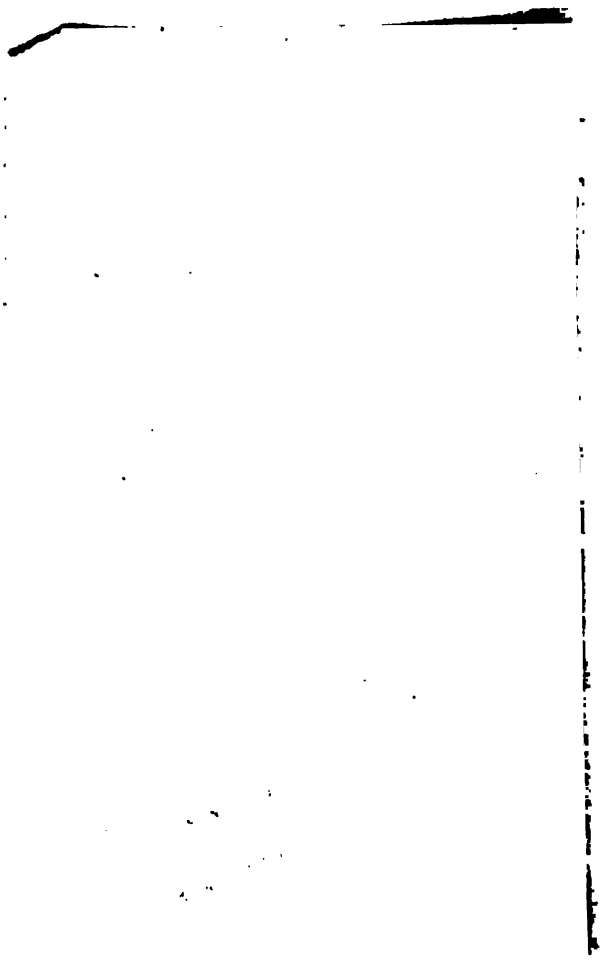
Dieſer meiſterhaft vollendete Rundtempel ſtand auf einem hohen, mit Geſims verzierten Unterbau. Zwanzig korinthiſche Säulen umgaben die kreisrunde Zellenmauer, welche das innere Gemach einſchloß und über das angrenzende Dach des Portikus hervorragte. Über dem Geſimſe, das ſie abſchloß, hob ſich in freier Schwingung die Kuppel mit einem ſorgfältig ausgearbeiteten Zierrate. Wir geben in der untenſtehenden Illuſtration eine Anſicht von dem Gebäude, das freilich erſt aus den letzten Zeiten der Republik herrührt; aber die mächtigen Olivenpflanzungen, die dämmernden Cypreſſen- und Pinienhaine, die zahlreichen Landhäuſer der Römer, das Orakel des Faunus, das einſt hier die Zukunft verkündigte, die hallende Grotte der Albunea können wir nicht in knappem Bilde geben. Das alles aber, Umgebung, Waldesdunkel, rauſchende Waſſer, friſche Bergluft, wie ſollte es nicht zugleich die Herzen der Frauen bewegt haben, die zu dem Heiligtume wallten, um der keuſchen Veſta ihr Opfer darzubringen?

Veſta-Tempel zu Tibur.

Ende des erſten Bandes.


ROM zur Zeit der REPUBLIK
Marsfeld
Stadt-Bezirke
I. Suburanischer
II. Exquilinischer
III. Collinischer
IV. Palatinischer
Erklärung der im Plane verzeichn. Buchstab.
a. Tempel d. Quirinus, b. Temp. d. Sono Sancus,
c. Öffentl. Gebäude, d. T. d. Glücksgöttin f. d. Reit.

9 AM.



JAN 14 1915